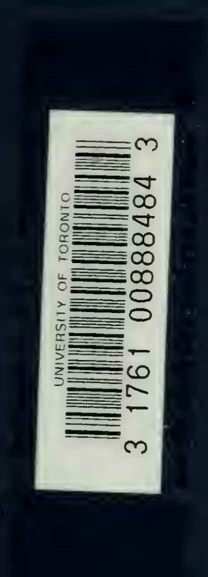
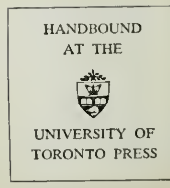

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00888484 3











Aus meinem Leben

und aus meiner Zeit.

Von

Ernst II.
Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.

Zweiter Band.

Sechste Auflage.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besserſche Buchhandlung.)
1889.

Inhalt des II. Bandes.

Sechstes Buch.

Die Jahre des Rückschritts.

Siebentes Buch.

Die orientalischen Wirren.

Achtes Buch.

Vorspiel ernsterer Kämpfe.

Neuntes Buch.

Der Krieg vom Jahre 1859.



Sechstes Buch.

Die Jahre des Rückschritts.



Erstes Capitel.

Dresdener Conferenzen.

Am 12. December 1850 ergingen von Berlin und Wien ähnlich lautende Einladungsschreiben zu den in Dresden abzuhaltenden Minister-Conferenzen an alle deutschen Regierungen.

Das österreichische, durch die Tagespresse hinlänglich bekannt gewordene Aktenstück war durch den bei den sächsischen Höfen beglaubigten Gesandten in Dresden, Grafen Kuefstein, im kurzen Geschäftsgang den Ministern der thüringischen Regierungen übersandt worden. Das Wiener Cirkularschreiben lag in einem autographirten Abzug der Depesche des österreichischen Gesandten bei.

Die Zwecke der Conferenzen waren lediglich aus einer ebenfalls abschriftlich mitgetheilten Instruction des österreichischen Cabinets für den Grafen Kuefstein zu ersehen. Bei der eingreifenden Wichtigkeit, welche man der Zusammenkunft voraussichtlich zuschreiben mußte, erschien die ausschließlich auf die früheren bundestäglichen Geschäftsformen sich stützende Anzeige des österreichischen Cabinets recht absichtlich, um die Ziele der Politik der beiden deutschen Großmächte auch äußerlich fühlbar zu machen. Was in dieser Beziehung in der Instruction erklärt worden war, sollte auch nicht bloß als die Ansicht einer einzelnen Bundesregierung angesehen werden, sondern stellte es als die Aufgabe der Minister kategorisch hin, von dem Grundsatze auszugehen, daß der deutsche Bund ein unauflöslicher sei und daß dessen Grundgesetze bis zur erfolgten Revision in unverbrüchlicher Gültigkeit beständen.

„Der leitende Gedanke bei dieser hochwichtigen Angelegenheit — hieß es weiter — sei jener, daß die Interessen der *Gesammtheit* einer *starken* Vertretung bedürfen, sowohl im Innern wie nach Außen hin“ u. s. w.

Die Depesche betonte alsdann noch ausdrücklich, daß die deutschen Regierungen ihre Bevollmächtigten bis zum 23. December nach Dresden entsenden sollten, damit daselbst nach der Analogie der Ministerial-Conferenzen des Jahres 1819 vorangegangen werden könne, eine Berufung von Geistern, die eben nicht sehr volksfreundlich aussahen.

Auch die Königsregierungen, und voran die sächsische, traten nunmehr mit einem erhöhten Selbstgefühl in der diplomatischen Arena auf. Weil man der Union so glücklich das Bein gestellt hatte, daß sie zu Falle kommen mußte, so nahmen einige Minister die Miene von Siegern an.

Eben in jene Tage geträumter Triumphe fiel meine Correspondenz mit dem Kriegsminister General von Rabenhorst in Dresden, wovon ich schon in einem früheren Capitel, soweit sich der Inhalt auf die localen, thüringisch-sächsischen Angelegenheiten bezog, Erwähnung gethan habe. Allein die Gelegenheit wollte man sich doch auch in jenem Augenblicke nicht entgehen lassen, mir das Sündenregister meines Verhaltens hinsichtlich der deutschen Bestrebungen noch besonders zu Gemüthe zu führen.

„Geruhen Euer Hoheit sich zu erinnern, — schrieb mir von Rabenhorst in dem oft erwähnten Briefe, — daß der Antrag auf Berufung der Unionsfürsten nach Berlin von Ew. Hoheit ausgegangen und Ew. Hoheit durch Persönlichkeit und Talent sehr einflußreiche Stellung im Reiche nichts weniger als das Interesse des Königshauses vertrat. Wie weit aber mein königlicher Herr und dessen Räthe entfernt gewesen, eine den Interessen der Herzogthümer feindliche Verbindung zu schließen, möchten Ew. Hoheit, abgesehen von allem Uebrigen, schon aus dem einen Grunde abzunehmen sich dringend veranlaßt finden dürfen, daß das königl. sächsische Ministerium sich in Wien sehr energisch gegen Einverleibung der schwächern Staaten und namentlich gegen die der Thüringischen in ein zu vergrößerndes Preußen ausgesprochen hat."

An einer andern Stelle des lehrreichen Briefes wurde mir zum Vorwurf gemacht, daß ich, im Gegensatze zur sächsischen Politik, die Reichsverfassung anerkannt hätte, wodurch das sächsische Ministerium nicht anders als sehr schmerzlich berührt werden mußte. Auch das Verhalten des sächsischen Gesandten Seebeck im Verwaltungsrathe der Union, sowie die bekannte Affaire meines Geschäftsträgers von Elsholtz in München brachte von Rabenhorst in seinem Eifer gegen mich vor. Man hatte Seitens der in Frankfurt vereinigten Regierungen den festen Glauben, daß sich nunmehr alles beugen und glücklich sein müsse, wenn der alte Bund nicht einige der renitenten Fürsten zur Verantwortung ziehen würde.

Herr von Beust hatte zwar, wie ich gerne glaube, noch die ehrliche Hoffnung, daß eine Reform des Bundes auf den Conferenzen zu Stande kommen werde, aber die augenblickliche antipreußische Stimmung machte doch das Gelingen aller wirklichen Einheitsversuche von vornherein im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Unter diesen Umständen wäre es von höchster Wichtigkeit gewesen, daß von den Fürsten der Union in Berlin noch einiger Einfluß durch Aufrechthaltung des Fürsten-Collegiums zu behaupten gesucht und daß eine Verständigung über die

Haltung der unionstreuen Regierungen bei den Dresdener Conferenzen angestrebt worden wäre.

Und obwohl sich die Mitglieder des Fürsten-Collegiums im Laufe des Decembers mehr und mehr verloren und schließlich außer Herrn von Bülow, als Vorsitzendem, nur noch Lübeck und die sächsischen Staaten anwesend blieben, so hatte doch selbst der König die Fortdauer und Thätigkeit des Fürsten-Collegiums auch noch während der Dresdener Conferenz gewünscht. Ebenso wurde die Demobilisirung, welche Mitte des Monats angeordnet worden war, theilweise wieder zurückgenommen und bestimmt, daß Artillerie und Cavallerie noch ferner im Stande der Mobilmachung verbleiben sollten.

Das preußische Cabinet hatte im Namen des Königs die Einladungsschreiben zu den Conferenzen ergehen lassen und hütete sich sorgfältig dabei in den Ton zu verfallen, welchen die österreichische Regierung in der Bezeichnung der Aufgaben der Verhandlungen angeschlagen hatte. Auch wurde noch immer die Möglichkeit besonderer Vereinigungen innerhalb des gesammten deutschen Bundes ins Auge gefaßt, wenn es in dem preußischen Cirkularschreiben hieß:

„Wir haben die feste Zuversicht, daß aus dieser Berathung eine Vereinbarung hervorgehen werde, auf welcher den Interessen der Gesammtheit eine kräftige und umfassende Vertretung, der innern Wohlfahrt des gemeinsamen Vaterlandes eine gedeihliche und heilsame Entwickelung, dem neu gekräftigten Deutschland eine seiner Bedeutung im europäischen Staatensystem entsprechende Stellung gesichert und somit den gerechten Wünschen der Nation eine volle Befriedigung gewährt werden könne, ohne daß die freie und eigenthümliche Bewegung der einzelnen Bundesglieder nach eigenem Bedürfniß gehindert werde".

Um ein einheitlicheres Wirken unter den befreundeten Regierungen möglich zu machen, wurde Herr von Bülow am 19. December veranlaßt, den noch versammelten Bevollmächtigten des Fürsten-Collegiums eine vertrauliche Mittheilung über die Zielpunkte zu machen, welche Preußen bei den Dresdener Conferenzen ins Auge gefaßt hatte.

Dieses Schriftstück, welches noch durchaus in dem Geiste des engern Bundesstaats verfaßt war und von den Unionsregierungen mit vollem Beifall aufgenommen wurde, konnte damals mit Recht als die äußerste Grenze der Zugeständnisse angesehen werden, welche Preußen dem österreichischen Cabinet zu machen beabsichtigte.

Leider zeigte der Gang der Dresdener Verhandlungen, daß auch diese Positionen von Preußen nicht aufrechterhalten wurden, und so ließ sich in der That nicht leicht ein schlimmeres Urtheil über die Manteuffel'sche Politik gewinnen, als wenn man ihre Zielpunkte mit ihren Dresdener Resultaten verglich.

I. „Die Aufgabe der freien Ministerial-Conferenzen", so hieß es in der preußischen Denkschrift, „besteht darin, eine neue Verfassung des deutschen Bundes, wenn auch zunächst nur in ihren allgemeinen Grundzügen und vor allem ein neues Centralorgan desselben zu schaffen. Daß aber, wenn dieser Zweck wider Verhoffen in Dresden nicht erreicht werden sollte, die Bundesverfassung, wie solche vor der Auflösung der Bundesversammlung bestand, eo ipso wieder in Kraft und die Bundesversammlung in ihrer damaligen Gestalt und mit den durch die beiden Grundgesetze des Bundes ihr beigelegten Attributionen wiederhergestellt sei, — kann und wird von der königl. preußischen Regierung nicht eingeräumt."

II. „Die kgl. preußische Regierung findet sich um so weniger veranlaßt, auf den gedachten Conferenzen in Antrag zu bringen, daß dem neu zu schaffenden Bundes-Central-Organ eine aus dem gesammten Bundesgebiete periodisch zusammenzuberufende ständische Vertretung an die Seite gestellt werde, als das kaiserl. österreichische Gouvernement sich in den vorläufig stattgehabten Besprechungen gegen eine solche Einrichtung erklärt hat."

„Ein hervortretendes Bedürfniß wird dann durch eine engere Verbindung der bezüglichen Staaten zu diesem Zwecke befriedigt werden müssen, wozu Preußen wiederholt seine Bereitwilligkeit bethätigen wird. Anderseits würde die königl. preußische Regierung es ihrer Stellung nicht angemessen finden, den auf eine derartige Vertretung am Bunde gerichteten, gehörig substanziirten Anträgen ihre ernstliche und reifliche Prüfung zu versagen. Die endliche Feststellung der Landestheile, aus welchen der weitere Bund sich bilden wird, muß bei Behandlung dieser Frage wesentlich in Betracht gezogen werden."

III. „Die kgl. preuß. Regierung wird auf den freien Ministerial-Conferenzen ihr Bestreben zuvörderst auf folgende Punkte richten:

a) daß das neue Bundes-Central-Organ aus einer angemessenen Stimmenzahl, unter Vermeidung jedes Gruppirungssystems, nach Analogie des engern Rathes der Bundesversammlung zusammengesetzt werde, dabei aber die besondern Verhältnisse der Großmächte zu einander und im deutschen Bunde in entsprechender Weise zu gleichberechtigter Geltung kommen;

b) daß die Executive im Bunde der neuen Gestaltung des Letztern gemäß neu und in einer Weise regulirt werde, daß sie für eine starke Aufrechthaltung der Autorität genügende Garantie gewährt;

c) daß den Bundesgliedern das Unirungsrecht nicht beschränkt werde;

d) daß die Kriegsverfassung des deutschen Bundes ebenfalls den seit dem Jahre 1848 neu hervorgetretenen Bedürfnissen gemäß eine Neugestaltung erfahre;

e) daß hinsichtlich der ständischen Verhältnisse in Deutschland dem wirklich eingetretenen Rechtszustand diejenige volle Anerkennung wiederfahre, welche das auf den Rechtssinn der Regierungen gesetzte Vertrauen und die Rücksicht auf die Sicherstellung der Erfüllung der Bundespflichten erheischen*)."

In Uebereinstimmung mit den scheinbar so guten Intentionen des Ministers von Manteuffel sollten von den Unionsstaaten die Conferenzen, mindestens im Anfang, von den meisten Staatsministern selbst besucht werden. Während Preußen den Staatsminister Grafen von Alvensleben zu seinem Bevollmächtigten ernannte, rüstete sich Manteuffel selbst, um der Eröffnung der Conferenzen in Dresden beizuwohnen. Ebenso kam Schwarzenberg persönlich nach Dresden, um die Sitzungen zu eröffnen, und bevollmächtigte nachher den Grafen von Buol-Schauenstein mit der Leitung der Conferenzen.

Am 23. December fand im Brühl'schen Palais die erste Sitzung statt und Fürst Schwarzenberg hielt seinen Eröffnungs-Vortrag. Er unterschied sich so wenig von den alten Metternich'schen oft gehörten Behauptungen über die Vortrefflichkeit des alten Bundes und die Nothwendigkeit seiner Stärkung zum Zwecke der Fernhaltung aller Revolutionen, daß man ernstlich an ein Gentz'sches Concept aus dem Jahre 1819 oder 1820 erinnert werden konnte.

Es wird von Interesse sein, die prächtige Schilderung der Eröffnungssitzung zu lesen, welche mir ein so wahrhaft gemäßigter und verständiger Politiker, wie mein Minister Herr von Seebach, unter dem unmittelbaren Eindrucke des mit Erstaunen Vernommenen sofort gemacht hat.

„Euere Hoheit werden meinem Berichte mit gespannter Erwartung entgegensehen, leider bin ich aber nicht in der Lage, irgend etwas Befriedigendes melden zu können. Am 23. Mittags 2 Uhr erfolgte die feierliche Eröffnung der Conferenzen in dem dazu hergerichteten Lokal des Brühl'schen Palais."

„Der Act begann mit einer Anrede des Fürsten Schwarzenberg, auf welche zunächst der hiesige Minister von Beust, dann Minister von Manteuffel und endlich Herr von der Pfordten (als Repräsentant der dritten Großmacht) kurze Gegenreden folgen ließen. Fürst Schwarzenberg hielt sich in seiner Anrede ganz auf dem österreichischen Standpunkte; er schilderte die Vorzüge der alten Bundesverfassung mit ziemlich lebhaften Farben, gestand jedoch zu,

*) Die Wiederholung des Wortlauts der selbstverständlich schon gedruckten Depesche scheint mir hier für das Verständniß der Verhandlungen in Dresden unbedingt nöthig.

daß sie nicht frei von Mängeln sei und bezeichnete die Revision derselben als den nächsten und hauptsächlichsten Zweck der bevorstehenden Verhandlungen".

„Die österreichische Auffassung, nach welcher den bisherigen bundesgesetzlichen Bestimmungen, namentlich auch für den Fall, daß die Conferenzen zu keinem Resultate führen sollten, durchgängig fortdauernde Rechtsgültigkeit vindicirt wird, schimmerte so unverkennbar in dem ganzen Inhalte der Rede durch, daß sie schon aus diesem Grunde und abgesehen von der Mattigkeit des Vortrags keineswegs allgemein befriedigte. Auch Minister von Manteuffel, dem ich unmittelbar gegenüberstand, schien durch dieselbe unangenehm berührt zu werden."

„Die übrigen Reden bewegten sich in allgemein gehaltenen Phrasen, doch deutete wenigstens Herr von der Pfordten darauf hin, daß die Aufgabe der Versammlung auch darin bestehen werde, der deutschen Nation den ihrer jetzigen Bildungsstufe entsprechenden Grad bürgerlicher Freiheit zu gewähren."

„Der hessischen und schleswig-holsteinischen Angelegenheit geschah von keiner Seite Erwähnung."

„Nach dem Schlusse der Pfordten'schen Rede erfolgte noch die Wahl eines Ausschusses zur Prüfung der Vollmachten, worauf Fürst Schwarzenberg die nächste Sitzung für den Tag nach den Feiertagen ankündigte und damit die Aufforderung verband, daß die sämmtlichen Bevollmächtigten es sich zur Pflicht machen möchten, über Alles, was im Verlaufe der Verhandlungen zur Sprache kommen werde, nach außen das tiefste Stillschweigen zu beobachten und ihren resp. Regierungen ein gleiches Verhalten zu empfehlen. Mit einer allseitigen stillschweigenden Zustimmung zu dieser Bemerkung schloß der feierliche Act".

„Man hatte mit Sicherheit erwartet, daß derselbe Seitens der beiden Großmächte zugleich dazu benützt werden würde, mindestens die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, von denen bei den weitern Verhandlungen auszugehen sein dürfte, näher zu bezeichnen."

„Ein solches Eingehen auf das Materielle der Sache erfolgte aber nicht, und ich habe seitdem mit Sicherheit in Erfahrung gebracht, daß um deßwillen nichts erfolgen konnte, weil es zur Zeit noch an jeder Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich bezüglich der künftigen Gestaltung der deutschen Verfassung mangelt. Sogar über die formale Geschäftsbehandlung hat noch keine Einigung stattgefunden, und es steht daher bis zur Stunde noch nicht einmal fest, wer das Präsidium führen wird. Auf den vermittelnden Vorschlag, dasselbe dem hiesigen Minister von Beust zu übertragen, scheint weder Oesterreich noch Preußen eingehen zu wollen; Ersteres nicht, weil es darin eine unstatthafte Concession erblickt, Letzteres nicht, weil es den Wunsch hat, durch ein wechselndes Präsidium die Parität mit Oesterreich alsbald zur Geltung zu bringen."

„Ueber die Dauer der Anwesenheit des Fürsten Schwarzenberg vermag ich ebenfalls nicht Euer Hoheit Gewißheit zu geben. Er selbst sagte mir am 23., daß er zur Zeit nicht bestimmen könne, wie lange er an den Conferenzen werde Theil nehmen können, daß er aber jedenfalls mehreren Sitzungen beiwohnen werde. Heute höre ich dagegen, daß er die Absicht habe, sofort nach der nächsten Sitzung abzureisen, um erst in der zweiten Hälfte des Monats Januar wieder hieher zurückzukehren."

E. H. etc.

Dresden, 25. December 1850. Seebach.

Gleich in der ersten Sitzung hatte Fürst Schwarzenberg den Vorschlag gemacht, daß die wesentlichsten Arbeiten des Congresses in Sectionen vorbereitet werden sollten, deren Beschlüsse dem Plenum vorzulegen wären.

Der österreichische Minister verwies auch in dieser Beziehung mit größter Vorliebe auf die Geschäftsordnungen vergangener Tage und versicherte, daß auch die Wiener Ministerial-Conferenz vom Jahre 1820 sich mit Erfolg einer solchen commissionellen Berathung der Gegenstände unterzogen hätte.

Doch war diese Proposition nur als eine Anregung vorgebracht worden. Erst in der zweiten Sitzung am 27. December war der Fürst in der Lage darauf hinzuweisen, daß er sich mit dem preußischen Minister über die Bildung von Sectionen verständigt hätte und demgemäß wurde nicht nur Eintheilung und Arbeitsprogramm der Sectionen sogleich präsidialiter festgestellt, sondern es war auch die Vertheilung der verschiedenen Staatenbevollmächtigten für die einzelnen Commissionen schon vorher bestimmt worden, und die Versammlung hatte nur noch die Aufgabe, durch allseitig erklärte Zustimmung die gemachten Vorschläge gutzuheißen.

So kam es, daß in den einzelnen Sectionen weder auf die Befähigung der Personen, noch auf die politische Haltung der Staaten in den großen Fragen Rücksicht genommen wurde, sondern die Auswahl einen rein mechanischen Charakter trug, ganz so wie die Praxis des Bundes in den schönen Zeiten der früheren Minister-Congresse. Die österreichische Präsidialmacht war als solche zwar noch nicht wieder förmlich anerkannt, aber Fürst Schwarzenberg ordnete mit beliebter Kürze des Verfahrens alles an, als wären alle übrigen Bevollmächtigten nur seine in verschiedenen Rangklassen stehenden Beamten. Einige darunter sonnten sich in der Gunst und dem Wohlgefallen des Fürsten, andere wurden vielleicht nicht absichtslos zurückgestellt.

Die preußischen Minister waren zwar bei der Bildung der Sectionen zu Rathe gezogen worden, aber schwerlich waren sie in der Lage, das preußisch-

deutsche Interesse dabei geltend zu machen. Denn es wurden fünf Commissionen gebildet, wovon die erste unter dem Vorsitze von Oesterreich sich mit den wichtigsten Aufgaben zu beschäftigen hatte:

Organisation der obersten Bundesbehörde und Bundesgebiet, hiebei sollten Art. 1, 4, 5, 6, 7, 8, 9 der Bundesacte und Art. 6—10 der Schlußacte einer Revision unterzogen werden.

Mitglieder der Commission waren die Vertreter von Oesterreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Kurhessen, Großh. Hessen, Sachsen-Weimar, Frankfurt. Da das Großherzogthum Hessen bereits damals ganz von Herrn von Dalwigk dirigirt und auch vertreten war, so durfte Herr von Alvensleben bei den Berathungen dieser Commission kaum auf eine einzige Stimme rechnen.

Allerdings waren Frankfurt durch Harnier und Sachsen-Weimar durch Wechmar mehr im preußischen als österreichischen Sinne vertreten. Letzterem wurde nachher auch von den übrigen thüringischen Staaten die Stellvertretung der hauptbevollmächtigten Minister übertragen.

Noch ungünstiger standen die Dinge bei der zweiten Commission, wo Preußen allerdings den Vorsitz führte, aber neben Oesterreich und den Königreichen nur Baden, die beiden Mecklenburg, Holstein und Anhalt vertreten waren. Da in dieser Commission die entscheidende Frage über die Rechte der Einzelstaaten gegenüber dem Bunde berathen werden sollte und demnach die preußische Idee des engern Bundesstaates hier durchgefochten werden mußte, so war bei der geschlossenen Stellung der Könige in Verbindung mit Oesterreich kaum zu erwarten, daß eine Einigung erzielt werden konnte.

Die Commission sollte überdies auch über den Wirkungskreis der obersten Bundesbehörde mit Rücksicht auf Art. 7, 10, 11, 13 der Bundesacte und mit Bezug auf die Exekutionsverordnung vom 3. August 1820 entscheiden und Anträge stellen.

Der dritten Commission waren die Fragen der materiellen Interessen, Handel, Zoll, Schiffahrt, Verkehrsmittel zugewiesen, und saßen in derselben wieder die Vertreter der Großmächte und der Mittelstaaten unter dem Vorsitz von Baiern, außerdem Baden, Coburg, Oldenburg und Hamburg. Eine vierte Commission unter Sachsens Vorsitz beschloß mit Hannover, Braunschweig, Nassau, Lippe und Bremen über Bundesgericht und Austrägalgerichtsordnung, und der fünften Commission unter dem Präsidium von Hannover war endlich die Protokollführung zugewiesen worden.

Bei den beiden letzten Commissionen hatte Oesterreich auf die unmittelbare Betheiligung verzichtet, dafür hatte Fürst Schwarzenberg schon gleich Anfangs gesorgt, daß einer seiner eigenen Wiener Beamten, der Ministerialrath von Thierry, mit der Führung des Protokolls selbst beauftragt war und den Sitzungen bei-

wohnte, eine Persönlichkeit, welche bis dahin weniger in großen politischen Fragen als in den Angelegenheiten der internationalen Polizei thätig gewesen sein soll.

Welchen Eindruck das Vorgehen Oesterreichs in Dresden einerseits und die traurige Rolle, welche Manteuffel dabei spielte, anderseits hervorgebracht hat, dafür mag die Correspondenz meines Bruders aus diesen schlimmen Tagen ein vollwichtiges Zeugniß ablegen, wenn es darin heißt:

„Die Eröffnungsrede Schwarzenbergs ist wirklich an den Wahnsinn grenzend: der alte Bundestag war also das vortrefflichste was je bestanden, leider! war er nur ein Menschenwerk und hatte darum doch noch menschliche Mängel. Man kann aber nichts besseres thun als zu ihm zurückzukehren und die Mängel durch ein starkes Centralorgan heilen, das im Stande sein wird, der Demokratie und der Revolution einen Damm entgegenzusetzen. Da möchte man die bekannten Worte des alten Stein ausrufen: „Das ist entweder . . . .“ Armes Deutschland, armes monarchisches Princip, sollt ihr denn beide geschlachtet werden? Wie ist an ein künftiges Regieren Deutschlands unter solchem System zu denken? Amüsirt hat mich, daß bei der Sectionseintheilung Coburg zu den materiellen Interessen gekommen ist. Ich hoffe, daß es deshalb sich nicht für gebunden ansehen wird, über die geistigen und moralischen zu schweigen. Daß Du, wie Du in Deinem letzten Briefe an mich aussprichst, sowohl zur Consequenz als zur Uneigennützigkeit den rechten Muth in Dir fühlst (denn es bedarf des Muthes für beide), freut mich aus Deinem eigenen Munde zu erfahren u. s. w.“

Als wenige Wochen später die ersten Anträge der Commissionen über die Revision der Bundesbehörde bekannt wurden, schrieb mir mein Bruder in gleichem Sinne am 18. Januar:

„Ich bin Dir meinen herzlichsten Dank für Deine lieben Briefe schuldig. Du scheinst mir in der besten Gemüthsverfassung trotz des entsetzlichen Zustandes der preußisch-deutschen Politik. Ich habe Herrn v. Radowitz aufgetragen, Dir meine Ansichten noch weiter zu entwickeln, die in Erhaltung des deutschen Einheitsgefühls in den kleinen Staaten bestehen. Er ist ganz so gesinnt, wie Du und, glaube ich, hat über die europäischen Zustände und Sachlagen hier gelernt (die man in Deutschland nicht studiren kann). Kaiser Nikolaus ist momentan completer Herr von Europa, Oesterreich nur ein Werkzeug, Preußen ein Düpe, Frankreich eine Nichtigkeit, England schlimmer als nichts, von einem unsittlichen Staatsmann in den äußern Angelegenheiten geleitet. . . . .“

„Der Dresdener Vorschlag von 11 Stimmen bedeutet eine reine Beraubung der kleinen Staaten von 6 Stimmen und nicht die Verträge von 1815. Der

Zweck ist Oesterreich und den Königen 6 Stimmen zu geben, während Preußen und die Kleinstaaten nur 5 bekommen, also alles Deutsche stets in einer Minorität zu erhalten. Ist Manteuffel ...... darauf einzugehen und der König ..... zuzugeben, so steht es schlimm. Ich würde mich nimmer darein fügen." ....

Der Vorschlag zur Bildung einer Executive war Ende December in der That von Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich ausgegangen. Aber das Einverständniß war zwischen den beiden Großmächten nur über die allgemeinsten Fragen erzielt worden. In allen Einzelheiten wichen sie von einander ab. Dies erklärte sich dadurch, daß für den preußischen Vorschlag in der Hauptsache die von dem Könige gegebene Directive vollständigster Nachgiebigkeit gegen die Forderungen Oesterreichs maßgebend sein mußte, während in den Details eben die Widersprüche zwischen den Interessen der beiden Großmächte sofort wieder zum Durchbruch kamen.

Um Neujahr war in den öffentlichen Blättern die Behauptung ausgesprochen, daß Fürst Schwarzenberg nach Berlin gereist sei, um die Grundzüge der neuen Verfassung des deutschen Bundes definitiv festzustellen. Aber schon am 29. Dezember konnte mir Herr von Seebach von Dresden aus schreiben, daß der österreichische Minister nach besten Quellen lediglich aus Rücksichten der Convenienz nach Berlin gegangen sei, um den König in der österreichischen Richtung zu befestigen, von einem ernsten Einverständniß zwischen den Cabinetten über die Neugestaltung des Bundes aber nicht entfernt die Rede sein könne. Nur so viel sei völlig sicher, daß Oesterreich gegen eine Vertretung der Nation bei der obersten Bundesbehörde mit Entschiedenheit ankämpfen werde.

In der letzteren Beziehung, so fuhr Herr von Seebach in seinen Mittheilungen fort, stimmen dessen Wünsche mit denen Preußens überein, doch liegen dem gemeinsamen Wunsche sehr verschiedene Motive zu Grunde.

„Oesterreich ist gegen jedwede ständische Vertretung, weil es überhaupt dem constitutionellen System abhold ist, dann aber auch, weil durch eine aus dem gesammten Bundesgebiete zusammenzuberufende ständische Vertretung die Schwierigkeiten erhöht werden würden, welche sich ohnehin der Aufnahme seiner außerdeutschen Provinzen in den Bund entgegenstellen werden, wogegen Preußen eine der obersten Bundesbehörde an die Seite zu stellende ständische Vertretung hauptsächlich um deßwillen zu beseitigen wünscht, weil es nach einem freien Unirungsrechte innerhalb des weitern Bundes trachtet und die ständische Vertretung dem zu bildenden engern Bunde vorbehalten möchte, um durch die Befriedigung dieses Bedürfnisses zum Eintritt in den letzteren anzureizen."

Wenn Preußen wirklich noch diesen Hintergedanken hatte, so hielt es den=

selben jedenfalls sehr geheim, denn nie ist bei den Dresdener Conferenzen eine Absicht dieser Art zu Tage getreten. Vielmehr war es möglich, daß Baiern, wie Herr von Seebach zu derselben Zeit berichten konnte, in Bezug auf die Bundesexecutive seinem Lieblingsgedanken der Bildung einer Trias noch Ausdruck zu geben vermochte.

Alle diese Zweideutigkeiten lösten sich endlich am 2. Januar, wo Oesterreich und Preußen bezüglich der Bildung des Bundescentralorgans folgenden gemeinschaftlichen Vorschlag in der Sitzung der ersten Commission gemacht hatten:

Das bisherige Plenum der Bundesversammlung sollte fortbestehen, jedoch mit den durch die Zeit gebotenen formellen Modifikationen, besonders in Betreff des Stimmenverhältnisses. Dagegen sollte an die Stelle des engern Rathes, der nie zu der erwünschten Thatkraft gelangt sei, eine neue Vollzugsbehörde geschaffen werden, aus wenigen Mitgliedern bestehend.

Es sollten sieben Mitglieder mit neun Stimmen dazu ausersehen werden, von welchen letzteren Oesterreich und Preußen je zwei Voten besäßen. Ueber das Princip und die Vertheilung der übrigen Stimmen wünschten Oesterreich und Preußen die Meinung der Mitverbündeten zu hören. Ueber die Verhandlungen, welche diese Vorschläge in der Commission zur Folge hatten, machte mir Herr von Seebach die folgende anschauliche Schilderung:

„Von den Mitgliedern der Commission erklärte sich zuvörderst Baiern mit dem Vorschlage im allgemeinen einverstanden, nahm jedoch für sich eine volle Stimme in Anspruch. In gleicher Weise erfolgten dann die Erklärungen von Sachsen, Hannover, Württemberg und den beiden Hessen, indem auch diese ihr Einverständniß mit dem Vorschlage unter der Voraussetzung aussprachen, daß ihnen von den neun Stimmen je eine gewährt werde. Somit waren bereits sämmtliche Stimmen von den frühern Votanten in Anspruch genommen, als die Reihenfolge der Abstimmung die beiden letzten Staaten Weimar und Frankfurt traf. Von diesen ward daher zunächst auf dieses Resultat der Abstimmung hingewiesen mit dem Bemerken, daß sie jedenfalls Bedenken tragen müßten, dem Vorschlage beizustimmen, dafern die Erklärungen der frühern (Staaten) Votanten neben demselben maßgebend sein sollen. Erkenne man auch an, daß die Executivbehörde kräftiger und handlungsfähiger sein werde, wenn dieselbe aus einer geringeren Zahl von Mitgliedern bestehe, als dies bisher der Fall gewesen, so müßte doch, wenn nicht bestehende Rechte gekränkt werden sollten, das Stimmenverhältniß so regulirt werden, daß kein Glied des Bundes von der Betheiligung bei selbiger gänzlich ausgeschlossen werde. Auch liege dies keineswegs in dem ursprünglichen Vorschlage der beiden Großmächte, und man glaube sich daher der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß dieselben die Erklärungen sämmtlicher Commissionsmitglieder in Erwägung ziehen und dann in

Ansehung der Vertheilung der 9 Stimmen einen anderweitigen gemeinschaftlichen Vorschlag, in welchem sich der bundesrechtliche Grundsatz der Gleichberechtigung aller Bundesglieder anerkannt finde, der Commission vorlegen würden."

„Am Abend fand eine vertrauliche Besprechung unter den Bevollmächtigten der thüringischen Staaten, der freien Städte, Braunschweigs, Mecklenburgs (Schwerin) und Oldenburgs über die Propositionen der beiden Großmächte statt."

„Man erkannte dabei an, daß sich diese Propositionen zwar von dem frühern österreichischen Projecte, nach welchem die executive und legislative Gewalt in einer obersten Bundesbehörde vereinigt und von einer Betheiligung der kleineren Staaten bei dieser Behörde gänzlich Umgang genommen werden sollte, zu Gunsten der Letzteren wesentlich unterscheide, glaubte aber auch rücksichtlich der Betheiligung derselben bei der Executive unter allen Umständen deren Rechte wahrnehmen zu müssen. Am wenigsten könne aber schon jetzt von einer unbedingten Zustimmung die Rede sein, da noch nicht einmal feststehe, welche Attribute der zu bildenden Executivbehörde beigelegt und welche Bestimmungen in Betreff der Competenz derselben getroffen werden würden. Von selbst leuchte es ein, daß nachdem die Grenzen ihrer Competenz enger oder weiter gezogen werden sollten, auch die Bedenken gegen den Vorschlag sich mindern oder erhöhen würden."

„Man kam demzufolge überein, daß von den beiden in der Commission vertretenen kleineren Staaten die von dem Fürsten ziemlich kategorisch verlangte Erklärung in der heutigen Sitzung verweigert und dagegen der Antrag gestellt werden solle, daß zuvörderst die Vorschläge Oesterreichs und Preußens sowohl bezüglich des Princips, als bezüglich der Vertheilung der Stimmen genau formulirt und nicht blos mündlich (wie dies in der gestrigen Sitzung geschehen), sondern schriftlich an die Commission gebracht werden möchten; daß ferner die Abgabe der Erklärungen über diese Vorschläge bis nach Feststellung der gegenseitigen Competenzverhältnisse beider oberster Bundesbehörden ausgesetzt und zuvor auch noch die Frage, ob und in welcher Weise eine Vertretung des Volkes bei der legislativen Behörde stattfinden solle, zur Erledigung gebracht werden möge."

„Diese Anträge werden demnach in der heutigen Commissionssitzung von Weimar und Frankfurt gestellt und wie ich nicht zweifle, namentlich von Frankfurt mit Entschiedenheit vertreten werden. Sollte sich, was allerdings sehr wahrscheinlich ist, die Majorität der Commissionsmitglieder gegen dieselbe entscheiden, so ist eventuell bereits verabredet worden, dem ohnerachtet auf ihnen zu beharren und sie für den Fall, daß die fraglichen Propositionen alsbald isolirt und noch vor Entscheidung der Competenzfrage dem Plenum vorgelegt werden sollten, mittelst eines Separatvotums an Letzteres zu bringen."

Ew. etc. Seebach.

In Folge dieser Differenzen hatten die Sitzungen der ersten Commission einen äußerst stürmischen Verlauf genommen und das Project der Executivbehörde kam dann in einer neuen Gestalt von 11 Stimmen und 9 Mitgliedern, wie sich später zeigen wird, in das Plenum.

In Berlin fand die Idee dieser neuen Bundesbehörde überhaupt nur wenig Beifall; man bemerkte doch, daß durch dieselbe im Grunde nur die Geschäfte der mittelstaatlichen Politik besorgt würden. Der Prinz von Preußen, der auch jetzt noch keinen Augenblick von den guten Wegen der Unionspolitik abgewichen war, äußerte sich ohne Rückhalt gegen das Project, und Herr von Manteuffel fing an zu wünschen, daß die kleinen Staaten seinen eigenen Vorschlag hoffentlich zu Falle bringen würden. Selbst die Kreuzzeitungspartei wandte sich zum Scheine recht entschieden auf die Seite der nationalen Opposition, um ihrem Herrn und Meister die Niederlage zu ersparen, durch die Zurücknahme des mit Oesterreich eingebrachten Vorschlages sich gleichsam öffentlich zu widersprechen.

War unter diesen Umständen die erste Commission mit ihren Absichten auf die neue Gestaltung des Bundes entschieden auf einen Irrweg gerathen, so fanden die Anträge Oesterreichs in Bezug auf das Bundesgebiet, sowohl in der ersten wie in der zweiten Commission nicht weniger berechtigten Widerspruch.

Fürst Schwarzenberg war bei den Dresdener Conferenzen zum erstenmale offiziell mit einem Verlangen hervorgetreten, von welchem man bis dahin nur wie von einer Sache phantastischer Projectenmacherei gehört hatte.

Oesterreich forderte die Aufnahme seines ganzen Staatengebietes in den deutschen Bund. Preußen unterstützte dieses Ansinnen in der Erwartung, daß es dann mit einer engern Bundesverfassung durchzudringen vermöchte. Die Mittelstaaten dagegen, welche den Gedanken einer Volksvertretung beim Bunde nicht fallen lassen mochten, betrachteten dieses groß-österreichische Programm nicht ohne Mißtrauen, und Hannover machte förmliche Einwendungen. Als nun aber Oesterreich genöthigt wurde, in der Frage über die Volksvertretung am Bunde bestimmte Stellung zu nehmen und sich gegen eine solche aussprach, so erklärte Preußen sofort, daß man sie unter diesen Umständen definitiv für abgelehnt ansehen müsse, da es seinerseits sich zu einem Gegenantrage wider die Absicht Oesterreichs nicht bestimmt sehen könne.

War nun schon im Schooße der Conferenzen der Zwiespalt der Meinungen über die fundamentalsten Punkte beinahe unausgleichbar geworden, so wurde die Frage über den Eintritt des ganzen Oesterreich in den deutschen Bund alsbald noch durch das Verhalten der auswärtigen Mächte verwickelt.

Schon um Mitte Januar hatte man in Berlin Kunde davon erhalten, daß man in London und Paris eine Beschlußnahme in dieser Beziehung als

einen Bruch der Verträge von 1815 auffassen und keineswegs ohne weiteres gelten lassen würde.

Kurze Zeit nachher protestirte die französische Regierung förmlich gegen den Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund, und die beiden Großmächte waren in der üblen Lage, einem äußern Zwang nachgeben zu müssen, während sie die Bedenken, die von Seite der deutschen Mächte gehegt worden waren, höchst geringschätzig behandelt hatten. Der Antrag Oesterreichs und Preußens vermochte daher nur schüchtern die Pforten der Commissionsberathungen zu überschreiten; man fand sich gegenüber dem großartigen Phantasiegebilde des Siebzigmillionenreichs allenthalben in der Lage zu erklären, daß der Gegenstand für eine Beschlußfassung in keiner Weise reif sein möchte.

Man begnügte sich in dem Berichte, mit welchem die erste Commission vor das Plenum trat, allen Nachdruck auf die Organisation der Bundesbehörden zu legen. Das Stimmenverhältniß im Plenum des Bundestags und im Vollziehungsausschuß sollte reformirt werden, und die Aufstellung einer ständigen Executionsarmee von 125 000 Mann wurde in Aussicht genommen.

Die Zusammensetzung des Vollziehungsausschusses basirte auf der Annahme von 9 Curien, von welchen Oesterreich und Preußen je 2, die Königreiche je eine, Baden mit beiden Hessen eine und alle übrigen Staaten zusammen 2 Stimmen führen sollten. Was die Aufnahme der sämmtlichen Provinzen Preußens und Oesterreichs in den Bund betraf, so constatirte der Bericht die Zustimmung der Commissionsmitglieder, und fügte kleinlaut hinzu, daß gegen die Verwirklichung dieses Vorhabens eine Einsprache von Außen wohl nicht zu gewärtigen sei, daß übrigens gegen eine solche vorkommenden Falles Deutschland „mit Würde“ aufzutreten nicht anstehen dürfte.

Auch die zweite Commission war inzwischen mit ihrem Elaborate über den Wirkungskreis der obersten Bundesbehörde und der Einzelstaaten in ihrem Verhältnisse zu einander, wenigstens in Bezug auf den ersten Theil der Aufgabe, zu Ende gekommen.

Die Ermittlung der Competenzverhältnisse war in einer Reihe von Fällen der Gesetzgebung und in Betreff der Kriegseinrichtungen, sowie in Bezug auf die Erhaltung der innern Ruhe und Sicherheit erfolgt. Man erörterte die Competenz des Plenums der Bundesversammlung und diejenige der Executivbehörde. Man unterschied nach der neuen Ordnung sorgfältiger als nach dem alten Bundesrechte die Angelegenheiten, welche durch Stimmeneinhelligkeit, solche, welche durch Zweidrittel und solche welche durch einfache Majorität zu entscheiden wären; völlig neu und sonderbar war jedoch die Aufnahme einer dreiviertel Majorität in dem Falle, daß es sich um die Errichtung einer Bundesmarine oder eines Kriegshafens handeln sollte.

Am 23. Februar 1851 wurden die Berichte in der vierten Plenarsitzung zur Abstimmung gebracht, nachdem schon vorher Instructionseinholung vermöge vorhergegangener Mittheilungen der Elaborate an die Einzelregierungen ermöglicht worden war. Auch die hierauf bezüglichen Erklärungen von Oesterreich und Preußen, welche zustimmend lauteten, waren den Regierungen schon bekannt gemacht worden.

Preußen hatte dabei allerdings den kleinen Staaten das volle Recht vorbehalten, sich über die Beschränkung ihrer bisherigen Stellung in dem engern Bundesrathe offen auszusprechen, und in der That hatten auch alle Regierungen, von Baden angefangen, umfangreichen Gebrauch von dieser Gelegenheit gemacht.

Dies führte am Schlusse zu dem Schauspiel eines erbitterten Kampfes zwischen den Vertretern von Hessen, Baiern und Sachsen, von Dalwigk, von der Pfordten und von Beust, indem sich der erstere etwas voreilig hatte verlauten lassen, daß das Beste die einfache Rückkehr zum alten Bundesstatut wäre. Die Herren von der Pfordten und von Beust ereiferten sich dagegen heftig und erklärten, daß ihre Regierungen einem solchen Antrage auf Wiederherstellung des alten Bundes niemals beistimmen würden. Als aber nachher Herr von Dalwigk wieder das Wort ergriff und behauptete, mißverstanden zu sein, da er denn doch die alte Bundesverfassung zu Recht bestehend erachte, nicht aber einen Antrag auf ihre Reactivirung für gestattet ansehen könnte, so löste sich alsbald alles wieder in Wohlgefallen auf. Auch Herr von der Pfordten erklärte jetzt mißverstanden worden zu sein und beschloß diese denkwürdige Sitzung damit, daß er bemerkte, er habe sich nicht darüber ausgesprochen, was geschehen müßte, „wenn die hiesigen Conferenzen erfolglos sein sollten", er habe nur gesagt, „Baiern werde nicht zustimmen, wenn in den hiesigen Conferenzen ein Beschluß über die Fortdauer der alten Bundesverfassung beantragt würde".

Das Ergebniß der vierten Sitzung der Vollversammlungen war kein anderes, als daß der sogenannte Elferentwurf für gefallen anzusehen war; man schritt in der fünften Sitzung am 28. Februar zur Bildung einer Subcommission, welche Modifikations-Anträge der Bundesglieder prüfen sollte, die sofort auch angekündigt worden waren. Schon am 12. März wurde mir aber aus Berlin berichtet „daß Herr von Manteuffel soeben mündlich Folgendes erklärt habe":

„Preußen habe das Project der elfstimmigen Neuner Commission definitiv aufgegeben und nach Wien die Erklärung gerichtet, daß es darauf nicht zurückkommen werde. Gleichzeitig habe man den Mecklenburgischen Vorschlag zur Annahme empfohlen, und wenn dieser nicht genehmigt werden sollte, sich auch zur unveränderten Restitution der vormaligen Bundesverfassung bereit erklärt.

Hiebei werde nun Preußen beharren. Herr von Manteuffel hat mich ausdrücklich ersucht, dies meinen hohen Regierungen zur Kenntniß zu bringen."

Berlin, den 11. März 1851. Seebeck.

Zu derselben Zeit hatte sich der preußische Bevollmächtigte Herr von Alvensleben von Dresden nach Berlin begeben, und bei seiner Rückkehr schrieb Herr von Fritsch, der damals die Stellvertretung meines Bevollmächtigten bei den Conferenzen übernommen hatte, den folgenden interessanten Bericht über die Situation:

„. . . . daß der Graf von Alvensleben den Grafen Beust (Bevollmächtigten für Altenburg) und mich ersucht hat, der in der letzten Sitzung ernannten Commission keine Anträge zugehen zu lassen, weil bereits ein im Wesentlichen dem unsrigen entsprechender Vorschlag von dem preußischen Gouvernement nach Wien abgegangen sei, worauf wir dann glaubten, alsbald auf alle weitern Vorschritte in der Sache von unsrer Seite verzichten zu sollen."

„Ueber den preußischen Vorschlag theilt Graf Alvensleben folgendes Nähere mit: die 17 Mitglieder des engern Raths sollten 70 Stimmen führen, Oesterreich 10, Preußen 10, Baiern 5, die Königreiche jedes 4, und die übrigen 11 Mitglieder jedes 3. Der Executivausschuß solle aus 5 Mitgliedern bestehen, wovon Oesterreich und Preußen 2 ständig ernennen, die drei übrigen entweder durch allgemeine Wahlen im engern Rath, oder dergestalt bestellt würden, daß die 4 königl. Regierungen das erste, die übrigen Virilstimmen das zweite und die Curialstimmen das dritte zu wählen hätten."

„Wenn Oesterreich auf diese Vorschläge nicht eingehen wolle, so sei Preußen der Meinung, daß das frühere Bundesverhältniß ungeändert wieder hergestellt werde. Graf Alvensleben fügte hinzu, er habe dahin gewirkt, daß die Vorschläge möglichst präcise gefaßt worden seien, so daß Fürst Schwarzenberg nur durch ein Ja oder Nein zu antworten habe, indem es Noth thue, zu einem bestimmten Resultat zu kommen. Wenn Oesterreich das alte Bundesverhältniß vorziehe, so würden sich die jetzt in Frankfurt noch nicht vertretenen Höfe über eine gemeinsame Erklärung zu einigen haben, indem man allerdings bei dem erklärten Widerspruch Baierns auf einen diesfallsigen Conferenzbeschluß verzichten müsse, aber es werde sich dann leicht eine entsprechende Form finden."

„In Betreff der Flotte habe sich Preußen überzeugt, daß der Widerspruch gegen deren Beibehaltung nicht zu überwinden sein werde. Man wolle sie also sofort aufgeben und hoffe, daß dies in der Weise geschehen könne, daß die vorhandenen Schiffe von Oesterreich und Preußen übernommen würden. Die freiwillig gezahlten Beiträge Einzelner zu der Flotte werde man preußischer-

seits vorschlagen, an die sich Anmeldenden zu restituiren. Uebrigens bemerkte Graf Alvensleben noch, daß falls Oesterreich auf keinen der beiden gestellten Anträge eingehe, preußischerseits der Gedanke, die 6 Curialstimmen durch neue Combinationen zu reduciren, noch nicht ganz aufgegeben sei."

Auch Oesterreich hatte bemerkt, daß es mit seinen Reformplänen des alten Bundes bei einer Krisis angelangt sei, und wendete sich in einer Cirkulardepesche an alle einzelnen Regierungen mit Vorstellungen, welche zum Theil drohend, zum Theil belehrend lauteten und eben deshalb nicht den mindesten Eindruck hervorzubringen geeignet waren. Im Wesentlichen konnte aus allen Depeschen nichts anderes gelesen werden, als daß sich die beiden Großmächte im vollen Rückzug hinter die Linie des Jahres 1815 befänden.

Auf diesem Wege hatten beide Regierungen noch immer Gelegenheit, sich über ihre Wünsche separat zu verständigen. So verlautete, daß Preußen und Oesterreich über folgende Punkte einig geworden seien, daß:

1. Oesterreich den Vorsitz in der Bundesbehörde zwar als ein Ehrenrecht behalte, aber Preußen das Recht des Vortrags und der Eröffnung der Eingänge alternando mit ihm theile;

2. Oesterreich mit alleiniger Ausnahme von Italien seine sämmtlichen Kronländer dem Bunde einverleibe und

3. das frühere Stimmenverhältniß des engern Bundesrathes nur insofern geändert werde, als die beiden Großmächte künftig je 3 statt 1 Stimme haben sollten.

Es verstand sich leicht, daß gegen diese Vorschläge die Königshöfe heftig eingenommen waren, und so konnte am 21. März mir bereits von Dresden die Versicherung zugehen: „das Einfachste und Wahrscheinlichste scheint mir, daß man vorläufig zu dem alten Bundestag zurückkehrt".

An diesem Zielpunkte, welchen ich schon im Januar vorausgesehen hatte, war man nach dreimonatlichen Verhandlungen endlich angelangt. Ich habe jedoch den Gang der Verhandlungen nicht unterbrechen wollen und in der voranstehenden Darstellung zunächst möglichst objectiv an die aktenmäßig vorliegenden Thatsachen erinnert. Ich selbst war aber schon am 24. Januar nach Dresden gereist, um die eigenthümliche Welt, welche hier versammelt war, persönlich zu sehen und kennen zu lernen. Die Herzogin war mir mit meinem Vetter, dem Fürsten Leiningen, unmittelbar nachgefolgt, und so bot uns der Aufenthalt auch manche günstige Gelegenheit, unser Verhältniß zu dem persönlich so verehrten königlichen Hause in der alten Innigkeit fortleben zu lassen. Der edle König, der mir immer eine Art väterlicher Treuherzigkeit bewahrte, war mir mit der alten Liebenswürdigkeit, wenn auch nicht ohne einige sanfte Vorwürfe über mein

Verhalten in der vergangenen Zeit, entgegengekommen. Er konnte sich gar nicht betrübt genug über alles, was in den letzten Jahren geschehen war, aussprechen.

„Ich habe Sie immer so lieb gehabt", sagte er, „so hat es mir doppelt weh gethan, daß Sie sich von der sächsischen Familientradition zu diesen unfruchtbaren deutschen Unionsbestrebungen abgewendet haben."

Er hatte sich bei aller seiner großen geistigen Begabung in die politischen Lagen der Zeit nicht zu finden gewußt. Meine Bemühungen für die „unglückselige" Union hatten beinahe einen Stachel in seinem lebhaften Gemüth zurückgelassen; schienen doch die trefflichsten Repräsentanten der vormärzlichen Verhältnisse kaum begreifen zu können, daß man die staatlichen Dinge nicht blos nach Familienempfindung und Tradition, sondern auch aus dem Gesichtspunkte realer Nothwendigkeiten behandeln müßte. Ich vermochte daher auch nicht erstaunt zu sein, daß man am Dresdener Hofe im Augenblicke es ganz aufgegeben zu haben schien, sich eine bestimmte Ueberzeugung oder ein wie immer geartetes Programm über die als unlösbar erachteten deutschen Verhältnisse zu bilden; die einfache Negation gegen alles und jedes, was in den letzten Zeiten geschehen und versucht worden war, beherrschte die Stimmung im Allgemeinen.

Um so reicher an Projecten jeder Art für die Zukunft Deutschlands fand ich dagegen freilich den Minister von Beust. Er träumte von einem großen mitteleuropäischen Staatenbund mit Oesterreich, welches das Stabilitätsprincip sichern und den Westen und Osten Europas dominiren müßte, zeigte sich den österreichischen Ideen eines mitteleuropäischen Handels- und Zollsystems geneigt und prophezeite den baldigen Untergang des preußischen Zollvereins als letzter Schranke des großdeutschen Gedankens.

In diesem Universalreich fand er Platz für einige Vergrößerung der Mittelstaaten und insbesondere Sachsens.

Wenn Herr von Beust jedoch das Programm eines Gleichgewichtssystems der deutschen Königsstaaten im Detail zu analysiren aus diplomatischen Gründen unterlassen mochte, so war sein College Rabenhorst ganz der Mann, der mit soldatischer Offenheit seinen Vereinigungsgedanken unbedenklichen Ausdruck verlieh. Er kam wieder auf das Gruppensystem zurück, wie es schon im Jahre 1848 geplant gewesen war und meinte, daß es noch immer Zeit sei, dasselbe in die deutsche Bundesverfassung einzuführen. Ich konnte darauf nur antworten, daß ich auch jetzt keine Nothwendigkeit sehen würde, einen engern Anschluß der thüringischen Staaten in militairischer Beziehung an Sachsen zu befürworten, da die vollkommene militairische Einigung sowohl Sachsens wie Thüringens unter Preußens Führung ja doch nur eine Frage der Zeit sei.

Wenn ich im Jahre 1848 den sächsischen Vereinigungsideen mehr geneigt ge-

wesen wäre, so geschah es, weil man damals im Interesse des Gesammtvaterlandes neue Formen für die Einzelstaaten suchte, heute dagegen hätten die Mächte nichts im Sinne, als den alten Bund und seine Polizeianstalten wieder aufleben zu lassen. Hiebei könne ich durchaus nicht mitwirken.

„Solche Reaction mache ich nicht mit," sagte ich dem Kriegsminister, der sehr erstaunt zu sein schien, daß sich noch nicht Jedermann vor der neuen diplomatischen Aera gebeugt hatte.

Die Zuversicht in den Kreisen der Conferenz war überhaupt (im Jannar) noch eine auffallend große und contrastirte heftig mit der Stimmung, die man allenthalben in der Bevölkerung Dresdens antraf. Ueberall sprach man noch von den Maischlachten, Niemand verbarg die Ueberzeugung, daß die deutschen Staaten in neue Revolutionen hineintrieben, die Gegensätze standen sich schroffer als jemals gegenüber. Unbegreiflicher Weise trug die Diplomatie eine Siegesgewißheit zur Schau, welche wahrhaftig gegen das abstach, was wirklich geleistet worden war. Vor allem glaubten die Oesterreicher durch stetes Pochen auf ihre Erfolge imponiren zu können.

Ich lernte damals den Fürsten Schwarzenberg kennen; als ich ihm ernsthaft bemerkte, daß man in Wien die Bedürfnisse und das Gewicht der Forderungen von Deutschland nicht zu kennen scheine, antwortete er mir ganz im Stile wie Metternich von Italien zu sprechen pflegte:

„Reden wir überhaupt nicht von Deutschland, es existirt nicht. Ich bin als Soldat und Diplomat immer auswärts gewesen und habe stets gefunden, daß es Niemand kennt."

Aeußerungen solcher Art gehörten damals in Dresden zum guten Ton der Gesellschaft; in allen hohen Kreisen glaubte man sich geistreich zu zeigen und angenehm zu machen, wenn man die in den letzten Jahren aufgekommenen Ideen ins Lächerliche zu ziehen suchte.

In den gesellschaftlichen Verhältnissen traten höchst eigenthümliche Persönlichkeiten hervor, die ehedem ganz unbekannt waren. Eine mir befreundete Dame der Gesellschaft gab mir merkwürdige Aufschlüsse über den Zusammenhang gewisser Personen mit Ereignissen, die mir sonst ganz unverständlich geblieben wären.

Die Ministerconferenzen gaben dem Hofe Gelegenheit, seine bekannte Gastfreundlichkeit zu zeigen, und die Festlichkeiten halfen der illustren diplomatischen Gesellschaft, wie einst im Winter 1815, über die Schwierigkeiten der Situation äußerlich hinweg.

Alle diese Zustände suchte ich meinem Bruder so treu wie möglich zu schildern, als ich nach Gotha zurückgekehrt war:

„Erst heute komme ich dazu, über meinen siebentägigen Aufenthalt in Dresden Rapport zu erstatten."

„Soviel schien gewiß, daß mein Erscheinen vieles Aufsehen erregte, da ich der erste der Unionsfürsten war, welcher sich in die Löwengrube traute. Viele erwarteten mich im Büßerhemde zu sehen, und viele hatten sich augenscheinlich vorgenommen, sehr unangenehm zu sein. Alles dies wußte ich im Voraus, ich konnte mir also meinen Operationsplan machen."

„Ich will nur soviel angeben, daß ich Dresden mit einer Art von Siegesempfindung wieder verlassen, daß man artiger gegen mich war, als nur nothwendig, und daß ich gerade soviel erfahren habe, als ich erwartete und bedurfte."

„Wenn ich nun ein allgemeines Urtheil über die Conferenzen und die Art, wie sie betrieben werden, abgeben soll, so würde das wohl mit dem zusammenfallen, was die ganze Welt äußert und in allen Blättern zur Genüge wiederholt wird: „daß nämlich nichts herauskommen wird, als der alte Bund, — aber dieser verstümmelt und daß die Nation getäuscht werden wird."

„Geht man tiefer ein, so kommt man auf andere Ideen und Vermuthungen, da man durchaus ja in Dresden sich kein festes Ziel gesteckt hat und schlimmer wie in der Paulskirche Projecte macht, combinirt und, mit einem Wort gesagt, schlimme Politik macht. Die verschiedenen Projecte, welche ich auf offenem wie auf heimlichem Wege von Hoch- und Tiefgestellten erfuhr, sind folgende; ich stelle sie nackt nebeneinander und überlasse Dir deren Beurtheilung:"

„1. Oesterreichische Pläne."

„Da Fürst Schwarzenberg .... nur nach der sogenannten modernen Art Politik betreibt, so ist es auch ganz natürlich, daß alle Hoffnungen und geheimen Pläne, welche in Wien gehegt werden, zum geringsten Theile auf der Kenntniß des deutschen Volkes basirt sind und nur zum Zwecke haben: die Vergrößerung der Macht des Hauses Habsburg nach Außen hin und nach Innen die Möglichkeit einer weniger drückenden Herrschaft."

„Augenblicklich geht das directe Bemühen des Cabinets dahin, den russischen Einfluß endlich abzuschütteln. Indirect werden aber (von einzelnen Enragés selbstverständlich ganz unoffiziell) alle Vorbereitungen getroffen, daß wenn die Gelegenheit sich böte, die deutsche Kaiserkrone vielleicht einmal von Oesterreich erworben werden könnte."

„Das dritte Motiv, welches die Oesterreicher in Dresden in Bewegung erhält, ist der feste Vorsatz, Preußen sowohl politisch wie materiell zu drücken. Hierin helfen die Baiern und Sachsen wacker mit."

„Man will nun auch den Zollverein brechen und uns die beglückenden österreichischen Finanzzustände angedeihen lassen. Man spricht von Preußens

überspannter Wehrkraft und hofft auch darin Veränderungen hervorbringen zu können . . . . ."

„2. Bairisch=sächsische Pläne."

„Was ihre politischen Ideen anbelangt, so gehen beide Gouvernements Hand in Hand, nur in den Mitteln zum Zweck und in den Punkten, die sie endlich erreichen wollen, divergiren sie."

„Die Baiern sprechen unumwunden aus, daß es das Bestreben Oesterreichs und der Großmächte sein müsse, aus ihnen einen Preußen gewachsenen Staat zu bilden; sie werden daher stets im Geheimen die Mediatisirung protegiren und träumen sich stets in ihre Trias hinein. Den feinen Fäden ihrer Politik begegnet man überall."

„Das sächsische Gouvernement will gerade das Königreich nicht so vergrößert wissen, daß es eine Großmacht wird, aber der sächsische Patriotismus fordert die an Preußen gefallene Provinz zurück. Man glaubt sich hie und und da berufen, einen mitteldeutschen Centralstaat bilden zu sollen, der unter Oesterreichs directer Protection dereinst eine Anwartschaft auf Vergrößerung nach Norden gewinnen könnte."

„Auf mein Befragen, wie denn Sachsen jetzt, da der Krieg mit Preußen ferne läge, solche Ziele erreichen könnte, wurde mir nun eine Menge der fabelhaftesten Projecte vorgetragen, von denen ich nur Eines Erwähnung thun will: Ein Krieg mit Frankreich sei unvermeidlich; man müsse die Bourbons wieder mit Waffengewalt in ihre Rechte einsetzen, müsse aber Frankreich schwächen, das alte Lothringen bei Deutschland behalten und es zu drei Viertheilen an Baiern und zu einem Viertheil an Preußen geben, welches Letztere dafür die Provinz Sachsen wieder abtreten müsse. Mit solchen Phantasieen vergeudet man die edle Zeit."

„In Dresden wird förmlich zum Kreuzzug gegen alles Deutsche, als solches, und den Fortschritt gepredigt. Minister von Beust beantragte den Verkauf der deutschen Flotte mittelst Auction. . . . . ."

„Der König persönlich war stets der alte und dankte Gott, wenn er nicht politisiren mußte; er bat mich auch darum, nur nicht über Politik mit ihm zu sprechen und wir befanden uns recht behaglich. — Die Königin dagegen that das Gegentheil und preßte mir oft wahren Angstschweiß aus. Mit großer Bescheidenheit theilte sie mit, daß der Umschwung allein ihrer Schwester Sophie zu danken sei und daß sie und ihre Schwester Elise nur die schwachen Werkzeuge gewesen wären."

„Ich konnte nur scherzhaft darauf antworten, daß wenn in 10 Jahren das alte, von den drei königlichen Schwestern jetzt so belobte Prinzip noch bestände, ich gern für einen Narren gehalten werden wolle. An meiner Bekehrung zweifelte indessen die liebenswürdige königliche Frau nicht, nur sei ich noch nicht

recht gläubig. Doch genug von Dresden. Ich schreibe doch nichts Neues und das alte ist zu traurig."

„Morgen reise ich auf drei Tage in Geschäften nach Coburg und gestern hatten wir den ganzen Tag über Herrn v. Radowitz zu Besuch. Wir recapitulirten unsere Erlebnisse, und er schien sich vollkommen vor mir rechtfertigen zu wollen, was ihm nicht in allen Punkten gelang. Immer bleibt er einer der eminentesten Köpfe unserer Zeit."

8. Febr. 1851.

Alsbald antwortete mein Bruder am 18. Februar:

„Herzlichen Dank für Deinen interessanten Brief vom 8. über Deinen Aufenthalt in Dresden."

„Er gibt eine sehr graphische Beschreibung der dortigen Zustände, die für einen guten Deutschen wirklich ins Herz schneidend sind. Welche Stumpfheit des Gefühls und des Verstandes!! Diese arme deutsche Angelegenheit wird nun bald wieder eine neue Gestalt annehmen."

„Frankreich wird nun und nimmer erlauben, daß die italienischen Provinzen Oesterreichs ein Theil Deutschlands werden und hat gegen den Eintritt der Monarchie auf die Wiener Verträge hin appellirt. Wir werden uns dieser Politik wohl anschließen müssen."

„Oesterreich geht außerordentlich bequem mit den Verträgen um, Frankreich ist tief gesunken, doch gibt es Dinge, die sich keine Regierung dort gefallen lassen kann."

5. März. . . . „Ich sehe überhaupt keine Hoffnung für eine Verbesserung in den Zuständen der kleinen Staaten, außer durch eine Regelung der deutschen Verhältnisse, und an diese ist nicht zu denken, so lange Preußen seine Schuldigkeit nicht thut. Es ist immer noch möglich, daß Oesterreich es dazu zwingen wird. Wenn aber auf uns in England gewartet werden soll, so könnte das jüngste Gericht früher als eine Entscheidung kommen. Man ist hier dümmer als es erlaubt ist in allem, was Deutschland anbetrifft und fürchtet sich vor Deutschlands Stärke seit dem Schleswig'schen Kriege. Hessen, Holstein, Sachsen haben keine Sympathie hier gefunden, dagegen gilt Kossuth für einen Märtyrer und genießt des höchsten Interesses beim liberalen Publikum."

„Unsere Ministerkrisis hat miserabel geendet, alle Parteien haben sich compromittirt, sind jetzt verhauener als je und wir haben das alte Ministerium, parlamentarisch noch dazu sehr geschwächt, wieder zurückbekommen. Es ist den Oesterreichern und dem Papste also gelungen auch England in Confusion zu bringen, doch wird die radikale Partei auch hievon endlich den größten Vortheil ziehen, und so gräbt sich und Europa Schwarzenberg eine Grube nach der andern. Lebe wohl!"

Inzwischen waren in Dresden die Hauptverhandlungen über die Organisation der Bundesbehörden zu einer Art Stillstand gekommen, weil die nöthige Verständigung zwischen Wien und Berlin in jeder Weise fehlte und erst durch directen Meinungsaustausch zwischen Schwarzenberg und Manteuffel herbeigeführt werden sollte. In der dritten und vierten Commission war zwar sowohl über Handelsbeziehungen und Zollfragen, wie über ein zu errichtendes Bundesgericht viel berathen und, wie man später sagen konnte, viel „schätzbares Material“ aufgehäuft, aber da die Hauptsache, die Organisation der obersten Executivbehörde, sich immer dunkler und verworrener darstellte, so fing man an zu glauben, daß der Schluß der Conferenzen nahe bevorstände.

In Berlin gewann die verzweifelte Lage das Ansehen einer Ministerkrise und Manteuffel, der im Vertrauen seines königlichen Herrn etwas gelitten hatte, erklärte wiederholt, daß er gerne bereit wäre, sich zurückzuziehen.

Er hatte über die Lage der Dinge dem König eine Denkschrift überreicht, in welcher er sein ganzes Verfahren rechtfertigte und die er zu den Akten im Ministerium legte, wo sie sich gewiß noch finden muß.

Einer meiner Freunde verschaffte mir eine Copie des seltsamen Schriftstückes, welches ich an meinen Bruder sendete, der es in höchster Entrüstung als eine Monstrosität bezeichnete*).

Was die Dresdener Verhandlungen selbst anbelangte, so machte Herr von Manteuffel damals die Entdeckung, daß ihre Fortdauer im Grunde genommen nicht hinderlich wäre, den Bundestag in seiner alten Form wieder zu eröffnen.

Indem das preußische Gouvernement den Vorschlag selbst nach Wien gehen ließ, gab Schwarzenberg die Hoffnung mehr und mehr auf, noch etwas erhebliches in Dresden erreichen zu können. Für seinen Vertreter, Graf Buol, trat in Folge davon eine äußerst unangenehme Epoche in der Leitung der Verhandlungen ein. Während sonst so oft der Vorwurf erhoben wurde, daß die Gesandten der deutschen Staaten niemals rechtzeitig instruirt seien, so war jetzt dieser Mangel auf seiner Seite.

Wochenlang wußte er gar nicht, was von dem weitern Gange der Dinge zu halten sei. In den Sitzungen mußte man sich mit kleinen Zwischenfällen behelfen: man echauffirte sich über eine indiscrete Veröffentlichung des Sitzungsprotokolls, oder man wollte nach dem Urheber einer abscheulichen Broschüre über die Dresdener Conferenzen forschen lassen, welche in vernichtender Weise

*) Ich bin nicht mehr im Besitze des Schriftstückes, welches auch in dem Buche von Martin nicht benutzt worden ist. Ob mein Bruder dasselbe vernichtet oder verloren hat, ist mir unbekannt, in späterer Zeit wird man es ohne Zweifel in den preußischen Archiven benutzen können.

die müßigen Debatten der Dresdener Staatsmänner bloßstellte. Ich wäre in der Lage gewesen ihnen mitzutheilen, daß dieselbe von Sammer geschrieben war, welcher seine Anonymität aber sehr lange Zeit glücklich verbarg.

In der fünften, sechsten und siebenten Plenarsitzung mußten die akademischen Betrachtungen über das Bundesgericht und die Handelssachen den dürftigen Stoff einer wenig ernsten Discussion hergeben. Schon war es nur noch die Sorge, wie man den Protokollführer Herrn Baron von Thierry und die königl. sächsische Ministerialkanzlei passend honoriren werde, was den Grafen Alvensleben bestimmen konnte, mit Anträgen hervorzutreten.

Selbst in dieser kleinen Angelegenheit hatte man jetzt wieder seine Zuflucht zu den lieben alten Gewohnheiten nehmen dürfen, indem man beantragte, daß die 17 Curien des ehrwürdigen engern Rathes mit je 400 Thalern ihrer Freude über das Ende der Conferenzen Ausdruck geben dürften. Der Herr Baron Thierry sollte, weil er sich der besondern Gunst des Fürsten Schwarzenberg erfreute, die eine Hälfte und die sächsische Kanzlei die andere Hälfte des Geschenkes erhalten.

Worüber man füglich am meisten erstaunt sein konnte, war der Entschluß der beiden Minister von Preußen und Oesterreich, die Conferenzen persönlich und mit einer gewissen Förmlichkeit zu schließen. Ursprünglich war man geneigt, am 1. Mai die Conferenz klanglos der Vergessenheit anheimfallen zu lassen. Plötzlich kam die Nachricht, daß Herr von Manteuffel dem Fürsten Schwarzenberg seine Bereitwilligkeit erklärt hätte, selbst auf der Dresdener Bühne des großmächtlichen Fiascos erscheinen zu wollen. Darüber erfolgte dann auch wirklich noch ein weiterer Aufschub von 14 Tagen, und erst am 15. Mai war es den beiden Staatsmännern möglich in zwei Sitzungen, welche Vormittag um 10 Uhr und Nachmittag um 4 Uhr desselben Tages stattfanden, der Idee von Deutschlands Einheit die Leichenreden zu halten.

Ein so feierlicher Schluß hatte selbstverständlich erfordert, daß auch den andern Staaten Deutschlands der Wunsch vertraulich mitgetheilt worden war, die dirigirenden Minister sollten sich persönlich bei dem letzten Akte der Tragödie einfinden, und so war auch mein Staatsminister nach Dresden geeilt. Herr von Seebach war dadurch in die Lage gekommen, mir einen treuen Bericht über einige interne Vorgänge zu erstatten, welcher auch hier wohl am passendsten den Abschluß eines traurigen, wenn auch nicht des letzten Capitels deutscher Irrthümer bilden dürfte.

Ew. Hoheit!

„bitte ich zunächst zu entschuldigen, wenn ich erst heute über die Schlußverhandlungen der Conferenz berichte."

„Am Tage nach meiner Ankunft in Dresden fand zuvörderst die verab-

redete vertrauliche Besprechung der Vertreter der thüringischen Staaten statt, bei der sich auch die Bevollmächtigten der Anhaltinischen Regierungen betheiligten. Es zeigte sich bald, daß bei den Anwesenden ziemlich verschiedene Ansichten über die Commissionsberichte Wurzel gefaßt hatten und nur mit Mühe gelang es, wenigstens zu den von der I. Commission gemachten Vorschlägen die allseitige unbedingte Zustimmung zu erlangen."

„Der Bevollmächtigte von Anhalt-Bernburg erklärte jedoch auch zu diesen Vorschlägen eine zustimmende Erklärung lediglich unter der Voraussetzung zusichern zu können, daß Herr v. Manteuffel eine gleiche Erklärung abgeben werde und theilte dabei in vertraulicher Weise mit, daß aus der ihm zugegangenen Instruction hervorgehe, wie es überhaupt nicht in den Wünschen der preußischen Regierung liege, daß in Dresden über irgend einen der Commissionsberichte ein definitiver Beschluß gefaßt werde. Bei einem Besuche, den ich nach Beendigung unserer Besprechung Herrn von Manteuffel abstattete, hatte ich Gelegenheit, mich von der Richtigkeit dieser Bemerkung zu überzeugen, indem mir derselbe die Ansicht der preußischen Regierung dahin aussprach, daß es besser sei, die sämmtlichen Commissionsberichte der Bundesversammlung zur weitern Berathung und Beschlußfassung zuzuweisen, da jedenfalls über die in denselben enthaltenen wichtigeren Punkte, gegen welche auch preußischerseits noch mehrfache Bedenken obwalteten, ein sofortiges allseitiges Einverständniß nicht zu erwarten sei. Dagegen äußerte Fürst Schwarzenberg, bei dem ich mit mehreren andern Bevollmächtigten zusammentraf, mit großer Lebhaftigkeit den Wunsch, daß die Conferenz nicht ohne Resultat bleiben möge. Er halte es für ein beklagenswerthes, ja schmachvolles Ereigniß, wenn die Bevollmächtigten der sämmtlichen deutschen Bundesregierungen fünf Monate zusammengesessen und berathen hätten, ohne auch nur Einen zum Wohle Deutschlands gereichenden gemeinsamen Beschluß zu Stande zu bringen, und lege es den anwesenden Bevollmächtigten dringend ans Herz, etwaige Bedenken gegen den einen oder den andern der Commissionsvorschläge jener höhern Rücksicht unterzuordnen."

„Die zum 15. anberaumte Plenarsitzung begann früh 10 Uhr. Nach einem kurzen einleitenden Vortrage des Fürsten Schwarzenberg erfolgte die Abstimmung über die verschiedenen Commissionsanträge. Von Oesterreich wurden dieselben mit Ausnahme des von der IV. Commission gemachten Vorschlags im Wesentlichen angenommen. Eine Vertretung beim Bunde, erklärte dabei Fürst Schwarzenberg, werde von Oesterreich nicht gewünscht, doch betrachte es die Frage als eine offene. Gegen die Errichtung eines Bundesgerichts habe Oesterreich an sich nichts zu erinnern, es halte aber den diesfallsigen Vorschlag der Commission schon um deßwillen zur sofortigen Annahme nicht für geeignet, weil derselbe einen der wichtigsten Punkte die Zusammensetzung des Gerichts unerledigt lasse."

„Die Erklärung Preußens war eine im Allgemeinen ablehnende, und nur gegen den Bericht der ersten Commission fand Herr von Manteuffel etwas Hauptsächliches nicht zu erinnern. Mit diesem Berichte erklärten sich dann die sämmtlichen übrigen Bevollmächtigten, mit Ausschluß des Herrn von Scherff, der wegen mangelnder Instruktionen die Abgabe jeder Erklärung verweigerte, ebenfalls einverstanden."

„Auch zu dem gemeinschaftlichen Berichte der I. und II. Commission erfolgten von den bei weitem größten Theile der übrigen Bevollmächtigten zustimmende Erklärungen. Dagegen wurde die Annahme des Berichts der II. Commission mit einer großen Majorität abgelehnt. Wegen der von mir abgegebenen Erklärung erlaube ich mir auf eine Beilage Bezug zu nehmen."*)

„Als Endresultat der Abstimmung stellte sich daher heraus, daß nur zu dem Berichte der ersten Commission eine allseitige Zustimmung erfolgt war. Herr von der Pfordten bezeichnete dieses Resultat als ein höchst unerfreuliches und beantragte, daß man sich mindestens noch über einen Gesammtbeschluß einigen

*) Zur leichtern Orientirung für den Leser, welcher die Berichte der Commission nicht zur Hand hat, wird hier nur noch bemerkt, daß der am 28. April vollendete Bericht der I. Commission, welcher sich allseitigerer Annahme zu erfreuen hatte, in der Art zusammengeschmolzen war, daß darin nicht viel anderes als die Frage der Instructionseinholung der Bundesgesandten behandelt war.

In Bezug auf den zweiten zur Abstimmung gekommenen Punkt enthält der Bericht folgende vage Erörterungen:

„In ihrem frühern oben erwähnten Berichte hatte die Commission in den Nr. 7 und 8 einer den Bundesgliedern aufzuerlegenden besondern Verpflichtung gedacht: ein stets mit allen Bedürfnissen versehenes Contingent in vollkommener Bereitschaft zu halten. Hingen diese Anträge zwar mit der beabsichtigten — jedoch nicht verwirklichten — Bildung der obersten Bundesbehörde eng zusammen und können dieselben auf die gegenwärtig veränderten Verhältnisse in ihrem ganzen Umfange keine Anwendung mehr finden, so wird doch die darin ausgesprochene Ansicht, daß zur Vollziehung der Bundesbeschlüsse, mithin zur Erreichung des Bundeszwecks, ein mit allen Bedürfnissen versehenes Contingent stets in Bereitschaft zu halten sei, im Hinblick auf die Zeitverhältnisse ihre volle Rechtfertigung auch jetzt noch finden."

„Demnach sollten sich die sämmtlichen Bundesglieder verpflichten, sich jetzt und bis zur weitern Beschlußnahme, um die Vollziehung der Bundesbeschlüsse auf das Schleunigste stets bewirken zu können, eine Militairmacht von $^2/_5$ des in § 28 der Bundeskriegsverfassung vom 12. April 1821 bestimmten Contingents binnen 8 Tagen in völliger Marschbereitschaft zu halten."

Dies war der Rest der Beschlüsse der I. Commission, welcher in den Schlußsitzungen noch zu den, in dem Berichte des Herrn v. Seebach erwähnten Abstimmungen gekommen war.

möge, der, wenn er auch noch so allgemein gehalten sei, doch zu dem Beweise dienen werde, daß die Bestrebungen der sämmtlichen Bundesregierungen im Hauptzwecke zu demselben Zielpunkte gerichtet seien. Ein solcher Schlußantrag ward alsbald formulirt, und nachdem derselbe die vorläufige Zustimmung der Versammlung erlangt hatte, wurde die Sitzung aufgehoben und die feierliche Schlußsitzung auf Nachmittag 4 Uhr anberaumt."

„In derselben ward zunächst der erwähnte Schlußantrag durch allseitige beistimmende Erklärungen zum förmlichen Beschlusse erhoben, worauf Fürst Schwarzenberg die Conferenz mit einer längern Rede schloß, in welcher er, nicht ohne einige scharfe Seitenhiebe auf Preußen, besonders hervorhob, daß Oesterreich, wie seine Abstimmung beweise, nicht die Schuld trage, wenn die Verhandlungen der Conferenz kein erfreulicheres Resultat geliefert hätten. Als das wichtigste — allerdings mehr negative — Ergebniß derselben bezeichnete er die nunmehr erfolgte allseitige Wiederbeschickung des Bundestages, dessen Aufgabe es jetzt sein werde, die noch offenen wichtigen Fragen, und als eine solche sei auch die Feststellung des künftigen Umfangs des Bundesgebietes zu betrachten, zur baldigen Erledigung zu bringen."

„Herr von Manteuffel, der während des ganzen Aktes sichtlich verstimmt war, sprach nur wenige unbedeutende Worte. Wohl mochte ihm dabei vorschweben, daß der Umweg, auf dem Preußen über Warschau, Olmütz und Dresden doch endlich wieder nach Frankfurt gekommen, auch abgesehen von der darin liegenden Demüthigung mit 40—50 Millionen (Mobilisirungskosten) etwas theuer bezahlt sei."

Ew. ꝛc.

Dresden. Seebach.

Zweites Capitel.

In der Eschenheimer Gasse.

Schon vor dem Schlusse der Dresdener Conferenzen versendete Herr von Manteuffel an die ehemals unionstreuen Regierungen sein Einladungsschreiben, in Frankfurt wieder zu erscheinen. Er bemerkte in der Cirkulardepesche vom 27. März mit verwunderlicher Ernsthaftigkeit, daß die Festsetzung einer neuen Bundesverfassung in Dresden sich länger verzögert hätte, als „im Anfange erwartet wurde", und rieth den in Frankfurt noch nicht vertretenen Regierungen, ihre Gesandten nun nicht länger der gemeinschaftlichen Bundesthätigkeit zu entziehen. Am 17. April constatirte Herr von Manteuffel die Bereitwilligkeit, mit welcher seinem Antrage angeblich überall entgegengekommen wäre, und empfahl den 12. Mai als den Zeitpunkt, an welchem die Gesandten in dem wohlbekannten Palais der Eschenheimer Gasse wieder zusammentreffen sollten.

Auch an unsere sächsischen Höfe war das „bundesfreundliche Ersuchen" des preußischen Ministers ergangen, und wenn die gerühmte Zustimmung zur Wiedereröffnung des bestgehaßten Instituts auch von meiner Seite keineswegs den Charakter der Freudigkeit getragen hatte, so fanden sich die vier sächsischen Regierungen doch alsbald bemüßigt, für die Vertretung der 12. Curie Vorsorge zu treffen.

Die Sachsen-Ernestinischen Häuser durften ohne das Bedenken, dadurch in den Ruf einer allzu großen Vorliebe für den Bundestag zu kommen, ihren alten Vertreter Freiherrn von Fritsch auch jetzt wieder delegiren, denn dieser war schon vor dem Jahre 1848 einer der eifrigsten Anhänger einer entschiedenen Bundesreform, und sein Erscheinen im Bundespalais würde ohne Zweifel als eine Verstärkung der Oppositionspartei betrachtet worden sein, wenn in der alterthümlichen Institution des Jahres 1815 parlamentarische Auffassungen und Bezeichnungen solcher Art nicht schon an und für sich als eine Profanation staatsmännischer Geschäfte hätten gelten müssen.

Herr von Fritsch fand indessen erst am 23. Mai Gelegenheit, seine Vollmachten bei dem Präsidialgesandten Grafen Friedrich Thun zu überreichen, und wenn er als gewiegter und erfahrener bundestäglicher Staatsmann auch nicht mit der Absicht seinen Posten übernahm, diese Kreise auffallend zu stören, so hatten die sächsischen Regierungen an ihm doch einen aufmerksamen Beobachter, der über die Frankfurter Vorgänge in bester Weise zu berichten wußte.

Die großmächtliche Präsidialgesandtschaft hatte bereits bei Fritschs Eintritt in die Versammlung ihre alte Würde und Sicherheit wiedererlangt, und Graf Thun war in die Lage gesetzt, im Bundestagspalais wieder den liebenswürdigen Hausherrn zu spielen. Jetzt brauchte er nicht mehr, wie noch vor einem Jahre, die Gesandten der Unionsfürsten das österreichische Uebergewicht mit Säbelgerassel und Drohungen fühlen zu lassen; es war die selige Zeit wieder gekommen, wo die bekannte österreichische Gemüthlichkeit ihren herkömmlichen Wettlauf mit der preußischen Zurückhaltung zu erneuern vermochte. Herr von Fritsch selbst war von dem Eindruck auf das Aeußerste befriedigt, welchen das zuvorkommende, weltgewandte und natürliche Benehmen des Grafen Thun auf ihn hervorbrachte.

Als eine zunächst noch drohende Neuerung erschien es, daß der in Dresden von den Großmächten unterstützte Gedanke einer besondern Executive in Frankfurt noch einmal auflebte, indem man die Absicht hatte, die bisherigen Geschäfte der Bundescentral-Commission einer wenn auch nur provisorisch zu ernennenden Behörde zu übertragen.

Indessen konnte Herr von Fritsch tröstlich hinzufügen, daß man selbst von Seite der beiden Großmächte noch nicht im Klaren sei, welche Vorschläge in dieser Beziehung gemacht werden könnten. Daß die bisherige Bundescentral-Commission nicht leicht den Charakter einer organischen Einrichtung erlangen dürfte, war ohnedies selbstverständlich. Es blieb daher nur die Form der Ernennung einer besondern Commission für die von der Bundescentral-Commission besorgten Geschäfte; allein auch dazu wäre eine organisatorische Energie nöthig gewesen, welche der zum Leben erwachte Patient entfernt nicht aufzubringen im Stande war.

Es wurde zwar wirklich eine Commission gebildet, sie schlummerte indeß alsbald ein, so daß man sich im Laufe der Geschäfte gelegentlich wunderte, wenn beim Wechsel von Gesandten Neuwahlen auch für diese Commission, von deren Existenz man kaum noch wußte, bestimmt worden waren.

Im Anfang bewirkte immerhin die Discussion dieser Frage, sowie auch die neue Zusammensetzung der Militaircommission eine gewisse Schwüle der bundestäglichen Atmosphäre.

In gewissen Kreisen der Bundestagsgesandten, denen sich auch freiwillige Combattanten, wie Herr von Blittersdorf, anzuschließen pflegten, wurde viel von

dem „Stern Oesterreichs“ geredet, welcher wieder aufgegangen sein sollte. Man erzählte sich die außerordentlichsten Dinge von der Verjüngung des Kaiserstaates, dessen Doppeladler sich zu neuem Fluge rüstete.

Eine getreue Schaar von Parteigängern umgab auch jetzt alsbald wieder das Bundespräsidium, und eine Anzahl von Gesandten der fremden Mächte erhöhte mit geschäftigem Müßiggang das bekannte Treiben der alten Bundesherrlichkeit.

Von Seite Preußens war zunächst der General von Rochow ausersehen worden, um, wie sich Manteuffel unvergleichlich ausdrückte, Preußen nur erst wieder in Frankfurt Fuß fassen zu lassen. Diese Mission vollzog Herr von Rochow mit vieler Zuvorkommenheit gegen Oesterreich und seinen Gesandten, indem er persönlich so gut wie möglich alle Erinnerungen an jene Aspirationen zu mildern, oder sogar zu vernichten suchte, welche Preußen in Deutschland vor Kurzem noch hegte.

Von den mittelstaatlichen Gesandten nahm Herr von Schele für Hannover die Miene an, als hätte man von dort keinen geringen Aufwand von Thatkraft zu erwarten. Und wirklich berichtete Herr von Fritsch schon am 5. Juni die für die Bundestagskreise wahrhaft aufregende Thatsache: „Der hannoversche Gesandte habe sich mit dem von Oldenburg und mit den freien Städten zu dem gemeinsamen Antrag geeinigt, die Bundesversammlung möge die vorhandene deutsche Flotte für Bundeseigenthum erklären und über deren Forterhaltung beschließen“.

War durch diesen Antrag eine Frage berührt, welche sich noch immer einer gewissen Popularität in Deutschland erfreute, so war vorauszusehen, daß die Bundesversammlung in derselben nicht sehr rasch vorgehen werde. Die Sache wurde einem Ausschusse übergeben, und da auf den Antrag Preußens auch die Entscheidung über das Eigenthumsrecht der Flotte nicht sofort zur Abstimmung gelangte, so konnte man sicher sein, daß bei den verschiedentlichsten Rechtsansprüchen und Wünschen der Regierungen in dieser Beziehung die stolzen Träume der Nation wenigstens nicht mit allzu rascher Hand zerstört werden würden.

Um so dringender hatten Oesterreich und Preußen es erklärt, in der kurhessischen und holsteinischen Angelegenheit zu einem Abschlusse zu gelangen. In vertraulichen Eröffnungen theilte zunächst der österreichische Gesandte mit, daß er in Uebereinstimmung mit Preußen eine Erklärung abzugeben habe, nach welcher die schroffe Durchführung staatsrechtlicher Theorien in der hessischen Verfassung einer Veränderung zuzuführen wäre. Die Wunden, welche dem Kurfürstenthum geschlagen worden, könnten nicht durch die bisherige Verfassung desselben, sondern nur durch Anbahnung eines neuen, für die wahrhafte Beruhigung der Gemüther

Gewähr leistenden öffentlichen Rechtszustandes Heilung finden. Als erste Aufgabe sei deshalb von Oesterreich und Preußen die Durchführung eines, die Kraft der Regierung stützenden und soweit nöthig ergänzenden provisorischen Zustandes erkannt worden; dann aber würden sie auch, nach vorausgegangener sorgfältiger Prüfung, Vorschläge machen, durch welche die conservativen Elemente zu einer gesetzmäßigen Haltung kommen und einen vor revolutionären Umtrieben, wie vor willkürlichen Maßregeln gleichmäßig geschützten Rechtszustand herbeiführen könnten.

Nach allen diesem würden Oesterreich und Preußen an den Bundestag den Antrag stellen, unter erklärtem Einverständniß mit der bisher verfolgten Richtung, ihnen die fernere Erledigung dieser Angelegenheit zu übertragen und sich seinerzeit die definitive Genehmigung der erreichten Resultate vorzubehalten.

Wie Herr von Fritsch dieser Darlegung der Absichten Oesterreichs und Preußens hinzufügte, so war die Motivirung derselben durch den Grafen Thun eine noch ganz besonders eigenthümliche, indem er behauptete, daß der Bundestag eine so verwickelte Angelegenheit wie die kurhessische unmöglich selbst mit Glück in die Hand nehmen könnte.

Während man im geordneten Geschäftsgange erst zur Wahl eines Ausschusses schreiten und dann dessen Berichte abwarten müßte, hätten die Commissäre in Hessen erklärt, daß sie das erforderliche Material noch nicht zu liefern vermöchten. „Factisch, sagte Graf Thun, würden am Ende Oesterreich und Preußen die Sache doch machen.“ Die einzelnen Regierungen könnten nichts besseres thun, als ihnen dieselbe auch formell überlassen und dadurch selbst eine Verantwortlichkeit für Maßregeln von sich abwenden, zu denen sie, nach ihrer möglicherweise verschiedenen Auffassung am Bundestage mitzuwirken, Bedenken tragen könnten.

Indem Graf Thun zugleich erklärte, daß es in der Absicht Oesterreichs und Preußens liege, rücksichtlich der schleswig-holsteinischen Angelegenheit ein gleiches Commissorium in Anspruch zu nehmen, konnte kein Zweifel übrig bleiben, daß die beiden Großmächte den festen Entschluß gefaßt hatten, das Verfassungsrecht in Holstein, wie in Kurhessen rücksichtslos zu beugen.

Was die kurhessischen Verhältnisse betraf, so hielt es das Präsidium gerathen, erst noch eine für die Reactionspläne günstigere Stimmung abzuwarten, und die Bundescommissäre ließen sich geraume Zeit, mit der Berichterstattung an die Versammlung heranzutreten.

Erst im Anfange des Jahres 1852 wurde eine Denkschrift vorgelegt, in welcher der kurhessische Verfassungsstreit seit 1831 historisch beleuchtet wurde. Darnach wurde beantragt: Die Bundesversammlung solle die Verfassung von 1831 nebst den Zusätzen von 1848 und 1849 außer Wirksamkeit setzen und die

mit der kurhessischen Regierung vereinbarte und hierdurch vorgelegte revidirte Verfassung garantiren.

Daß in einer solchen zwischen den Bundescommissären und der kurhessischen Regierung vereinbarten Octroyirung eine förmliche Aufforderung an alle mit den modernen Repräsentativverfassungen unzufriedenen Elemente in den deutschen Staaten gefunden werden konnte, auf einen Umsturz der bestehenden Verhältnisse im Sinne einer ständischen Reaction hinzuwirken, war nur zu begreiflich. So hatte auch in meinem eigenen Herzogthum Gotha die alte Ritterschaft mit den Standesherren sich zu einem Anlauf gegen die Verfassung des Jahres 1849 erhoben, und es soll an einer andern Stelle eingehender dargestellt werden, wie nahe es daran war, mit der gothaischen Verfassung bei dem Bunde kurzen Proceß zu machen.

Daß sich dabei unter den Gesandten manche befanden, welchen es besonderes Vergnügen bereitet hätte, speciell meiner Person auf diese Weise Verlegenheiten zu verursachen, wurde glaubhaft berichtet. Hatte man doch allen Grund, über die Instruction des Bundesgesandten der 12. Curie, soweit sie von meiner Regierung ausgegangen war, sowohl in der kurhessischen, wie in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit wenig zufrieden zu sein, wenn auch unsere Thätigkeit sich naturgemäß nur darauf beschränken konnte, Verwahrungen einzulegen, oder gegen die Anträge des Präsidiums zu stimmen.

Diese schüchterne Politik, welche noch von einigen andern Regierungen getheilt wurde, hatte doch wenigstens den Erfolg, daß es trotz aller Bemühungen der Großmächte nicht gelingen wollte, die Wunde in Kurhessen zu schließen und den Zustand zu verewigen. Bei der Abstimmung im März 1852 hatten die Großmächte nur eine Garantie der Verfassung für Kurhessen im Allgemeinen durchzusetzen vermocht, und indem der dortigen Regierung die Verpflichtung auferlegt wurde, die neue Verfassung nach der Publikation den Ständen vorzulegen und die Aeußerungen derselben der Bundesversammlung zu unterbreiten, blieb der Rechtszustand ein rein provisorischer, und noch 9 Jahre später mußte der Bund anerkennen daß die durch die Bundesintervention beabsichtigte Erledigung der Verfassungsfrage nicht erreicht worden sei.

In der schleswig-holsteinischen Angelegenheit waren die beiden Großmächte in gewissem Sinne zu einem glücklicheren Ende gekommen. Die österreichisch-preußische Bundesexecution war zwar von der wiederhergestellten Bundesversammlung bereits als Thatsache vorgefunden, ohne daß von Seite der im Mai eingetretenen Regierungen irgend eine Zustimmung erfolgt wäre, aber die Majorität der Versammlung erklärte sich im Juli mit dem Commissorium einverstanden, und man bemühte sich von Seite der österreichischen und preußischen

Bevollmächtigten, die dänische Regierung von den äußersten Maßregeln der Gewalt, wenigstens in Holstein abzuhalten. Schleswig blieb selbstverständlich der Rache der Dänen preisgegeben.

Auch war es denselben möglich gemacht worden, die Augustenburgischen Herzoge zu depossediren und jede Willkür gegen deutschredende Beamte und Prediger zu üben. In Holstein hielt sich die dänische Regierung noch einigermaßen in den Schranken, so lange die Bundescommissarien in Kiel anwesend waren. Allein wenn man die Verhandlungs-Protokolle, welche Ende 1852 der Bundesversammlung endlich vorgelegt wurden, durchblätterte, so mußte man gestehen, daß die beiden Bevollmächtigten von Oesterreich und Preußen, Graf Alexander von Mensdorff und der Generalmajor von Thümen gegenüber dem Grafen Reventlow Criminil, dem dänischen Commissär, bei der Ordnung der Angelegenheiten keineswegs große Erfolge aufzuweisen hatten.

Ich selbst hatte mich im April 1851 nach Hamburg begeben, um meinen Vetter Mensdorff im Interesse des Landes, an dessen Wohl und Wehe ich so großen Antheil nahm, zu sprechen. Da ich die Verhältnisse in den Herzogthümern so genau kannte, hoffte ich manches zur Rettung von Personen thun zu können, welche des Schutzes der Bundescommissäre in erster Linie bedurft hätten. Aber es war wenig zu erreichen. Mensdorff hatte so bestimmte Instructionen von seinem Ministerium, sich der dänischen Regierung entgegenkommend zu zeigen, um den sogenannten legitimen Zustand so rasch als möglich herbei zu führen, daß meine Bemühungen nur wenig Früchte tragen konnten, obgleich ich versichern kann, daß die persönlichen Ansichten des Grafen Mensdorff mit den meinigen in den meisten Fällen übereinstimmten.

Im Anfange des Jahres 1852 traten Oesterreich und Preußen mit der überraschenden Erklärung vor dem Bunde auf, daß das königliche Patent vom 28. Januar d. J. für genügend zu erachten sei, um die Regierung der Bundesländer Holstein und Lauenburg „vertrauensvoll in die Hände des Königs legen zu können".

Das dänische Aktenstück strotzte von sogenannten Zusagen und Zugeständnissen, deren Inhaltlosigkeit und Leerheit wohl selbst denen nicht verborgen sein konnte, welche seine Annahme in der Bundesversammlung befürwortet hatten. Denn wenn auch die bundesrechtliche Stellung von Holstein und Lauenburg von Friedrich VII. gleichsam als ein Zugeständniß anerkannt worden war und für diese Länder ein Minister ernannt werden sollte, der sieben dänischen Ministern im Staatsrath gegenüberstand, so trug doch das ganze Patent den Stempel aller der Absichten, gegen welche man tapfer und treu durch drei Jahre, von Deutschland unterstützt, die Waffen geführt hatte. Ja man möchte es heute kaum für möglich halten, daß die beiden Großmächte ihren deutschen

Bundesgenossen in Frankfurt die Genehmigung eines Aktes vorgeschlagen haben, in welchem man das Folgende liest:

„Sowie daher die ungeschmälerte Erhaltung Unserer Monarchie in ihrem ganzen Gebietsumfange mit dem Beistande der europäischen Großmächte für die Zukunft gesichert werden wird, so soll ebenfalls die Verbindung der verschiedenen Theile der Monarchie zu einem wohlgeordneten Ganzen, zunächst im Wege der Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, durch gemeinschaftliche Behörden erhalten und befestigt, demnächst aber auf die Einführung einer gemeinschaftlichen Verfassung zum Zwecke der Behandlung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten baldthunlichst Bedacht genommen werden."

Einem solchen Vorgange des Dänenkönigs gegenüber, scheuten sich Oesterreich und Preußen nicht, die folgenden Anträge zu stellen:

„Hohe Bundesversammlung wolle,

1. die Bestimmungen der am 28. Januar d. J. erlassenen Bekanntmachung Sr. Majestät des Königs von Dänemark, soweit dieselben die Angelegenheiten der Herzogthümer Holstein und Lauenburg betreffen, auch nach Lage der Sache der verfassungsmäßigen Prüfung und Beschlußfassung des deutschen Bundes unterliegen, als den Gesetzen und Rechten des Bundes entsprechend anerkennen und der sonach von Sr. Majestät dem Könige, im Einverständnisse mit den im Namen des Bundes handelnden Regierungen von Oesterreich und Preußen bewirkten Beilegung der seitherigen Streitigkeiten zwischen Dänemark und dem deutschen Bunde, die vorbehaltene definitive Genehmigung ertheilen", sie wolle:
2. „die königl. dänische Gesandtschaft ersuchen, die gegenwärtige Verhandlung der königl. Regierung zur Kenntniß zu bringen, mit dem Beifügen, daß die Bundesversammlung sich überzeugt halte, Se. Majestät werde auch in Zukunft über die Erhaltung und gedeihliche Ausbildung sowohl der gesetzlich bestehenden Einrichtungen seiner deutschen Bundesländer, als auch der Stellung, die ihnen im Verbande mit den übrigen Theilen der Monarchie gebührt, in eben dem gerechten und versöhnlichen Geiste wachen, von welchem die königl. Bekanntmachung vom 28. Januar Zeugniß gibt."

Endlich beantragten die Gesandten,

„Hohe Bundesversammlung wolle:

3. die den Regierungen von Oesterreich und Preußen übertragenen und nach dem Ablaufe der dafür bestimmten Frist seit der Erklärung beider Höfe in der Sitzung vom 6. September v. J. stillschweigend verlängerten Vollmachten in der holsteinischen Angelegenheit mit der Fassung der soeben in Vorschlag gebrachten Beschlüsse als erloschen betrachten."

Daß sich die Bundesregierungen doch nicht entschließen mochten, auf diesen Antrag der beiden Großmächte, den Herzogthümern gegenüber, sofort einzugehen, durfte schon als ein rasch vorübergegangener Lichtpunkt in den dunkeln Gängen der Bundesreaction erscheinen. Von Weimar wurde eine umständliche Denkschrift versendet, welcher ich mich gerne anschloß, und in der das Ungenügende des dänischen Königsactes, dem deutschen Bunde gegenüber, klar dargelegt wurde. Den beiden Großmächten blieb nichts anderes übrig, als das Land auch ohne Bundesbeschluß im Anfang des Jahres 1853 den dänischen Feinden auszuliefern, und erst im Juli war die reactionäre Stickluft im Bundespalais dicht genug geworden, daß Berichterstattung und Abstimmung in der holsteinischen Angelegenheit erfolgen konnten.

So wenig Gerechtigkeit das Land und die schleswig-holsteinische Sache beim Bundestage gefunden hatte, so wenig Schutz war auch den Herzogen von Augustenburg bei ihrer persönlichen Verfolgung durch die Dänen gewährt worden. Die Confiscation ihrer Güter war ein so völkerrechtswidriger Act, daß wohl seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges nichts Aehnliches mehr in Europa vorgekommen war.

Die Bundesmächte glaubten auch in der That die Sache nicht stillschweigend hinnehmen zu sollen und so wurde den Augustenburgern eine minimale Summe als Entschädigung angeboten. Die Nachweisungen, welche der Herzog über den Werth seiner Güter jedoch bei der Bundesversammlung vorlegte, erzielten nur vermöge der persönlichen Theilnahme und Thätigkeit des Herrn von Bismarck für das unglückliche Fürstenhaus endlich eine Wirkung. Der Herzog wandte sich auch an meinen Bruder, welcher gleichfalls von den Dänen das Möglichste zu erlangen suchte, aber die Lage, in welche die Familie gebracht war, blieb eine schwere und traurige. Ihr fürstliches Besitzthum war dahin, und ihre Successions-Ansprüche wurden am 8. Mai 1852 von der Londoner Conferenz durch die Aufstellung des sogenannten Protokollprinzen als Erben der Gesammtmonarchie beseitigt.

Das herzogliche Haus fand in Gotha eine Art von neuer Heimath. Wiederholte Besuche, welche wir theils in Coburg, theils in Gotha von den Augustenburgern erhielten, befestigten unsere freundschaftlichen Beziehungen immer mehr. Den Sommer 1853 brachte die ganze Familie auf der Rosenau zu, und im folgenden Winter übersiedelte sie nach Gotha, wo der Herzog ein Haus gekauft hatte und sich niederließ.

Inzwischen hatte sich in Frankfurt Gelegenheit gefunden, auch in den allgemeinen deutschen Angelegenheiten den Charakter des Bundestages in alter Vollständigkeit wieder zu zeigen. Als eine der dringendsten Sorgen der Präsidialmacht und der mit ihr noch immer auf das Engste verbundenen preußischen

Regierung erschien gleich zu Anfang die Beseitigung der Grundrechte aus den Verfassungen der deutschen Bundesstaaten. Am 20. Juli 1851 überreichten die beiden Vertreter der Großmächte folgenden Antrag: „Die in Frankfurt unter dem 27. Dezember 1848 erlassenen, in dem Entwurfe einer Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März 1849 wiederholten s. g. Grundrechte des deutschen Volkes können weder als Reichsgesetze, noch soweit sie nur auf Grund des Einführungsgesetzes vom 27. Dezbr. 1848 oder als Theil der Reichsverfassung in den einzelnen Staaten für verbindlich erklärt sind, für rechtsgiltig gehalten werden. Sie sind deshalb insoweit in allen Bundesstaaten für aufgehoben zu erklären. Diejenigen Staaten, in denen Bestimmungen der Grundrechte durch besondere Gesetze in das Leben gerufen sind, sind verpflichtet, diese Bestimmungen sofort außer Wirksamkeit zu setzen, insofern sie mit den Bundesgesetzen und den ausgesprochenen Bundeszwecken in Widerspruch stehen."

Der letzte Theil des Antrages enthielt Grund genug für die meisten Bevollmächtigten, Instructionseinholung zu verlangen, ehe zur Abstimmung geschritten werden sollte.

So wurde bei der am 6. September erfolgten Beschlußfassung wenigstens in der Formulirung eine Aenderung herbeigeführt und es den Landesregierungen überlassen, die betreffenden Verfassungsbestimmungen im Wege der Vereinbarung mit den Landtagen zu ändern.

In Bezug auf den ersten Theil des Antrages hatte sich eine Meinungsverschiedenheit nur insofern geltend gemacht, als mehrere Staaten betonten, daß die Grundrechte von Hause aus ungiltig und ungesetzlich gewesen seien und daher auch nicht erst für aufgehoben erklärt zu werden brauchten.

Im engen Zusammenhange mit dem Bundestagsfeldzug gegen die Grundrechte standen in altgewohnter Weise die Bemühungen gegen die Presse. Wieder hatten die beiden Großmächte die undankbare Aufgabe gemeinsam übernommen, die deutsche Tagesliteratur durch die Bundespolizei zu maßregeln. Sie beantragten am 23. August: der politische Ausschuß solle den Entwurf eines Preßgesetzes ausarbeiten und vorlegen. Die Bundesstaaten wurden gleichzeitig aufgefordert, sofort mit allen gesetzlichen Mitteln und durch Bestrafung der Schuldigen gegen Zeitungen und Zeitschriften vorzugehen, welche atheistische, socialistische oder auf den Umsturz der Monarchie gerichtete Zwecke verfolgen. Man konnte den einzelnen Bundesstaaten — von den größern ganz abgesehen, wo die strengsten Repressiomaßregeln ohnehin gegen die Presse nicht außer Anwendung gekommen waren — irgend eine Nachlässigkeit gegenüber den Ausschreitungen der Tagesliteratur zum Vorwurfe nicht machen.

So habe ich selbst, was die Regierung meiner in dieser Beziehung vielfach

angegriffenen Länder betraf, nicht versäumt, dem demokratischen Unfug zu steuern, welchen die sogenannten Streit'schen Blätter verursachten. Auch ohne Anrufung der Bundespolizei war es meiner Regierung möglich, sich der gefährlichen Umtriebe in den Journalen zu erwehren, und an Prozessen und Verurtheilungen in Preßsachen fehlte es im ordnungsmäßigen Justizgang keineswegs. Aber in dem Eschenheimer Palast hatte man noch ganz andere Preßverfolgungen als solche im Sinne, und Beschlüsse, wie sie im Sinne der Carlsbader Conferenz-Politik jetzt wieder zur Tagesordnung des Bundes gehörten, ermuthigten zu Prozessen, welche die Ehre Deutschlands wenig zu befördern geeignet waren. Es genügt ja, daran zu erinnern, wie durch die Bundespolitik gestachelt, damals Gervinus wegen seiner Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts, eines Buches von strengster Gelehrsamkeit, strafgerichtlich verfolgt worden war.

Welchen Eindruck ein solches Wiederaufleben der Bundestagsthätigkeit auf denkende Zeitgenossen, auch wenn sie nicht unmittelbar betheiligt waren, hervorbringen mußte, mag ein satirisch geschriebener Brief meines Bruders dem Leser an dieser Stelle vergegenwärtigen, wo es heißt:

„Ich habe Deinen Brief nebst Einlage des Cirkularschreibens des ...... Teuffel und das Memorandum über die dänische Succession erhalten."

„Zu Letzterem wird wohl der Herzog von Augustenburg selbst die Materialien geliefert haben; es ist indessen keine Frage, daß er alles Recht auf seiner Seite hat; heutzutage glauben aber die Regierungen dadurch den Völkern einen Begriff von der Heiligkeit des Rechtes zu geben, daß sie es wie alte Lumpen behandeln. Zur dritten Oper gratulire ich Dir; ist sie noch nicht von Polizei wegen verboten worden? Die Stumme von Portici ist es in Berlin; da singt wahrscheinlich der Don Juan in Wien wieder viva la regatta statt liberta und die Gedichte des Königs von Baiern werden wieder verboten. O welche Tiefe der menschlichen Dummheit!"

Keine von den Angelegenheiten, welche der Bund bei seinem Zusammentritt zur Erledigung brachte, nahm indessen das neugierige Interesse des deutschen Volkes mehr in Anspruch, als die Flottenfrage. Daß sich der deutsche Traum einer Flotte in den Revolutionsjahren in einer Weise verwirklicht hatte, welche eben keinen übermäßig großen politischen Stil der Nation kundgab, hinderte doch nicht, daß eine Anzahl von seetüchtigen Schiffen in der Nordsee auch jetzt noch die nationale Flagge zu führen berechtigt war.

Man hat über die Bierkreuzer und über die Gesangsvereinsüberschüsse gespöttelt, aus welchen der Ankauf der Flotte bestritten worden war, aber noch trug wenigstens eines der Schiffe den Namen von Eckernförde, der durch nationale Erinnerung geheiligt schien.

Unter diesen Umständen erregte es keine geringe Sensation in Deutschland, als sich die Nachricht verbreitete, daß man schon im Juni 1851 die Auflösung der deutschen Flotte in Frankfurt in Erörterung gezogen habe.

In der Sitzung vom 11. d. M. hatte, wie ich schon früher bemerkte, Hannover den Antrag gestellt:

1. Die Anerkennung der vorhandenen Flotte als Eigenthum des Bundes auszusprechen,
2. einen Ausschuß einzusetzen zur Vorbereitung eines Berichtes über die Frage, ob die Flotte beizubehalten oder aufzulösen, und eventuell wie diese Auflösung zu bewirken sei.

Gleichzeitig wurde auch von Preußen, gegen die sonstige Uebung später als Hannover, ein auf die Flotte bezüglicher Antrag gestellt, im Wesentlichen dahingehend, daß vor allem die Frage zu entscheiden sei, ob es in der Absicht des Bundes liege, die Flotte beizubehalten und die diesfallsigen Kosten zu übernehmen. Zu diesem Behufe möge man eine Commission niedersetzen, mit dem Auftrag, schleunigst die Ausführung des zu fassenden Beschlusses vorzubereiten, namentlich falls die Auflösung der Flotte beschlossen werde, über den Antrag der Nordseestaaten, die Flotte für sich zu übernehmen, zu berichten.

Der Präsidialgesandte Graf Thun selbst konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, es werde dem Bundestag wohl schwer ankommen, sich dem Antrage Preußens gemäß darüber zu entschließen, ob dem deutschen Schwan die Füße abzuschneiden seien.

Indessen wurden die Gesandten von Oesterreich, Baiern, Preußen, Hannover und den freien Städten in den Flottenausschuß gewählt, und es begann nun ein wunderbares Spiel der sogenannten Staatsinteressen von Hannover und Preußen, während schon die einfache Frage der Erhaltung und Kostentragung zu rascher Beschlußfassung drängte. Die meisten Staaten waren mit ihren Beiträgen für die Flotte im Rückstand, und Oesterreich voran gab auch principiell nicht zu, daß es für eine deutsche Flotte aufzukommen habe, da es ja eine eigene Flotte „im Interesse Deutschlands" im adriatischen Meer erhalte.

Die Stellung Preußens zu der Flottenfrage war in ähnlicher Weise wie diejenige Oesterreichs durch sein damaliges Bestreben, sich ganz und gar dem Bunde gegenüber auf den europäischen Standpunkt zu stellen, complicirt worden. Es hatte, um seine Bedeutung als selbständige Großmacht besser zu wahren, eben damals den Austritt seiner preußischen Provinzen aus dem Bunde beantragt, bald nachher auch durchgeführt und zog sich demgemäß in der Flottenfrage auf seine Position in der Ostsee zurück, wo es die Concurrenz einer deutschen Flotte mit seiner großmächtigen Selbständigkeit durchaus nicht vereinbar zu finden vermochte. So blieb also nur die Nordsee als der Tummelplatz

für eine deutsche Flotte übrig, aber auf dessen deutsche Küste legte Hannover Beschlag, welches in den Ideen eines alten Welfenreiches zu schwelgen begann und daher gerne die deutsche Flottenfrage in den Bereich einer particularistischen Politik hinübergelenkt hätte.

In dieser Richtung fand es dann aber Widerspruch von Seite Preußens, welches keineswegs geneigt war, die Nordsee seinem welfischen Nachbar allein zu überlassen, sondern bei der Uebernahme der deutschen Flotte von Seite der Nordseestaaten auch seinerseits betheiligt sein wollte.

In diesen Gegensätzen bewegten sich die Verhandlungen des Flottenausschusses äußerst langsam. Im September trat derselbe mit sehr getheilten Ansichten vor die Versammlung, so daß Herr v. Schele gegen die Stimmen von Oesterreich und Preußen sowie gegen die von Dänemark, Niederlande, Mecklenburg, theilweise auch der thüringischen Staaten den Antrag durchsetzte, der Ausschuß solle Sachverständige beiziehen, um ein Gutachten darüber abzugeben:

1. welche Größe und Ausdehnung die Nordseeflotte erhalten müsse, wenn sie ihrem Zweck entsprechen soll,
2. wie ihre innere Einrichtung zu beschaffen und welche Rücksicht bei ihrer Bildung auf die Flotten Oesterreichs und Preußens im adriatischen Meere und der Ostsee zu nehmen sei,
3. welche Mittel für dieselbe zu verwenden wären.

Es würde mich zu weit führen, alle Details der Verhandlungen über diesen traurigen Gegenstand zu recapituliren, welcher endlich besondere Conferenzen in Hannover herbeiführte, die aber ebenso resultatlos waren, wie diejenigen in Frankfurt selbst. Den gewiß richtigen Gesichtspunkt für die ganze Frage hatte Herr v. Fritsch bereits in einem Berichte an seine Regierungen vom 26. November ausgesprochen, wenn er sagte: „Eine deutsche Flotte wird nur dann von Bedeutung sein, wenn sie als gemeinsames Eigenthum sämmtlicher Bundesstaaten in dem Sinne, wie man im Jahre 1848 beabsichtigte, errichtet wird. Das jetzt vorgeschlagene Contingents-Verhältniß ist dem Zwecke um so weniger entsprechend, als man es für sehr zweifelhaft ansehen muß, daß Oesterreich und Preußen sich, dem Ausschußantrage entsprechend, zur Annahme einer gemeinschaftlichen Flagge entschließen werden. Auch scheint die vorgeschlagene Verwendung der Flotte keinen Nutzen zu gewähren, der für die deutschen Binnenstaaten nur in einigem Verhältniß zu den darauf zu verwendenden, nach dem Ausscheiden von Oesterreich und Preußen sehr bedeutenden Kosten stehen würde."

Indem nun aber die Flottenangelegenheit durch die Haltung Hannovers eine gegen Preußen gerichtete Spitze erlangt hatte, war mit einem Male Oesterreich als Vertheidiger der Nordseeflotte aufgetreten und versendete am 10. Dezember eine Cirkulardepesche, worin es die Flotte in väterlichster Weise patronisirte und

die deutschen Staaten aufmunterte, für ihre Erhaltung zu stimmen. Dabei heimste es noch einige Popularität in Süddeutschland ein, wo man ohne genaue Prüfung des Gegenstandes eben nur seine Sympathie für die nationale Sache durch Oesterreich zum Ausdruck gebracht zu sehen meinte.

Um aber das Maaß der Kläglichkeit in der ganzen Sache voll zu machen, so protestirte dasselbe Oesterreich, welches sich eben noch für einen Flottenverein deutscher Staaten bemüht hatte, in entschiedenster Weise gegen die Aufnahme Preußens in denselben, als der preußische Gesandte am 17. Februar in vertraulicher Sitzung die Erklärung zu Protokoll gegeben hatte: „daß seine höchste Regierung geneigt sei, dem zu bildenden Nordseeflotten-Verein beizutreten"; das Präsidium fand sich hiedurch veranlaßt, zu erklären, daß es sich gegen die Aufnahme Preußens in diesen Verein aussprechen müsse und daß, „da man andererseits von dem Plane, ein dreifaches Bundesflottenkontingent zu bilden, abgehe, auch Oesterreich nicht mehr an diesen Plan gebunden sei".

Auch Hannover fand es so gefährlich, mit Preußen ohne Oesterreich in einem Flottenverein sich zu befinden, daß es auch seinerseits die Flotte lieber ganz aufgeben wollte.

Es behauptete jetzt, daß sowohl in der Flottensache wie in den Bestrebungen Preußens für Ausdehnung des Zollvereins auf alle deutschen Bundesstaaten mit Ausschluß Oesterreichs nichts zu erblicken wäre, als ein Zurückkommen auf die verabscheuten Unionspläne.

Indem sich die Regierungen in keiner Weise über die Verwendung der Flotte zu einigen vermochten und selbst in Bezug auf die kaufsweise Erwerbung der Schiffe zwischen Preußen und den Uferstaaten der Nordsee ein schwerer Streit entstand, war man im Januar 1852 bei der Meinung angelangt, daß nichts anderes übrig bleiben werde als die Versteigerung des herrenlosen Nationaleigenthums an Private.

„Es sind dies — fügte Herr von Fritsch dieser Mittheilung hinzu — wahrhaft trostlose Zustände, nicht blos im Hinblicke auf die Flotte, sondern auf die Verhältnisse im Bund überhaupt in einer Zeit, wo jeder Tag die drohendsten Gefahren von innen und von außen bringen kann."

Am 16. Februar 1852 beschloß die Bundesversammlung mit Stimmenmehrheit, daß die in der Nordsee vorhandene Flotte als Eigenthum des deutschen Bundes verkauft werden sollte, falls bis zum 31. März der beabsichtigte Flottenverein der deutschen Staaten nicht endgiltig zu Stande gekommen wäre. Preußen behielt sich hiebei vor, die Eckernförde und den Barbarossa um eine Summe von etwas über 700,000 fl. zu übernehmen, während die anderen Schiffe versteigert werden sollten. Hannover machte noch eine letzte Anstrengung, um seinen Verein zu Stande zu bringen und lud zu Conferenzen in Hannover

ein, welche auch wirklich von allen Staaten beschickt wurden mit Ausnahme der Großmächte, welche absichtlich umgangen worden waren. Da aber Preußen seine Absicht, dem zu bildenden Flottenverein beizutreten, noch neuerlich ausgesprochen hatte, so war eine Niederlage der hannoverschen Politik auf der Conferenz leicht als das einzige Resultat vorauszusehen.

So schloß der Minister von Schele die Conferenzen am 23. März mit der schönen Phrase: „Die Conferenz habe einen günstigen Erfolg bis jetzt leider nicht gehabt. Aber man sei in einer deutschen Sache doch einmal deutsch vereinigt gewesen, und die Hoffnung eines spätern Gelingens wolle man nicht aufgeben."

Das Todesurtheil war der deutschen Flotte gesprochen. Am 2. April wurden, nachdem das Odium der Auflösung derselben von einer Regierung der anderen noch zugewälzt worden war, die beiden Schiffe Eckernförde und Barbarossa Preußen überlassen und die Versteigerung der übrigen in Aussicht genommen. Wenig fehlte aber, daß der Bundesbeschluß noch an der Frage zum Scheitern gekommen wäre, wer die Ausführung der widerwärtigen Maßregel übernehmen sollte. Erst am 27. April theilte das Präsidium Namens des Militairausschusses mit, daß der Großherz. Oldenburgische Staatsrath Hannibal Fischer zum Commissär für den Flottenverkauf bestimmt worden sei.

So sehr aber schien die Ehre der Nation durch diesen Handel geschädigt, daß sich die oldenburgische Regierung beeilte, kund zu machen, daß ihr Beamter ohne ihre Erlaubniß das Commissorium übernommen hätte. Auch wurde er in Folge dessen aus seiner Stellung in Oldenburg entfernt.

Der Mann aber, welcher durch seine geschäftige Thätigkeit bestimmt war, den nationalen Aufschwung Deutschlands durch einen Akt zu schließen, an welchem man auch noch den Stempel des Hohns nicht zu verkennen meinte, hat in der deutschen Geschichte den Namen des Flotten-Fischer behalten, und es wird Niemand wahrheitsgetreu von diesen Zeiten zu erzählen vermögen, ohne das Ereigniß, welches einen selbst die reactionärsten Regierungen verblüffenden Aufschrei der Entrüstung unter dem deutschen Volke hervorbrachte, zugleich von seiner ethisch-nationalen Seite zu kennzeichnen.

Ich selbst sollte mit demselben Staatsrath Hannibal Fischer ganz kurze Zeit nachher noch einen besonderen Conflikt zu bestehen haben, bei welchem der Charakter desselben in den seltsamsten Farben erschien. Ob man ihn zu den echten und eigentlichen Fanatikern der Reaction zu zählen hatte, mochte zweifelhaft sein. Der alte leidenschaftliche und tolldreiste Anwalt jeder anrüchigen politischen Sache machte bis zu einem gewissen Grade den Eindruck eines diabolus rotae beim heiligen Stuhl, der sein Geschäft als eine Art von Sport

zu betreiben schien. Ich komme an anderer Stelle im Zusammenhange der gothaischen Verfassungsangelegenheiten auf die Klage zu sprechen, welche Hannibal Fischer gegen mich beim deutschen Bunde Namens der Ritterschaft von Gotha einbrachte.

In diesem Aktenstücke hatte nun aber der Mann seine Pfeile so scharf gegen mich persönlich gerichtet, daß die Bundesversammlung selbst sich bestimmt fand, die Ausdrücke der Beschwerdeschrift zu rügen. Da sich aber der kleine Mann offenbar in den Kopf gesetzt hatte, durch den Angriff auf einen Fürsten, dessen Gesinnungen wenig mit der eben herrschenden Zeitrichtung übereinstimmten, eine Berühmtheit in reactionären Kreisen zu erwerben, so unterließ er es nicht, wiederholt in meinen Ländern zu erscheinen und möglichst auffällig davon zu reden, wie der Herzog von Coburg, dem er wenig gutes nachgesagt hätte, ihm wohl gerne beikäme, wenn er nur könnte.

Als nun in Coburg das Jubiläum des Gymnasiums gefeiert wurde, erschien auch er unter den Gästen und hielt bei der Tafel eine aufregende Rede, in welcher er durch Witze die Lacher auf seine Seite zu ziehen suchte. Aber es gelang ihm nicht, die gegen ihn herrschende Mißstimmung zu beschwichtigen, und der aus der holsteinischen Bewegung bekannte Präsident Francke, der in Coburg nicht nur ein Asyl, sondern auch eine hervorragende Stellung gefunden hatte, antwortete dem Reactionär wahrhaft vernichtend.

Da Fischer selbst seinen Prozeß mit dem Titel „ein Martyrium" nachher drucken ließ, so glaube ich fast, daß er dasselbe gesucht habe; die Coburger Gerichtsbeamten waren in diesem Sinne auch bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, denn schon waren alle Vorbereitungen getroffen, um gegen ihn mit einer Anklage auf Majestätsbeleidigung wegen seiner Frankfurter Bundeseingabe vorzugehen und seine Verhaftung zu veranlassen.

Obwohl man gegen seine Person alle möglichen Rücksichten walten ließ, so versäumte er nicht, ganz Deutschland mit Klagen über die ihm widerfahrene Gewalt und Schmach zu erfüllen.

Eine 26stündige gerichtliche Festhaltung wußte er zu einer Legende der schauerlichsten Qualen zu gestalten, die er in Coburg erduldet hätte. Er war damals seit Kurzem von dem Fürsten von Lippe in den Staatsdienst aufgenommen worden und so rief er das Völkerrecht zu Hilfe, weil er auf einer Dienstreise in der angeblichen Eigenschaft eines Gesandten von Lippe-Detmold wäre verhaftet worden. Seinem neuen Herrn selbst scheute er sich nicht, so Ungeheuerliches über das gegen ihn eingeleitete Verfahren zu erzählen, daß der Fürst an mich einen beweglichen Brief schrieb, worin er sich beklagen zu sollen meinte, daß ich die alten Freundschaftsbande zwischen unseren fürstlichen Häusern habe verletzen lassen.

Als man nachher dem Fürsten den wahren Sachverhalt aktenmäßig mittheilte, war er über die Lügenhaftigkeit Fischers so erzürnt, daß er ihn des Dienstes sofort entließ. Nachdem derselbe vom Coburger Gericht gegen eine Caution von 800 fl. auf freien Fuß gestellt worden war, zog sich der Prozeß, in welchem Fischer die polterndsten, offenbar sofort auf den nachherigen Druck berechneten Vertheidigungsschriften verfaßt hatte, sehr in die Länge. Die Sache kam vor die Fakultäten von Königsberg und Breslau. Fischer wurde von der ersteren verurtheilt, von dem letzteren Spruchcollegium als Appellationsinstanz auf Grund dessen, daß die Beleidigungen meiner Person in einer amtlichen Schrift an den Bund vorkamen und die Drucklegung derselben ihm nicht zur Last fiel, freigesprochen. Er hatte in seiner Berufungsschrift einen Schadenersatzanspruch von 10 000 fl. erhoben, war aber mit dieser Forderung nach dem Urtheil der Breslauer Fakultät auf den Civil-Rechtsweg verwiesen worden.

Es fand sich nach diesen seinen letzten Leistungen doch wenigstens keiner der deutschen Fürsten ferner bereit, den Flottenverkäufer in seine Dienste zu nehmen. Fischer lebte in Freiburg und München, und wenn ich mich nicht täusche, so sind die Folgen der öffentlichen Verachtung, mit welcher das deutsche Volk den Mann bestrafte, nicht spurlos an seinem harten Gewissen vorübergegangen.

Ein Bekannter verbürgte mir in späteren Jahren eine Erzählung, welche bezeichnend hiefür ist. Der fast ganz vereinsamte Mann hielt sich in seinem Umgang meist an Reisende, die ihn nicht kannten. In einem Gasthause in München schien er sich eines Abends in einer Gesellschaft von fremden Damen und Herren außerordentlich wohl zu befinden. Er war sehr glücklich und aufgeräumt, man wünschte sich zu erkennen zu geben, die Karten zu wechseln. Aber der sonderbare kleine Mann, mit gewaltiger Habichtsnase, kahlem Kopf und rothem glatten Gesicht schrak zusammen und verweigerte die Auskunft über seine Person.

Als man dies unschicklich und auffallend finden wollte, erhob er sich theatralisch und klagte, daß ein Fluch auf seinem Haupte ruhe und die Deutschen nur dann freundlich mit ihm verkehrten, wenn er seinen Namen verschwiege; dann ergriff er seinen Hut, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und indem er sagte, „nun denn, ich bin der Flottenfischer", verließ er eilig das Lokal.

Indessen hat mich die Person des Flottenverkäufers weit über die Jahre hinausgeführt, von welchen ich hier eigentlich erzählen sollte, und wenn man auch sagen kann, daß Hannibal Fischer einen der vielen Typen, welche die wüthende Reactionsfluth der fünfziger Jahre an die Oberfläche der Begebenheiten spülte, repräsentirte, so würde man ihn doch fast überschätzen, wenn man ihn für etwas wichtigeres als ein grobes Werkzeug betrachten wollte. Welche

Hände es waren, die man als die eigentlich leitenden an den Centralpunkten der großen Reaction zu betrachten hatte, war keineswegs leicht zu erkennen. So viele Fäden auch in Frankfurt zusammenliefen, so schien es doch sicher, daß vielmehr in den katholischen Hauptstädten Deutschlands seit 1851 eine ganz besonders rege politische Thätigkeit hinter den Coulissen der offiziellen Diplomatie herrschte. Mir schien es deshalb von größter Wichtigkeit zu sein, mich am bairischen und österreichischen Hofe über die völlig veränderten Verhältnisse zu orientiren, welche dort unter den neuen seit dem Jahre 1848 regierenden Monarchen Platz gegriffen hatten.

Den Kaiser von Oesterreich kannte ich persönlich noch gar nicht, den König von Baiern hatte ich als regierenden Herrn nicht wiedergesehen. Beiden Monarchen war die öffentliche Meinung in auffallender Weise entgegengekommen. Und doch schien gerade aus ihren Ländern der Strom des Unheils für Deutschland am meisten heranzubrausen.

Im Juli 1851 war ich mit der Herzogin bei Alexander Württemberg in Fantaisie bei Bayreuth zu Besuch. König und Königin von Baiern befanden sich in der Eremitage, und so hatten sich die Anknüpfungspunkte von selbst ergeben. Wir waren zur königlichen Tafel geladen und verblieben den Abend in Gesellschaft der königl. Herrschaften. Es wurde viel conversirt und politisirt.

Der König zeigte aber nur wenig Lust, eine Auffassung gelten zu lassen, welche der gegenwärtigen Lage der Dinge abgeneigt war; er fand die letztere zwar keineswegs befriedigend, aber doch immer noch besser als das, was kurze Zeit vorher angestrebt worden war.

Es lag mir jederzeit fern, die große Thätigkeit des Königs in den inneren bairischen Angelegenheiten zu unterschätzen, und ich konnte daher leicht den Standpunkt finden, von welchem es mir möglich war, mein offizielles Verhältniß zu dem trefflichen königlichen Herrn und Nachbarn auf das Freundlichste zu gestalten.

Aber gegenüber den scharfen Veränderungen, welche für die Regierung des Königs Max in allen Beziehungen bezeichnend waren, bildete der alte König Ludwig einen eigenthümlichen Contrast. Ich besuchte ihn kurze Zeit nachher in München und fand, daß er sich in allen Dingen gleich geblieben war. Er sprach mit dem größten Vergnügen von seiner Abdankung und wie er so froh sei, mit der heutigen Politik nichts zu thun zu haben, die ihm allerorten recht „unteutsch“ vorkäme. Auch machte ihn das überall mächtige Emporkommen der Jesuiten bedenklich, welche ihm immer unheimlich gewesen wären, und die er jetzt nur mit Sorge eine neue Rolle spielen sähe.

Lehrreicher in jeder Beziehung für meine Kenntnisse von der allgemeinen Lage war eine Reise, welche ich im Januar 1852 nach Wien unternahm.

Bezeichnend genug für jene Jahre der Reaction war es, daß sich, wenn auch selbstverständlich nur in untergeordneten Kreisen, so doch mit einer geflissentlichen Art ein albernes Gerücht zu behaupten wußte, ich sei in Folge meiner politischen Haltung in den letzten Jahren von den großen europäischen Höfen ausgeschlossen und könnte es keinesfalls wagen, mit meinen bekannten deutsch-nationalen Gesinnungen dort wieder zu erscheinen.

Ich wollte Behauptungen solcher Art, denen die deutliche Absicht zu Grunde lag, fürstliche Personen von meiner Denkungsart überhaupt zu isoliren, gründlich entgegentreten. Ich ging daher zunächst nach Dresden und suchte mich zu unterrichten, was man denn eigentlich in Wien in der deutschen Frage bezweckte. Zu diesem Ende zog ich Nachrichten hierüber bei einigen mir in Dresden befreundeten Persönlichkeiten ein, und wurde in Bezug auf die Absicht meines Besuches in Wien von den höchsten Herrschaften selbst mit ausnehmender Freundlichkeit unterstützt. Königin Marie gab mir an ihre Schwester, die Erzherzogin Sophie, ein familiäres Schreiben mit, von welchem sie meinte, es müsse mir Herzen und Thüren eröffnen.

Ueber die Lage in Wien herrschten in Dresden die günstigsten und freudigsten Vorstellungen. Man stellte mir den jungen Kaiser als den hoffnungsvollsten unter allen deutschen Fürsten und die Minister Schwarzenberg und Bach als die Träger einer großen Zukunftspolitik dar. Man war von den großösterreichischen Plänen und Gedanken in den höchsten Kreisen der sächsischen Hauptstadt vollkommen erfüllt.

In der That fand ich zum größten Theil diese Vorstellungen wirklich begründet, als ich in Wien anlangte, indem ich das alte Oesterreich mit seinen sogenannten Traditionen kaum wiedererkannte.

Alles befand sich in einem Zustande des Ringens und Gährens, welcher eine bewegte Zukunft zu verrathen schien. Der Hauptunterschied zwischen Wien und Berlin schien in diesem Augenblicke darin zu bestehen, daß die conservativen Kreise im Norden auf den alten preußischen Standpunkt zurückzukommen suchten, während das schwarzgelbe, kaiserlich dynastische Oesterreich in jeder Beziehung etwas völlig Neues haben wollte. Neue Verfassung und Verwaltung, neue Kirche, ein neues Verhältniß zum römischen Papst, eine neue Ordnung im deutschen Bund, ein neues Regiment in Italien und Ungarn u. s. w. „Neugestaltung“ war das offizielle Wort, welches in allen Kreisen der Regierung erscholl, und durch welches die revolutionären und oppositionellen Elemente in und außer dem Kaiserstaate niedergebeugt werden sollten.

Sonderbar erschien es mir nur, wenn ich beim Frühstück die Wiener Zeitung zur Hand nahm, in welcher tagtäglich zahlreiche Aburtheilungen der Militairgerichte publicirt wurden. Stockprügel und Ruthenstreiche, deren Anzahl

mit militairischer Pünktlichkeit mitgetheilt war, repräsentirten gewissermaßen den conservativen Theil des österreichischen Staatsprogramms und schienen dazu bestimmt, neben der Neugestaltung die guten alten Zeiten nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen.

Ich war am 31. Januar in Wien angekommen und hielt mich daselbst beinahe 14 Tage auf. Während der österreichische Hof mir ehedem den Eindruck der Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit gemacht hatte, war jetzt ein offenes und entgegenkommendes Wesen hier zu bemerken, welches sich zum Ziele gesetzt zu haben schien, alle Welt, auch diejenigen, die man für Gegner hielt, zu gewinnen.

Ich begegnete überall bis zur höchsten Person hinauf auch nicht der leisesten Verstimmung, wie ich sie eben noch vor Kurzem bei dem bairischen Könige zu erfahren hatte. Man schien sehr befriedigt, daß ich nach Wien gekommen sei, ja man erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für mich. Alles hatte einen großgedachten politischen Stil. In den Kreisen der höchsten Beamten fehlte es nicht an hervorragenden Leuten und guten Köpfen. Fürst Schwarzenberg, welcher noch in Dresden mir die Existenz Deutschlands rundweg abgeleugnet hatte, schwärmte gerade damals für den großdeutschen Gedanken der Zoll- und Handelseinheit. Kam es ihm auch vorzugsweise nur darauf an, die preußische Führerschaft auch auf diesem Gebiete zu brechen, so lag doch in der Eröffnung der weiten österreichischen Ländergebiete für den deutschen Absatz ein Gedanke von positiver Art und Natur. Man konnte wenigstens nicht verkennen, daß man sich bemühte, die angestrebte großösterreichische Idee auf eine reale Basis zu stellen.

Neben dem wirthschaftlichen Programm war freilich nur noch ein einziger Grundgedanke für die österreichische Herrschaft in Deutschland und Italien aufgefunden worden und dieser war von zweifelhaftem Werthe. Schon hatte man unter dem tönenden Namen der Kirchenfreiheit den Katholicismus zum Verbündeten erkoren, und das Concordat mit dem römischen Stuhle schwebte bereits in der Luft. Der Minister von Bach sagte mir selbst, er hielte den Abschluß der Verhandlungen über dasselbe in seinen Händen, aber, so behauptete er damals sehr im Widerspruch mit seiner späteren Haltung, so lange er Minister sein werde, dürfe es niemals das Licht der Welt erblicken. Die ultramontanen Bischöfe hatten bereits im Vorjahre ihre Conferenzen abgehalten, welche den sogenannten Frieden mit dem Papste anbahnten. Die Josephinischen Traditionen lagen in Trümmern, das Placet der Regierung in kirchlichen Sachen war für immer beseitigt worden. Es fragte sich nur noch, auf welche Seite der Löwenantheil beim Abschluß eines Vertrages fallen würde.

Ich verkehrte in jenen Tagen viel mit Minister Bach, er war ein ungewöhn-

lich begabter, äußerst angenehmer und liebenswürdiger Mann. Seine Stellung war keineswegs ganz befestigt; er folgte dem System Schwarzenbergs mit aller Entschiedenheit, aber er meinte noch Meister der Situation zu sein, während er nur zu rasch zum Werkzeug herabsinken sollte. Ich erinnere mich, schon damals Herrn von Bach gesagt zu haben, daß wir für die deutsche Sache keinen besseren Bundesgenossen haben werden, als die Herrschaft des Ultramontanismus in Oesterreich; er glaubte jedoch, daß es niemals dazu kommen werde, er hatte einen ungeheuern Begriff von der traditionellen österreichischen Staatsgewalt gegenüber der Kirche und hoffte der Nationalitäten besser Herr zu werden, wenn er den Clerus für das Interesse des vereinten Großstaates gewann.

In den großen politischen Fragen war überall noch Unklarheit und Unsicherheit zu bemerken. In der Organisation der Verwaltung dagegen zeigte sich die eigentliche Stärke und eminente Bedeutung des geistvollen Ministers, der aber schon damals von den Liberalen als ein Renegat angesehen und von der feudalen Hofpartei furchtbar gehaßt wurde. Da ich vermöge meiner ausgedehnten Besitzungen in Oesterreich, auch an der Frage der Grundentlastung wesentlich betheiligt war, so hatte ich Gelegenheit die geschäftliche Thätigkeit Bachs gerade nach dieser Seite im höchsten Grade achten zu lernen.

Wenige Monate vor meinem Aufenthalte in Wien war mein Onkel Ferdinand am 27. August 1851 gestorben.

Die Ordnung seiner Nachlassenschaft war, als ich mich in Wien befand, gerade im Zuge, und ich war durch meines Onkels Willen zum Curator des Fideicommißvermögens ernannt worden. Dieser Umstand nöthigte mich, schon nach wenigen Monaten ein zweites Mal nach Oesterreich zu kommen, um die Besitzungen des neuen Majoratsherrn, meines Vetters August, zu besichtigen.

Noch bevor ich Anfangs Juli mit meiner Frau und mehreren Verwandten die Reise nach Wien abermals unternehmen konnte, war leider unser Onkel Mensdorff daselbst verschieden und ebenso war in dem politischen Leben Oesterreichs in der Zwischenzeit durch den plötzlichen Tod des Fürsten Schwarzenberg im April dieses Jahres eine unausgefüllte Lücke entstanden. Daß die verwickelten und unfertigen Zustände des neugestalteten Kaiserstaates dadurch noch schwieriger geworden waren, konnte man überall bemerken.

Mein Weg führte mich im August nach Ungarn, wo ich eine furchtbare Mißstimmung über alle Anstalten der österreichischen Regierung vorfand und die Kehrseite von allem gleichsam vor Augen hatte, was man mir im Winter in Wien Schönes und Hoffnungsreiches aufweisen zu können meinte.

Ich weiß nicht mehr genau wie es kam, daß man mich in Pest von Seite der Magyaren auch als eine Art von Gesinnungsgenossen betrachtete, oder

welchen Anlaß man zu haben glaubte, mir besondere Feierlichkeiten und Ovationen bereiten zu sollen. Es wurde mir ein Album mit vielen Portraits oppositioneller Männer aus allen Ständen überreicht, und ich hatte den Eindruck, als ob man meiner Reise in das magyarische Land einen weit mehr politischen Charakter zu geben beabsichtigte, als derselben zukam.

Da ich aber den tiefen und nachher nur allzu schwer zu heilenden Riß, der zwischen Oesterreich und Ungarn wahrzunehmen war, meinerseits gewiß nicht zu verantworten hatte, so kann ich nur sagen, daß die kleine politische Episode in Pest die lange und damals noch gar beschwerliche Reise durch die ungarischen Comitate in heiterer Weise unterbrach.

Ueber die Eindrücke, welche ich schon im Februar von Wien mitgenommen hatte, erstattete ich meinem Bruder einen ziemlich umständlichen Bericht. Indem ich denselben hier folgen lasse, muß ich vorausschicken, daß mein Bruder gerade damals noch in einer ziemlich heftigen Erregung gegen alles österreichische Wesen war, und daß ohne Zweifel an dieser Stimmung ebensosehr das Mißlingen der deutschen Angelegenheiten, wie auch der Einfluß der italienischen Flüchtlinge in London Ursache gewesen ist.

Es war mir daher sehr angenehm, ihm ein im Ganzen so gutes Resultat schon von meiner ersten Reise melden zu können:

„Mein Erscheinen in der Kaiserstadt wurde als ein Versuch angesehen zur Vermittlung der sich noch schroff entgegenstehenden Meinungen in der deutschen Frage und als eine günstige Gelegenheit, vielleicht eine Brücke zu finden, um mit Euch auf besseren Fuß zu gelangen."

„Meine Stellung ergriff ich nach dem sich mir darbietenden Terrain. Anstatt, wie man mir von einer Seite gerathen hatte, als reuiger Büßer aufzutreten, fußte ich auf meinem bisherigen Benehmen, bemäntelte in keiner Weise, was ich gethan und wie ich in der deutschen Frage gesinnt war und noch bin, sondern sprach ohne Rückhalt meine Dir hinreichend bekannten Ansichten aus, wie in Berlin und früher in Frankfurt."

„Da man die Wahrheit hören wollte, so sprach ich auch ohne Rückhalt und erfuhr auf der anderen Seite, was man bezweckt. Ehe ich jedoch auf diese Materie weiter eingehe, muß ich Dir erst ein Bild der dortigen Zustände und Persönlichkeiten geben, welches Dich interessiren wird, weil Du durch die Unparteilichkeit meiner Anschauung doch manches in einem anderen Lichte sehen wirst, wie früher."

„Der junge Kaiser ist ein vielversprechender Mann von edlem Körperbau; mit graziösen Bewegungen verbindet er ein gemessenes und für seine große Jugend ungemein taktvolles Benehmen. Sein Talent für Militairwissenschaften

und Truppenbewegungen ist hinreichend bekannt, sowie jenes für Sprachen. Entschieden liegt in ihm auch ein organisatorisches Talent, was durch eine rasche Auffassungsgabe und ein ungewöhnliches Gedächtniß sehr gefördert wird. Hätte der junge Herr einen reichhaltigeren Verkehr gehabt, und wäre es ihm gestattet worden, im übrigen Auslande und besonders in Deutschland mit eigenen Augen zu sehen und sich zu unterrichten, er würde schon jetzt bei seinen Anlagen noch viel bedeutender hervortreten."

„Ich hatte täglich Gelegenheit, viel um ihn zu sein und ihn über das Verschiedenste sprechen zu hören, und war erstaunt über die Präcision und Sachkenntniß, mit der er jeden Gegenstand bewältigte. Er spricht wenig aber gut. In allen ritterlichen Uebungen ist er Meister und sticht auffallend von allen übrigen Erzherzögen auch seines Alters ab."

„Der Hof ist prachtvoll montirt und in allem findet man Ordnung und strenge Aufsicht. Das Ministerium ist zwar aus vielen Elementen gebildet, dennoch beseelt es nur ein Gedanke, den noch in Trümmern liegenden Kaiserstaat zu einer imposanten Größe aufzurichten, den übrigen deutschen Staaten gleichzustellen und in die Einrichtungen Leben und Fortschritt zu bringen, kurz sich zu regeneriren. Ueber die Mittel zu diesem Ende zu kommen, will ich nicht urtheilen. Aber den Eindruck habe ich von Wien mit hinweggenommen, daß der Kaiser selbst und die Männer, die ihn berathen, Muth und Ausdauer genug besitzen, um vor keinem Hinderniß zurückzuschrecken."

„Leben und Thätigkeit findet man überall, aber gänzliche Mißachtung der öffentlichen Meinung, der früheren Zustände und ererbten Verhältnisse. Reactionär ist das Ministerium nicht, aber revolutionär und gewaltsam, daher die enorme Armee, daher die Belagerungszustände, daher die Umstürzung der Verfassung."

„Noch haben wir keinen Staat", — wurde mir gesagt — „wir müssen ihn erst haben, um daran zu denken, ihn wie einen anderen europäischen regieren zu können. Alle Opposition von außen und innen werfen wir nieder, alles Alte ist verfault oder die Zeit hat es bereits umgeworfen; wir müssen neu bauen, aber ungestört und dazu kann uns die öffentliche Meinung nichts helfen, sie ist böhmisch, magyarisch, slavisch, italienisch und führt direct zum neuen Untergang des Ganzen. Darum wollen wir noch keine Vertretung, weil noch kein fertiger Staat vorliegt, kein Gesammtgefühl u. s. w., u. s. w."

„So redete man mir Stunden lang vor, je nach den Persönlichkeiten der Minister, gescheidt, überzeugend, auch zuweilen das Umgekehrte."

„Ueber Schwarzenberg wiederhole ich nur mein altes Urtheil. Er ist ein Mann von militairischem Ruf, muthig und energisch und weiß zu repräsentiren. Damit ist aber auch Alles gesagt."

„Ein wirklich bedeutender Mann, den sie haben, ist Bach; er ist die Seele des Ganzen und wird auch immer mehr auf die auswärtigen Verhältnisse sich Einfluß verschaffen."

„Bach ist wenig Jahre älter als ich, war bis 1848 Advokat, stand damals an der Spitze der Bewegung und regiert jetzt unumschränkt. Alle Parteien hassen ihn, besonders die Altconservativen; er hat aber bis jetzt das Ohr des Kaisers und das unbedingte Vertrauen einiger seiner Collegen."

„Du würdest in ihm einen klaren Denker, scharfen Logiker und einen Mann von eiserner Festigkeit und Kraft entdecken. Mir gefiel er über alle Maßen. Ich hatte täglich Zusammenkünfte mit ihm, da wir uns gegenseitig verstanden. Er sprach offen, unparteiisch über Oesterreich und verständig über Deutschland. Gelingt ihm sein Riesenwerk, so müßte er einst als ein großer Mann dastehen. Von allen Seiten wird aber an seinem Sturz gearbeitet. Ich habe Merkwürdiges zu hören bekommen. Jetzt steht er noch fest."

„Komme ich nun auf die Ansichten über die deutsche Frage und die Wege, die man dort gehen will, so muß ich vorausschicken, daß man Deutschland noch immer sehr wenig kennt, unsere Bewegung des Jahres 1848 nie recht verstanden hat und uns oft nach österreichischen Zuständen beurtheilt."

„Es ist vorherrschende Ansicht, daß Preußen immer noch beabsichtige, den Norden Deutschlands sich zu incorporiren. Man glaubt, daß in Berlin ein fester Plan zu diesem Ende vorliege. (Wie wenig feste Pläne in Berlin gemacht werden, wissen wir Beide leider nur zu genau)."

„Die kleinen Staaten hält man für mehr oder weniger lebensunfähig und glaubt sie protegiren zu müssen. Den mittelgroßen Staaten traut man nicht. Gegen alle diese Irrthümer habe ich eifrig gekämpft und bin in diesem Punkte wenigstens dahin gekommen, daß man sich froh stellte, andere Ansichten zu bekommen. Den Bund sehen sie dort als einziges Ziel für alle an. Sie gaben mir aber zu, daß er lebendig thätig sein müsse, und tadelten offen die alte Politik Oesterreichs an demselben."

„Hundertmal wurde mir versichert, wir wollen von Deutschland Nichts, keine Scholle Land, keinen Einfluß, nur soll man uns nicht im Reconstruiren der Monarchie geniren. Auch scheint man sich überzeugt zu haben, daß das übrige Deutschland nicht wie Oesterreich regiert werden könne. So sehr die Herren für Oesterreich das constitutionelle Repräsentativsystem als eine Unmöglichkeit ansahen, so oft gaben sie mir auch zu, daß wir, da wir es einmal hätten, was sie bedauerten, nun auch ehrlich darnach regieren sollten. Die Ansicht, daß eine ziemliche Gleichförmigkeit der Verfassungen der kleinen Staaten nothwendig sei, theilten sie mit mir, sowie den Wunsch, feste Normen für die Competenz der Ständeversammlungen, das Wahlrecht und die Domanialverhältnisse

der verschiedenen Staaten zu erzielen. Man will von Oesterreichs Seite mit Vorschlägen vorschreiten."

„Die augenblicklichen Zerwürfnisse mit Preußen bilden gerade jetzt den Hauptgegenstand der Besorgniß. Es gelang mir zu beweisen, daß man in Berlin ja leider principiell gerade dasselbe wollte wie in Wien, daß aber die Personen, die verhandelten, wie Feuer und Wasser zu einander passen."

„Die mit Gewalt erfolgte Sprengung der Union griff ich geradezu an und suchte begreiflich zu machen, daß man sich in Deutschland vor der ewigen Kriegsdrohung nicht fürchte, wenn auch Preußen damals nachgegeben hätte. Im Ganzen suchte ich die Art, wie sie bisher die deutsche Frage behandelten, als fehlerhaft hinzustellen. Bach gab mir nicht Unrecht, und Schwarzenberg verschanzte sich hinter allerhand unstichhaltigen Redensarten, nachdem er mir in Vielem beigepflichtet hatte."

„Daß wir weder preußisch noch österreichisch sein noch werden wollen, schien ihm klar zu werden, wenigstens habe ich es ihm oft genug in's Gesicht gesagt. Je offener und deutscher ich mich gegen sie aussprach, desto vertrauensvoller wurden sie, und ich kann nur rühmend anerkennen, daß bei unseren langen lebhaften Debatten alle Gereiztheit wegblieb."

„Ueber ihre eigenen Zustände konnten sie mich nicht täuschen, da ich aus allen Kreisen der Gesellschaft und besonders aus dem Mittelstand herrliche Notizen hatte, und man oft mich aufsuchte, um sich bei mir klagend und sogar schimpfend auszulassen."

„Vor Rußland und Frankreich hat man eine gewaltige Furcht und den Gedanken, der mich nach Wien begleitet hatte, daß man an einer Allianz mit dem Präsidenten arbeite, mußte ich einstweilen wieder aufgeben, wenigstens deutete nichts darauf hin, während mir hundertmal die Nothwendigkeit einer Allianz mit England erklärt wurde. Dieser Punkt war zu kitzlig, um mich darauf einzulassen, auch bin ich zu unbekannt in den Bewegungen der großen Politik, nur glaubte ich die Ansicht bekämpfen zu müssen, daß Ihr persönlich gegen das Kaiserhaus eingenommen seid. Ich glaube, ich that Recht daran. Ueber Palmerston habe ich allerdings Hartes schweigend mit anhören müssen.

Die ungemeine Freundlichkeit des Kaisers und der Erzherzogin Sophie wirkte auch auf die übrige Gesellschaft. Ich war in 12 Tagen auf 10 Bällen. Alle Tage speiste ich bei Hof, und der Kaiser war so gnädig mir zu gestatten, ihn beinahe täglich bei Besichtigungen von verschiedenen Truppenabtheilungen zu begleiten, wobei er mir in Person eine Menge neuer Etablissements zu zeigen Gelegenheit fand. Sie werden in riesigem Stil mit namenlosem Luxus errichtet. Es ist kein Wunder, daß die Geldverhältnisse sich nicht regeln, da neben einer Armee, die beinahe auf dem Kriegsfuß ist, Millionen verbaut werden."

„Ehe ich meinen Bericht schließe, will ich doch das Verhältniß des Grafen Grünne nicht vergessen. Er hat das Hofwesen, den Marstall und die Jagden in Ordnung gebracht und für diese drei Branchen allerdings große Verdienste. Daneben aber ist er auch Generaladjutant und alleiniger Vortragender im Militaircabinet!“

„Auch über August denkt man sehr freundlich, und ich habe mir Mühe gegeben, ihm seine Position gründen zu helfen, es wird nur von ihm abhängen, wie er sie aufnehmen und behaupten wird. . . Onkel Mensdorff geht es langsam besser, auch fand ich die beiden Damen in einem erträglichen Zustand; die Tante wirklich sehr betrübt. Nun schließe ich. An V. viel Schönes.“

Gotha, 17. Febr. 1852.

Ernst.

Meine günstige Schilderung machte auf Prinz Albert indessen nicht den guten Eindruck, den ich erwartete, er hatte vielmehr seiner gegen Oesterreich aufgeregten Kritik sofort die Zügel schießen lassen, indem er geschickt die Punkte herausfand, wo die Schwächen der damaligen österreichischen Politik allerdings zu liegen schienen.

„Ich komme erst heute, schrieb er aus Osborne am 10. März, dazu, Dir für Deinen sehr interessanten Bericht von Wien zu danken. Du hast mit großer Aufmerksamkeit beobachtet und bist durch die viele Freundlichkeit, die man Dir bewiesen hat, günstig gegen Menschen und Zustände gestimmt, und dennoch macht das ganze Bild einen schlimmen Eindruck. Oesterreich will erst ein Staat werden, braucht Zeit dazu und verlangt vom übrigen Europa, daß dieses stille stehe, bis Oesterreich ein Staat geworden ist! Wenn Europa es sich gefallen läßt, so hat Oesterreich Recht, dies zu verlangen. Le mérite de l'invention ist übrigens nicht groß; es ist im Grunde eine neue Anwendung des Metternichschen Princips: Europa muß stille stehen, weil Oesterreich kein Staat werden kann. Nun hat 1848 gezeigt, daß ohne Staat keine Cohäsion der einzelnen Theile der Monarchie möglich ist, darum wird nach innen die Politik geändert, nach außen bleibt sie dieselbe. Oesterreich überschätzt jedoch seine Kräfte, wenn es glaubt nach seinen eigenen Interessen Europa fortdictiren zu können. Um es für den Augenblick in die Lage zu bringen, dies nur versuchen zu können, dazu gehörten die bekannte Schwäche des Königs von Preußen und die ungeheuren Fehler Lord Palmerstons.“

„Jetzt wird die Wiener Allianz mit Louis Napoleon besonders betrieben. Eine solche Allianz könnte nur zu schlechten Zwecken dienen. Deutschland sehe sich vor!“

Wenige Wochen, nachdem diese Erörterungen zwischen mir und meinem

Bruder über die Lage und Stellung Oesterreichs gewechselt worden sind, schien der schon vorhin erwähnte Tod Schwarzenbergs in Wien die gesammte Lage nahezu verändert zu haben. Mein Bruder machte gar kein Hehl daraus, daß ihm das Ereigniß nicht eben unwillkommen schien, aber die Ungewißheit über den Nachfolger des Fürsten Schwarzenberg und die Auskunft über die Persönlichkeit, welche in dieser Beziehung in Aussicht genommen war, lautete wenig tröstlich.

„Ein glücklicher Todesfall, sagte mein Bruder, für die Ruhe Europas war der des Fürsten Schwarzenberg. Ob sich nun die Politik Oesterreichs ändern wird? — Zu einem gewissen Grade muß dies der Fall sein, da Schwarzenbergs Persönlichkeit vielen Einfluß auf die Form hatte, welche die politischen Fragen genommen hatten. In der Sache selbst wird der Unterschied nicht groß werden, und wenn Graf Buol das Auswärtige übernimmt, so wird die Persönlichkeit zwar anders, aber darum nicht liebenswürdiger. Er hat im hiesigen Corps diplomatique oder der Gesellschaft sich auch nicht Einen Freund zu erwerben gewußt, vielmehr alles auf Nadeln gestellt."

Bekanntlich trat Graf Buol wirklich an die Spitze der auswärtigen Geschäfte in Oesterreich, und unleugbar wurden dieselben durch ihn in einer bei weitem gemäßigteren aber auch schwerfälligeren Weise geleitet als von seinem Vorgänger. Was an gewissen großen Ideen der österreichischen Politik in jenen Tagen innewohnte, war mit Schwarzenbergs Tod dahingegangen. Aber das gesammte auswärtige Amt hatte durch ihn in seiner Organisation, in der Zusammensetzung des Beamtenkörpers und in der Leitung der Abtheilungen ein festes Gefüge erhalten, so daß namentlich in den deutschen Angelegenheiten keinerlei Aenderung eintrat. Ein Kreis von unbedingten Anhängern der von dem Fürsten Schwarzenberg ergriffenen Richtung bildete die „Conferenz für die politischen Angelegenheiten", welcher Graf Buol fast ohne eigene Initiative folgte. Nicht ohne gewisse ultramontane Beeinflußung mancher von den Räthen des Wiener Ministeriums wurde mehr und mehr jene verhängnißvolle Bahn beschritten, auf welcher die deutschen Angelegenheiten in Wien fast nur noch aus dem Gesichtspunkt der kirchlichen und confessionellen Verhältnisse betrachtet und erörtert worden waren. Wie sich von selbst versteht, war die Rückwirkung davon besonders bei dem Bundestage in Frankfurt ersichtlich. Auch hier hatte eine Reihe von Personalveränderungen stattgefunden, seit im Mai 1851 die allgemeinen Verhandlungen in scheinbar bestem Einverständniß zwischen Oesterreich und Preußen begonnen hatten.

In der That war der General von Rochow ein Mann, der sich mit der größten Ueberzeugungstreue an den österreichischen Präsidialgesandten Grafen

Thun anschloß, aber das preußische Ministerium glaubte doch, seine Politik des Nachgebens vor den Augen der Welt nicht gar zu weit treiben zu dürfen, und löste den General von Rochow durch eine Persönlichkeit ab, welche schon in ihrem äußeren Auftreten außerordentlich geeignet schien, die preußische Großmachtsstellung zu wahren und deutlich zu repräsentiren.

Herr von Bismarck hatte im Mai 1851 seine diplomatische Laufbahn als erster Secretair der Bundesgesandtschaft in Frankfurt begonnen. Er war jedermann aus seiner parlamentarischen Thätigkeit auf das Genaueste bekannt und vom ersten Moment seines Wirkens von keinem ernsthaft denkenden Politiker unterschätzt worden. Es wird auch nicht die Jugend Bismarcks gewesen sein, wie in einigen Lebensgeschichten des deutschen Reichskanzlers erzählt wird, welche den Prinzen von Preußen zunächst bedenklich machte, als es hieß, daß er bestimmt sei, Herrn von Rochow zu ersetzen.

Aus der Natur des diplomatischen Dienstes ergab sich von selbst für Preußen die Nothwendigkeit, zu dem schwierigen Frankfurter Posten einen Mann zu wählen, welcher der früheren aus dem Revolutionsjahr heraus entwickelten Phase der preußischen Politik fern und wo möglich feindlich gegenüber gestanden hatte. Aber ebensowenig konnte im wiederhergestellten Bundestage ein Staatsmann nützlich sein, welcher lediglich im Geleise vormärzlicher Bundesanschauungen eine passive Rolle fortgespielt haben würde.

So hatte es die Lage der Dinge glücklich gefügt, daß die zu treffende Wahl eine sehr beschränkte war und gleichsam mit Nothwendigkeit auf Herrn von Bismarck fiel, dessen tapferes Herz bei allen conservativen Anschauungen doch jede Garantie bot, daß die Zeit vorbei sei, wo Preußen im Bundestage lediglich klein beizugeben hätte. Sein sicheres und auf einer außerordentlichen Menschen- und Sachkenntniß beruhendes Vorwärtsschreiten ließ denn auch bald erkennen, welche neue Kraft und welche neuen Wege in Preußens Bundespolitik maßgebend wurden.

Vor der damals nicht seltenen Unterschätzung dieser hervorragenden Persönlichkeit war ich schon durch unseren sächsischen Bundestagsgesandten von Fritsch gesichert worden, welcher sich zu Herrn von Bismarck in ein höchst angenehmes, auf gegenseitiger Achtung beruhendes, von beiden Seiten gerühmtes Verhältniß gestellt hatte.

In einer langen Reihe von Abstimmungen standen die Instructionen meiner Regierung für Herrn von Fritsch in diametralem Gegensatz zu Anträgen und Voten des preußischen Gesandten, dennoch aber war eine gewisse Gemeinsamkeit der Stimmungen auch in jenen Jahren nicht zu verkennen, weil von dem einen und dem anderen Theile der Kampf gegen die mittelstaatlichen Pläne wie gegen

die specifisch österreichische Haltung in den deutschen Angelegenheiten zunächst als das Wichtigste betrachtet und eben dadurch eine gewisse Bundesgenossenschaft herbeigeführt worden ist.

Heute liegen nun die Aktenstücke jener preußischen Politik, wie sie Herr von Bismarck in Frankfurt aufgefaßt hatte, als ein wahrhaft nationaler Schatz in vier stattlichen Bänden gedruckt vor, und mit Recht mag man den reichen Inhalt derselben als die hohe politische Schule unseres Zeitalters ansehen, denn es existirt kaum etwas zweites bei irgend einer Nation von diplomatischen Correspondenzen, was sich mit den Berichten aus der nie rastenden geistvollen Feder des preußischen Gesandten in Frankfurt vergleichen ließe. Wenn manche staatsmännische Gegner, wie Herr von Beust, sich veranlaßt gesehen haben, in ihren retrospectiven Aufzeichnungen und Erinnerungen das diplomatische Hauptwerk Bismarcks noch nachträglich zu bekämpfen, so gestehe ich, meinerseits vielmehr das Gefühl gehabt zu haben, daß ich bei meinem eigenen politischen Vorgehen vielleicht manches anders gedacht und gemacht haben würde, wenn ich die damalige Auffassung des Bundestagsgesandten überhaupt besser und besonders von Seite ihrer jetzt bekannt gewordenen Motivirungen gekannt hätte. Aber in der Natur der großen politischen Actionen ist es ebenso, wie in dem Charakter des öffentlichen Dienstes begründet, daß sich oft Personen, welche im Wesentlichen gleichen Zielen nachhängen, doch auf ihren sehr verschiedenen Wegen nur spät begegnen können. So war ich in den fünfziger Jahren in Hauptpunkten der Bundespolitik — mehr noch in den auswärtigen Verhältnissen als in Ansehung der inneren Lage Deutschlands — ein principieller Gegner des Herrn von Bismarck in Frankfurt und stand in den Fragen der russisch-englischen und französischen Beziehungen auf einem völlig entgegengesetzten Standpunkte, während Herr von Bismarck seinerseits gerade von jenen Bundesregierungen mehr Unterstützung fand, die wir in den inneren Angelegenheiten gemeinsam und gleichsam Schulter an Schulter bekämpften.

Nichts hat sich denn auch durch die Veröffentlichungen der Depeschen des Herrn von Bismarck an den Minister von Manteuffel deutlicher herausgestellt, als die Unrichtigkeit jener damals so vielfach verbreiteten Meinung, als sei es der einseitige Standpunkt einer Partei, welcher der preußische Bundestagsgesandte nur gefolgt wäre. Jetzt weiß man, wie sehr Herr von Bismarck das „Widerspiel einer conservativen Adelspartei gegen die Krone“ in seinen vertraulichsten Schreiben verurtheilte, und wie wenig die eigenthümlich scharfe, von persönlichster Einsicht und Auffassung Zeugniß gebende Haltung desselben unter die Schablone engherziger Parteipolitik fiel. Gerade hierin liegt ja auch der große und bleibende Reiz der epochemachenden Publication jener Gesandtschaftsberichte aus Frankfurt, daß der Leser das Wachsen und Werden des großen

Staatsmannes und deutschen Begründers seit den ersten Anfängen seiner diplomatischen Thätigkeit mit dankbarstem Interesse wahrzunehmen und zu verfolgen vermag.

Ich kannte Herrn von Bismarck schon zu lange, um nicht sofort zu wissen, daß ein so frisches geistiges Element im Bundestag nur wohlthätig wirken werde. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß durch diese glückliche Wahl des Königs in die Verhandlungen des alten Bundestags eine andere Richtung gebracht werden werde. In der Natur des jugendfrischen, tapfern und geistvollen Mannes, wie er sich im Leben und in parlamentarischen Versammlungen gezeigt hatte, lag etwas, was mich damals lebhaft an den Fürsten Lichnowsky erinnerte, dem ich trotz mancher sehr verschiedenen Anschauungen, wie man sich erinnern wird, außerordentlich enge befreundet war. Nicht ich war es, sondern mein Bruder, der, als er Herrn von Bismarck kurze Zeit später persönlich kennen lernte, ein etwas unduldsames Urtheil über ihn fällte.

Sein Eintritt in die Bundesversammlung sollte bezeichnend genug sogleich am ersten Tage einige Abweichungen von der herkömmlichen Bundestagsschablone aufzuweisen haben; man war allgemein erstaunt, daß Herr von Bismarck bei seiner Einführung in die Bundesversammlung sich es genügen ließ, wenn seine Vollmacht vom Präsidium verlesen und im Archiv hinterlegt wurde, während er selbst ein Erstaunen erregendes Schweigen beobachtete. Graf Thun schlug daher alsbald vor, die durch den Austritt des Generallieutenants von Rochow erledigten Stellen in den Bundestagsausschüssen durch neue Wahl zu besetzen. Es wurde jedoch bemerkt, daß man wohl allseitig einverstanden sein werde, Herrn von Bismarck sofort ohne Wahl in die Ausschüsse eintreten zu lassen. Darüber entstand große Verlegenheit, welche der Präsidialgesandte nur dadurch lösen zu können glaubte, daß er vorschlug, der Zeitersparniß wegen von einer Förmlichkeit abzusehen, aber das Protokoll doch so zu fassen, daß daraus hervorgehe, daß Herr von Bismarck gewählt worden sei.

Der neue Gesandte selbst vermied zwar alles, was ihn als Störenfried erscheinen lassen konnte, aber er bemühte sich auch nicht, in den Ruf zu kommen, daß er eine große Hochschätzung vor dem deutschen Bundestage besäße. Eine gute Anekdote cursirte in dieser Beziehung von ihm zur Zeit, als Graf Thun von seinem Posten abberufen worden war, und viele nicht ohne Besorgniß die Ernennung des Berliner Gesandten von Prokesch oder gar des Grafen Rechberg zum Präsidialgesandten erwarteten. „Herr von Bismarck — so heißt es in einem Berichte aus Frankfurt vom 28. October 1852 — wurde neulich von einer Dame aus der Gesellschaft befragt, warum wohl Graf Thun von hier gerne weggehen mag, worauf derselbe erwiderte, weil ein so fleißiger und thätiger Arbeiter an dem hiesigen Müßiggang und an der Erfolglosig-

keit der Verhandlungen des Bundestags unmöglich Freude haben könne. Auf die Frage, wie er es denn, wenn die Umstände wirklich so wären, wie er sie darzustellen beliebe, hier aushalte, erfolgte die Entgegnung, er sei sein Lebenlang als Landbewohner ein bloßer Bummler gewesen, der nie etwas anderes gethan habe, als mit der Flinte im Arm auf der Jagd herumzustreifen, und dieses könne er eben hier höchst behaglich fortsetzen."

Inzwischen war die Ernennung des Freiherrn von Prokesch zum Präsidialgesandten von Oesterreich vollzogen worden, und er introducirte sich am 3. Februar 1853 der Bundesversammlung mit einer Rede, welche für das Fortschreiten der österreichischen Ansprüche im hohen Grade bezeichnend war. „Der wesentliche Inhalt derselben ging, wie Herr von Fritsch mir schrieb, dahin, daß in Deutschland nach dessen geschichtlicher Entwickelung die besonderen Interessen der einzelnen Staaten und Stämme ebenso naturberechtigt seien, als das allgemeine deutsche Interesse. Die Aufgabe des Bundes sei es, die zeitgemäße Entwickelung beider zu sichern. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, leiste die Verfassung des Bundes Alles, was man verlangen könne. Wenn durch denselben die äußere und innere Sicherheit Deutschlands nicht gewahrt werde, so liege die Schuld nicht an seinen Grundgesetzen, sondern an deren Handhabung. Oesterreich aber, dieses alte deutsche Land, wolle in den Grenzen der Bundes-Verträge die Einigung Aller, wolle den wirklichen Fortschritt, wolle ein großes deutsches Volk und daß jeder Einzelne in diesem sich mit gleichem Stolz nach seinem Stammland und nach seinem Gesammt-Vaterland nenne."

Die stärkere Betonung des österreichischen Standpunkts von Seite des Herrn von Prokesch, dessen lautes Wesen schon in Berlin vielfach die Gegensätze geschärft hatte, war in den Bundestagskreisen um so stärker empfunden worden, je mehr man durch die Persönlichkeit des Grafen Thun in gewissem Sinne in altherkömmlicher Weise eingeschläfert worden war. Jetzt aber war auch für Herrn von Bismarck die Zeit gekommen, wo er sich in bestimmterer Weise entwickeln mußte, und allmählich war im Bundestag bei aller scheinbaren Uebereinstimmung die Unvereinbarkeit der österreichischen und preußischen Politik nicht mehr wegzuleugnen.

Ein trefflicher Situationsbericht aus der Mitte des Jahres 1853 in einem Augenblicke, wo europäische Verwickelungen von Osten und Westen bereits drohten, wird gewiß gerne an diesem Orte statt aller Erzählung des Details der Bundestagsverhandlungen vernommen werden:

„Die Widersacher Preußens behaupten, daß dieser Staat, nachdem er nur gezwungen wieder in den Bund zurückgetreten, seine Stellung in demselben

lediglich dazu benutze, um jede gedeihliche Wirksamkeit der Bundes-Versammlung zu hindern. In diesem Sinne sei auch die Wahl des Gesandten getroffen worden. Anfangs zwar habe man den geschmeidigen, die Geschäfte nur obenhin behandelnden General von Rochow von Berlin abgesendet, um nur erst wieder etwas Fuß hier zu fassen; in Herrn von Bismarck sei aber die Partei verkörpert, welche allen nationalen Bestrebungen, denen der Bundestag einen legalen Mittelpunkt zu gewähren zum Theil mitbestimmt sei, auf das Entschiedenste entgegentrete. Wenn auch Preußen vor dem Jahre 1848 immer eine exceptionelle Stellung hier behauptet und die Bundes-Versammlung im Wesentlichen nur als ein Feld für Ausübung seines Einflusses in Deutschland betrachtet habe, so sei dies doch mit möglichster Beobachtung der äußeren Formen geschehen, und bloß in den seltensten und wichtigsten Fällen habe man es geradezu ausgesprochen, daß Preußen sich einem Bundes-Beschluß nicht fügen werde. Dies sei jetzt ganz anders. Herr von Bismarck erklärt laut gegen Jedermann, daß Preußen zwar jedem einzelnen seiner Bundesgenossen stets bereitwilligst entgegenkommen werde, daß es aber grundsätzlich gegen den Bund immer so entschieden, ja so grob als möglich auftreten müsse. Derselbe verzögere namentlich geflissentlich die Förderung der Arbeiten aller Ausschüsse, deren Mitglied er sei, und könne auch schon, als des eigentlichen Geschäftslebens ungewohnt, nur mit großer Mühe zu irgend einer anhaltenden Thätigkeit gebracht werden. Dabei sei er fast niemals anzutreffen, wenn man in Geschäften Rücksprache nehmen wolle, und es sei lediglich seine Schuld, wenn er sich nicht des persönlichen Einflusses hier erfreue, der doch manchem seiner früheren mehr zugänglichen Vorgänger nicht gefehlt habe."

„Preußen bringe manchmal selbst Sachen hier in Anregung, wie z. B. die gemeinschaftliche Ergreifung von Maßregeln über das Vereinswesen, auf welche es mit Oesterreich angetragen habe, und wenn dann die Bundes-Versammlung darin vorgehen wolle, so finde sie gerade bei Preußen den entschiedensten Widerspruch, so daß man glauben müsse, es solle absichtlich Veranlassung gegeben werden, daß die Ohnmacht des Bundes, etwas zu leisten, recht hervortrete. Die Organe der preußischen Regierung in der Presse hätten erst neuerdings es laut gerühmt, daß Preußen die Aeußerungen der Thätigkeit des Bundestags als eines Polizei-Instituts nicht zugebe und es gewinne deshalb sogar den Anschein, daß man sich auf Kosten des Bundes populär machen wolle."

„Es gibt sogar noch einzelne Personen hier, welche es nicht nur bedauern, daß wegen der Nachgiebigkeit Preußens zu Olmütz nicht eine förmliche Execution gegen dasselbe durchgeführt worden sei, sondern welche auch meinen, daß es nothwendig früher oder später doch zu einer solchen Execution kommen müsse. Schon Graf Thun, äußern sie, habe es richtig erkannt und ausgesprochen, daß

man Preußen immer von Neuem bis ganz nahe an die Begehung eines formellen Bundesbruches hindrängen müsse, weil man gewiß sei, daß ihm im letzten Moment hierzu doch der Muth fehlen und es nachgeben werde. Man werde zuletzt aber doch am Besten thun, wirklich einmal factisch gegen Preußen vorzugehen, um ihm für alle Zukunft die Velleitäten des Widerspruchs zu verleiden. Das ganze Unheil bestehe darin, daß sich Preußen für eine der Großmächte Europas ansehe, während es ihm doch hierzu an den materiellen Grundlagen fehle. Dazu komme, daß es zum Unheil für ganz Deutschland in das constitutionelle System eingetreten sei, zumal es seine Verfassung benutze, um sich durch Berufung auf die Gerechtsame der Kammern der Mitwirkung zu Fassung nöthiger, die inneren Verhältnisse berührender Bundesbeschlüsse zu entziehen, und weil es damit in eine grundsätzliche Opposition gegen Oesterreich trete, bei welcher es auf die Sympathien der revolutionären Parteien in ganz Deutschland rechne. Man müsse deshalb stets befürchten, daß es früher oder später wieder auf die jetzt aufgegebenen Unions-Ideen zurückkommen werde."

„Es gelte also vor Allem die preußische Verfassung umzustürzen, wobei man nicht nur auf die Unterstützung einer mächtigen Partei in Preußen selbst, sondern auch auf die Billigung, wenn nicht sogar Mitwirkung von Rußland rechnen könne . . . ."

„Preußischerseits wird gegen diese Auffassung Folgendes geltend gemacht. Die Bundesversammlung sei factisch nur ein Werkzeug Oesterreichs. Wenn man von Preußen verlange, es solle sich in allen Beziehungen der Bundesversammlung unterordnen, so wolle man es unter Oesterreich stellen. Oesterreich sei seinerseits weit entfernt, sich, wo es ihm nicht convenire, dem Bund unterzuordnen, wie erst neuerdings sein Verfahren in Betreff der Flotte bewiesen habe. Hierzu komme, daß notorisch bei vielen Bundes-Regierungen Gereiztheit gegen Preußen vorherrsche, welche zum Theil von ihren hiesigen Repräsentanten noch gesteigert werde."

„Man suche bei jeder Sache, welche hier vorkomme, zunächst darnach, wie sie wohl zum Nachtheil und zur Kränkung Preußens ausgebeutet werden könne. Die preußenfeindliche Gesinnung der k. k. Präsidialgesandten habe sich schon in Berlin genugsam gezeigt und wenn man auch Ursache gehabt habe, mitunter mit Graf Thun unzufrieden zu sein, so wären doch die jetzigen Verhältnisse noch schlimmer, da Graf Thun niemals eine gewisse ritterliche Geradheit in seinem Verfahren habe vermissen lassen. Manche der übrigen Bundes-Gesandten hätten, abgesehen von der ihnen von ihren Regierungen vorgeschriebenen Haltung auch persönliche Beziehungen zu Oesterreich, welche sie veranlaßten, wo irgend möglich, Partei für dasselbe zu nehmen. . . ."

„So viel ist gewiß, daß die hiesigen Verhältnisse, weit entfernt eine Befriedigung zu gewähren, vielmehr zu ernstlichen Sorgen für die Zukunft Deutsch-

lands Veranlassung geben. Aber es scheint mir dies in der Natur der Dinge begründet zu sein, welche zu ändern leider nicht möglich ist" u. s. w.

Während solchergestalt im Frankfurter Bundes-Palais die bedenklichsten Streitigkeiten an die Tagesordnung gekommen waren, wurde die große politische Welt bereits durch den Depeschenkrieg zwischen dem russischen und englischen Gouvernement in Athem gehalten, von welchem dem Bundestag schon im August amtliche Kunde, wenn auch zunächst in vertraulicher Weise, gegeben wurde. Es waren die Vorläufer des großen orientalischen Kriegs.

„Sich in dem jetzigen Augenblick zu rüsten" — hatte ich in Rücksicht auf die europäische Lage schon Ende 1852 meinem Bruder gegenüber bemerkt, — ist wohlgethan; die nächste Zukunft wird nichts Gutes bringen. Für Deutschland gewiß nicht. Das Unglück des Jahres 1850 ist mit dem jetzigen Zustande kaum zu vergleichen. In Berlin fehlt man in der Behandlung der Angelegenheiten wie immer; ..... Preußen ist nicht mehr gefürchtet....... Wehe aber, wenn es sich einmal ermannt!"

„Aus bester Quelle weiß ich, daß die Ursache von dem betrübenden Ende der Zollverhandlungen Sachsen oder besser Minister Beust ist....."

Zu Anfang des Jahres 1853 hatte ich mir das bunte Treiben am Hofe von Berlin, von welchem ich in dem Briefe an meinen Bruder Andeutung machte, noch etwas genauer ansehen wollen und nahm meinen Aufenthalt daselbst, um, wie ich später an meinen Bruder schrieb, „der Reactionspartei, welche in mir einen Gegner sieht, zu zeigen, daß ich mich einerseits vor ihr nicht fürchte, andererseits im Interesse der Gegenpartei thätig bin". Die Regierung schien selbst nur noch ein Werkzeug in den Händen der Ultras, welche sich in den seltsamsten Unternehmungen gegen alles, was an das Jahr 1848 erinnerte, gefiel. Besonders die Anhänger der Union von 1849/50 waren diesen Leuten verhaßt. Die gemäßigten Männer, welche unter dem Namen der gothaischen Partei begriffen worden waren, wurden überall aus den Aemtern verdrängt, und selbst ihren Söhnen und Verwandten schien man die Thüren des Staates verschließen zu wollen.

Damit die Copie der Restaurationsepoche, wie sie dreißig Jahre zuvor in Frankreich einheimisch war, in Preußen vollständig genannt werden könne, so etablirte sich in dem Hause des Prinzen Karl eine Gesellschaft, wie im Pavillon Marsan, nur mit dem Unterschiede, daß der Hausherr kein Charles X. war und daß der Thronfolger vielmehr zu jenen gehörte, die man mit Recht als Gegner des Systems betrachtete und zu isoliren suchte.

Der König hatte sich eine Art von Freiheit des Bewußtseins über seine Lage bewahrt und ermangelte nicht seinen „treuesten Freunden", die ihn mit

einem eisernen Ringe zu umgeben trachteten, allerlei kleine Possen zu spielen. So erregte es kein geringes Erstaunen, daß mich Friedrich Wilhelm gerade jetzt mit fast noch größerer Freundlichkeit behandelte, als je zuvor. Ich hatte auf ausdrücklichen Wunsch des Königs versprechen müssen, in der besseren Jahreszeit meine Frau an den Hof nach Berlin zu bringen. Wir trafen am 6. Juni dort ein und wurden vom König auf das Aeußerste ausgezeichnet. Er zeigte der Herzogin selbst einige seiner Sammlungen und Neubauten und zu alledem hatte er den erstaunlichen Schritt gethan, den seinen Getreuen so verhaßten Radowitz mit uns zum Diner zu laden, was seit dessen Sturz nicht wieder der Fall gewesen war. Die preußischen Ultras erlebten einige Tage großer Bestürzung, denn man wußte genau, daß Radowitz sich durchaus nicht bekehrt hatte, sondern vielmehr nach der anderen Seite entschieden fortgeschritten war. Er pflegte jetzt zu sagen: Mit Oesterreich gibt es keinen Frieden, keine Verständigung, man muß das deutsche Reich also gegen Oesterreich gründen und es auf die rein deutschen Länder beschränken. Wenn man die Revolution nicht wolle, so müsse es zum Krieg mit Oesterreich kommen.

Der alte General hatte sich mir in den letzten Jahren auf das Engste angeschlossen und war einer meiner liebsten Gesellschafter geworden. Er hatte in jenen Jahren wiederholt einen Wunsch gegen mich ausgesprochen, den ich jetzt, wenn auch spät erfülle, indem ich diese Erinnerungen niederschreibe. „Sie müssen durchaus, sagte er, eine Geschichte der letzten Jahre verfassen; Sie sind der Einzige, der es kann und dem es auch hingehen wird, denn jeder andere würde eingesperrt werden. Es ist so viel Unrecht geschehen, daß man es um der Gerechtigkeit willen beschreiben muß, und damit sich die Nation nicht beirren lasse." Und nicht allein bei diesem Rathe ließ es Radowitz bewenden, sondern er empfahl mir zu der Arbeit sofort einen passenden Gehilfen, von dem er versicherte, daß er sich dazu besonders eignen würde. Es war Karl Sammer, dessen Thätigkeit in den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten aus dem ersten Bande meiner Aufzeichnungen dem Leser bekannt ist und von dessen bewegter Thätigkeit in den nächsten 20 Jahren noch viel in den folgenden Blättern zu erzählen sein wird. Er war eben von den Dänen in Kiel als Professor abgesetzt und auch dadurch bestraft worden, daß man seine Advocatenbestallung nicht anerkannte. Ich nahm den vertriebenen schleswig-holsteinischen Patrioten gern in meine Dienste und verlieh ihm zunächst die Stelle eines Bibliothekars. Später wünschte er sich der eigentlichen Beamtenlaufbahn zu widmen, trat in das Ministerium und blieb im gothaischen Dienst bis an sein Lebensende. Seine Ausflüge auf das Gebiet der großen politischen Actionen, von denen ich in späteren Capiteln eingehender zu handeln haben werde, wurden ihm durch Beurlaubungen von Seite des Ministers von Seebach ermöglicht.

Wir hatten bei seinem Eintritt in meinen Dienst ernstlich die Absicht, an die Ausführung des Radowitz'schen Planes zu gehen, die Geschichte der vorangegangenen Jahre zu schreiben, und obgleich es damals nicht geschah, so ist doch der geistreiche General eigentlich der erste Anreger des Werkes, welches ich jetzt, wenn auch in anderer Form, veröffentliche, gewesen. Er hätte es gar zu gerne gesehen, wenn die ihm feindselige Partei noch während seines Lebens vor die Schranken der Geschichte citirt worden wäre. Er sollte aber von alledem nichts mehr erleben. Die Auszeichnungen und Freundlichkeiten, welche ihm der König zur Zeit meiner Anwesenheit in Berlin erwiesen, waren die letzte stolze Genugthuung für ihn. Am 25. December desselben Jahres war er in Folge eines schleichenden typhösen Fiebers eine Leiche. Die böse Welt wagte, charakteristisch für die damalige Stimmung und Gehässigkeit des leidenschaftlichsten Parteitreibens, davon zu sprechen, daß der Mann, welcher so viele Geheimnisse kannte, keines natürlichen Todes gestorben sein möchte.

Ich hatte meinen Verkehr mit dem Könige in Berlin auch dazu benutzt, um die Bitte zu stellen, in der Armee zum Zwecke meiner Ausbildung für den Krieg größere Verwendung zu finden. In Folge dessen war ich zu meiner großen Freude zu den Manövern bei Merseburg noch im selben Jahre einberufen worden. Ich führte eine Division zu großer Zufriedenheit des Königs, von dem ich belobt wurde, weil ich vollkommen entsprechend abgeschnitten hätte. Auch Feldmarschall Wrangel schenkte mir seit jenen Tagen viele Anerkennung und das größte Vertrauen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit einen Generalstabschef an meiner Seite, der mir schon von Schleswig-Holstein her bekannt war, und dessen damals enger geknüpfte Beziehungen zu mir Folgen nach sich zogen, welche unter dem dunklen Namen glücklicher Zufälligkeiten des Lebens oft von größter historischer Wichtigkeit zu sein pflegen. Ich werde davon später zu erzählen haben. Es war Major von Blumenthal, kein anderer, als der, welcher seinen unvergänglichen Namen in die Kriegsgeschichte der nächsten Jahrzehnte geschrieben hat.

Während im Uebrigen die deutsche Welt tiefer und tiefer in die Zeiten bundestäglicher Versumpfung hineingerathen war, hatte sich auf den Thronen eine Reihe rasch aufeinanderfolgender Veränderungen vollzogen. Die ältere Generation, welche dem Ansturm der Revolution sich entgegengestellt hatte, schien erschöpft den schwieriger gewordenen Platz den Jüngeren räumen zu wollen.

Am 18. November 1851 war der siebzigjährige König von Hannover Ernst August, Herzog von Cumberland gestorben. Er war im eigentlichsten Sinne der letzte Repräsentant der alten absoluten Monarchie in Deutschland, und das starre Herrscherbewußtsein seines Hauses sollte auch mit ihm begraben werden. Sein unglücklicher blinder Sohn hatte wohl mancherlei Neigungen und

Anschauungen, aber nicht seine Stärke und Unbeugsamkeit des Willens ererbt. Der Regierungswechsel vollzog sich leicht genug, da man gleichsam von allen Seiten übereingekommen war, über das Gebrechen König Georgs V., welches ihn verfassungsmäßig zur Nachfolge kaum berechtigt hätte, einfach hinwegzusehen und dasselbe als nicht vorhanden zu betrachten.

In Folge dessen waren Unterthanen sogut wie Standesgenossen des Königs Zeit seines Lebens genöthigt, mit ihm wie mit einem Sehenden zu verkehren, und ich erinnere mich, einmal mit dem Könige eine Bilderausstellung besucht zu haben, wobei er mich in einer, mir noch immer räthselhaften Weise auf ein und anderes aufmerksam gemacht hat.

Der nächste Todesfall in den regierenden Familien traf mich nicht nur im allgemeinen politischen Interesse, sondern ganz persönlich hart und raubte den deutschen Ländern einen der bravsten, verehrtesten und weisesten der älteren Fürsten. Am 15. März 1852 erhielt ich Nachricht von der Erkrankung meines Schwiegervaters, des Großherzogs von Baden, und obwohl die Meldung zunächst nicht allzu bedenklich klang, so eilte doch meine Frau sofort an das Krankenlager des geliebten Vaters. Ich folgte ihr dahin am 18. März und blieb zunächst ein Paar Tage in Karlsruhe anwesend, um von dem Verlaufe der Krankheit ein Bild zu gewinnen. Der Großherzog litt an einem gichtischen Fußübel, welches zwar sehr acut aufgetreten war, aber doch der Familie keine Gefahr für das Leben des theuern Mannes zu bringen schien. Ich kehrte am 24. März wieder heim; aber schon im Laufe der nächsten Woche hatte sich der Zustand so verschlimmert, daß ich Mitte April abermals nach Karlsruhe gerufen wurde.

Acht Tage nach meiner Ankunft war der gute Vater meiner armen Frau am 24. April verschieden, einer der besten Regenten und Menschen, welche ich während meines langen Lebens bis in die tiefsten Falten ihres Herzens kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Ich verlor an ihm einen zweiten Vater und einen treuen politischen Gesinnungsgenossen.

Der Großherzog Leopold war eigentlich der erste deutsche Fürst, welcher das ständisch constitutionelle Regierungswesen ohne Hintergedanken, ohne Umschweife und vor Allem mit wirklicher innerer Befriedigung angenommen und zur Durchführung gebracht hat. Mit dieser ihm gleichsam selbstverständlichen, wenn auch in den natürlichen und geschichtlichen Grenzen verstandenen Theilnahme des Volkes an der Gewalt im Staate befreundete er sich nicht vermöge der Vorliebe für eine staatsrechtliche Doctrin, sondern in Folge seiner geradsinnigen und volksthümlichen Denkungsart und seines selbstlosen Wesens.

Er war in einer schlimmen Zeit geboren und unter schwierigen Verhältnissen herangewachsen. In seiner Wiege war ihm sicher kein Lied gesungen worden, welches Gedanken und Hoffnungen auf den künftigen Thron hätte erwecken

können. Erst durch die politischen Verhältnisse sehr viel späterer Jahre und durch die Vorsorge des Kaisers Alexander successionsfähig gemacht, war seine Erziehung eine geradezu bürgerliche gewesen, und er hatte alle Tugenden vielleicht auch einige Schwächen der damaligen Bourgeoisie geerbt.

Unter seinen Charaktereigenschaften ragten tiefe und echt christliche Frömmigkeit und seltene Herzensgüte wohl am meisten hervor. Meine Frau weiß sich aus ihren Kindheits- und Jugendjahren vieler Züge dieser Art zu erinnern, und es mögen sich noch zahlreiche Erzählungen davon in dem Munde älterer Leute und in manchen Schriften vertrauter Freunde finden lassen. Besonders erfreulich sei es ihm gewesen, so versichert die Herzogin, wenn ihm die Kinder seine Lieblingsgesangbuchlieder vortrugen. Er erzählte ihnen dann von seinem Vater Karl Friedrich, der ihm diese Lieder gelehrt und eingeübt hatte. Von seinen Eltern überhaupt, für die er eine rührende Liebe an den Tag legte, sprach er häufig; auch von seiner oft sehr dürftigen Jugend, besonders während der Kriegsjahre, entwarf er innig empfundene Bilder voll Gottvertrauen und Zufriedenheit.

Eine hübsche Anekdote erzählte der Sohn des Bildergalleriedirektors Frommel in Karlsruhe, wie dessen Vater einmal Grund zu haben glaubte, über einen vom Großherzog ohne Angabe aller Gründe rückgängig gemachten Bilderkauf sich zu bekümmern, bis er nach Jahren zufällig erfuhr, daß der Großherzog sich die Freude des Ankaufs lediglich deshalb versagt hatte, um ein Paar Waisenkinder in besonderer Art eben an jenem Tage, an welchem das Bild gekauft werden sollte, glücklich machen zu können. Glaubte er doch jederzeit die Angelegenheiten des von ihm gegründeten, ihm so lieben Waisenhauses in Lichtenthal bei Baden fast allem übrigen voranstellen zu müssen!

Im Verkehr mit Menschen aller Stände trat vor allem sein Streben hervor, Freude, Glück und Gemüthlichkeit um sich zu verbreiten. Er scherzte sehr gern und konnte über einen gutmüthigen, wenn auch recht derben Witz sich recht vor Lachen ausschütten. Nicht leicht vermochte er ernstlich zu zürnen, stets blieb er seinen Freunden ein treuer Freund. Im Alltagsverkehr, in welchem er gleichwohl etwas ungemein Höfliches, Verbindliches und Zuvorkommendes niemals ablegte, mußte man ihn kennen, um sein liebenswürdiges Wesen vollends inne zu werden. Hoffeste und Ceremonien waren ihm „langweilige Geschichten“, von denen er in der Kinderstube oder in den lieben Schwarzwaldbergen Erholung suchte. Indessen wußte er dennoch vortrefflich zu repräsentiren und zeigte bei feierlichen Gelegenheiten eine Würde, welche seiner großen schönen Gestalt und seinem aufrechten Gange naturgemäß zu entsprechen schien.

So hatte er trotz allerlei Anfeindungen sich später breit machender Hofparteien die Liebe und Achtung des gesammten Volkes in seltener Weise er-

worben. Hatte er für Deutschlands Unabhängigkeit in den Tagen der Gefahr gegen Frankreich mit seinem Volke gefochten, so vertrat er dessen Interessen warm in den Zeiten des Friedens. Wenn ihm daher die erlittenen Unbilden der Revolution den Lebensabend trübten, so war es nur zu erklärlich, daß er oft klagend gestand, den herben Schlag werde er nie gänzlich überwinden, weil ihm derselbe als eine ungeheuerliche Undankbarkeit bei dem Bewußtsein, das Beste erstrebt und gewollt zu haben, erschien.

Für eine große in- und außerhalb Badens verbreitete Partei war der Großherzog, wie man zu sagen pflegt, nur eben recht gestorben. Durch eine unglückliche Verkettung von Umständen gewährte das gute deutsche Land allerlei Migueliſten und Carliſten ein Asyl. In solchen Kreisen mochte man sich wohl geschmeichelt haben, daß nach dem Tode des Großherzogs das Land dem deutschen Einfluß entzogen und im Innern wichtige Veränderungen vorgenommen werden könnten.

Denn in der That lagen die Verhältnisse in Bezug auf die Nachfolge im badischen Hause schwierig und traurig genug. Der Erbgroßherzog Ludwig konnte wegen seines leidenden Zustandes die Regierung thatsächlich nicht übernehmen. Ich war beauftragt, meinem unglücklichen Schwager den Tod seines Vaters zuerst mitzutheilen und ihn zugleich um seine Ansichten über die Regierungsnachfolge zu fragen, beziehungsweise ihm meinen Rath in Betreff eines Arrangements mit seinem jüngeren Bruder Friedrich zu ertheilen.

Der nun zur Regierung berufene Großherzog war ursprünglich einer der vielversprechendsten und talentvollsten Prinzen, die ich kannte, eine liebenswürdige Natur, welche die größten Hoffnungen erweckt hatte. Da wurde er von einem Nervenleiden befallen, welches zuvörderst rein physischer Natur zu bleiben schien, endlich aber doch auch seine geistigen Kräfte theilweise störte. Er war sich seit langer Zeit schon seines höchst unglücklichen Zustandes bewußt, hatte ganz klare Vorstellungen über denselben und täuschte sich nicht einen Augenblick darüber, daß er die Regierung nicht werde führen können. Meine Verhandlung mit dem bedauernswürdigen jungen Fürsten war unter diesen Umständen die denkbar leichteste. Er nahm den Titel des Großherzogs an und bestieg als Ludwig II. den Thron, trat aber die Regierung sofort seinem jüngeren Bruder Friedrich in Form einer Regentschaft ab. Er vollzog selbst den Act der Uebertragung der Regierungsrechte.

Wenn eine Partei in Baden gehofft hatte, das Heft der Regierung in die Hände bekommen zu können, so hatten die Dinge einen so glücklichen Verlauf genommen, daß alles in seinem festen Geleise blieb und Staats- und Hofverhältnisse sich nur noch günstiger gestalteten. Denn der Regent zeigte sich sehr bald als ein Mann von fester Ueberzeugung, ehrlichstem Wollen und echt deutscher

Gesinnung, der sich Ansehen und Achtung im weitesten Sinne bald zu erwerben wußte, wo es ihm etwa nicht von vornherein entgegengebracht worden sein mochte. Vor Allem hatten sich jene in dem jungen Regenten getäuscht, welche vielleicht hofften, daß sich aus den trüben Verhältnissen etwa ein Abfall Badens von der deutschen Sache erzielen lassen könnte.

Inzwischen war schon vor dem Großherzog von Baden am 1. Januar 1851 der Fürst Leopold von Lippe-Detmold gestorben, während das Jahr 1853 uns noch zwei gesinnungsgleiche deutsche Fürsten raubte, den Großherzog August von Oldenburg, welcher am 27. Februar, und den Großherzog Karl Friedrich von Weimar, welcher am 8. Juli gestorben war.

Der Hingang des Großherzogs von Oldenburg war vermöge des großen Ansehens, dessen er sich in allen politischen Kreisen erfreute, ein nur schwer zu überwindender Verlust für die deutsche Sache. Er war ein Mann von Energie und wahrhaft staatsmännischer Weisheit, wußte trefflich zu sprechen und hatte trotz seines hohen Alters die Neuzeit, wie wenige, richtig verstanden.

Nicht weniger schmerzlich waren dieselben patriotischen Kreise durch den Tod meines vortrefflichen Vetters, des Großherzogs Karl Friedrich, betroffen worden. Der Sohn des bedeutendsten Vaters und der größten Zeit Weimarischer Geschichte, erschien er in seinem ganzen Wesen von der Theilnahme an jener Epoche erfüllt, in welcher ein kleiner sächsischer Hof die größten Reiche und Familien in eingreifenden geistigen Wirkungen zu überflügeln gewußt hatte.

In dem liebenswürdigen Großherzog Karl Friedrich fanden sich die allgemeinen Strömungen jener vorwiegend litterarischen Zeit gleichsam innig vereint: neben der rationellsten Lebensanschauung ein gewisser sentimentalischer Zug, welcher die gesammte Denkungsart aller Gesellschaftskreise durchdrang. Er besaß allerlei und viel positives Wissen und hatte sich auch politisch zu den klarsten Anschauungen erhoben, aber die Größe und Schwere der Atmosphäre, welche ihn bei seiner Erziehung zu umgeben schien, übte fast einen unwillkürlichen Druck auf seine natürlich frische Begabung, so daß er sich mehr zurückhielt und mit weniger Energie zu äußern pflegte, als man sonst von ihm erwartet haben dürfte.

Er war ein treuer Freund und Verwandter, dessen Hintritt mich auch persönlich auf's Schmerzlichste berührte. Hatte ich doch eben noch in frischestem Andenken, wie er mit lebhaftestem patriotischen Eifer sich an den Versammlungen beim Fürsten-Congresse in Berlin betheiligt hatte, wie er der gemeinsamen Sache diente und sie unterstützte, und wie er mich selbst auf jede Weise vorwärts zu treiben suchte.

Er hatte das siebzigste Jahr eben erst überschritten. In den fünfundzwanzig Jahren seiner Regierung hatte er stets den freieren Anschauungen des

deutschen Volkes, wie sie Weimar unter seinem Vater in Karlsbad vor der diplomatischen Welt offen bekannte, auch am Bundestage muthig vertreten lassen. Wenn jetzt der letztere mit allen seinen Fehlern wieder in's Leben getreten war, so mußte der Tod gerade der älteren, angesehensten und erfahrensten Fürsten sicher die Gefahren steigern, welche von Frankfurt zu drohen schienen.

Auch Herzog Georg von Altenburg, welcher seit der Abdankung seines Bruders Joseph am 30. November 1848 die Regierung übernommen hatte, war am 3. August 1853 gestorben. Indem ich aber diese lange Reihe von Veränderungen auf deutschen Thronen in's Auge fasse, mag es wohl schließlich passend sein, das unglückliche Ende des Königs Friedrich August von Sachsen gleich hier zu erwähnen, obwohl dieses erschütternde Ereigniß über den Zeitpunkt hinausgreift, mit welchem ich mich in den Schilderungen dieses Buches beschäftigen sollte. Denn der edle König, von dessen bildendem und einflußreichem Umgang und dessen wahrhaft weisem Herrschen ich von meinen ersten Jugendeindrücken an dankbare Schilderungen in diesem Buche zu geben hatte, war durch einen unglücklichen Sturz seines Wagens auf einer Reise in Tirol bekanntlich am 9. August 1854 um das Leben gekommen.

Drittes Capitel.

Allgemeine Lage zu Anfang der fünfziger Jahre.

In den weltbekannten Conversationen des Kaisers Nikolaus mit dem englischen Gesandten S. G. Hamilton Seymour im Anfange des Jahres 1853, fand sich Gelegenheit, die Stellung Rußlands und Englands zu den übrigen Mächten deutlich genug zu bezeichnen. Der Kaiser behandelte die Politik wie ein geometrisches Problem, zog aus dem Parallelogramm der revolutionären Kräfte in Frankreich, Italien, Oesterreich und Preußen die Resultirende und folgerte mit erschreckender Consequenz und Einfachheit, daß er und sein heiliges Rußland den europäischen Continent zu regieren berufen seien, wie den Engländern die Seeherrschaft nicht zu bestreiten wäre. Indem er dem Gesandten des brittischen Reichs die Theilung der Erbschaft des „sterbenden Mannes“ antrug, glaubte er sich berechtigt, die übrigen continentalen Mächte als bloße Dependenzen seines Willens so gut wie ganz außer Rechnung zu stellen.

Als die Engländer die Depeschen Seymours nach Jahresfrist veröffentlichten, lasen die preußischen und österreichischen Staatsmänner mit Erstaunen und Beschämung die Aeußerungen der Geringschätzung, welche Kaiser Nikolaus in Betreff seiner guten Freunde zu Berlin und vorzugsweise zu Wien an den Tag gelegt hatte. Mit einem Male war ihnen von der Newa ein Spiegelbild entgegengetreten, in welchem sie sich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen des allmächtigen Czaren zu erkennen hatten. Die Möglichkeit eines Versuches, sich von ihm freizumachen, erklärte derselbe ausdrücklich für eine fast kindliche Voraussetzung des englischen Gesandten.

Kaiser Nikolaus war eigentlich der letzte wirkliche Selbstherrscher in Europa. Ich rechne es zu meinen lehrreichsten Erfahrungen und Erinnerungen, daß ich von dem merkwürdigsten Manne meiner Zeit ein persönliches Bild erlangt habe, welches ich durch die Beziehungen zu vielen ihm und mir gleich nahestehenden Verwandten jederzeit ergänzen und vervollständigen konnte.

Aber unmittelbare Eindrücke von ihm mußte man in der That empfangen haben, wenn man sich eine genügende Vorstellung von einer Herrschernatur

bilden wollte, wie deren die Welt heute kaum mehr hervorbringt. In der Person des Kaisers Nikolaus verschwand jede vage Abstraction von Staat, Kirche, Nationalität. Man sah ihn und hielt sich versichert, daß all das Gewaltige, welches sich in diesen Begriffen ausdrückt, er selbst in Person war; neben ihm bestand nichts und schien nichts bestehen zu können; das unbestimmte Moscowitergespenst, von welchem die Einbildungen der civilisirten Völker von Zeit zu Zeit gepeinigt sind, verlor sich bei seinem Erscheinen. Er stand faßbar und ohne Schreckgestalt, vielmehr schön und herrlich, verlockend und verführerisch, sicher, kühn und wie eine Art von religiösem Schutzgeist vor der anbetenden Welt. Und diese colossale Erscheinung eines unbedingt herrschenden Geistes war bei näherer Betrachtung — der reine äußere Schein, ein gemaltes Bild.

Er war der vollkommenste Uniformträger unter sämmtlichen europäischen Fürsten, ein Modell für jede Art von Paradeausstellungen. Sein Lebens- und Regierungs-Princip war Uniform und Schablone. Er repräsentirte den Staatsmann wie den Feldherrn in einer so eminenten Art, daß seine vollkommenste Befähigung zu beiden jedem sich gleichsam von selbst verstand. Alles und jedes bewirkte er durch das eingeborene große Gefühl, welches sich in dem Wort „Nimbus des Alleinherrschers" ausdrückte; diesen wußte er besser als irgend einer der zeitgenössischen Kaiser und Könige in der glänzendsten Weise zu wahren. Aber mit gleichem Geschick vermochte er in die gesellschaftlichen Aeußerungen seiner Gefühle einen Grundzug von gewisser Gutmüthigkeit zu legen, welche dem Wechsel der Uniformen seiner Garderobe entsprach. Vor allem verstand er es zu verblüffen, und sein galantes ritterliches Wesen wirkte fascinirend auf Männer und auf Frauen.

Sein Einfluß war überall und nirgends, wie der ewige Jude, der fortwährend die Welt durchwandert. Von allen Seiten wurde direct und indirect nach Petersburg gehorcht und auch bei den unbedeutendsten Actionen dachte man nur daran, was der Czar dazu sagen werde. Die russischen Gesandtschaften wirkten überall berathend und wohlmeinend, discret anfragend, aber desto bestimmter antwortend; bei großen Regierungen empfand man schließlich das Hofmeistern von Petersburg aus nachgerade als eine Art von Bedürfniß. Ich gestehe, daß mich seit Jahren dieser sich immer steigernde Zustand der Unselbstständigkeit so vieler Regierungen auf das Höchste erregte und es war mir klar geworden, daß, wenn man für Deutschland nicht alle Hoffnungen aufgeben sollte, der russische Einfluß in erster Linie gebrochen sein müßte. Indessen zeigte es sich damals als eine heute fast unverständliche Schwierigkeit, Theilnehmer für diese Meinung zu gewinnen. Ich bin darüber selbst mit einem so völlig unbefangenen Fürsten, wie König Leopold, nie zu einer Uebereinstimmung gekommen, von so vielen anderen Männern zu schweigen, welche durchaus nicht begreifen zu können

schienen, worin denn der schädliche Einfluß Rußlands auf die europäischen Zustände liegen sollte.

Unter diesen Umständen war es nur zu begreiflich, daß der gewaltige Czar das alte England als den einzigen Faktor ansah, mit welchem er bei seinen großen orientalischen Plänen zu rechnen hätte. Zwar wußte er wohl, wie wenig günstig ihm das englische Herrscherpaar gesinnt war und in dem Cabinet saßen meistens Männer, welche überall mit den Feinden der russischen Macht in Verbindung standen und die Revolutionen unterstützten; aber der Czar konnte sich nicht von dem Gedanken losmachen, er werde durch einige Zugeständnisse, wie den Besitz der Insel Candia und anderes, die englische Regierung auf seine Seite ziehen. Wäre aber auch diese Berechnung weniger fehlerhaft gewesen, als sie es in der That war, so durfte doch Kaiser Nikolaus keineswegs übersehen, daß das Frankreich der Revolution von 1848 nicht mehr zu vergleichen war mit dem Kaiserthum von 1853.

Es genügt hier mit wenigen Worten an die bekannten Thatsachen der französischen Geschichte seit dem Sturze Louis Philippes zu erinnern. So wenig seit den Junischlachten des Jahres 1848 an die Dauerhaftigkeit republikanischer Institutionen in Frankreich geglaubt worden war, so konnte man im übrigen Europa sich doch nicht entschließen, das unbequeme Wiederaufleben des Bonapartismus für möglich zu halten. Der Träger des Namens und der Traditionen Napoleons war von Straßburg und Boulogne her in zu wenig gutem Andenken geblieben, als daß man ihn für geeignet hätte halten mögen, die Rolle seines Oheims in Frankreich zu spielen. Er hatte mannigfaltige Versuche gemacht, um sich in England eine gesellschaftliche Stellung zu gründen, aber er vermochte nur einen ganz kleinen Theil der Aristokratie zunächst noch für sich zu interessiren. Besonders nachtheilig war es ihm gewesen, daß die Königin abgelehnt hatte, ihn zu empfangen und daß er damit gleichsam aus allen Hofkreisen verbannt war. Die allgemeine Meinung war, Louis Napoleon sei ein confuser und unbedeutender Mensch; seine Lebensweise galt außerdem für wenig lobenswerth. Ich hatte Gelegenheit ihn einige Male in London in Häusern seiner wenig zahlreichen Bekanntschaft zu sehen und zu sprechen, und ich muß das Bekenntniß ablegen, daß ich in jener Zeit nicht ganz frei von dem allgemeinen Vorurtheil gegen ihn war, obwohl es im höchsten Grade Unrecht wäre zu behaupten, daß in seinem persönlichen Wesen irgend etwas Unsympathisches gelegen hätte. Ich hatte einmal ein genaueres Zusammentreffen aus Anlaß eines Pferdekaufes in London mit ihm, und dieses zufällige Ereigniß gab uns eine feste lebhafte Erinnerung an unsere erste Begegnung im Leben.

Als Ende 1848 die französische Republik zur Wahl des Präsidenten auf

Grund des Verfassungsgesetzes zu schreiten im Begriffe war, kam es Louis Napoleon am meisten zu statten, daß außer dem General Cavaignac, der in den Arbeiterkreisen auf's Aergste gehaßt und der ländlichen Bevölkerung so gut wie gänzlich unbekannt war, kaum von einem ernsthaften Rivalen die Rede sein konnte. Dennoch war in Europa des Staunens kein Ende, als er auf der Candidatenliste der Präsidentschaft erschien.

In welchem Maße die napoleonische Legende in ganz Frankreich sorgfältig und systematisch gepflegt worden war, und wie viele Geldsummen aufgewendet worden sind, um für den Träger des großen Namens Stimmung zu machen, war nicht beachtet worden, und als man sich endlich davon überzeugte, fand man die Thatsache um so weniger begreiflich, je besser man wußte, daß der Träger des glorreichen Namens sich niemals einer günstigen materiellen Situation erfreut hatte, sondern von den kleinlichsten Lebenssorgen in London geplagt wurde.

Der 10. December 1848 ergab zu seinen Gunsten eine Stimmenzahl von fünfeinhalb Millionen und der neue Präsident bereitete langsam, vorsichtig und mit Vermeidung jeder Beunruhigung des monarchischen Europas seine Wege vor. Theils im Andenken an die Geschichte des großen Oheims, theils in Rücksicht auf die drohende Situation der apenninischen Halbinsel hatte man den Glauben, daß die aggressiven Napoleonischen Tendenzen vor allem in der lombardischen Ebene zum Ausdruck kommen würden. Aber der Präsident der Republik setzte dem Siegeslaufe der österreichischen Armee in Piemont keinerlei Hindernisse entgegen. Er that nicht nur nichts, was den durch die Schlacht von Novara gesicherten österreichischen Besitzstand gefährden konnte, sondern er erklärte und erwies sich vielmehr als Schützer und Wiederhersteller des päpstlichen Stuhls.

Dieses Verhalten des Napoleoniden war in der Reactionsperiode ausreichend, um die Meinung eines guten Theils der Diplomatie zu seinen Gunsten zu wenden. Seine Rundreisen in Frankreich und seine mannigfaltigen öffentlichen und privaten Reden vermochten zwar jeden Augenblick den Zeitungsleser zu erinnern, daß der Präsident der Republik Verfasser der Idées Napoléoniennes war, aber seine Ministerien und seine Gesandten flößten den Regierungen mehr und mehr Vertrauen zu seinen conservativen Principien ein. Seine Gesetzvorlagen waren von solcher Art, daß sie die Herzen der reactionärsten deutschen Minister befriedigen konnten: Erhöhung der Zeitungscautionen, Beschränkung des Wahlrechts, harte Deportationsmaßregeln gegen politische Gefangene, alles dies schien als ein schöner und anerkennenswerther Anfang einer, wie man es damals ausdrückte, „kraftvollen Regierung"; schon erlebte man es nicht mehr selten, Worte der Sympathie für den kleinen Neffen des großen Onkels, wie ihn Victor Hugo zuerst genannt hatte, aus dem Munde der reactionärsten Leute zu hören.

Weniger gefielen freilich seine Militairbankette, noch weniger die Nachrichten von verschiedenen unbesonnenen Volksäußerungen, welche den „Kaiser" hochleben ließen, und bedenklich vollends war es, daß der Präsident selbst zuweilen von sich sprach als von dem, welcher den Volkswillen repräsentire und sich im Fall der Noth demselben auch nicht entziehen könne, falls Frankreich eine größere Bürde ihm auferlegen sollte. So kam das Jahr 1851 heran, und die Anzeichen der Errichtung des zweiten Kaiserthums vermehrten sich in erschreckender Weise.

Von allen Theilen Frankreichs wurde eine Revision der Verfassung begehrt, der Präsident machte kein Geheimniß daraus, daß er auch seinerseits dieselbe für nothwendig betrachte. Die Kammer hielt noch das republikanische Banner aufrecht, aber jählings konnte es stürzen.

In dieser Lage der Dinge durfte kein ernster Politiker die Frage länger unbeantwortet lassen, welche Stellung man gegenüber der entstehenden Monarchie einzunehmen haben werde. Nicht bloß an die Cabinette und Ministerien, sondern an die Höfe und an die regierenden Familien unmittelbar trat die Entscheidung heran, wie sie sich gegen den neuen Herrscher von Frankreich verhalten wollten.

Es machte den regierenden Herrschaften schwere Sorgen, ob sie sich entschließen dürften, dem neuen Kaiser den Brudertitel beizulegen.

Merkwürdigerweise fand Louis Napoleon gerade an jenen beiden europäischen Höfen, welche untereinander den entgegengesetztesten Staatsgrundsätzen huldigten, in Rußland und in England, die allergrößte Abneigung und den nachhaltigsten Widerstand gegen seine Ambitionen. Mein Bruder war nicht bloß ein Gegner der Napoleonischen Traditionen und des Kaiserthums vermöge seiner so sehr ausgebildeten theoretischen Ueberzeugungen, sondern er war auch dem Träger dieser Ideen damals ganz besonders abgeneigt.

Obwohl Albert mit den mannigfaltigsten Persönlichkeiten, welche England dauernd oder zeitweilig zum Wohnorte gewählt hatten, gerne Beziehungen anzuknüpfen pflegte, wenn denselben auf dem Continente eine Rolle in der politischen oder litterarischen Welt zugefallen war, so hatte er doch niemals den Wunsch gehabt, mit Louis Napoleon in Verbindung zu treten. Es ließen sich früher keinerlei Berührungspunkte finden und so wurde auch der Präsident der Republik in kühler Entfernung gehalten. Der intime Verkehr des englischen Hofes mit den nahe verwandten Orléans mochte nicht ohne Einfluß darauf geblieben sein, daß selbst damals, wo Louis Napoleon bereits als der Mann der Zukunft galt und die englische Politik eine Annäherung an das neue Regime zu erfordern schien, die persönlichen Gegensätze sich nicht milderten.

Mein Bruder rüstete sich in jenem Augenblicke zu der größten That seines Lebens und arbeitete mit aller Kraft an dem Projecte der großen Weltaus-

stellung, welche sein Gedanke und sein Verdienst war, und welche seinem Namen in der Geschichte der europäischen Civilisation für alle Zeiten einen Platz gesichert hat. Obwohl der Präsident der französischen Republik der erste war, welcher die große Idee meines Bruders mit allem Verständniß aufgriff, auf jede Weise beförderte, in Frankreich popularisirte und ohne alle Frage viel zum Gelingen des großen Werkes beitrug, so verbesserte doch selbst dies seine eigene politische Stellung zu dem englischen Hofe wenig. Ich glaube es der historischen Wahrheit schuldig zu sein, an diese Thatsachen um so unbefangener erinnern zu dürfen, je freundschaftlichere Gesinnungen der Kaiser nachher, bis an sein Ende und über seinen Tod hinaus, und ebenso seine Hinterbliebenen am englischen Hofe gefunden haben.

Zunächst waren in England alle auswärtigen Fragen zurückgetreten hinter den Vorbereitungen zu dem großen Jubiläum der Völker, wie man in Anspielung an die alten, einst von den Päpsten ausgeschriebenen Jubeljahre die erste Weltausstellung benannt hat. Conception, Entwickelung und Ausführung des großen Gedankens sind so eingehend und trefflich geschildert worden, daß es unmöglich wäre, dem Leser in dieser Beziehung etwas neues zu sagen*). Auch die Schwierigkeiten, welche Albert bei den mächtigen Schutzzöllnern des Königreichs fand, und die widerliche Mißgunst, welche gegenüber dem schöpferischen deutschen Mann in steifen englischen Kreisen noch immer nicht überwunden war, sind von der englischen Geschichtschreibung selbst mit anerkennenswerther Unparteilichkeit zugegeben worden.

Als Robert Peel so unerwartet starb, fürchtete mein Bruder ernstlich für sein großes Unternehmen und sprach es mir gegenüber wahrscheinlich viel offener, als er es in England sagen durfte, aus, welche Schwierigkeiten ihm seine Gegner bereiteten. So schrieb er am 4. Juli 1850:

„Wir sind leider in der allertiefsten Trauer, denn es hat uns ein Schlag getroffen, von dem wir uns schwerlich sobald erholen werden. Peel ist ein Verlust für ganz Europa, ein entsetzlicher für England, aber ein unberechenbarer für die Krone und uns persönlich!! Die Art seines Todes war dabei noch so traurig. Es fehlt uns nun ganz jene Stütze im Parlament und der öffentlichen Meinung, welche er dem Throne gewährte; die Parteien werden wieder in Extreme gerathen .... Nun soll unsere Ausstellung aus London verjagt werden! Die Protectionisten, die sich davor fürchten, die Radicalen, die ihre Macht über die Krongüter (die Parks) constatiren wollen, die Times, deren Sollicitor ein Haus am Hyde-Park gekauft hat, toben und schimpfen. Heute

*) Martin Leben II. 205, III. 304 ff. 367 ff., vgl. Pauli Gesch. Englands III. 434, vgl. Mc Carthy, History of our own times, chapter XX.

Abend soll es zur Abstimmung kommen. Peel aber, der die Vertheidigung übernommen hatte, ist nicht mehr; so werden wir denn wahrscheinlich geschlagen und werden die ganze Ausstellung aufgeben."

„Du siehst, daß wir nicht gerade auf Rosen liegen . . . . . Gott wird ja beistehen

Deinem treuen Bruder

A."

Glücklicherweise waren die Besorgnisse des Prinzen übertrieben und die Ausstellungsangelegenheiten nahmen ihren entschieden günstigen, wenn auch noch immer von vielen Seiten ungern gesehenen Fortgang. Nachdem Prinz Albert die ersten Frühlingstage des Jahres 1851 in Osborne zugebracht hatte, um sich zu erholen, war er am 25. März nach London zurückgekehrt, und sofort begannen die Eröffnungsarbeiten im Krystallpalast. Da eben damals im Parlament die unerquickliche, sogenannte päpstliche Titelbill zu Ende gegangen war, so hatte sich Albert am 26. März charakteristisch genug über die Verhältnisse ausgedrückt, wenn er bemerkte:

„Wir sind gestern hierher zurückgekehrt von Osborne, wo wir vom Regen fast weggeschwemmt worden sind. Heute beginnt das Auspacken in der Ausstellung, und hoffentlich ist gleichzeitig die Debatte über die päpstliche Frage zu Ende gegangen und das Pfaffengeschmeiß hat einen Trumpf bekommen."

In demselben Briefe schrieb mein Bruder, er habe mir den Mai für den Besuch in London „bereitgestellt, wenn Du Dich vor dem Gedränge, das dann stattfinden wird, nicht fürchtest"; dennoch beschloß ich mit der Herzogin sogleich in dem ersten Monat der großen Ausstellung die moderne Wallfahrt anzutreten. Auf einem Schiffe des Gouvernements machten wir die Ueberfahrt nach Dover, von wo uns ein von der Königin freundlich beigestellter Extrazug am 17. Mai Mittags nach London brachte. Wir blieben daselbst bis zum 13. Juni.

So wenig es hier meine Sache sein möchte, diese bewegte Zeit im Einzelnen zu beschreiben, so unmöglich wäre es, die Eindrücke dieser ersten Londoner Weltausstellung aus der Erinnerung zu verlieren. Nichts von all den zahlreichen Unternehmungen, welche in ähnlicher Weise bald für einzelne Länder, bald für die gesammte Welt nachher entstanden sind, und von denen ich die eigentlich allgemeinen Ausstellungen fast sämmtlich, von den kleinen sehr viele besucht und gesehen habe, läßt sich auch nur annäherungsweise mit dem vergleichen, was die erste Londoner Ausstellung zu bedeuten hatte. Alles und jedes war neu, was hier zu sehen war, und der Standpunkt der vollen Originalität der Sache ergriff den Beschauer im Tiefsten. Es war zugleich die letzte große Gelegenheit, wo die englische Aristokratie sich anstrengte, noch einmal vor ganz Europa in ihrer Herrlichkeit zu erscheinen.

Der hohe Adel übernahm die Repräsentation Englands in einer Weise, wie dies bei keiner Gelegenheit wieder geschehen ist. Man entfaltete alle Pracht und allen Luxus, als wenn auch dies mit zur „Exposition" gehört hätte. Spätere Ausstellungen hatten einen mehr bürgerlichen, mehr industriellen Charakter, die erste Londoner Ausstellung war vorwiegend aristokratisch. Bei der Eröffnung waren an 4000 Galawagen erschienen und fast täglich waren die Herrschaften in vollem Glanz zum Besuche der Ausstellungsräume vorgefahren. Die Königin und ihr Gemahl standen im Zenith ihres Ruhmes.

Je mehr man sich bestrebt hatte, die größten Gefahren aus dem Zusammenflusse der großen Menschenmassen zu prophezeien, je mehr man mit Revolutionen und Attentaten gedroht und geschreckt hatte, desto imponirender war die Verehrung, welche dem königlichen Paar bei jeder Gelegenheit von den Millionen gezollt wurde, die sich zum Besuche der Weltausstellung während sechs Monaten in London einfanden. Der Hof war im äußersten Maße gastfrei und zeigte sich in jeder Beziehung großartig und brillant. Prinz Albert begnügte sich nicht von oben herab die Sache zu leiten, er war im eigentlichsten Sinne des Wortes die Seele von Allem.

Selbst seine bittersten Feinde anerkannten damals die Größe seiner Leistungen mit seltener Rückhaltslosigkeit, und ich nehme in diesen auch ihm aus ganzem Herzen gewidmeten Erinnerungsblättern an dieser Stelle ein gutes Wort eines deutschen Verehrers meines Bruders auf, welcher sagt: „Mit dem Gelingen und mit den Ergebnissen des Unternehmens, dem auch ein financieller Ertrag gesichert wurde, um höchst zweckmäßig weiteren allgemeinen Nutzen zu stiften, wird immerdar das Andenken des viel zu früh verstorbenen Prinzen Albert verbunden bleiben, wie sich das ihm von der königlichen Wittwe errichtete Denkmal in jener Umgebung erhebt, wo er im Leben den reinsten Triumph gefeiert. Ein Jünger Peels als Staatsmann, in praktischem Sinn und edlem Geschmack ihm geistesverwandt, vermochte er diesem Werke von seinem Eigensten die Idee einzuhauchen, deren Wirkung in der That von Neuseeland bis nach Californien empfunden worden ist*)."

Indessen war das große Weltfest auch in politischer Beziehung nicht ohne

*) Ich ergreife diese Gelegenheit es dankbar anzuerkennen, daß mein Bruder einen so warmen Vertheidiger in einem leider vor Kurzem verstorbenen deutschen Gelehrten gefunden hat, dessen Werke viel beigetragen haben, die mißgünstigen Urtheile, welche sich in Deutschland immer noch zuweilen gegen meinen Bruder regten, verstummen zu machen. Hierin haben Pauli's Aufsätze sowohl, wie seine ausgezeichnete Geschichte Englands mehr gewirkt, als das dem deutschen Publikum zuwenig zugänglich gewordene „Leben des Prinzen Albert".

Rückwirkungen geblieben. Die zahlreichen Fürstlichkeiten, welche sich in London einfanden, nahmen Eindrücke mit sich, die in diametralem Gegensatz gegen das absolutistische Treiben, welches auf dem Continente neuerdings Platz gegriffen hatte, standen. Auch in persönlicher Beziehung war es nicht unwichtig, daß sich viele von den deutschen Herrschaften überzeugt hatten, wie die liberalen Tendenzen, die mein Bruder so nachdrücklich verfocht und mit solcher Rückhaltslosigkeit gegen Jedermann aussprach, denn doch auch sehr praktische Erfolge zu erzielen vermochten. Besonders will ich nicht zu erwähnen vergessen, wie mir namentlich der Prinz von Preußen, welcher bei der Eröffnung der Ausstellung anwesend war, mit Enthusiasmus von dem Erfolge meines Bruders sprach, und wie er den günstigen Eindruck schilderte, welchen diese civilisatorische Bewegung auf ihn gemacht hätte. Es sage seinen Gefühlen, meinte er, sehr zu, so für das Wohl der arbeitenden Classen von den höchsten Stellen der Gesellschaft herab gesorgt zu sehen.

Aber auch in dem Verhältnisse der Völker trat seit und in Folge der Weltausstellung eine höchst merkwürdige Veränderung ein. Wenn man während der Regierung Louis Philippes alle Annäherungsversuche zwischen England und Frankreich scheitern gesehen hatte, so meinte man einen der Gründe davon in der unauslöschlichen nationalen Eifersucht beider Völker erblicken zu sollen.

Dieses Vorurtheil war es, welches im Sommer 1851 mit der größten Deutlichkeit zusammenstürzte. Damals vollzog sich jene Verschwisterung der beiden großen Nationen, welche die wichtigsten politischen Folgen des Jahrhunderts nach sich zog. Weit über das Tagesinteresse der Festlichkeiten hinaus, welche sich Engländer und Franzosen wechselseitig in London und in Paris darboten, bildete sich eine gewisse Gemeinsamkeit westmächtlicher Anschauungen und Ueberzeugungen, mit denen man sich der übrigen Welt gegenüber wappnete.

Dennoch aber schien diese aus dem Bewußtsein der Nationen hervorgegangene Entente cordiale sehr weit davon entfernt, den Gegensatz zu überbrücken, der zur Zeit noch zwischen den Regierungen bestand, und es sollte noch eine gute Weile dauern, bis man in England die Abneigung besänftigte, welche man gegen den Präsidenten der Republik und seine kaiserlichen Aspirationen empfand.

So war der zweite December herangekommen, dessen zum Theil noch dunkle Geschichte aufzuhellen weder im Kreise meiner Aufgabe, noch auch in meinen Absichten gelegen sein kann. Persönlich war ich auch nur in der Lage, mit Sicherheit die Wirkungen des Ereignisses, nicht aber seinen Ursprung und Hergang zu beobachten, obwohl ich später oftmals von Personen, welche den Dingen nahe gestanden hatten, allerlei Einzelheiten erfuhr. Vor allem schienen mir die persönlichen Gehässigkeiten, welche später als Histoire d'un crime in

der französischen Litteratur über Napoleons Mangel an Muth verbreitet worden waren, jeder Grundlage zu entbehren.

Die Art und Weise jedoch, wie in den entscheidendsten Kreisen Europas der Staatsstreich aufgefaßt und beurtheilt wurde, gehörte in die Reihe der beachtenswerthesten Erfahrungen, die man in jener Epoche zu machen im Stande war. In England betrachtete sowohl die Königin, wie mein Bruder im eigentlichsten Sinne des Wortes die Sache unter einem moralischen Gesichtspunkt. Beide waren entrüstet über den Eidbruch und die verschwörermäßige Vorbereitung des Gewaltaktes. In Oesterreich und Preußen hatten sich die Regierungen dagegen dem Staatsstreich gegenüber sofort auf das hohe Pferd der Politik gesetzt und verkündeten die von Paris ausgegebene Parole von der „Rettung der europäischen Gesellschaft" mit einem Eifer, der es wahrscheinlich machte, daß an die Wahrheit dieser Vertheidigung geglaubt worden ist. Man beruhigte sein Gewissen und erfreute sich an der Thatsache, daß auch in Frankreich endlich die Revolution erstickt wäre.

Wenn aber unter denen, welche den Staatsstreich billigten, sich auch Lord Palmerston befand, so hatte er dazu gewiß ganz andere Motive, als die Politiker in Deutschland und Oesterreich, denen eine große Voraussicht bei der Anpreisung der gelungenen Staatsrettung nicht eben nachgerühmt werden konnte. Bekanntlich erlebte man in England in Folge dieser Gegensätze eine der merkwürdigsten Ministerkrisen, welche in der neueren Verfassungsgeschichte zu verzeichnen sind, und Lord Palmerston bezahlte seine voreilige Billigung des Staatsstreichs mit seinem Portefeuille.

Prinz Albert hatte durch den Einfluß, welchen er in sehr ausgiebiger Weise diesmal üben zu sollen meinte, seine Stellung zu dem eigenwilligen Minister der auswärtigen Politik allerdings nicht verbessert, aber es war für ihn eine Gewissenssache, das Ansehen der Krone gegenüber einem einzelnen Mitgliede des geheimen Rathes zu wahren. So kam es zu der bekannten Entlassung Palmerstons, welche in der englischen Verfassungsgeschichte ein wichtiges Beispiel dafür geworden ist, daß auch in England Minister nicht durchaus nur durch die Parlamentsmajoritäten und Minoritäten gestürzt werden.

Daß mein Bruder unter diesen Umständen das Gefühl der vollsten Befriedigung über den Abgang Lord Palmerstons hatte, kann ich aus seiner Correspondenz in vollstem Maße belegen, doch war nichts falscher, als wenn man hie und da auf dem Continente meinte, der Prinz habe in seinem Gegensatze gegen den Beschützer der continentalen Revolutionen endlich doch einer Rücksicht gegen die reactionären Regierungen nachgegeben. Nichts konnte irrthümlicher sein als eine solche Voraussetzung, denn wenn man das

Verhältniß meines Bruders zu Lord Palmerston im Allgemeinen bezeichnen wollte, so dürfte man vielmehr sagen, das einzige, was ihn mit demselben verband, war eine gewisse gemeinsame Abneigung gegen manche Personen und Verhältnisse.

„Ich kann mich, schrieb Albert am Schlusse des Jahres, über das Vergangene nicht beschweren. Die große Ausstellung, deren unendliche Schwierigkeiten mich oft sehr besorgt machten, ist auf eine unglaublich glückliche und ehrenvolle Weise vorübergegangen, ohne daß auch nur der kleinste contre-temps zu beklagen gewesen wäre. Und nun schließt das Jahr mit dem glücklichen Umstande für uns, daß der Mann, welcher unser ganzes Leben verbitterte, indem er uns stets in die schändliche Alternative versetzte, entweder seine Missethaten in ganz Europa gut zu heißen, oder hier die radicale Partei unter seiner Leitung zu einer Macht heranzuziehen, oder mit der Krone in offenen Krieg zu gerathen und so das einzige Land, in dem Freiheit, Ordnung und Gesetzlichkeit zusammen bestehen, in das allgemeine Chaos zu stürzen — sich selbst gleichsam den Hals abgeschnitten hat. Give a rogue rope enough and he will hang himself ist ein altes englisches Sprichwort, mit dem wir uns manchmal zu trösten gesucht haben und welches hier wieder wahr geworden ist. . . . Wir werden allerhand Mühe mit Palmerston bekommen, der wüthet; und außerdem mit einer Reform-Bill, die versprochen ist und auf deren zweckmäßige Durchführung für ganz Europa viel ankommt."

In letzter Beziehung hatte sich der Prinz auch nicht getäuscht. An der Reformbill wußte Palmerston den Hebel anzusetzen, um seine alten Collegen sämmtlich zu stürzen, und das neue Ministerium Lord Derbys gab wenig Aussicht auf einen langen Bestand.

„Lord Derby, sagte selbst mein Bruder am 10. März 1852, ist ein ausgezeichneter Mann, doch sein Ministerium nennt er selbst: the Derbyshire Militia fresh from the plough, ready to be disbanded immediately. Nicht einer von ihnen war je in einem öffentlichen Amte: people one never saw nor heard of before, sagt der alte Herzog. Die Phase muß demnach als eine Uebergangsphase betrachtet werden und wir arbeiten hauptsächlich darauf hin, daß sie zu etwas Solidem und Tüchtigem führe, dazu gehört indessen die Zurückführung der politischen Parteien wieder auf zwei und die endliche und unwiederbringliche Beseitigung der Protections- und Freihandelsfrage. Dazu wird wohl eine Auflösung gegen den Monat Juni nöthig werden."

„Inzwischen sollen unsere Vertheidigungsmaßregeln fortgesetzt werden und eine Miliz von 120,000 Mann, die von 1688—1832 bestand, wird eingeführt werden. Desgleichen eine Marinereserve und Verstärkung der Artillerie und Hafenbefestigungen. Die Marine ist im allerbesten Stande."

Höchst merkwürdig war es, daß in jener Zeit eine förmliche Manie eingerissen war, sich gegen ebenso unwahrscheinliche als militairisch zwecklose Angriffe irgend eines Nachbarn durch allerhand der sonderbarsten Verschanzungen sichern zu wollen. Das englische Publikum und zu einem gewissen Theile auch der königliche Hof träumten damals von einem bevorstehenden Kriege mit Frankreich und von einer unvorherzusehenden Landung des französischen Heeres in England. So waren die von meinem Bruder erwähnten Vorsichtsmaßregeln der englischen Regierung in Scene gesetzt worden, welche vom streng militairischen Standpunkt recht wenig zu bedeuten hatten. Man hatte den Eindruck, als ob die Politik Palmerstons in den vorhergegangenen Jahren das Gewissen der Engländer so schwer belastet hätte, daß sie von allen Seiten das Gespenst fremder Invasionen auftauchen sahen.

Während in Paris der unsichere, schwankende und in Wahrheit sehr besorgte Kaiserthumscandidat sehnsüchtig nach England hinüberblickte, ob ihm noch immer kein Liebeszeichen von den höchsten Herrschaften zu erlangen möglich wäre, glaubte die Welt sich vor seinem Augenrollen fürchten zu müssen und gegen seine versteckten Pläne rüsten zu sollen.

Es war ohne Zweifel in erster Linie Stockmar, dessen mehr geschichtliche Auffassung des Bonapartismus die Wirkung hervorbrachte, daß man dem neuen Machthaber Frankreichs, wie mein Bruder sich ausdrückte, nicht zwei Schritte weit trauen zu können meinte. Aber auch der König Leopold trug dazu bei, dies allgemeine Furcht zu vermehren und die Tendenzen der alten Coalition von 1815 auf jede Weise zu fördern.

Ich hatte im Jahre 1851 auf der Reise nach London Brüssel besucht und mit meinem Onkel eingehend über die politische Lage gesprochen. Er war nicht im Stande geradezu läugnen zu können, daß der Zustand Deutschlands durch Oesterreichs Vorgehen und Preußens Nachgiebigkeit ein unerträglicher und unhaltbarer geworden sei, aber er behauptete Angesichts der allgemeinen Lage kein Mittel zu wissen, um dieser Verlegenheit zu entrinnen. In der Ueberzeugung, daß Napoleon auf nichts anderes als auf die Uneinigkeit der Mächte sinne, um das linke Rheinufer zu nehmen, hatte der König sich eben damals in die intimsten Correspondenzen mit dem Fürsten Metternich eingelassen, um durch diesen, der nun als vornehmster und ohne Zweifel erfahrenster Rathgeber in Wien wieder aufgetreten war, Einfluß auf die östlichen Mächte zu erlangen. In diesem Sinne schrieb er wiederholt dem greisen österreichischen Staatskanzler nicht bloß um zu warnen, sondern auch um die Nothwendigkeit zu beweisen, die inneren Differenzen zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich definitiv zu beseitigen. Es dürfte von großem historischen Interesse sein, Einiges aus den Briefen des Königs Leopold an den Fürsten Metternich hier einzuschalten:

Laeken 7. Febr. 1852.

„Endlich bietet sich mir die Gelegenheit, mich dem Andenken Eurer Durchlaucht zurückzurufen, was ich schon lange gewünscht hatte. Ueber Ihre Gesundheit, dieses unentbehrliche Gut, höre ich die beste Kunde zu meiner herzlichen Freude."

„Vieles und Unerwartetes hat sich nun wieder in dem Lande zugetragen, was seit 60 Jahren das arme Europa in beständiger Angst und Noth erhält. Vieles an dem Schritt konnte man nur mit Befriedigung sehen, da es zu einer Kräftigung der Autorität führen konnte, deren es fürwahr Noth that. Jetzt kommt die Besorgniß, daß das Programm des Kaisers Napoleon fort und fort das Ziel aller Bestrebungen werden soll. Gegen diese Gefahr gibt es nur ein Mittel: das treu und fest im Sinne der Vertheidigung Vereintbleiben von den drei großen Mächten des Continents. Ein verständliches Studium der Geschichte von 1792 bis August 1813 zeigt, was der Ruin der Mächte war, und was sie dann rettete. Man unterschätze Frankreich ja nicht; nur die drei Mächte vereint können imponiren und den Zustand, wie er denn doch 35 Jahre den Frieden erhielt, bewahren. Sieht man, daß das Brechen der Verbindlichkeiten mit vereinten Kräften zurückgewiesen werden wird, so wird man es nicht versuchen. Hätte man aber die Hoffnung, das Band zwischen den Mächten zu zerreißen, so ist an einem Angriff nicht zu zweifeln."

„Möchte diese Wahrheit sich doch recht der Ueberzeugung der Mächte bemeistern und sie können fast gewiß sein, daß der Erfolg ein großartiger sein wird. Unsere Stellung hier ist äußerst schwierig, doch hoffe ich, daß es gelingen soll, sie zu modificiren, daß sie keine Veranlassung zu Embarras werde. Die Presse hat sich bereits bedeutend modificirt, und was das Bedürfniß des Augenblicks sei und werden wird, wird eben müssen berücksichtigt werden. Meine Gesundheit hat die letzten zwei Jahre so gelitten, daß ich manchmal zweifle, ob sie mich nicht ganz im Stiche lassen wird. Haben Eure Durchlaucht die Güte mich dem Andenken der Fürstin zurückzurufen und empfangen Sie den Ausdruck meiner herzlichsten Freundschaft."

Laeken den 15. März 1852.

„Es bietet sich mir eine sichere Gelegenheit Euer Durchlaucht für Ihren so freundschaftlichen und interessanten Brief vom 27. Februar zu danken, und ich ergreife sie mit wahrer Freude. Die Gefahr, die am Ende des vergangenen Jahres nahe stand, war allerdings der zu befürchtende Kampf der Anarchistes gegen alle regulären Regierungsformen. Der Coup d'état hat durch seine überraschende Art und Weise, wie man zu sagen pflegt, den Leuten das Concept verrückt, er kann und konnte mit Mäßigung gehandhabt dem Louis Napoleon eine ganz vortreffliche Stellung geben, gleich der Napoleons zu Anfang von

1804. Nun scheinen wir uns mehr und mehr in einer fatalistischen Richtung zu bewegen; die Laufbahn des Onkels mit einigen Verschönerungen, dernière édition considérablement améliorée. Das ist unsere Zukunft! Einiges sollte noch als Ueberraschung fortgesetzt werden, dies scheint ziemlich gewiß und betraf uns hier; es schien aber bei näherer Betrachtung denn doch gefährlich."

„Euer Durchlaucht bin ich nun seit langen Jahren bekannt; in keinem Schwindel, in keiner Anbetung falscher Götter oder confuser Ansichten habe ich mich finden lassen, so toll auch der Wirrwarr denn doch gewesen ist; deshalb hoffe ich auch in der jetzigen Krisis unbefangen zu bleiben und zu urtheilen. Mein Glaube ist, daß bei zu großen Schwierigkeiten so manches verschoben werden wird, daß aber mit wahrer Wuth der Onkel fortgesetzt werden soll. Ob das gelingen wird, ist ein Anderes. Was der Ruin des Onkels war, war die doch im Grunde nicht ganz wahre Idee, daß er die Franzosen ohne auswärtige Beschäftigung und Kriege unmöglich würde regieren können. Diese Idee wird bei dem Neffen vielleicht begründeter in's Leben treten, denn offenbar sind für ihn im Innern die Schwierigkeiten ungleich größer."

„Für seine Führung von Frankreich gebührt ihm das Wohlwollen der großen monarchischen Staaten. Gegen das Ueber- das- Ufer- treten, das Herausbrechen, muß Frankreich der Eindruck gegeben werden, daß Europa vereinigt ist und auch vereinigt bleibt. Der moralische Eindruck, den dies auf die Franzosen macht, ist ungeheuer und daß dem so ist, ist ein wahres Glück für Frankreich selbst und für Europa; auf den Neveu wird die Idee schon schwächer wirken, weil er viel auf die Trennung der Mächte hofft und baut. Die Hauptsache bleibt daher gegen Anarchie sowohl als persönlichen Ehrgeiz das Bündniß für die große Politik, vor allen Dingen der drei großen Continental-Mächte."

„England wird nicht leicht voraus mit Erklärungen kommen, ausgenommen für uns hier, aber sollte der Ehrgeiz sich zeigen, so würde man England bald in den Schranken sehen. Oesterreich, mein stets liebes Oesterreich hat in dieser letzten Zeit ungemein viel Terrain gewonnen, nur wünschte ich, daß durch einfache Mittel, über die Sie mir noch hier vergangenes Jahr sprachen, die Finanzen in einen normalen Zustand kommen möchten: Dem Papier seinen wahren Werth zu schaffen und hierdurch wieder gesunde Circulation des Reichthums herzustellen, wird doch nicht so schwer; die Art und Weise ist angedeutet durch die Maßregel, wodurch Banken ihren Billets Geldwerth verschaffen. . . . . Mein Brief zieht sich aber in's Unendliche, ich will daher nur noch sagen, daß die Verhältnisse jetzt gestatten die polnischen Officiere zu beseitigen, um so mehr, da es sich herausgestellt hat, daß alle heimliche Verbindlichkeiten haben, die sie unzuverlässig in einem Kampfe machen würden, wo ihre Interessen in's Spiel kämen."

„Möge, mein lieber theurer Fürst, Ihre Stimme noch recht lange und wie immer wohlthätig in der herrlichen alten Monarchie gehört werden, möge auch Ihre Gesundheit sich tapfer halten und mir ein Platz in Ihren freundschaftlichen Gesinnungen bewahrt bleiben, die ich so wahrhaft herzlich erwiedere."

Laeken 17. November 1852.

„Euer Durchlaucht haben lange keine Kunde von mir gehabt, ich war aber nicht sehr wohl und überhäuft mit Geschäften, die durch die politische Organisation, die wir haben, übermenschlich vermehrt und erschwert werden. Es drängt mich aber wahrhaft, recht vertraulich und aufrichtig mit Ihnen zu sprechen, könnte ich es nur mündlich."

„Wir haben nun in wenig Tagen Napoleon den III! und er hat ein Programm, mit dem er Tag und Nacht beschäftigt ist, und dies ist, Frankreich genau wieder zu der Stellung zurückzuführen, wohin es Napoleon I. zur Culminations-Epoche gebracht hatte! Möge von den Mächten geschehen, was da wolle, nur Eins geschehe nicht auf's Neue: daß sie sich verführen lassen sollten, sich zu trennen! Ihr Zusammenhalten hatte uns den Frieden seit 1815 erhalten, ihre Trennung würde Europas und der Mächte Ruin sein."

„Das Merkwürdigste an der Sache ist, daß man in Frankreich in diesem Augenblicke alle nationalen Velleitäten scharf in's Auge faßt, auf die man würde einwirken können. Es ist deshalb die größte Aufmerksamkeit anzurathen, und die Spuren werden bald gefunden werden und überall gefunden werden. Selbst die Propaganda wird nicht verschmäht werden. Morny, der sich manchmal ziemlich deutlich ausspricht, hat es kürzlich erst erwähnt. So lange die Mächte sich nicht trennen lassen, so sind sie schwer zu bezwingen und ihre Vereinigung imponirt auch Frankreich ungemein. Aber Euer Durchlaucht müssen sich Ihre Erinnerungen zurückrufen und wie immer jeder Friede, jeder Waffenstillstand benutzt wurde, um noch mehr zu nehmen, als man im offenen Krieg hatte bekommen können: das liebliche Gemisch de fraude et de violence. Noch kann alles erhalten werden durch Einigkeit unter den Mächten, es wird der schönste Lorbeer für Euer Durchlaucht sein, diese Einigkeit auf alle Weise zu stärken und zu erhalten."

„Hier machen wir ruhig, wenn auch für mich ziemlich mühsam, unsern denn doch verständigen Weg. Wir werden alles aufbieten um dem Nachbar keinen Pretext zu geben, zugleich aber alles thun, was in unsern Kräften steht um uns zu wehren. Antwerpen wird bis zum Frühjahr eine der großartigsten Defensivstellungen sein, die man sich denken kann und von größter europäischer Wichtigkeit. Nun muß ich für heute schließen, mit der Bitte mich dem wohlwollenden Andenken der Fürstin zurückzurufen und an die treue Freundschaft und herzliche Verehrung stets glauben zu wollen, die ich für Euer Durchlaucht bewahre" etc.

Wie man aus den voranstehenden Briefen König Leopolds sieht, hatte er nicht ohne Besorgniß das aufmunternde Verhalten Oesterreichs und Preußens gegen Louis Napoleon verfolgt und hoffte durch den Fürsten Metternich alle Reminiscenzen aus den Zeiten der heiligen Allianz wachrufen zu können. Dabei war nur der Uebelstand, daß sich gewisse Gegensätze unter den Mächten, welche die Coalition von 1815 repräsentirten, schlechterdings nicht überbrücken ließen. Einerseits waren die Verhältnisse in Italien, andererseits die orientalischen Pläne Rußlands starke Hindernisse eines wirklich einträchtigen Zusammengehens der Großmächte geworden. Man konnte jederzeit auf eine Verschiebung der Allianzen gefaßt sein, und Napoleon brauchte nur Geduld zu haben, bis ihm eines guten Tags die ersehnte Freundschaft Englands als reife Frucht zufallen mußte.

Was Italien anbelangte, so waren alle Parteien in England fast nur eines Sinnes, dem Absolutismus dort auf alle Weise entgegenzutreten. Mein Bruder war so sehr durch die Schilderungen der Zustände Italiens erregt worden, daß in dieser Beziehung nie und niemals mehr von ihm eine Duldsamkeit gegen die dortigen absoluten Mächte erwartet werden konnte. Als die bekannte, wie man nachträglich sagen mußte, mit zweifelhaftester Genauigkeit abgefaßte Schrift Gladstones über die Kerker von Neapel erschienen war, schrieb mir Albert: „Wenn Du Dir ein Bild davon machen willst, wie weit es die Reaction treiben kann, so mußt Du Mr. Gladstones Bericht über die Zustände in Neapel lesen. Ich schicke Dir seinen Brief an Ld. Aberdeen mit dem nächsten Courier, es stehen Einem die Haare bei der Lectüre zu Berge."

In gleichem Maße wendete sich die Entrüstung meines Bruders alsbald auch gegen Oesterreich. Insbesondere war die öffentliche Meinung Englands durch das Prügelsystem erbittert worden, das in Mailand gegen Männer und Frauen in Anwendung gebracht worden war. Endlich drohten die Confiscations-decrete auch die diplomatischen Kreise Englands in Bewegung zu bringen, und mein Bruder war keineswegs geneigt in diesem Punkte beschwichtigend zu wirken. Höchst interessant ist, was er im März 1853 darüber schrieb:

„Um Dir einen Begriff von den Rechts- und Staats-Maximen zu geben, die Oesterreich in neuester Zeit entwickelt, so lege ich einen Auszug eines Rapports von Turin bei, der von den Confiscationsdecreten in Italien handelt. Man wird hier sehr indignirt sein und würde jetzt wohl schwerlich mehr so stark gegen Deutschland und Preußen für Oesterreich Partei ergreifen, wie früher. Die Majorität des englischen Publikums der höheren Kreise war eigentlich durch und durch österreichisch. In Wien hat man das so wenig zu schätzen gewußt, daß es der Camarilla gelungen ist, ganz England gegen Oesterreich aufzubringen und es gibt keinen Vertheidiger mehr! Das ist schlimm, denn es können Zeiten

kommen, wo Englands Freundschaft vom äußersten Belange sein könnte, und Italien wird sich so gequält, gedrückt und mit Füßen getreten nie beruhigen. Der letzte Aufruhr war Mazzinisch und den höheren Ständen ein Gräuel, jetzt werden die Gewaltmaßregeln gegen diese gewendet, wie ungeschickt! Das englische Sprichwort sagt selbst von einem so kleinen Geschöpf als die Ratte: never pen a rat up in a corner, for it must then fly to your face*)."

---

*) Der beiliegende englische Bericht lautete:

The information which the Sardinian Government has received from Vienna appears to consist, as I am informed, of a report of the remonstrances addressed verbally by M. de Revel, the Sardinian Minister at Vienna to Ct. Buol; — of the replies of that Minister and of a note which the Cabinet of Vienna has addressed to Ct. Appony, the Austrian Minister at Turin.

M. de Revel appears to have dwelt principally upon the great wrong done to Piedmont by the illegal and violent proceedings of the Austrian Authorities in Lombardy as affecting Sardinian Subjects.

To this Ct. Buol replied that Austria was dying of legality; or, to use his own words, „la legalité! la legalité nous tue." M. de Revel then urged that the Acts of Austria were indirect violation of the 4. Art. of the Treaty of 1851 between Austria and Sardinia.

Count Buol answered, that Austria would not be bound by that international compact. He said „that Treaty is poison to us, and knowing it to be poison it is good reason for not drinking it". —

M. de Revel then urged that the Decree included all classes of emigrants within its sweep, which was clearly unjust, as there are instances of persons who emigrated from Austria 30 years ago who are affected by it; of orphan Children who cannot have plotted, of widows who are powerless against Austria, and of other helpless inoffensive Persons. He held that a distinction ought to be made in these several classes, if only for form's sake.

Ct. Buol declared that no distinction was possible, or should be made, that those of the Emigrants who are not „Assassins" would be willing and ready to hire and pay Assassins, that he considered them all, in short, as Assassins and Austria would deal with them as such.

M. de Revel told him, that a note should be addressed without delay to Count Appony for presentation to the Sardinian Government. This note has arrived in Turin. It is dated the 9. inst. It cuts off every hope of a reasonable adjustment of the question at issue between Austria and Sardinia. — I have reason to believe that there is no argument advanced, no reason given for the attack by Austria upon the right of Piedmont.

This note declares broadly and distinctly that if Piedmont does not perform the office of a Police Agent for Austria, that she shall be crushed. The supreme

Inzwischen hatte die Annahme des Kaisertitels von Seite Louis Napoleons thatsächlich stattgefunden, und wenn man die Biographie des Prinzen Albert von Martin liest, so könnte man meinen, daß die feindselige Stimmung des englischen Hofes gegen ihn damals bereits gebrochen gewesen wäre. Indem Napoleon bündige Versprechungen für Erhaltung des Friedens und für Respectirung der Grenzen Frankreichs gegeben hatte, erklärte sich die Königin im Gegensatze zu dem Kaiser Nikolaus bereit auch die Ehren dem neuen Kaiser zu erweisen, die er erwartete. Allein innerlich brannte der Gegensatz fort:

„Nun wird l'Empire in Paris vom Stapel laufen und dann kann Europa sich auf einen Schreck gefaßt machen! Wir putzen unsere verrosteten Kanonen, bauen Befestigungen, haben eine Miliz von 80 000 Mann eingerichtet, verbessern unsere Waffen und sind sehr thätig. In Bezug auf letztere würde es mir sehr wünschenswerth sein, wenn ich auch ein preußisches Zündnadelgewehr erhalten könnte, wie es jetzt die Armee führt."

Wenn man Louis Napoleon in Wahrheit noch lange nicht von Seite der großen Familien als ein ebenbürtiges Glied unter den Regenten Europas betrachten mochte, so hatte er sich diese schlimme Position zum Theil durch die Beraubung der orleanischen Familie bereitet, welche ihm fast von Niemand verziehen worden war. Ich bin selbst in diese Angelegenheit verwickelt worden, indem sowohl der Herzog von Nemours, als auch der Herzog August mich ersuchten als Chef des Hauses, welches in mehrfacher Beziehung durch die Con-

---

will of the Emperor and the safety of the Austrian Empire is the sole ground put forward for the conduct of the one state towards the other.

There is a broad hint that a change of Government in Piedmont — a radical alteration of the Constitution — the destruction of the liberties of the Piedmontese Press, may soften the blow which Austria declares she is ready to deal at Piedmont; but even with these conditions it is clear that the part subsequently assigned to Piedmont is that of Police Agent to Austria. —

Lord Westmoreland to Ld. Clarendon. Vienna. March 13 1853

„With respect to the sequestrations in Lombardy, Buol states the ground upon which it has been done, to be the positive knowledge, that the Money arising from the various properties which have been sequestred is employed in supporting the conspiracies carried on against the Austrian Government, that is employed to pay a most hostile Press, and to carry on the schemes of the revolutionary agitators, and as he holds, that persons having property in a state, although they are naturalised in an other, yet are bound to act as loyal Subjects to that state, consequently that their property can justly be made responsible for the acts which they may be proved to have committed contrary to the loyalty which was due from them."

fiscationen des orleanischen Vermögens mit betroffen war, Protest zu erheben. Mein Bruder billigte dies sehr und wünschte, daß ich dem Verlangen der Orleans entsprechen solle:

„Ich höre soeben, schrieb er mir, daß Du von Nemours darum angegangen worden bist, als Chef des Hauses für August und Victoire und deren Kinder gegen die schändliche Beraubung derselben durch Louis Napoleon zu protestiren. Ich schreibe Dir sogleich, um meine Hoffnung auszusprechen, daß Du dies unverzüglich und auf das Energischeste thun wirst. Doch würde ich rathen, daß der Protest rein juristisch gefaßt werde und alles Politische aus demselben ferne gehalten bliebe. Ich vermuthe, daß Du mit allen nöthigen Aktenstücken versehen sein wirst und Copien der Heirathsverträge besitzest."

Durch diese Umstände war Louis Napoleon vielleicht am meisten bei den legitimen Höfen Europas geschädigt worden, und ich konnte ihm bei meinem ersten Zusammentreffen mit ihm als Kaiser nicht verhehlen, daß die Confiscation des orleanischen Privatvermögens einer seiner größten Regierungsfehler war. Doppelt unpassend war der Gewaltakt in einem Augenblicke, wo sich der Kaiser mit dem Gedanken trug, durch seine Vermählung innigere Beziehungen zu den alten Familien zu suchen und zu gewinnen.

Er hatte sein Augenmerk zuerst, anscheinend schon der leichteren Anknüpfung halber, auf eine Enkelin der Großherzogin Stephanie von Baden gerichtet, aber als er die Sache in besten Gang gebracht zu haben vermeinte, wurde er durch die Nachricht einer sehr glücklichen Verlobung der umworbenenen Prinzessin überrascht. Nachher suchte er seine Absicht in einem mediatisirten fürstlichen Hause zu erreichen, welches in nahe verwandtschaftlichem Verhältnisse zu mir selbst steht; aber der Vater der liebenswürdigen Prinzessin blieb unerschütterlich bei der Meinung, es sei aus deutschen Standesrücksichten unmöglich, daß seine Tochter einen Napoleoniden heirathe. Da erklärte Napoleon, er werde nie mehr einen Versuch machen, in eine Verbindung mit den alten Familien zu treten, denn diese seien unverbesserlich in ihren Vorurtheilen. Jene erste Erkorene ziert heute einen deutschen Königsthron; der anderen aber erblüht, aus glücklicherer Schicksalsfügung, als der französische Kaiser ihr zugedacht, eine reiche kaiserliche Nachkommenschaft.

Für die eingeweihten Kreise hatte es unter diesen Umständen einen ganz besonders gewürzten Beigeschmack, wenn Napoleon wenige Wochen später seine Wahl von Donna Eugenia Montijo den Franzosen mit den Worten verkündigte: „Dynastische Vermählungen erzeugen nur trügerische Bürgschaften und setzen das Familieninteresse an die Stelle des Nationalinteresses. Seit 70 Jahren sind alle in Frankreich vermählten fremden Prinzessinnen unglücklich gewesen. Nur einer gedenkt das Volk gern und diese Eine stammte nicht aus königlichem Blute."

Wenn sich dann weiter der Kaiser der Franzosen recht absichtlich selbst einen Parvenü nannte, was er für einen ruhmvollen Titel erklärte, so war es erstaunlich genug, daß er dadurch nicht nur das Gefallen der großen Menge erregte, sondern auch bei Leuten wie Lord Palmerston das größte Lob erntete. Nur hätten diese Argumente nicht eine Folge der Niederlagen, die seine Bewerbungen in den fürstlichen Familien mit sich geführt hatten, sein dürfen! Denn in Betreff der geäußerten Theilnahme Palmerstons für die fürstenfeindlichen Heirathspläne des Kaisers der Franzosen schienen niemals ruhende Lästerzungen eine besondere Erklärung zu wissen, indem sie die Frage aufwarfen, ob nicht vielleicht der edle Lord bei der Vermählung des Kaisers mit Donna Eugenia eine Art schwiegerväterlicher Freude empfinden könnte.

Trotz aller Redensarten, von welchen die Proklamation Napoleons erfüllt war, konnte man indessen nicht behaupten, daß seine Heirath bei irgend Jemand in Frankreich selbst sehr populär gewesen wäre. Die vornehme Welt sagte, die Familie Montijo gehört nicht zu unseren Kreisen, und der andere Theil der Welt in Paris war der Meinung, der Kaiser hätte eine solche Wahl auch unter den Französinnen treffen können. Die Folge davon war, daß die allerunbegründetsten Gerüchte über das Vorleben der jungen Dame verbreitet wurden und in der That nur durch den persönlichen Zauber und die unvergleichliche Schönheit der Kaiserin besiegt worden sind. Trotz all ihrer phantasiereichen Lebensanschauungen machte sie auf jeden, der sie wirklich kannte, den schönsten Eindruck von Unschuld und weiblicher Tugend.

Das neu entstandene Kaiserthum hatte jedenfalls in Frankreich so tiefe Wurzel gefaßt, daß die Vermählung Napoleons zu großen Demonstrationen benutzt werden konnte, welche die imperialistischen Grundlagen und Tendenzen des französischen Volkswillens vor aller Welt recht laut verkündigten.

Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß um dieselbe Zeit in dem benachbarten Königreich Belgien die Vermählung des Thronfolgers mit einer österreichischen Prinzessin in Aussicht genommen und auf diese Weise zwei Familien mit einander verbunden worden sind, zwischen denen die Geschichte seit Gründung des Ernestinischen Hauses von Sachsen keine Ehe zu verzeichnen hatte.

Meinem Oheim gereichte es um so mehr zur Befriedigung, diesen gewissermaßen epochemachenden Anschluß seines Hauses an die österreichische Familie herbeigeführt zu haben, je länger er selbst bei den östlichen Höfen als Repräsentant einer revolutionären Richtung gegolten hatte. Am 22. August 1853 fand die Vermählung Leopolds II. mit der Erzherzogin Marie, Tochter des verstorbenen Palatin Joseph statt. Bei Gelegenheit dieser Reise hatte ich zum letzten Male das Vergnügen, meinen trefflichen Oheim in Gotha zu sehen.

Das Jahr 1853 brachte die mannigfaltigsten Verschiebungen in den persönlichen Verhältnissen der fürstlichen Häuser Europas hervor. Ein trauriges Ereigniß in unserer weitverzweigten Familie sollte das Ende des Jahres herbeiführen, indem am 15. November die Königin Donna Maria starb. Mein Vetter mußte nach dem portugiesischen Staatsgesetz die Regierung bis zur Mündigkeit seines ältesten Sohnes selbst führen und hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Allenthalben hatte man mit neuen, ungewissen und völlig unsicheren Lagen, wie in den deutschen, so auch in den allgemeinen europäischen Angelegenheiten zu rechnen.

Inmitten dieser wachsenden politischen Veränderungen hatte ich mich zu einer vorzugsweise politischen Reise nach England entschließen müssen. Es gab vieles Wichtige mit meinem Bruder zu besprechen und zu verhandeln, was auf schriftlichem Wege kaum zu einem günstigen Abschluß zu bringen war. Einestheils waren es die häuslichen Angelegenheiten, welche in Bezug auf Verfassungs- und Vermögensfragen der thüringischen Herzogthümer eine endliche Ordnung finden mußten, anderentheils erheischten die allgemeinen politischen Verhältnisse eine Verständigung.

Ich war in Begleitung meiner Frau von Berlin über Köln zunächst nach Brüssel gereist, wo wir am 12. Juni zu Laeken die Mittheilung von der schon erwähnten Verlobung des Herzogs von Brabant mit der Erzherzogin Marie empfingen. Am 13. Juni erreichten wir nach einer stürmischen Ueberfahrt von Calais nach Dover spät Abends London, wo auch der Minister von Seebach eingetroffen war.

Die Verhandlungen, welche wir mit Prinz Albert über die Domänenangelegenheit der Herzogthümer Coburg und Gotha zu führen hatten, konnten auf schriftlichem Wege nicht leicht zu einem Resultat führen, weil mein Bruder von dem agnatischen Protest*), welchen er gegen das Staatsgrundgesetz vom 25. März 1849 erhoben hatte, im Princip durchaus nicht abwich, während der Landtag von Gotha auch bei der Verfassungsrevision, welche durch das neue Staatsgrundgesetz vom 3. Mai 1852 abgeschlossen wurde, in der Domänenfrage von seiner völlig entgegengesetzten Anschauung nichts aufzugeben entschlossen war. Es kam daher darauf an, den Prinzen über die Lage der Dinge genauer zu unterrichten und ich durfte hoffen, daß Herr von Seebach, der sich in der kurzen Zeit seines Wirkens nicht nur im Lande die größte Achtung erworben hatte, sondern auch mein vollstes Vertrauen besaß, auch diese Schwierigkeiten durch sein persönlich überzeugendes Wesen am besten besiegen werde.

Herr von Seebach hat seinerseits die Erinnerungen an diese kleine englische

* Siehe Band I. S. 214.

Episode in einer auf meinen Wunsch verfaßten historischen Schrift über die Gothaischen Verfassungswirren, welche ich zum größten Theil an anderer Stelle mittheilen werde, in einer so hübschen Weise aufgezeichnet, daß ich mich am besten seiner Worte bediene, um über diese mehr geschäftliche Seite unseres damaligen Aufenthalts in London zu berichten.

„Nach dem Verlaufe der Verhandlungen mit der Gothaischen Abgeordneten-Versammlung", erzählt Herr von Seebach, „stand die Ueberzeugung in mir fest, daß jeder neue Versuch auf der Basis des von dem Prinzen gemachten Vorschlags eine Vereinbarung mit der Landesvertretung herbeizuführen, an dem Widerspruche derselben scheitern werde; andererseits aber konnte ich nach einigen gelegentlichen Aeußerungen des Prinzen und seines Bevollmächtigten nicht darüber im Zweifel sein, daß derselbe keineswegs geneigt sei, die bisher von ihm festgehaltene Ansicht aufzugeben."

„Auf den Wunsch des Herzogs, welcher die gleiche Besorgniß hegte, ersuchte ich daher noch vor dem Eintritt in die Verhandlung den ebenfalls in London anwesenden Baron Stockmar, sich von mir einen ausführlichen Vortrag über die Angelegenheit erstatten und mir seine Unterstützung zu Theil werden zu lassen, dafern er durch denselben die Ueberzeugung gewinne, daß die von mir vertretene Ansicht nach Lage der Sache den Vorzug vor der des Prinzen verdiene."

„Baron Stockmar war dazu bereit, folgte meinem langen Vortrag, in welchem ich die Gründe für den ministeriellen Vorschlag und die gegen den Vorschlag des Prinzen sprechenden ausführlich entwickelte, mit großer Aufmerksamkeit, that dann noch einige Zwischenfragen und erklärte darauf: „Sie haben Recht, der Prinz hat Unrecht und wird sicher nachgeben."

„Die Verhandlung selbst war mehrfach angesetzt, aber stets wieder hinausgeschoben worden und fand erst unter Betheiligung des Herzogs, des Prinzen Albert und des Hofraths Briegleb, kurz vor der bereits festgesetzten Wiederabreise des Herzogs, in dem Buckingham Palace, in dem Arbeitszimmer des Baron Stockmar statt, und wurde von mir durch einen den historischen Verlauf der Angelegenheit erläuternden und die Gründe und Gegengründe bezüglich der beiden in Frage stehenden Vorschläge eingehend beleuchtenden Vortrag eingeleitet."

„Die darauf folgende Discussion wurde durch eine Sendung J. M. der Königin unterbrochen, welche den Prinzen zu sprechen wünschte."

„Bis dahin hatte sich Baron Stockmar, in seinem Lehnstuhl sitzend, die Augen halb geschlossen, ganz schweigend verhalten und schon fürchtete ich, daß ich mir vergeblich auf seine Unterstützung Rechnung gemacht hatte."

„Als aber Prinz Albert, der sich erhoben hatte, um dem Wunsche der

Königin Folge zu leisten, auf die Aufforderung des Herzogs, doch wenigstens noch so lange zu bleiben, damit es endlich zu einer Entscheidung komme, entgegnete: „ich kann mich unmöglich sofort entscheiden, ich muß mir die Sache erst reiflich überlegen", erhob sich Baron Stockmar ebenfalls, ging auf den Prinzen zu und sagte: „Mein Prinz! Sie haben sich bereits die Sache überlegt; ich kenne Sie zu genau, um nicht zu wissen, daß Sie schon gleich nach dem Vortrag des Ministers entschlossen waren, Ihre Position aufzugeben; sagen Sie nur bald ja, denn morgen thun Sie es doch."

„Der Prinz lächelte, gab dem Baron die Hand und verließ mit den Worten „also morgen" das Zimmer."

„Am folgenden Tage erklärte er denn auch seine Zustimmung zu dem ministeriellen Vorschlag und motivirte dieselbe später noch durch ein umständliches Memorandum, welches zu den Akten des Ministeriums genommen werden sollte und hier noch verwahrt wird."

Damit war nun für weitere Verhandlungen mit der Landesvertretung die von der Staatsregierung für geeignet erachtete Grundlage gewonnen, auf der das gesetzlich geltende Domänen-Abkommen für Coburg und Gotha nachher thatsächlich abgeschlossen worden ist.

Konnte demnach unsere Reise nach London in Rücksicht auf die innere Angelegenheit meiner Herzogthümer als eine wohlgelungene bezeichnet werden, so war dieselbe auch in jeder sonstigen Beziehung interessant und ist mir durch die lange Reihe merkwürdiger Begegnungen und Begebenheiten unvergeßlich geblieben.

Während jener schönen und bewegten Frühlingstage am Hofe der Königin hatte es der Zufall gefügt, daß theils gleichzeitig, theils nacheinander auch der Herzog von Genua, der neue König und die Königin von Hannover und endlich der Prinz und die Prinzessin von Preußen als Gäste am königlichen Hofe erschienen waren.

Ich lernte in dem Bruder des Königs Victor Emanuel, den ich hier zum ersten Male sah, einen der geistreichsten und liebenswürdigsten Männer unserer Zeit kennen. Im blühendsten Alter schien ihn das sonnige Italien nach England entsendet zu haben, um durch seine bloße Anwesenheit schon Propaganda für die Sache seines Vaterlandes zu machen. Nichts war denn auch mit den Aufmerksamkeiten zu vergleichen, welche man ihm von allen Seiten entgegenbrachte. Prinz Albert befand sich damals recht eigentlich auf dem Höhepunkte seiner Schwärmerei für Italien. Seine Kunstneigungen erhielten durch politisirende Künstler, wie insbesondere Marochetti, gleichsam unbemerkt und unscheinbar einen hochpolitischen Charakter.

Bezeichnend für die offen ausgesprochenen italienischen Sympathien war

es, daß die Königin dem Herzog von Genua ein prachtvolles Reitpferd schenkte. Als sich derselbe in sehr gerührter Weise für die große Aufmerksamkeit bedankte, sprach die Königin die folgenden mir unvergeßlichen Worte, welche vielleicht mehr besagten, als ein ganzes Buch von diplomatischen Noten über die italienische Frage: „Ich hoffe, daß Sie dieses Pferd reiten werden, wenn die Schlachten für die Befreiung Italiens geschlagen werden“.

Man kann es sich heute, wo die vollendeten Thatsachen von Jedermann anerkannt sind, kaum mehr vorstellen, welche Wirkung die liebenswürdige Aufmunterung der Königin von England auf die werdenden und sich entwickelnden Dinge zu üben geeignet war.

Indessen sorgte der König von Hannover, daß die Unterhaltungen am Hofe keine allzu aggressiven Richtungen einschlugen. Mit der Beharrlichkeit eines Mannes, der gewohnt zu sein schien, wegen seines Gebrechens jede Rücksicht zu erwarten, docirte er früh und spät von den Zwecken und Aufgaben seines christlich germanischen Reiches. Daß Prinz Albert zuweilen seiner Satire gegen alles, was sich in romantische Träumereien verlor, freien Lauf ließ, schien ihn wenig zu beirren. Erst die Ankunft des Prinzen von Preußen, welche am 27. Juni erfolgte, führte zu den praktischen Fragen der Politik zurück.

Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich die ausgesprochene Richtung des Prinzen, wie sie in den nächsten Jahren in den deutschen und allgemeinen europäischen Angelegenheiten so hoffnungsvoll und als die erste Grundlage für die dem künftigen Könige entgegengebrachten Sympathien hervortrat, mit diesem Besuch in England in einige Beziehung bringe.

Wir fanden auf dem gleichsam neutralen Boden reiche Gelegenheit zu politischem Gedankenaustausch. Da mein Bruder damals bereits die Lage, welche Rußland herbeiführte, vollkommen zu übersehen vermochte, so unterließ er es nicht, den Prinzen von Preußen auf alle Weise für die Stellung zu gewinnen, welche derselbe nachher wirklich zum Erstaunen Vieler einnahm und festhielt. Der Ursprung der politischen Ideen, welche der Prinz von Preußen in den nächsten Jahren auch gegenüber seinem Bruder zu vertreten sich verpflichtet erachtete, hing wenigstens sicherlich mit dem Aufenthalte in London im Jahre 1853 zusammen. Unser Verkehr hatte sich hier in ungesuchtester Weise zu einem sehr vertraulichen gestaltet und ich will nicht unerwähnt lassen, daß wir uns eben damals auch in der Form unserer Anrede näher getreten sind.

Während der Hof noch mit den Festlichkeiten der Taufe des jüngsten Sohnes der Königin, des Prinzen Leopold, beschäftigt war, hatte das große Lager von Chobham die Aufmerksamkeit des Landes und der auswärtigen Mächte auf sich gezogen. Seit lange war kein ähnliches militairisches Schauspiel auf den Feldern

von England zu sehen. Am 21. Juni*) besuchte die Königin in Begleitung von Albert, dem König Georg und mir das Lager, wo die Truppen in einer großen Stadt von Zelten untergebracht waren. Sie nahm hierauf selbst mit uns die Parade über die gesammten Truppen ab und besah alsdann von einer Anhöhe einige uns ziemlich kindlich erscheinende taktische Evolutionen.

Niemand mochte noch glauben, daß diesen Truppen die ernstesten Aufgaben des Kriegs so nahe bevorstanden und noch dachte man nicht daran, daß in Kurzem die englische Armee auf den entfernten Schlachtfeldern der Krim ihre Tüchtigkeit erproben sollte.

In den inneren Verhältnissen des mächtigen Reichs empfand man indessen schon eine heftige Spannung und Gereiztheit der Parteien. Mein Bruder verbarg in solchen Momenten nicht selten eine gewisse Zurückhaltung in seinem öffentlichen Auftreten hinter den Principien der strengsten constitutionellen Doctrin. Er vermied es dann auf das Peinlichste den Schein zu erregen, als ob er der einen oder anderen Partei oder Ansicht für seine Person näher stände. Eine kleine Scene, die sich in dieser Beziehung in freundlichster Weise zwischen uns ereignete, ist mir in lebhaftem Gedächtniß geblieben.

Ich war von einigen Bekannten, unter denen sich Mr. Oliphant befand, in den Cosmopolitical=Club eingeführt worden, wo der Herausgeber der Times und andere prononcirte politische Persönlichkeiten, wie man zu sagen pflegte, die sogenannte öffentliche Meinung zurecht machten. Für mich war es von lehrreichstem Interesse, Versammlungen dieser Art in London beizuwohnen. Als aber Prinz Albert von diesen meinen Bekanntschaften und Besuchen vernahm, machte er mir keine geringen brüderlichen Vorwürfe, wie ich als sein Bruder solchen politischen Umgang pflegen könnte. Daß ich als Deutscher und Souverain in der Lage wäre, mit allen Parteien zu verkehren, wollte er für England keineswegs gelten lassen.

Das seit dem 27. December 1852 im Amt befindliche Ministerium Aberdeen schillerte in allen Farben, und mein Bruder glaubte deshalb ein besonderes starkes Maß von Objectivität zeigen zu sollen, um, wie er sich ausdrückte, den Ausgleich der Parteien nicht zu stören. Dennoch verkannte Niemand, daß der Coalitionsversuch, welchem spottweise der Name, Ministerium aller Talente, beigelegt wurde, keine Gewähr langer Dauer besitze. In dem Cabinet hatten Protektionisten und Peeliten, auch Lord John Russel und Lord Palmerston Platz

*) Nicht wie bei Martin am 24. Juni II. 510. Ich verweise im Uebrigen auf die Erzählung daselbst in Betreff aller mehr persönlichen Ereignisse, wozu in erster Linie die Masernepidemie zu rechnen ist, die damals im königlichen Hause alle Mitglieder ergriff und durch uns nach Brüssel verschleppt worden ist.

gefunden, und zwischen innerer und äußerer Politik war keine Harmonie zu finden. Palmerston konnte als Minister des Innern seine Lieblingsthätigkeit wenig geltend machen und mußte sich darauf beschränken, Einfluß auf Lord Clarendon zu nehmen, der das auswärtige Amt leitete und ein Feind jeder intriguirenden Politik war.

Eine einmüthige nationale Ueberzeugung war eigentlich nur in dem einen Punkte vorhanden, daß England den Verlockungen des Kaisers Nikolaus, sich auf die Theilung der türkischen Erbschaft einzulassen, standhaften Widerstand leisten müsse. Als der Kaiser in der Mitte des Jahres 1853 sich überzeugt hatte, daß er weder England noch Frankreich zur Theilnahme am Raube bestimmen werde, so konnte ihn nur noch sein unbedingtes Vertrauen auf die Gefolgschaft Oesterreichs und Preußens über die Lage der Dinge täuschen.

Ich will nur mit wenigen Worten an den Ursprung der orientalischen Verwickelung erinnern. Man weiß, wie der unscheinbare Streit um die heiligen Stätten alsbald die Frage der Schutzherrschaft des Kaisers Nikolaus über die griechische Kirche im Orient entrollt hatte und wie mit dieser Wendung der Dinge das übrige Europa in den diplomatischen Kampf bei der Pforte immer tiefer hineingezogen worden war.

Ich will nicht wiederholen, was so oft gesagt worden ist, daß die Verträge dem Kaiser Nikolaus gar keine Handhabe boten, seine Schutzhoheit über die gesammten griechischen Christen der Türkei zu beweisen, aber ein Rückblick auf diese Dinge darf es heute wohl auch als eine Täuschung der Westmächte bezeichnen, wenn sie hofften, durch türkische Versprechungen und Erlässe des Sultans eine erträgliche Lage der christlichen Völker im Oriente bewerkstelligen zu können. Wohl hatte Lord Aberdeen im Verlaufe der Verhandlungen des Jahres 1853 selbst es anerkannt, daß man auf die von der Türkei von Zeit zu Zeit gemachten Versprechungen in Bezug auf Reformen nichts zu geben vermöchte, aber man war doch weit entfernt irgend eine gewaltsame Lösung der orientalischen Frage zu wünschen und suchte um jeden Preis dem Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und der Türkei entgegenzuwirken.

Im Anfange des Jahres hatten Oesterreich und Rußland gleicherweise die Türkei durch Specialmissionen zu bedrängen gesucht. Oesterreich nahm sich der Montenegriner an, sendete den Grafen Leiningen nach Constantinopel und hatte sich eines glänzenden Erfolges bei der Pforte zu erfreuen. Rußland dagegen unternahm es durch die Mission des General Menschikoff die Augen der slavischen und orthodoxen Bevölkerung der Türkei von Oesterreich abzuziehen und sich als wahren Schutzherrn der stamm- und religionsverwandten Unterthanen des Sultans darzustellen.

Der von Menschikoff am 20. Mai Reschid Pascha überreichte Entwurf eines Vertrages wurde von der Pforte abgelehnt und Menschikoff reiste unverrichteter Sache ab. Auch nachdem die diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei abgebrochen worden waren, verzweifelte man in England noch keineswegs an der Erhaltung des Friedens, obwohl der Hof, das Cabinet und das Publikum sich täglich mehr in die größte Erbitterung gegen Rußland hineingeredet hatten.

Ganz im Gegensatze zu dieser Stimmung in England hatte sich Napoleon in jenen Augenblicken auffallenderweise zurückhaltend und höchst friedlich gezeigt. Mehr vom englischen Cabinet und insbesondere durch das Drängen Lord Palmerstons bestimmt, hatte der Kaiser der Franzosen die Hand zur Cooperation der beiden Flotten in der Besikabai geboten. Als aber die Russen im Juli die Donaufürstenthümer besetzten, bemühte sich England noch einmal den Kriegsfanatismus der Türken zu beschwichtigen, und die Pforte nahm auf Lord Stratfords Rath, um ihre Mäßigung in das hellste Licht zu setzen, den Einmarsch nicht als Kriegserklärung auf. Schwieriger war es dagegen schon die Pforte zu sachlichen Zugeständnissen in Betreff der russischen Forderungen zu bringen, und der Einfluß der gesammten Mächte scheiterte an dem festen Willen der Pforte etwas wie ein Protektorat Rußlands über die orthodoxen Unterthanen des Sultans zuzulassen.

So kam es zu dem Schreiben Omer Paschas an Gortschakoff, worin er ihn aufforderte die Donaufürstenthümer binnen 14 Tagen zu verlassen, was jener selbstverständlich verweigerte. Man war europäischerseits bei dem Programm einer möglichsten Einschränkung der Kriegsgefahren angelangt und nahm noch immer Anstand, die Flotten ins Schwarze Meer einlaufen zu lassen, um den Kriegseifer der Türken nicht zu unterstützen.

Kaiser Nikolaus bemühte sich seit dem September nach der Reihe um die Bundesgenossenschaft von Oesterreich und Preußen, ja selbst von Frankreich. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß er England von dessen traditioneller Politik nicht abzudrängen im Stande war, trachtete er die Eifersucht und die viele üble Laune gegen das „perfide Albion" auszunützen, welche unzweifelhaft in Oesterreich im natürlichen Gegensatze zu den von England begünstigten revolutionären Bewegungen und bei Louis Napoleon in Folge persönlich empfundener Zurücksetzungen vorhanden war.

In Olmütz, wo der russische Czar mit dem Kaiser Franz Joseph eine Zusammenkunft hatte, und in Berlin, wo er gleich darauf dem Könige von Preußen einen Besuch abstattete, wollte man die Bemerkung gemacht haben, daß das Verhältniß der alten Alliirten kein unbedingt sicheres mehr wäre. Dennoch

fehlte es der russischen Politik nicht an getreulichen Helfershelfern wie in Preußen so auch in Oesterreich. In Berlin glaubten sich manche Kreise, denen Prinz Karl und seine Anhänger nicht fremd waren, in Hoffnungen auf eine Art von conservativem Kreuzzug gegen das von England unterstützte revolutionäre Wesen wiegen zu dürfen. Man machte einen sonderbaren Versuch, manche in Berlin befindliche englische Unterthanen von Einladungen und Festlichkeiten des Hofes auszuschließen. Der russisch gesinnte Theil der Gesellschaft in der Hauptstadt feierte in recht auffallender Weise die russischen Geburtstagsfeste und man wußte es auch immer so einzurichten, daß bei den Hofcirkeln und bei den Prinzen möglichst viele Russen erschienen.

In Oesterreich hatte Kaiser Nikolaus auch noch einen diplomatischen Erfolg zu erzielen gewußt, indem das dortige Cabinet einer russischen Eingebung Folge leistete und mit dem gewagten Vorschlag hervortrat, die vier Höfe sollten der Türkei versichern, daß sie durch die persönlichen Erklärungen des Kaisers Nikolaus die Ueberzeugung von dessen Uneigennützigkeit gewonnen hätten. Die Westmächte gingen auf dieses Spiel nicht mehr ein. Was Preußen betraf, so war es dem Czaren zwar gelungen, den König gegen Napoleon sehr heftig aufzuregen, aber die preußische Regierung erklärte, nicht von der Linie eines neutralen Verhaltens abweichen zu wollen.

Alle diese haltlosen Strömungen und Gegenströmungen an den Höfen der alten Alliirten hinderten nicht, daß Gortschakoff als Gesandter in Stuttgart wieder dem Kaiser Napoleon einen Vorschlag zu einer Separatverständigung über die ganze orientalische Differenz durch dessen Gesandten, den Grafen Béarn, machen ließ. Wenn auch diese Versuche mißglückten, so lag der Grund hiervon besonders darin, daß man russischerseits den persönlichen Wünschen Napoleons in Bezug auf die Anerkennung seiner Familie nicht entgegenkam.

Was den eigentlich diplomatischen Verlauf der Verhandlungen betrifft, die den endlichen Zusammenstoß der Waffen in der Türkei nicht aufzuhalten vermochten, so sind aus jenen Tagen so viele Aktenstücke und so viele intime Correspondenzen veröffentlicht worden, daß man kaum noch etwas Neues darüber zu sagen im Stande sein würde. Dagegen ist in Bezug auf die Stellung, welche einzelne entscheidende Persönlichkeiten in jenem Augenblicke gegeneinander einnahmen, noch immer manches Irrthümliche verbreitet, und ich kann aus der Correspondenz meines Bruders in letzterer Beziehung noch einige Aufklärungen zu dem Bekannten hinzufügen.

„Du hast recht, schreibt er am 20. October 1853, Dich mit Besorgniß nach dem Stande der europäischen Politik zu erkundigen; sie steht recht schlecht! und hängt lediglich davon ab, ob der Kaiser Nikolaus wirklich den Krieg will oder nicht. Daß er verbotene Dinge will, darüber kann nun nach der langen

Nesselrodischen Erklärungsschrift kein Zweifel mehr sein. Ob er aber den europäischen Krieg dafür zu bezahlen bereit ist, wissen wir noch nicht. Viel wird darauf ankommen, wie sich die Mächte dazu stellen werden. Und das jüngst in Berlin verunglückte Theaterspiel ist das Günstigste in dieser Hinsicht, was zur Erhaltung des Friedens hätte geschehen können."

„Der Kaiser wollte eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Oesterreich und Preußen gegen England und Frankreich. Mit anderen Worten, daß Deutschland wieder die Zeche bezahlen sollte für seine russischen Gelüste im Orient. Oesterreich hatte dieses zugestanden, im Falle Preußen beitrete. . . . . Der Kaiser hat den König nach Warschau citirt, ist zuletzt selbst nach Berlin gekommen, hat ihn auch bis zur äußersten Wuth gegen Frankreich montirt (das zufällig ganz still und friedliebend in der ganzen Sache ist), ist aber an Manteuffels Festigkeit gescheitert, der erklärte, daß er nun und nimmermehr von der preußischen Politik der Neutralität abgehen werde"*).

„Wir haben nothgezwungen eine Entente cordiale mit Louis Napoleon. Sie ist ihm nützlich, in Paris ist man auf money making gerade sehr erpicht, der Kaiser ist oft leidend 2c. 2c., kurz man ist dort in einer selten ruhigen und gegen hier nachgiebigen, willigen Stimmung. Hier ist man gegen Rußland indignirt, doch entschlossen, den Frieden zu erhalten, so lange es geht. Unsere Flotte (combinirte) hat Befehl, jeden Angriff auf das türkische Littorale mit Gewalt zurückzuschlagen, doch sollen neue Mediationsversuche gemacht werden, basirt auf den Vertrag von 1841, in sich aufnehmend die neuesten russischen Erklärungen von Olmütz, umschiffend die Klippen, die Reschid Pascha in der Wiener Note entdeckt hat, Bezug nehmend auf die Verträge von Kainardji und Adrianopel."

„Unentschieden ist noch, ob der Pforte gedroht werden soll, daß wenn sie sich einer billigen Lösung widersetzt, sie im Stiche gelassen werden soll. Ich bin dafür, weil die tollen Fanatiker sonst auf unsere Hilfe bauend, die dümmsten Streiche machen, wie die jetzige Kriegserklärung, gestehe aber zu, daß es schwer ist, weil, ob sie recht oder unrecht haben, ein Moment kommen kann und wahrscheinlich in ihrem Kriege kommen würde, in dem wir gar nicht ihnen zu Liebe, sondern wegen unserer eigenen und der europäischen Interessen genöthigt sein würden einzugreifen. Wir können nämlich Constantinopel nicht von den Russen nehmen lassen. — Die Schwierigkeiten dort sind ungeheuer,

*) Das Verdienst Manteuffels wird aber hier von meinem Bruder entschieden überschätzt. Die Idee der unbedingten Neutralität war schon ursprünglich die des Königs und war der Beginn der Schwankungen, die er während des ganzen nachfolgenden Krimkrieges Rußland und den Westmächten gegenüber zeigte.

die mit dem hiesigen gemischten Cabinet nicht minder, die in Petersburg, um aus der Haut zu fahren, doch .... Eine ehrliche und männliche Stellung Oesterreichs würde die billige und friedliche Lösung des Streites zur augenblicklichen Gewißheit machen." —

Wie man sieht, täuschte sich Prinz Albert nicht über die Schwierigkeit der Lage und in diesem Sinne schrieb er schon wenige Tage später:

„Die orientalische Verwickelung läßt noch keinen Schluß sehen. Es sind abscheuliche Elemente im Spiele und wird namenloses Geschick und Ausdauer besonders von uns dazu gehören, um großes Unglück zu verhüten."

Das, was unter diesen Umständen für den deutschen Politiker mehr und mehr sich ergab, war die Möglichkeit, den Grundsätzen der heiligen Allianz nunmehr entschieden entgegentreten zu können. Ich setzte alle meine Hoffnungen darauf, daß die Wünsche, welche noch vor kurzer Zeit von meinem Oheim in Bezug auf das Zusammenhalten der östlichen Mächte ausgesprochen wurden, nicht verwirklicht werden möchten. Indessen war die öffentliche Meinung in England von einem Theil des Ministeriums selbst in eine immer stärkere Kriegsagitation getrieben worden. Die Gegensätze, welche sich zwischen einer besonneneren und einer heftigeren Auffassung der Frage geltend machten, führten mancherlei Mißverständnisse herbei, unter denen mein Bruder und die Königin sehr zu leiden hatten. Insbesondere gab der Austritt Lord Palmerstons aus dem Cabinet Anlaß zu der Meinung, daß eine Uneinigkeit tieferer Art in der Regierung vorhanden wäre, als thatsächlich der Fall war.

Da aber die Motive, welche zu dem Schritte Palmerstons geführt hatten, damals und später sehr verschieden beurtheilt wurden, so wird es billig sein, meinen Bruder selbst in den letzten Tagen des Jahres 1853 über diese Angelegenheit sprechen zu hören, welche bald nachher noch größeren Staub aufwirbeln sollte.

„Ich gebe die Hoffnung, — schrieb Albert am 19. December, — noch nicht auf, daß wir noch den Frieden erzwingen werden, doch ist der Unverstand sowohl von Russen als Türken unglaublich. Ein Element des Krieges ist vorgestern in Lord Palmerston aus dem Cabinete gewichen. Doch rein auf eine innere Frage hin. Der große liberale Bramarbas, der allen Ländern freie Institutionen aufzudrängen sucht, findet eine Reform-measure, die Aberdeen gut heißt, für zu liberal!! Was uns der Mann schon für Plage gemacht hat!! Sein Austritt schwächt natürlich das Ministerium und gibt den Protectionists und Ultra Tories einen Führer im Unterhaus, an deren Spitze es wahrscheinlich seine Absicht ist, als Premierminister sich einen dieser Tage uns aufzudrängen!"

Wenn Lord Palmerston wirklich die Absicht hatte, durch seinen Austritt aus dem Cabinet das Ministerium Aberdeen zu Falle zu bringen, an die Spitze der Regierung zu treten und alsdann die von ihm befürwortete Kriegspolitik mit aller Schärfe durchzuführen, so hatte er sich eben getäuscht. Niemand von den Mitgliedern des Cabinets war ihm nachgefolgt. Lord Aberdeen blieb ungestört Premier und Palmerston wurde schon nach einer Woche von seinen Collegen wieder aufgenommen, nachdem er seine Scheinopposition gegen Russels Reformbill fallen gelassen hatte. Im Publikum, wo man sich den Glauben nicht nehmen ließ, Palmerston wäre nur wegen der orientalischen Frage mit dem Cabinet in Conflikt gekommen, wurde sein Bleiben als ein Zeichen angesehen, daß sich die Politik der Regierung einer kriegerischen Action nähere.

Unter diesen Umständen war mit einem Male eine Stimmung hervorgetreten, welche besonnene und friedliche Tendenzen völlig erdrückte. Der meinem Bruder noch immer höchst unheimliche Gedanke, an der Seite Louis Napoleons dem Kriege entgegenzutreiben, mußte allmählich der Ueberzeugung weichen, daß der Krieg, wie die Königin an den König Leopold damals schrieb, „unglaublich populär“ wäre. Merkwürdigerweise sollte er noch ein Vorspiel in dem bekannten und nicht ungefährlichen Angriff der Palmerstonschen und Napoleonischen Organe gegen meinen Bruder finden, mit welchem das bewegte Jahr 1854 eingeleitet wurde.

Für uns in Deutschland aber ergab sich die Frage, welches Schicksal nunmehr dem großen politisch vernichteten Volk inmitten Europas in dem Riesenkampfe des Westens und Ostens vorbehalten sein werde. Daß sich der glücklich reactivirte Bundestag als Vertreter dieser Nation sofort in seiner ganzen Nichtigkeit und Beschlußunfähigkeit zeigen mußte, trat um so schneller zu Tage, je früher sich die Großmächte beikommen ließen, denselben in das diplomatische Getriebe der schweren Zeit hineinzuziehen.

Schon im Juli und August wurde von Seite des Herrn von Prokesch dem Bundestage freundliche Mittheilung von den verschiedenen Noten Nesselrodes und Clarendons gemacht, und der Bundestag beschloß dann regelmäßig auf Vorschlag des Präsidiums, „diese Mittheilungen, ohne sie in das Protokoll aufzunehmen, ad acta zu hinterlegen“. Das Wichtigste, worauf es Herrn von Prokesch anzukommen schien, war dabei, daß er seine Lehrmeinungen über den Stand der Sache des Längeren zum Besten gab. Damals plaidirte er gewöhnlich mit der Versicherung, daß ihm „die Depeschen einen entschieden friedlichen Eindruck machten“, und „daß er die Argumentationen der Westmächte zwar juridisch für ganz richtig halte, aber daß in der Politik immer besondere Umstände entscheiden“, welche ihm diesmal den Krieg höchst unwahrscheinlich erscheinen lassen wollten!

Während man noch über die Bundesfestungen zankte und die deutsche Flotte soeben verkauft hatte, mußte man von Oesterreich und Preußen nichtssagende Erklärungen über ihr Verhalten entgegennehmen in einer europäischen Angelegenheit, bei welcher Deutschland schon oft der Schauplatz des auszufechtenden Kampfes geworden war. Nichts war mit der Trauer über die Lage des Vaterlandes in diesen Tagen zu vergleichen, welche Jeder empfinden mußte, der genauer von dem großen Gange der Dinge unterrichtet war.

Vieles mag seit dem erneuerten Walten des Bundestages in den inneren Angelegenheiten drückender empfunden worden sein, in seinem vollen Elend aber empfand sich der Deutsche erst dann, wenn er auf die auswärtige Lage der Dinge seit den letzten Monaten des Jahres 1853 hinblickte.

Viertes Capitel.

Heimische Angelegenheiten.

Wenn es manchem Leser meiner Erinnerungen als Mangel von Oekonomie in meinen Mittheilungen erscheinen möchte, daß neben den politischen Hauptbegebenheiten, die ich oft nur kurz und meist mehr andeutungsweise zu berühren im Stande war, Ereignissen, die sich auf die inneren Angelegenheiten Thüringens und besonders meiner eigenen kleinen Länder bezogen, eine ausführlichere Darstellung gewidmet worden ist, so darf man dagegen nicht vergessen, daß in Wirklichkeit vor vierzig Jahren den particularstaatlichen Lebenserscheinungen nicht nur eine viel größere Bedeutung beigelegt wurde als heute, sondern ihnen auch thatsächlich zukam. Den später Geborenen, welche unter den Vorstellungen des wiedererstandenen Reichs schon von Jugend auf gewöhnt sind, Entscheidungen wichtigster Art nur im Centrum getroffen zu sehen, mögen die lebhaften Verfassungsstreitigkeiten der kleinen und kleinsten Ländchen fast ein Lächeln abgewinnen. Aber in jenen Zeiten erschienen diese Angelegenheiten von vitalstem Interesse nicht nur für den kleinen Staat, sondern für die Freiheit und für die Zukunft von ganz Deutschland. Und die ältere Generation weiß sich wohl noch zu erinnern, wie viel politisches Pathos von Seite der Stände und der Landesherren an die Lösung dieser localen Fragen gewendet worden ist. Denn in der That, das Wohlbefinden von breiten Schichten der Bevölkerung hing doch sehr wesentlich von diesen Dingen ab.

Ich glaubte daher schon in den früheren Theilen meines Buches von jenen Bestrebungen eingehende Mittheilung machen zu sollen, die ich seit Beginn meiner Regierung zur Herbeiführung einer Vereinigung von Coburg und Gotha verfolgte. Als gegen Ende des Jahres 1849 im Ganzen eine größere Ruhe der Gemüther und in allen Theilen Deutschlands eine gesetzlichere Denkungsart wieder eingekehrt waren, wurde auf dem Wege constitutioneller Vereinbarung mit den Vertretern beider Länder der wiederholt gescheiterte Versuch abermals erneuert. Nachdem aber in der Regierung der beiden Länder durch mehrere Monate hindurch ein vollständiges Provisorium eingetreten war und die Geschäfte

in den Händen von vier mit den Funktionen des herzogl. Staatsministeriums betrauten höheren Beamten ein ziemlich unsicheres Ansehen angenommen hatten, war endlich Herr von Seebach, wie der Leser schon weiß, am 1. December 1849 in das Amt getreten*).

Von diesem Augenblicke an war Einheit und Frieden wenigstens in die Regierung und Verwaltung der beiden kleinen Länder gekommen. Ob es dem neuen Minister aber gelingen werde, auch die Verfassung in der von mir seit sechs Jahren beabsichtigten Richtung einheitlich zu gestalten, mußte als eine schwer zu beantwortende Frage gelten; indessen wurde die Sache muthig von Herrn von Seebach, der in der Fülle seiner Kraft und in der Redlichkeit und Festigkeit seines Wollens die besten Garantieen des Gelingens darbot, in die Hand genommen.

Ich werde in der Lage sein, am Schlusse meines Werkes einen historischen Abriß der Verfassungsentwickelung der Herzogthümer Coburg und Gotha, welchen Herr von Seebach auf mein Ersuchen verfaßt und mir zur Verfügung gestellt hat, als werthvolle Beilage anfügen zu können. Man wird sich daraus einen sicheren Ueberblick über die gesammten Verfassungs-Verhältnisse der Herzogthümer seit ihrer landesherrlichen Vereinigung bis auf die letzten Jahre verschaffen können, und sicherlich wird es Manchem erwünscht sein, über diese verwickelten Angelegenheiten aus erster und bester Quelle unterrichtet zu werden.

Bevor ich jedoch in diesem Capitel meines persönlichen Antheils an der endlichen Ordnung der Dinge, wenigstens in den Hauptumrissen, gedenke, habe ich von einem kleinen Ereigniß zu erzählen, welches fast unmittelbar nach meiner Rückkunft aus dem schleswig-holsteinischen Feldzug in Coburg stattfand, indem es mir zur größten Freude gereichte, meiner Vaterstadt mit dem Standbild Herzog Ernst's I. eines der wohlgelungensten Werke Ludwig von Schwanthalers zu schenken. Es war eine seiner letzten Arbeiten, denn noch während des Gusses des von ihm schon vollendeten Modells war der große Meister gegen Ende 1848 gestorben. Das prächtige Monument aber, welches meinen unvergeßlichen Vater in lebensvoller Wahrheit darstellt, wurde auf dem durch Gartenanlagen schön gezierten Platze vor der Ehrenburg, zu Füßen des alten Festungsberges, am 17. August 1849 enthüllt.

Die mir noch heute vorliegende Correspondenz von Schwanthalers gibt Zeugniß, daß er nicht ohne Freude und Interesse an die Arbeit gegangen und insbesondere von der schönen Gestalt und dem prächtigen Kopfe meines dahingegangenen Vaters freudig erfüllt war. Bei Uebersendung der Details

*) Band I. S. 526.

und Portraits für das Modell machte er die hübsche Bemerkung: „Alle Winke werden genau befolgt und es freut mich als Bildhauer doppelt, daß ich in Folge derselben so viele Schönheit der Form entwickeln kann. Manches weist wirklich auf die Colossen von Monte Cavallo hin".

Schon Ende des Jahres 1847 hatte Schwanthaler die Modellirung der Statue soweit gefördert, daß mit Inspector Miller, dem Vorstande der königl. Erzgießerei in München, die ihren Weltruhm damals bereits bewährt hatte, ein Vertrag abgeschlossen werden konnte. Das Metall zu dem Gusse wurde aus zwei der von meinem Vater im Befreiungskriege erbeuteten Sechzehnpfünder-Kanonen gewonnen. Die Kosten wurden im Uebrigen aus meiner Privatkasse gedeckt, und obwohl der Guß des Werkes sich einige Zeit verzögerte, so war er doch im Laufe des Jahres 1848—9 ohne Störung fortgeschritten.

Zur Aufstellung der Statue war Miller selbst nach Coburg gekommen, und meine Anzeige von der beabsichtigten Enthüllungsfeier an alle verwandten Höfe konnte am 15. August 1849 erfolgen. Die Enthüllungsfeier fand prunklos und in herkömmlicher Weise in meinem und der Herzogin Beisein statt. Wir hatten uns dabei der Anwesenheit meiner Stiefmutter, der Herzogin Wittwe, welche von Gotha herübergekommen war, ferner des Fürsten Karl Leiningen, der Herzogin von Kent und der Fürstin Marie Leiningen zu erfreuen. Der Enthusiasmus der Bevölkerung war sehr groß und die kleine Stadt, in welcher das Gefühl des Zusammenhangs mit der alten Dynastie in aller Frische lebte, fand eine Genugthuung darin, von ihrem bescheidenen Theile aus den größeren Städten und Residenzen benachbarter Staaten in Werken der Kunst nachzustreben.

Hatte man doch in Coburg sich nur zu wenig von dem Gedanken losgemacht, als sei durch die Erbschaft von Gotha und durch die Theilung von 1826 eine bleibende Benachtheiligung des Ländchens entstanden. Auch in den Verfassungsstreitigkeiten mit Gotha war häufig das Vorurtheil einer Zurücksetzung zu einem schweren Hinderniß der Verständigung geworden, und schwerlich macht man sich heute noch eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, welche die Regierung hierbei zu überwinden hatte.

An demselben Tage, an welchem der Staatsminister von Stein und Staatsrath von Symborski ihrer Aemter enthoben und Minister von Seebach ernannt, auch Staatsrath von Wangenheim unter Enthebung von seinen bisherigen provisorischen Geschäften beim Staatsministerium zur herzogl. Landesregierung nach Gotha versetzt worden war, wurde der coburgische Landtag, welcher sich gegen die Vereinigungsvorlagen vollkommen ablehnend verhalten hatte, aufgelöst. Am 11. December 1849 berief ich eine neue Ständeversammlung und ordnete die Neuwahlen hierzu an. In meinem Erlasse erklärte ich, daß dieselbe neuer-

dings zur „Berathung über die politische Stellung des hiesigen Herzogthums zu den übrigen deutschen Staaten, sowie über die von uns beabsichtigte Vereinigung unserer beiden Herzogthümer Coburg und Gotha durch eine gemeinschaftliche Verfassung einberufen sein werde“.

An dem Ernste meiner Absichten konnte daher kein Zweifel walten, und in treffender Weise hat Herr von Seebach in seinem historischen Abriß die Lage der Dinge bezeichnet, wenn es darin heißt: „Obgleich ich mir vollständig bewußt war, daß ich eine kaum zu bewältigende Aufgabe übernehmen werde, so konnte ich doch nicht verkennen, daß unter den gegebenen Verhältnissen, namentlich mit Rücksicht auf das zu erstrebende Ziel einer engeren Verbindung der beiden Herzogthümer, der Wunsch des Herzogs ein vollkommen berechtigter und es, wenn ich überhaupt dem an mich ergangenen Rufe Folge leistete, meine Pflicht sei, demselben zu entsprechen.“

Für die Durchführung der Vereinigung bedurfte die Regierung vor Allem des Vertrauens der Abgeordneten beider Länder, und obwohl es auch Herrn von Seebach daran schon nach kurzer Zeit vermöge seiner gewinnenden Thätigkeit nicht mangelte, so war doch der Gegensatz zwischen den beiden Ländchen, ja die Eifersucht und das Mißtrauen der Bevölkerungen gegeneinander von einer kaum begreiflichen Heftigkeit. Ich suchte zu vermitteln, wo ich konnte, und ich glaube auch heute noch wiederholen zu können, was ich damals an meinen Bruder schrieb, daß man mir persönlich die besten Absichten zuschrieb und das vollste Vertrauen schenkte. Aber man konnte sich nicht denken, daß vom Thron aus die Gefahren der Benachtheiligung der beiden Ländchen entsprechend gesehen und erkannt werden möchten. Nicht ohne die von mir erworbene Popularität, deren ich mich ohne Frage zu erfreuen hatte, wäre es einem Fürsten damals möglich gewesen, an die Union dieser deutschen Ländchen zu denken, in welchen doch seit Jahren mit besonderer Vorliebe von Deutschlands Einheit und Brüderlichkeit gesungen und gesagt worden ist.

Indem sich nun die Staatsregierung zur Vorlage des Entwurfs einer gemeinsamen Verfassung entschlossen hatte, wurde das neue gothaische Staatsgrundgesetz als Basis für die den beiden Landestheilen zu gebende gemeinsame Verfassung benutzt. Man dachte noch an eine vollständige und eigentliche Vereinigung beider Länder in Verfassung und Verwaltung. Beide Landesvertretungen erhielten den Entwurf der neuen Verfassung mit Erlaß vom 18. Mai 1850. In demselben wurde vorgeschlagen, je acht Mitglieder aus den beiden Landesvertretungen zu wählen, welche als die gemeinschaftliche Commission beider Landtage in die Vorberathung des Gesetzes eintreten sollten.

Ich will hier nur kurz das Resultat dieser Verhandlungen mittheilen, da der Leser, welcher sich für den Gegenstand tiefer interessirt, alles Detail in der

oft erwähnten historischen Arbeit Herrn von Seebachs selbst finden wird. Die Vorschläge der Regierung waren vollständig gescheitert, die Anträge im Einzelnen und der ganze Gesetzentwurf abgelehnt worden. Es war nicht daran zu denken, die Vorlage in die beiden Landtage selbst zu bringen. Indessen war doch das eine gewonnen, daß nicht wenige Gegenstände der Gesetzgebung in der Gemeinsamkeit ihres Charakters für beide Ländchen anerkannt worden waren. Auch bezeichnete die Commission ausdrücklich jene Punkte, die eine gemeinschaftliche verfassungsmäßige Behandlung zuließen.

Herr von Seebach war der Ansicht, daß auf dieser Grundlage weiter gebaut werden könne. Die Commission hatte doch wenigstens neben der Anerkennung einer gleichen Erbfolgeordnung und der Beibehaltung eines Staatsministeriums an der Spitze der Geschäfte für beide Herzogthümer sich auch für ein aus beiden Landesvertretungen hervorgehendes gemeinsames Organ zur Handhabung der der Landesvertretung zustehenden Rechte bezüglich derjenigen Theile der Staatsverwaltung, deren Gemeinschaftlichkeit verfassungsmäßig festgestellt werde, ausgesprochen. Diesem Zugeständniß gegenüber hätte ich mich nicht leicht zu einer Octroyirung verstehen können, welche als das einzig übrig gebliebene Mittel, um die vollständige Vereinigung zu bewirken, hätte angesehen werden müssen. Auch Herr von Seebach hoffte im Laufe der Jahre zu engerem und durchgreifendem Anschluß der beiden Vertretungskörper zu gelangen, wenn nur erst auf der von der Commission selbst eröffneten Grundlage ein Anfang gemacht war.

Am 18. September 1851 wurde daher ein neu ausgearbeiteter Entwurf eines gemeinsamen Staatsgrundgesetzes der noch immer in Wirksamkeit bestehenden Verfassungscommission beider Länder vorgelegt, doch wurde in dem Erlasse der Staatsregierung ausdrücklich hervorgehoben, daß dieselbe „in Bezug auf die vollständige Verschmelzung der beiden Landestheile noch ganz auf dem früheren Standpunkte stehe und sie, wenn sie denselben dermalen verlasse, lediglich von dem Wunsche geleitet sei, auch in dieser hochwichtigen Angelegenheit thunlichst in Uebereinstimmung mit der Landesvertretung zu handeln".

In der That beantragte die Commission einstimmig den neuen Entwurf den beiden Landtagen vorzulegen und zu empfehlen, aber zu nicht geringem Erstaunen der Regierung erfolgte die Annahme nur in Coburg, während in Gotha die Ablehnung des Gesetzes beschlossen wurde. In der Debatte über den Gesetzentwurf war hier bei verschiedenen Rednern der Standpunkt engherzigster Kirchthurmpolitik so sehr hervorgetreten, daß ich in der Bevölkerung eine sich mehr und mehr bemerkbar machende Reaction gegen diese localpatriotischen Ultras wahrzunehmen im Stande war. Die „haarsträubende" Bevorzugung Coburgs,

welche die gothaischen Opponenten entdeckt hatten, lag besonders auch darin, daß bei der Zusammensetzung des gemeinsamen Landtags nicht das Bevölkerungsverhältniß ausschließlich maßgebend sein sollte.

Ich hatte unter diesen Umständen dem Staatsminister eine scharfe Auflösungsmaßregel des Landtags empfohlen und war entschlossen, mit meiner Person selbst in den zwischen dem Minister und dem Landtag entstandenen Riß zu treten, indem ich mich persönlich an die Bevölkerung des Herzogthums Gotha wandte und dadurch, wie ich zu meiner und des Ministers Freude bald erkannte, eine vollständige Umstimmung bei den darauffolgenden Wahlen bewirkte.

„Schon öfters“, so lautete die von mir veröffentlichte Ansprache an die Bewohner des Herzogthums Gotha, „habe Ich Mich veranlaßt gesehen, Mich an die Bewohner des hiesigen Herzogthums in unmittelbarer Ansprache zu wenden, wenn es galt, ihre Aufmerksamkeit gleichmäßig auf einen wichtigen Punkt zu lenken. Auch jetzt ist eine solche Ansprache zur Nothwendigkeit geworden, indem Ich die Anordnung zu den Wahlen eines neuen Landtags verfügt und den festen Vorsatz gefaßt habe, der jetzt zu berufenden Abgeordneten-Versammlung alle jene Vorlagen wieder zur Gesammt-Annahme zu empfehlen, welche von dem jüngst hier versammelt gewesenen Landtage verworfen worden.“

„Mein Plan steht fest, den hiesigen Staat mit dem Herzogthum Coburg unter einer gemeinsamen Verfassung zu vereinigen. Diese Vereinigung soll sich aber nur beziehen, neben der oben erwähnten Gemeinschaftlichkeit der Verfassung, auf die Verhältnisse zu Meinem Hause und auf die zum übrigen Deutschland, sowie auf die Regelung der Rechtspflege, des Militair-, Post- und Zollwesens.“

„In allen übrigen Beziehungen bleiben beide Herzogthümer getrennte Staaten; jedes behält seinen besonderen Landtag und nur für die oben erwähnten gemeinsamen Angelegenheiten soll ein gemeinschaftlicher Landtag aus 14 Gothaern und 7 Coburgern zusammengesetzt werden. Es handelt sich also nicht um eine vollständige Verschmelzung beider Staaten, namentlich nicht um eine finanzielle Vereinigung; daher muß jene vielfach verbreitete Ansicht, daß die Einkünfte des Herzogthums Gotha diesem entzogen und Coburg zugewandt werden sollten, als eine irrige bezeichnet werden. Eine solche Ansicht kann nur auf gänzlicher Unkenntniß des Vereinigungsplanes oder auf absichtlicher Entstellung seines Inhalts beruhen.“

„Daß nun aber eine solche theilweise Vereinigung beider Herzogthümer ein wesentliches Erforderniß zur Führung einer gedeihlichen Regierung sei, ist selbst von den entschiedensten Gegnern des Planes anerkannt worden, und der jüngst versammelt gewesene Landtag hat eine Vereinigung dieser Art als eine Sache unabweisbarer Nothwendigkeit hingestellt und die Beförderung derselben als eine

Pflicht der Landesabgeordneten ausdrücklich anerkannt. Demnach glaube Ich auch meinerseits eine dringende Regentenpflicht zu erfüllen, wenn Ich bei dem Vereinigungsplan auch fernerhin mit aller Entschiedenheit beharre."

„Mit Recht wird nun Jeder sich fragen müssen, warum wohl der frühere Landtag, ungeachtet des Einverständnisses über die Nothwendigkeit der Vereinigung, dennoch die hierauf bezüglichen Gesetzesvorlagen verworfen hat?"

„Die Gründe liegen in den gedruckten Landtags-Verhandlungen klar vor Augen. Sie beschränken sich im Wesentlichen darauf, daß durch die neue Verfassung dem Volke nicht dieselben politischen Rechte gewährt würden, welche das jetzige Staatsgrundgesetz enthalte. Alle übrigen Gründe, wie z. B., daß durch die Vereinigung Gotha zu Gunsten Coburgs verletzt würde u. s. w., sind während der Verhandlungen selbst von Gegnern des Planes auf erfolgte Erläuterungen von Seite Meines Ministerii als unhaltbar erkannt worden."

„Wohl ist es wahr, daß das jetzige Staatsgrundgesetz dem Volke ausgedehntere Rechte einräumt, als das neu proponirte, allein wem möchte es bei unbefangener Erwägung entgehen, daß gegenwärtig anderen Forderungen in politischen Dingen Rechnung getragen werden muß, als zu der Zeit, wo die jetzige Verfassung berathen und verkündigt wurde; wo gleichzeitig die National-Versammlung in Frankfurt tagte, wo Beschlüsse von der letzteren gefaßt wurden, welche auf die Gestaltung der ersteren maßgebend einwirken mußten. Wer möchte sich der kühnen Hoffnung überlassen, daß es möglich sei, ohne das Herzogthum in bedenkliche Conflicte zu verwickeln, bei uns an Bestimmungen festzuhalten, die bereits im gesammten übrigen Deutschland mit dem Umschwung der Zeitverhältnisse gefallen sind?"

„War es nun nicht Meine Pflicht, bei dem Entwurf der neuen gemeinsamen Verfassung für beide Herzogthümer, diese veränderten Zeitverhältnisse und die bundesgesetzlichen Normen zu beachten? Und vermag wohl der Wegfall der oben angedeuteten Rechte die Ablehnung des ganzen Entwurfes zu begründen, dessen sonstiger Inhalt dem jetzigen Staatsgrundgesetze wesentlich entspricht, der an freisinnigen Bestimmungen und Einrichtungen so reich ist, ja reicher sogar, als die Verfassung irgend eines anderen deutschen Staates?"

„Vertrauensvoll überlasse Ich die Beantwortung dieser Fragen dem verständigen Sinne der Bewohner des hiesigen Herzogthums. Ohne Rückhalt habe Ich ihnen die Lage der Sache dargestellt. Ich vermag nicht anzunehmen, daß Meine Pläne, welche ausschließlich dem Lande zur Wohlfahrt gereichen werden, noch ferner gemißdeutet werden könnten und daß unverdientes Mißtrauen da vorhanden sein sollte, wo Ich stets bereitwillig die Hand zur Verständigung gereicht habe."

„Ich glaube nur meine Pflicht zu erfüllen, wenn Ich fest bei dem einmal

gefaßten Plane verharre und alle verfassungsmäßigen Mittel anwende, um denselben durchzuführen. Nur dann kann der Fürst mit Recht auf die Achtung und Liebe seiner Unterthanen bauen, wenn er das, was er für recht und gut hält, auch mit Festigkeit durchzuführen und zu allen Zeiten zu behaupten weiß."

„Mit vollster Zuversicht sehe Ich daher den Wahlen zu dem neuen Landtage entgegen, indem Ich die frohe Hoffnung hege, daß die Stimmen Meines geliebten Volkes auf Männer fallen werden, welche, gleich Mir, nur das wahre Wohl des Landes vor Augen haben werden."

Gotha, den 22. Februar 1852.

gz. Ernst H. z. S. C. u. G.

An die Bewohner des Herzogthums Gotha.

Ohne Zweifel war es die populär gehaltene Form meiner Ansprache, welche jenen fast ungetheilten Beifall hervorbrachte, dessen sie sich damals zu erfreuen hatte. Die neuen Wahlen zum Landtage fielen in dem Sinne der Regierung aus, und unter den Abgeordneten, welche den am 19. April zusammengetretenen Landtag bildeten, war kaum einer, der der früheren Oppositionspartei angehört hatte. Die von der Regierung gemachten Vorlagen wurden von der Abgeordnetenversammlung sofort in Berathung gezogen und die Annahme derselben erfolgte bereits am 1. Mai in ihrer Gesammtheit.

Das Staatsgrundgesetz vom 3. Mai 1852 trat nun in das Leben, und ich überreichte es persönlich zugleich mit der von mir vollzogenen Eidesurkunde am 15. Juni der Abgeordnetenversammlung Gothas und am 17. Juni der Ständeversammlung Coburgs mit der folgenden Thronrede:

Meine Herren!

„Die wichtigen Angelegenheiten, zu deren Berathung Sie bisher hier versammelt waren, haben ihre Erledigung gefunden."

„Das gemeinsame Staatsgrundgesetz für Coburg und Gotha ist meinen Anträgen gemäß von Ihnen angenommen und bereits in gesetzlichem Wege zur Publication gebracht worden."

„Ich bin am Ziele meiner sehnlichsten Wünsche und freudig bewegt stehe ich Ihnen heute gegenüber."

„Sie haben, meine Herren, in unbefangener, vorurtheilsfreier Weise jene hochwichtige Angelegenheit erledigt. Sie haben das Land von mancher drohenden Gefahr befreit. Sie haben Ihrem Landesherrn die Möglichkeit wieder gegeben, mit Nutzen und Freuden seinem ernsten Berufe obzuliegen."

„Meine Herren, das Gefühl Ihre Pflicht gethan zu haben wird Ihre Herzen ebenso erheben, als die Gewißheit der Anerkennung von Seiten des Landes, dessen Vertrauen Sie zu seinen Vertretern erkor, und der Ausdruck des

Dankes von Seiten des Fürsten, der in Ihrer Wahl die wahre Gesinnung seines Volkes zu erkennen wußte. Eine ernste Vergangenheit liegt hinter uns und freudig vermögen wir in die Zukunft zu sehen. Wir haben einen Grundstein gelegt, auf dessen fester Basis ein stattliches Gebände sich erheben wird; fest wird es stehen, weil es weder gebaut ist auf den morschen Trümmern einer längst vergangenen Zeit, noch auf dem lockeren Sande neuer unhaltbarer Theorien; ein freier Geist hat es zu Tage gefördert und der Cement, der es zusammenhält, ist das Vertrauen zwischen Fürst und Volk. So wird es den Stürmen der Zeit zu trotzen wissen, mögen sie nun angefacht werden von den Furien der Revolution, mögen sie entstehen durch Geister der Vergangenheit, die aus ihren Gräbern wieder emporzusteigen drohen."

„Mit Anerkennung wird man im großen Vaterlande auf uns sehen, die wir mit Fleiß und Ausdauer einen solchen Bau in jetziger Zeit vollendet haben, ohne auch nur ein Haarbreit vom Wege des Gesetzes abzuweichen. O möchten wir nun auch den Tag erscheinen sehen, an dem ganz Deutschland einig im Innern, stark nach Außen, ein ewiger Bau vor unseren Augen stände. Vermöchten wir den Brüdern, die noch oft im argen Mißverkennen des gemeinsamen Wohls sich feindlich gegenüberstehen, den Geist des Friedens, der wahren Vaterlandsliebe einzuhauchen!"

„Meine Herren, Ihr Mandat geht nun zu Ende und Sie treten in Ihre gewohnten Kreise zurück. Möchten Sie auch dort mit Nutzen wirken und allem Volk die Kunde bringen, wie ich mit Freuden die Versicherung Ihnen ausgesprochen habe, daß ich die Verfassung der Herzogthümer Coburg und Gotha stets gewissenhaft beobachten und kräftig schützen will!" —

„Empfangen Sie nun aus meinen Händen das neue gemeinsame Staatsgrundgesetz mit seinen Beilagen sowie die von mir vollzogene Eidesurkunde."

Wiewohl durch die Annahme der Verfassung vom Jahre 1852 eine wesentliche Besserung in den Verhältnissen der beiden Länder eingetreten war und die äußersten Schwierigkeiten der Regierung beseitigt schienen, so trat doch nur zu bald deutlich hervor, daß in der Unionsfrage ein halbes Werk vorlag. Einestheils hatten sich die Gegensätze in der Verwaltung zwischen Coburg und Gotha bei der bestehenden Organisation der beiderseitigen Behörden oft sehr störend bemerkbar gemacht, andererseits war in dem gemeinsamen Landtag ein ewiger Competenzconflict über die Rechte der beiden Landtage von Coburg und Gotha gegenüber dem gemeinsamen Landtage entstanden. Verschiedene Versuche den Minister in Anklagestand zu versetzen und die immer von Neuem nothwendig gewordene Einholung schiedsrichterlicher Entscheidungen bei dem Appellhofe in Jena gaben Zeugniß von der wenig entsprechenden Lage der Dinge. Während

sich Gotha mit der Entwickelung der Verfassung ausgesöhnt hatte, lag der Schwerpunkt der Opposition auf Seite meiner getreuen Coburger.

Ich unterlasse es zu den Ausführungen des Herrn von Seebach in dieser Beziehung etwas hinzuzufügen, da ich ja nur in geringem Grade in der Lage war, unmittelbar in den Gang dieser politischen Kämpfe einzugreifen. Im Jahre 1857 hatte ich mich noch einmal zu einem Versuch entschlossen, von meinem Standpunkte aus etwas für eine engere Vereinigung der beiden Länder zu thun und ich trat in der Thronrede, mit der ich den gemeinsamen Landtag eröffnete, wiederum in möglichst persönlicher Weise mit meiner Ueberzeugung hervor, daß den beiden kleinen Ländern am besten gedient sein würde, wenn nicht nur die Verwaltung, sondern auch die gemeinschaftliche Verfassung gestärkt werden und das bestehende Band durch Erweiterung der Competenz des gemeinsamen Landtages vor den Versuchen es zu lockern, dauernd mehr geschützt würde. Die Gründe einer engeren Vereinigung der Länder habe ich selbst in der Ansprache an die Vertreter beider Landestheile so deutlich wie möglich ausgesprochen, und es wird daher gerechtfertigt erscheinen, wenn ich sie hier der Hauptsache nach wiederhole:

„Noch sind kaum vier Jahre verflossen", sagte ich am 16. April 1857 — nachdem ich mit den Eingangsworten die Abgeordneten willkommen geheißen hatte, — „seitdem ich zum ersten Male die Vertreter beider Herzogthümer um mich versammelte und schon ist so manches Hochwichtige, das damals noch im Bereiche der Wünsche lag, zum Wohl beider Herzogthümer Thatsache geworden, oder wenigstens baldiger Vollendung entgegengeführt."

„Die Verhältnisse des Gothaischen Domainenvermögens sind nach Recht und Billigkeit geregelt. Die Werrabahn ist im Bau begriffen und ihre baldige Vollendung gesichert."

„Die Organisation der Rechtspflege ist den Staatsgrundgesetzen gemäß in allen ihren Theilen gesetzlich festgestellt und — lassen Sie mich es aussprechen — mit Freuden sehe ich der Ausführung dieses hochwichtigen Werkes entgegen."

„Hiernächst wird durch mein Staatsministerium zu Ihrer Berathung eine Gesetzvorlage gelangen, durch welche nicht nur eine Aenderung in der jetzigen Organisation dieser obersten Behörde, sondern auch damit verbunden, die Einleitung umfassender Reformen im Gebiete der Verwaltung bezweckt wird."

„Erweiterung der Selbstständigkeit der Gemeinden, Trennung der Justizpflege von der Verwaltung auch in der unteren Instanz, Verminderung der Oberbehörden und in Folge dessen Ersparnisse im Staatshaushalt mit gleichzeitiger Gewinnung der Mittel zur Verbesserung der unzulänglichen Beamtengehalte —: das sind die hauptsächlichsten Zielpunkte, welche ich bei jenen Reformen im Auge habe."

„Schließlich soll auch noch ein umfassender Gesetzentwurf in Betreff der Militairpflicht Ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen.“

„Aber dennoch, meine Herren, wenn ich auch mit Befriedigung der Vergangenheit gedenke und mit Hoffnung Ihrer künftigen Thätigkeit bezüglich jener wichtigen Vorlagen entgegensehe — dennoch kann ich ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken.“

„Die Hoffnungen, welche sich vor vier Jahren an den Erlaß der neuen Verfassung knüpften — sie sind nicht in ihrem ganzen Umfange in Erfüllung gegangen. Die gegenseitigen Verhältnisse beider Herzogthümer haben sich nicht so entwickelt, wie es in Bezug auf Einheit des Organismus, auf Einfachheit der Geschäftsformen, auf Gleichmäßigkeit der Grundsätze in Gesetzgebung und Verwaltung zu wünschen gewesen wäre.“

„Meine Herren! daß dieser Zustand ein anderer, ein besserer werde, dazu schenken Sie mir Ihre Mitwirkung! Ueber das beste Mittel können Sie nicht im Zweifel sein.“

„Es ist die vollständige Vereinigung beider Herzogthümer.“

„Möchten Sie, meine Herren, selbst Veranlassung geben, die Frage der vollständigen, durchgreifenden, jedwede Sonderstellung ausschließenden Vereinigung gegenwärtig wieder aufzunehmen!“

„Möchten Sie sich davon überzeugen, daß alle und jede Verbesserungen nie vollständig erreicht, noch die obigen Vorlagen vollkommen befriedigend erledigt werden können ohne die vollständige Vereinigung.“

„Ergreifen Sie diese wichtige Frage mit klarem Blick und dem festen Willen, sie zum Wohle beider Herzogthümer zu erledigen — und es werden alle jene übertriebenen Vorstellungen von Benachtheiligung des einen Landes vor dem anderen, von Bevorzugung der einen Residenzstadt vor der anderen, alle jene Täuschungen, daß die Herzogthümer in loserem Verbande sich gedeihlicher würden regieren lassen, in ihr Nichts zerfallen.“

„Mit diesen Wünschen trete ich Ihnen heute entgegen und erflehe den Beistand des Allmächtigen, daß er Ihnen Weisheit und Stärke verleihe, um ein für uns so bedeutungsvolles Werk endlich zur Ehre und zum dauernden Wohlergehen beider Landestheile zu beendigen.“

Ich hatte die Genugthuung, daß einer der gothaischen Abgeordneten wirklich einen Antrag stellte, die herzogliche Staatsregierung zu ersuchen, eine auf die gänzliche Vereinigung der beiden Herzogthümer sich beziehende Vorlage baldigst an den Landtag gelangen zu lassen. Leider aber sollten sich die Hoffnungen, welche die Staatsregierung an dieses Entgegenkommen knüpfen zu können meinte, nicht verwirklichen. Schon in der Commission hatte sich eine Minorität gebildet, welche jede in dieser Richtung gemachte Vorlage bekämpfen

zu müssen glaubte. Alsbald war auch der alte Competenzenstreit mit erneuerter Heftigkeit ausgebrochen. Schließlich war nichts erreicht worden, als eine strengere Einheit der beiderseitigen Behörden. Zu einer Verständigung über die Unionsfrage war man auch diesmal nicht gelangt. Der Coburger Landtag lehnte alle Anträge der Staatsregierung in dieser Richtung, wenn auch nur mit der Majorität einer Stimme ab, und die Regierung begnügte sich mit der Publication eines neuen Ministerial-Organisationsgesetzes, welches vom 1. Januar 1858 ins Leben trat.

„So wenig auch der damit geschaffene Zustand — ich wiederhole hier die Worte Herrn von Seebachs in seinem historischen Abriß — den Wünschen und Intentionen des Herzogs entsprach, so konnte man sich doch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine Wiederaufnahme des Unionsprojectes nicht zum Ziele führen werde, vielmehr für eine solche zuvor der Eintritt eines günstigen Zeitpunktes abzuwarten sei."

Als der letztere einzutreten schien, waren die deutschen Bundesverhältnisse bereits von Grund aus verändert, und es bleibt späteren Theilen dieses Werkes vorbehalten, die Umstände zu schildern, durch welche für die gesammten deutschen Reichsverhältnisse die so lange vergeblich gesuchte und gewünschte Umgestaltung endlich herbeigeführt worden ist.



Siebentes Buch.

Die orientalischen Wirren.



Erstes Capitel.

In Paris.

Das Jahr 1854 bezeichnet einen der größten Wendepunkte in der Geschichte der europäischen Diplomatie, der europäischen Allianzen und des neueren Staatensystems überhaupt. — Was die Revolution von 1848—1850, was die öffentliche Meinung von halb Europa, was die liberalen und nationalen Tendenzen der Völker nicht hervorzubringen vermochten, war durch die heiligen Stätten des Orients und durch die türkische Wirthschaft in Constantinopel, durch die russische Occupation walachischer Länder und durch die Kanonenschüsse von Sinope in's Rollen gebracht worden. Hatten sowohl legale, wie revolutionäre Erhebungen gegen die Herrschaft der heiligen Allianz die alten Bande nach Innen und Außen nur fester geknüpft, so sollte nunmehr die Politik des Kaisers Nikolaus selbst die Sprengung der überlebten Bündnisse und Freundschaften hervorbringen. —

Gleichsam über Nacht war der Augenblick gekommen, wo der freisinnige Theil des Westens und insbesondere Deutschlands die berechtigte Hoffnung hegen durfte, daß die Fesseln des russischen Colosses endlich gelockert und vielleicht für immer gelöst werden könnten. Und jedenfalls war mindestens unsere spätere Entwickelung wesentlich durch die thatsächliche Schwächung Rußlands im Krimkriege ermöglicht, oder doch erleichtert worden.

Wenn nun in den allgemeinen Verhältnissen Europas das Jahr 1854 einen großen Abschnitt macht, so war eben in dieser Zeit auch in meinem eigenen politischen Verhalten und Wirken eine gewisse Veränderung vor sich gegangen, für die der Leser der folgenden Blätter eine Art von Begründung erwarten wird. Nicht in den Zwecken und Zielen, wohl aber in der Methode und den Mitteln meiner öffentlichen Thätigkeit glaubte ich damals ein anderes, und wenn man will, mehr persönliches Verfahren eintreten lassen zu sollen. —

Mitten in dem Gedränge der Reaction, welche noch durch die gemeinsamen Anstrengungen von Rußland, Preußen und Oesterreich auf jeden kleinsten Staat

in Deutschland ihre Rückwirkungen äußerte, glaubte ich in viel bestimmterer und offenerer Weise auf der öffentlichen Bühne der mithandelnden oder mitberathenden Personen heraustreten zu sollen, als dies aus der Natur und dem Wesen meiner unmittelbaren und offiziellen Stellung erklärlich sein möchte. Allmählich war ich persönlich in ein politisches Getriebe verwickelt und zu einer Fülle von Verhandlungen und Beziehungen genöthigt, welche im regelmäßigen Verlaufe der Geschäfte fast ausschließlich nur den Diplomaten vom Fach zuzufallen pflegen.

Jemehr sich das ganze politische Leben seit 1850 in die Cabinete zurückzog, desto sicherer konnte eine Theilnahme daran nur auf den gewundenen Wegen der geheimen Verhandlungen und persönlichen Actionen gewonnen werden. Es lag aber in der Natur eines kleinen Bundeslandes, daß sein Fürst, wenn er nicht überhaupt auf jede politische Thätigkeit verzichten wollte, gewissermaßen seinen eigenen auswärtigen Minister, seinen eigenen Botschafter und seinen eigenen Agenten zu machen genöthigt war.

Damit beantwortet sich auch die vielleicht damals hie und da aufgeworfene Frage, wie ich dazu gekommen sei, unaufgefordert in die internationalen Verhältnisse Europas mich einzumengen. Aber die Antwort auf solche Bedenken war im Grunde sehr einfach. Sie war damals für jeden ehrlichen deutschen Mann durchaus verständlich und willkommen, welcher wußte, daß Jeder von seiner Stelle aus berufen ist, bei der allgemeinen Noth zu helfen und zu retten, so viel er kann. Die durch Preußens und Oesterreichs Abhängigkeit von Rußland herbeigeführten Zustände waren so bitter, die allgemeine patriotische Stimmung in Deutschland so vergiftet, die Verzweiflung an der Zukunft Deutschlands so durchgreifend, daß man nur durch außergewöhnliche Wege und Anstrengungen eine Besserung der inneren Lage zu erhoffen vermochte. Von der günstigen Gelegenheit, welche mir der Augenblick darbot, in dieser Beziehung Gebrauch zu machen, schien mir unter diesen Umständen lediglich eine patriotische Pflicht, und eine Unzahl von Gesinnungsgenossen drängte und mahnte mich jeden Tag, meine Stellung in ausgiebigster Weise zu benutzen, damit das ersehnte Ziel erreicht werde.

Mein Zweck war in erster Linie, Preußen in Verbindung mit Oesterreich von Rußland zu trennen, das herrschende politische System auf diese Weise zu stürzen und dem 1850 begrabenen deutschen Bundesstaat auf dem diplomatischen Umweg wieder auf die Beine zu helfen. — An der Erreichung des negativen Theils der Aufgabe einen wenigstens geringfügigen Antheil genommen zu haben, kann ich auch heute noch nicht bereuen, weil es keinem Zweifel unterliegt, daß es, wie sehr man auch Rußlands Freundschaft wünschen muß, dennoch ganz unmöglich gewesen wäre, bei der Fortdauer des russischen Uebergewichts in Europa Deutschland auf seine jetzige Höhe zu bringen. Rußland hätte es vor

sich selbst nicht verantworten mögen dies zuzugeben, wenn ihm die Erfahrungen der fünfziger Jahre erspart geblieben wären.

Wie die persönlichen und sachlichen Lagen am Ende des Jahres 1853 sich gestaltet hatten, war von einer directen — man möchte fast sagen — loyalen Einwirkung innerhalb der Bundestagsverhältnisse, bei der Zusammensetzung der Berliner Kammern, bei dem festen Gefüge der Kreuzzeitungspartei, bei der vollständigen Herrschaft eines mehr und mehr ultramontanen Systems in Oesterreich nichts mehr zu hoffen und zu erwarten. Wurden dagegen die deutschen Regierungen in der großen europäischen Frage mehr zu der Politik der Westmächte hingedrängt, mit Frankreich versöhnt, durch entschiedenen Anschluß an England, wenigstens in Betreff der orientalischen Angelegenheiten, mit Rußland entzweit, so mußte alsbald auch in den inneren deutschen Verhältnissen die Rückwirkung davon zu verspüren sein. Ich drängte daher von meinem Platze in dieser Richtung, so viel ich konnte und so gelangte ich dazu, gleich im Beginne des Jahres einige entscheidende Schritte in Paris zu machen, welche in einer Zeit, wo der preußische und österreichische Hof noch immer keine offizielle Fühlung mit dem Neffen des Onkels zu finden vermocht hatten, nicht unbeachtet bleiben konnten.

Doch wird es nöthig sein, sich des Standes der diplomatischen Verhandlungen zwischen den Großmächten kurz zu erinnern, bevor ich von meinem ersten Besuche am Hofe der Tuilerien ausführlich zu erzählen haben werde.

Nach dem Manifeste, mit welchem der Kaiser Nikolaus am 1. November 1853 auf die Kriegserklärung der Türkei geantwortet hatte, mußten die Vermittlungsversuche der Westmächte als gescheitert betrachtet werden; Kaiser Nikolaus behauptete zum Kriege gezwungen zu sein und die Waffen ergreifen zu müssen, um die Türkei nicht nur zur Einhaltung der Verträge zu zwingen, sondern auch um Genugthuung zu fordern für die Beleidigungen, welche der Sultan dem Kaiser in seiner Sorgfalt für das Wohl der heiligen Kirche, derselben, welcher auch das russische Volk angehört, angethan hätte. Der Czar hatte darnach zu einer Art von Religionskrieg aufgefordert, von welchem er sich durch die Drohungen der Westmächte nicht mehr zurückschrecken ließ. Wollte die europäische Friedensdiplomatie noch etwas erreichen, so war dies gewiß nur durch die Mitwirkung Oesterreichs und Preußens möglich, welche vielleicht im December 1853 durch eine entschlossene That den Krieg verhindern konnten. Kaiser Nikolaus selbst hatte es offen anerkannt, daß die Großmächte, zu Vieren vereinigt, es in der Hand hätten, ihn zu zwingen, den Angriff auf die Türkei aufzugeben; aber er glaubte nicht an die Quadrupelallianz und wollte auch den Ernst ihrer Verständigungsversuche nicht allzu hoch veranschlagen.

In der That war die Mühseligkeit, mit welcher die Diplomaten in Wien am 5. December das erste gemeinsame Protokoll in der orientalischen Frage zu Stande gebracht hatten, nicht sehr erschreckend für das russische Cabinet. Daß das Protokoll die Integrität der europäischen Türkei betonte, durfte dem Kaiser um so gleichgiltiger sein, als er in Berlin und Wien niemals unterlassen hatte, seine wohlwollenden und völlig uneigennützigen Absichten für die Türkei kund zu geben. Er durfte also nach wie vor dem fünften December auf die altbefreundeten Höfe rechnen. — Die Action der durch das Protokoll vereinigten Mächte richtete sich vielmehr gegen die Pforte, als gegen Rußland, indem man den Sultan ersuchte, kund zu geben, unter welchen Bedingungen er zum Frieden bereit sein würde.

Am 31. December traf die Antwort der Pforte ein, am 13. Januar 1854 erklärte die Conferenz in Wien dieselbe für befriedigend und vermittelte zu Vieren die aufgestellten Friedenspunkte in Petersburg. Aber schon am 31. Januar lehnte Kaiser Nikolaus mit größter Zuversicht die letzteren ab.

Es folgten die Mission des Grafen Orloff nach Wien und die Schritte des Herrn von Budberg in Berlin, um das eine Cabinet durch das andere zu neutralisiren. Wiewohl nun diese Versuche scheiterten und Kaiser Nikolaus sich besonders gegen Preußen erzürnte, so war man doch nirgends auch nur um eines Haares Breite von der Linie diplomatischer Vermittelungen abgewichen; von einer ernsten Drohung oder auch nur Abmahnung war in Wien nicht, und noch viel weniger in Berlin die Rede. Dergleichen wagte man zunächst kaum zu denken gegenüber dem mächtigen Czar.

Selbst nach einer so strikten Ablehnung, wie die vom 31. Januar, glaubte Graf Buol immer wieder von Neuem mit Vermittlungsvorschlägen hervortreten zu sollen, und in Berlin fühlte man sich durch die gemeinschaftliche Zurückweisung der Orloff'schen Anträge schon so gehoben, daß man für einige Zeit die Hände in den Schooß legen zu können glaubte. Man ärgerte sich innerlich über den Petersburger Schwager, mißtraute dem französischen Kaiser, und mißgönnte dem englischen Ungestüm die Erfolge am goldenen Horn. Man wollte also auch keinen unbedingten Garantievertrag gegenüber der Türkei mit Oesterreich, und kein festes Bündniß mit den Westmächten eingehen.

Eine Convention, welche den letzteren Gelegenheit geben könnte, Preußen in einen Krieg mit Rußland hereinzuziehen, erklärte der König niemals unterzeichnen zu wollen, und als sich Frankreich und England zur Sommation vom 27. Februar 1854 entschlossen hatten, wollte er nicht einmal mehr so weit gehen, wie Oesterreich, dieselbe in Petersburg zu unterstützen.

In Frankreich war der Krieg allerdings höchst unpopulär; die Aussicht auf einen schweren Kampf im fernen Osten hatte eine gedrückte Stimmung hervorgerufen, und der Kaiser Napoleon war im Anfange des Jahres 1854 eigentlich noch sehr wenig kriegerisch gestimmt; es bedurfte einer neuen und besonders starken That des Kaisers Nikolaus, um den französischen Kriegseifer zu erwirken. — Napoleon hatte am 29. Januar 1854 ein eigenhändiges Schreiben, im friedlichsten Sinne, an den Czar gerichtet, welches dieser mit der unglückseligsten Anspielung, die er machen konnte, erwiderte, indem er den Franzosen versichern zu müssen glaubte, sie würden Rußland auch jetzt noch so patriotisch finden, als sie es 1812 in Moskau getroffen hätten.

„Kaiser Nikolaus", so schrieb mein Bruder am 23. Februar, „hat durch seine Antwort auf Napoleons Brief die Brücken abgebrochen und an 1812 erinnert. Wir rüsten. . . . Wie Rußland unter solchen Umständen den Krieg annehmen kann, wissen die Götter. Der Kaiser muß wahnsinnig sein, wenn er es thut. — Aber ob er es thut oder nicht, so ist der Zauberstab, mit dem er Mitteleuropa beherrschte, gebrochen. Die armen deutschen Könige, die ihren Stolz darin setzten, seine . . . . . zu sein, können Einen dabei aufrichtig dauern."

Am 19. Februar hatten die Botschafter von Frankreich und England der Pforte die Absicht der beiden Mächte verkündigt, eine bedeutende Landmacht diesseits des Balkans aufstellen zu wollen; am 27. wurde das schon erwähnte Ultimatum nach Petersburg entsendet und endlich am 12. März der entscheidende Tractat der Westmächte mit der Türkei abgeschlossen. Der eine mächtigste Theil von Europa stand nun im offenen Kriege mit Rußland, der andere Theil der Mächte schwankte und schaukelte noch zwischen Neutralitäts- und Vermittlungsversuchen, zwischen Kriegslust und Friedensbedürfniß, zwischen Russen- und Franzosenfurcht einher. Die Aufregung in Deutschland war eine ungeheure, — Rheinbundserinnerungen und Kosakeninvasionen erfüllten die geängstigte Phantasie des Volkes im Osten und Westen, und die Hilfslosigkeit des politisch verlassenen Bundes war wieder einmal in das Bewußtsein aller denkenden Männer getreten.

Die Situation war nun mindestens gründlich verändert und die bisherigen Bündnisse schienen völlig gelockert. — An eine solide Erhaltung der heiligen Allianz der conservativen Mächte Europa's vermochte selbst der äußerste Optimismus nicht mehr zu glauben. In Berlin gab die Kreuzzeitung nur noch die schüchterne Parole aus: zu retten, was zu retten sei; und in Wien wurden die übertriebenen Russenfreunde durch die Stimme des greisen Metternich selbst in ihren politischen Cirkeln gestört.

Unter den Fürsten, welche durch diese Wendung der Dinge, wenn nicht überrascht, so doch sehr wesentlich aus ihrer bisherigen Auffassung der politischen

Lage herausgedrängt wurden, befand sich mein Onkel, der König Leopold von Belgien. Hatte er in den letzten Jahren alle seine Rathschläge dahin gerichtet, durch die Befestigung der russisch-preußisch-österreichischen Freundschaft die Gefahren des bonapartistischen Frankreichs zu beschwören, so konnte er nunmehr nicht länger im Zweifel sein, daß es mit dem Rückhalt ostmächtlicher Allianzen vorbei sei. Es war ihm sehr peinlich, daß das Coburgische Haus in letzterer Zeit in Frankreich und selbst in England in den Verdacht gekommen war, als gravitire es sehr stark nach der entgegengesetzten ostmächtlichen Seite, und die Unannehmlichkeiten und Angriffe, denen mein Bruder eben damals in der Palmerstonschen und Napoleonischen Presse ausgesetzt war*), ließen den Wunsch einer offenkundigen Frontveränderung nur allzu gerechtfertigt erscheinen.

Dabei erschien es für die allgemeine Lage der Dinge noch bei weitem nicht genügend, wenn die böswilligen Verdächtigungen des Prinzen Albert im Februar in den Verhandlungen des englischen Parlaments mit innerer Nothwendigkeit ihre Zurückweisung gefunden hatten; für meinen Onkel, als den nächsten Nachbarn von Frankreich, mußte es unter allen Umständen erwünscht sein, möglichst bald in ein gutes Verhältniß zu Louis Napoleon zu treten. Während mein Bruder noch immer der Meinung war, es ließe sich die staatliche Allianz von England und Frankreich fortspinnen und immer enger verknüpfen, ohne daß deshalb das kühle und ablehnende Verhalten gegen den Träger des Imperialismus persönlich irgend geändert zu werden brauchte, hatte der alte erfahrene Oheim sich sofort das Eingeständniß einer bislang nicht ganz unbedenklichen persönlichen Haltung gemacht. Er erkannte die Nothwendigkeit einer intimeren Annäherung an den französischen Kaiser und ergriff mit gewohnter Entschiedenheit die nächste Gelegenheit, die sich dazu darbot. —

---

*) In dem „Leben des Prinzen Albert" ist diese Episode so außerordentlich ausführlich geschildert, daß ich dieselbe als hinreichend bekannt voraussetzen kann. Doch will ich hier einen Brief des Prinzen an mich vom 7. Januar 1854 beifügen.

Albert persiflirt die englischen Blätter jedenfalls sehr lustig, wenn er schreibt: „Hier ist die Kriegswuth zu einem Grade gestiegen, den ich kaum für möglich gehalten haben würde. Das Publikum hat mich gnädigst zu seinem Sündenbock auserkoren dafür, daß es noch zu keinem Kriege gekommen ist und sagt „logisch": Das Interesse der Coburgischen Familie, die russisch, belgisch, orleanistisch, fusionistisch ist, werde der Allianz mit Louis Napoleon vorgezogen. Der Kaiser von Rußland regiert jetzt England, heißt es, telegraphirt nach Gotha, Du nach Brüssel, Onkel L. zu mir; ich raune Victoria in die Ohren, sie schlägt den alten Aberdeen breit und die Stimme des einzigen englischen Ministers, Palmerston, wird nicht gehört, ja stets am Hofe und vom Hofe gegen ihn intriguirt." —

Louis Napoleon, welcher seit länger als Jahresfrist nichts als den sehnlichsten Wunsch hegte, in den alten Familien Europas als ebenbürtiges Mitglied angesehen zu sein, hatte schon zuweilen auch seinerseits alle Anstrengungen gemacht, um gerade mit Hilfe meines Onkels zu diesem Ziele zu gelangen. Er veranlaßte daher den jungen Prinzen Jerome zu einem Besuche in Brüssel und knüpfte an denselben die Hoffnung, daß sich König Leopold dafür verwenden werde, die englischen Herrschaften zu einem persönlichen Verkehre mit ihm zu bestimmen.

Der Sohn des einstigen Königs von Westphalen fand am belgischen Hofe und bei der Regierung die beste Aufnahme und mein Oheim zeigte sich dem jungen Bonaparte gegenüber so herzlich und freundschaftlich, daß man von diesem Besuche, bezeichnend genug für die an den meisten Höfen noch vorhandene Stimmung, als von einem höchst merkwürdigen Ereignisse sprach. In Bezug auf die Haupttendenz, welche Louis Napoleon verfolgte, der Königin von England und dem Prinzen Albert näher zu treten, blieb der Besuch des jungen Jerome jedoch zunächst erfolglos, da König Leopold durchaus nicht gewagt hatte, sich in London für solche persönliche Beziehungen zu verwenden. Napoleon dagegen suchte wenigstens so viel Vortheil als möglich aus dem „Ereigniß“ zu ziehen und verallgemeinerte nach Möglichkeit die Beziehungen, die er zu dem Hause Coburg, wie er sich ausdrückte, gewonnen hätte. Er glaubte auf diese Weise in Frankreich den Anhängern der Orleans, als unserer nächsten Verwandten, imponiren und zu gleicher Zeit im Auslande der Meinung entgegentreten zu können, als stände er mit dem Prinzen Albert auf schlechtem Fuße.

Um die Mitte Februar erhielt ich von der französischen Legation in Dresden die Mittheilung von einem Circulair des französischen Ministers, in welchem die Bedeutung des Besuches des Prinzen Napoleon in Brüssel in den glänzendsten Farben geschildert worden war. Das Schriftstück schloß mit den Worten: L'empereur, envoyant un Prince de sa famille à Bruxelles, rendre visite à un Souverain qui, par sa position et son âge, est le véritable Chef des Cobourgs, se fait un plaisir d'établir publiquement qu'il n'est pas un membre de cette illustre maison, qui ne croie animé à son égard des sentiments les plus loyaux.

Ich setzte den König Leopold sofort von dieser Kundgebung des französischen Cabinets in Kenntniß und fügte hinzu: „Ich glaube, daß es im Interesse des Hauses liegt, dieser Annahme in keiner Weise gerade zu widersprechen, besonders in diesem kritischen Augenblicke.“

„Sollte es in Deiner Absicht liegen, einen Gegenbesuch stattfinden zu lassen und Du irgend Gründe haben, keinen Deiner Söhne nach Paris jetzt schon

gehen zu lassen, so bin ich mit Freuden bereit, eine Mission in diesem Sinne auf Deinen Wunsch zu übernehmen. Viele Zwecke dürften dadurch gefördert werden."

König Leopold antwortete mit einem Schreiben, in welchem er fast enthusiastisch auf meinen Antrag einging, und in welchem er sogleich in seiner Weise die Gesichtspunkte erörterte, welche bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon seiner Meinung nach zur Sprache kommen mußten. In gewissem Sinne bezeichnete sein Entschluß einen Wendepunkt in den Verhältnissen der europäischen Höfe zu einander, und ich kann daher nicht unterlassen, den ganzen denkwürdigen Brief hier einzuschalten.

Laeken, den 19. Februar 1854.

Mein theurer Ernst!

„Dein lieber Brief vom 15. hat mich sehr angenehm überrascht und ich eile, ihn per Courier zu beantworten, der mir dann auch Deine Antwort wieder überbringen kann. Der Augenblick ist ungemein wichtig und mit großer Freude nehme ich Dein Anerbieten, nach Paris zu gehen, an. Je mehr die Coburgs beschuldigt wurden, der Politik der Civilisation und des westlichen Europas entgegen zu sein, je wichtiger würde es als Antwort hierauf sein, Dich in Paris zu sehen. Die Zukunft Deutschlands, für die Du Dich mit Recht so sehr interessirst, ist jetzt auf dem Spiel; Du kannst durch Deine Gegenwart zu Paris hierüber so Manches ergründen, was den Diplomaten, die vor lauter Bäumen den Wald wirklich nicht sehen, entgeht."

„Preußen wird es auch erfreulich sein, wenn Du in diesem wichtigen Augenblick an den Ort gehst, der einen so ungemeinen Einfluß auf dessen Zukunft haben muß. Preußens Benehmen ist durchaus gut und passend gewesen. Folgendes ist die neueste Stellung: Rußland sagt, sa dignité ließe nicht zu, die Vorschläge der vier Mächte, von denen zwei so durchaus wohlwollend für Rußland sind, anzunehmen; es wolle nichts erobern, es wolle nicht den Umsturz der Pforte, aber dagegen gewisse Engagements. Dies ist gar zu kindlich; den Einfluß geben nicht Protokolle, sondern die politischen Lagen. Rußland hat noch kein Interesse die Pforte zu stürzen, denn es kann die Erbschaft nicht benutzen, bekäme daher durch die plötzliche Auflösung der Türkei Confusion und abendländische Ideen zu Nachbarn. Wenn der Kaiser Nikolaus nicht etwas toll geworden ist, so muß er mit Oesterreich und Preußen die Form suchen, mit Anstand sich aus dem Garne zu ziehen. Preußen kann hier viel thun, indem es durch eine verständige Politik Oesterreich von Fehlern abhält, zu denen es durch individuelle Ansichten verführt werden könnte."

„Der Kaiser Napoleon wünscht in diesen Dingen die Rolle, die ihm

Rußland aufgedrängt hat, zu spielen, sie ist die eines arbitre. England hat sich montirt, und da Rußland so unbegreiflich sich benahm, so mußte die Majorität des Cabinets wohl oder übel vorwärts, und so wird es jetzt sich auch nicht mehr zurückschrecken lassen, und durch die Blockade des baltischen Meeres kann Rußland ungeheuer genirt und gestört werden. Dies ist unvermeidlich."

„Demnächst existirt zu Paris einiges Gelüst unter dem Prätext, daß Oesterreich nicht ehrlich verfahre, in Italien zu manövriren. Dies wäre für Deutschland eine ungemein gefährliche Sache. Zusehen bringt wieder die alte Politik vom Baseler Frieden hervor, wo jeder Einzelne abgeschlachtet wurde, helfen und den Krieg am Rhein haben, wäre auch nicht angenehm. Mein Resumé ist wie das Deinige, die zwei großen deutschen Mächte, benebst dem Bund vereinigt zu halten. Auf diese Weise allein entgehen sie für sich aller Gefahr und können finalement Friedensstifter sein. Deine Mission nach Paris wird die Coburgs gerade dahin stellen, wo sie als **nur nützlich** erscheinen und wird daher von allen Parteien wohl gesehen werden."

Zum Schlusse des Briefes sprach der König noch den Wunsch aus, daß ich meine Reise recht bald antreten möchte. Er hielt mir die letzten Tage des Februar zu einer persönlichen Besprechung offen, die wir haben sollten, bevor ich den heißen Boden von Paris betreten würde.

Ich bat hierauf meinen Oheim, die Anmeldung meines Besuches in Paris durch die belgische Gesandtschaft erfolgen zu lassen und versprach, den Tag meiner Ankunft von Brüssel aus, wo ich am 28. Februar einzutreffen die Absicht hatte, in Paris mittheilen zu wollen. Ich war außerdem von vornherein entschlossen, meine Reise nur über Berlin zu machen, indem mir, wie ich an König Leopold ausdrücklich schrieb, „Alles darauf ankam in dem Sinne dieses Gouvernements, wenn es, was Gott will, eine feste Ansicht hat, zu handeln". Meinen Bruder von unserem ganzen Unternehmen zu verständigen, überließ ich um so mehr dem Oheim, als ich ganz unsicher war, wie man meine Reise am englischen Hofe aufnehmen würde.

Ich war nun mit einem Male mitten in die große politische Action gestellt. Meine Reise hatte einen nicht ganz einfach zu definirenden Charakter. Von dem belgischen Gouvernement angekündigt, war ich doch weit entfernt ein Vertreter desselben zu sein, indem ich nur auf persönlichen Wunsch des Königs, meines Oheims, am Pariser Hof erscheinen sollte. Wenn es mir, wie ich hoffte, gelang, auch die Zustimmung Preußens zu erhalten, so durfte ich mich als den Vermittler individueller Beziehungen zweier Könige, Leopolds und Friedrich Wilhelms IV. erachten, konnte aber eine solche Mission nur als regierender Fürst unternehmen und durfte das Ceremoniell der Reise eines solchen in keiner

Weise vermeiden. Ich mußte in großer Begleitung in Paris auftreten und mit Hofchef, Adjutanten und Secretair erscheinen. Auch in diesen Beziehungen hatte es der König Leopold übernommen, alles Nöthige in Paris vorab verhandeln zu lassen, und ich konnte mich alsobald zur Reise rüsten. Schwierig blieb die Situation nur in Anbetracht meines Bruders, dessen Stellung in England es unthunlich machte, mich dem Kaiser Napoleon gegenüber in klarer und deutlicher Weise als einen Vertreter des coburgischen Hauses zu erklären. Auch vermöge der eigenen Sympathien und Antipathien, in Bezug auf welche es mir selbstverständlich nicht erlaubt sein konnte, der Königin und dem Prinzen irgend wie vorzugreifen, mußten meine Beziehungen zu dem englischen Hofe völlig außer Betracht bleiben.

Dennoch war mein Bruder über meine ganze Unternehmung im höchsten Grade erzürnt und es kam zu einer wenig erbaulichen Correspondenz, in deren Folge ich mich genöthigt sah, eine eigene Beschwichtigungsbotschaft eilends nach London zu senden, welche glücklicherweise mit dem folgenden Schreiben des Prinzen heimkehren durfte:

„Ich habe Deinen Brief durch Sammer erhalten, der heute Abend wieder zu Dir zurückkehrt. Da ich viel mit ihm gesprochen habe, so will ich um so weniger schreiben und muß Dich an ihn verweisen. Ich verstehe nun vollkommen, wie Du dazu kamst, diese Episode zu unternehmen und daß Onkel L. allein dafür verantwortlich ist. Obgleich dies nichts an der Sache selbst ändert, und den vielerlei Gefahren, die sie in ihrem Schooße trägt, so muß es doch Dir so lieb sein, zu wissen, daß ich Dich der directen Verantwortlichkeit freispreche, als es mir lieb ist, Dich davon frei zu wissen. Bist Du äußerst vorsichtig, wie ich den festen Glauben habe, daß Du es sein wirst, so müssen wir dann hoffen, daß uns das Glück beistehe und die Gefahren ablenke, die heraufbeschworen worden sind. Sollte es das Schicksal anders wollen, so soll und wird auch das nichts an meiner brüderlichen Liebe zu Dir ändern. Victoria läßt Dich herzlich grüßen."

Als dieser für die Auffassung der englischen Herrschaften so bezeichnende Brief am 3. März geschrieben worden war, befand ich mich bereits auf meiner diplomatischen Reise. Ich hatte Gotha am 25. Februar verlassen, um zunächst nach Berlin zu gehen. Schon vorher hatte ich mich in einem besonderen Schreiben an den König von Preußen mit der Bitte gewendet, mich am folgenden Tage empfangen zu wollen. Ich schrieb ihm, daß ich mich auf den Wunsch meiner Verwandten an den Hof der Tuilerien begebe, und daß ich voraussetzte, es werde Sr. Majestät nicht unangenehm sein in meiner unbedeutenden Person für manche kitzliche Punkte in den jetzigen Fragen einen ergebenen Vermittler zu finden, oder wenigstens durch mich über Manches Er-

fahrung einzuziehen, was auf dem gewöhnlichen Wege der Diplomatie nur schwierig zu erlangen sein dürfte. —

Friedrich Wilhelm IV. war in jeder Weise orientirt und vorbereitet, als ich ihn zu sprechen gekommen war. Aber auch der innere Sinn meiner Reise und meine Auffassung der ganzen Lage waren dem Könige kein Geheimniß. — Ein glücklicher Umstand hatte mir noch wenige Wochen vorher Gelegenheit gegeben, mich dem Könige in Bezug auf meine Anschauungen und Hoffnungen in einem Memorandum eröffnen zu dürfen.

Ich kann es dem Leser nicht ersparen, das schon zu einer Zeit, da von der Pariser Reise noch nicht die mindeste Rede war, an den König gerichtete Schreiben mitzutheilen, weil unter der Voraussetzung desselben Alles, was Friedrich Wilhelm mir für Paris sagte, in weit bedeutenderem Lichte erscheinen dürfte. — Mein diplomatisches Schriftstück war durch den Umstand vollkommen motivirt worden, daß vom preußischen Minister auf Befehl Sr. Majestät eine Circularnote vom 9. Februar mit dem ausdrücklichen Bemerken an meine Regierung gelangt war, eine Rückäußerung von den Verbündeten Preußens werde als sehr erwünscht angesehen. Ich nahm davon Anlaß, um dem König sofort persönlich zu schreiben:

.... „Obgleich ich nun mein Ministerium beauftragt habe, in einer offiziellen Antwort meine Freude auszusprechen über die von Ew. Majestät Gouvernement gefaßten Entschlüsse, so kann ich doch nicht umhin, bei der kritischen Lage der Dinge Ew. Majestät persönlich meine unmaßgeblichen Ansichten vorzutragen. Sie entspringen aus einem deutschen, patriotischen und Ew. Majestät ganz besonders ergebenen Herzen."

„Ew. Majestät ist es nicht unbekannt geblieben, wie ich seit dem Jahr 48 mit aller Wärme mich der speciell deutschen Angelegenheiten angenommen habe, wie es mir bei den bescheidensten Kräften auch gelungen ist, auf so manche Parteiungen in unserem großen Vaterlande Einfluß zu üben und wie ich, ohne mich zu rühmen, das Vertrauen eines großen Theiles der intelligenten Mittelklasse erlangt habe."

„Ew. Majestät werden sich ferner noch erinnern, wie ich stets an die Spitze meiner Argumente die Ansicht stellte, daß nur durch Preußen ein Deutschland erhalten, große Gefahr und große Erniedrigung abgewendet und der eigentliche Kern von Europa als das hergestellt werden könne, wozu er ebensowohl die Berechtigung als auch die Befähigung in sich trägt."

„So manche Bemühungen in den Jahren der Bewegung sind durch die Zeitumstände momentan fruchtlos geblieben. Die Zeit der Schwäche, der Erniedrigung, der moralischen Abspannung im Volke selbst hat mich jedoch nicht

entmuthigt. Ich bin meinen Ansichten trotz aller Anfeindungen treu geblieben und habe, je größer die Schwierigkeiten waren, die sich mir boten, eine um so größere Thätigkeit anwenden zu müssen geglaubt. Die Folge hiervon ist gewesen, daß ich genau die Wünsche und Ansichten im deutschen Vaterlande erforschen konnte, daß ich, was das innere Volksleben anbelangt, nicht mit Gespenstern, sondern mit Wahrheit zu thun hatte, daß die Herzen so Vieler sich mir aufschlossen, daß ich im Stillen beruhigen, rathen und vorbereiten konnte."

„Auch die dunkle Macht der Demokratie habe ich bei Licht gesehen und meine Ansicht bestätigt gefunden, daß sie an sich nur eine negative, daß sie aber eine gewaltige ist, wenn es zur positiven Wahrheit wird, daß die Völker falsch regiert werden. Die Demokratie als Partei hat sich selbst vernichtet; ihr schwaches Glimmen wird durch die fehlerhaften Bemühungen der extremen Gegenpartei erhalten. Diese letztere mußte sie stets am Leben wünschen, weil sie nur in diesem Gedanken ihre eigene Kraft fand. So viele Maßnahmen so mancher deutschen Regierung haben sich in diesem Bestreben zu übertreffen gesucht, und persönlichen Bemühungen allein darf ich es vielleicht zuschreiben, daß nicht edle Kräfte aus Ueberdruß, Ungeduld, vielleicht auch Unverstand sich an den Abhub unserer Bevölkerung angeschlossen haben."

„Ich will den indirecten Druck, welchen das russische Uebergewicht ganz Europa auferlegt und der mit eiserner Hand besonders auf Deutschland lag, Ew. Majestät nicht näher schildern; es blieb Ihnen nicht unbekannt. Ich will der Wunden nicht gedenken, welche von jenem Einfluß ausgehend, dem deutschen Leben und der deutschen Ehre geschlagen wurden. Ich wünschte aber Ew. Majestät davon zu überzeugen, daß bei der leisesten Hoffnung schon, das wahre Gleichgewicht hergestellt zu sehen, in allen deutschen Gauen eine freudige Stimmung eingezogen ist. — Alle Blicke sind auf Ew. Majestät gerichtet. Die Hoffnung Aller liegt in Preußen, und ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, diese Hoffnung immer mehr zu nähren."

„Wenn auch von so Vielen, die ich nicht näher bezeichnen will, versucht werden wird Ew. Majestät den Glauben beizubringen, daß ein Abwenden von dem Osten Ew. Majestät dem Lager jener imaginirten Macht der Demokratie näher führen würde, so mögen Sie mir glauben, daß es geradezu die entgegengesetzte Richtung haben wird. Die Demokratie ist besiegt, sobald jener ausländische, von Allen gefühlte und gehaßte Druck vom Volke und den Regierungen genommen wird."

„Die Sachlage erscheint mir einfach als folgende: die große Uebermacht, welche Rußland auf geschickte Weise und durch Benutzung jeglicher Umstände erlangt hat, konnte dasselbe verleiten, auch an Territorialveränderungen zu denken. Der ebenso unmotivirte als ungerechte Krieg gegen die Pforte hat

Europa über diesen Punkt die Augen geöffnet. Die Westmächte, obgleich sie den Krieg nie gewollt haben, machen jetzt zuerst den Versuch, Rußland in die Grenzen zurückzuweisen, in denen es sich bewegen muß, wenn das übrige Europa nicht unbedingt leiden soll. Bleiben die westlichen Mächte ohne Unterstützung, so ist ein großer europäischer Krieg die unausbleibliche Folge. In diesem werden sich, gleich wie in einer Revolution, die Verhältnisse wieder überstürzen. Dem Kriegsglück und so manchem Zufall wird dann die Entscheidung von Fragen zugeschoben, welche nur im Rathe der Könige und im Einverständniß mit ihren Völkern dauernd entschieden werden können. Daß Deutschland nicht mit dem Osten gehen kann, ist eine entschiedene Wahrheit. Es handelt sich nur darum, wie die deutschen Großmächte, besonders wie Preußen die Westmächte zu unterstützen vermögen, um jener großen Calamität, dem allgemeinen Kriege, vorzubeugen."

„Ew. Majestät haben oft mit mir bedauert, wie so manche Deutsche den Interessen des Gesammtvaterlandes geradezu entgegenarbeiten und einige haben leider die Idee einer Coalition für den Osten und gegen Ew. Majestät Gouvernement noch nicht aufgegeben. Es sind sogar Schritte geschehen, um Ew. Majestät treueste Verbündete dafür zu gewinnen. Nur die richtige Auffassung österreichischerseits hat weiterem Vorgehen augenblicklich Einhalt gethan. Von Ew. Majestät Entschließung aber wird es abhängen, ob alle jene Pläne wie leerer Dunst verschwinden werden. Sind Ew. Majestät fest entschlossen, dem Westen Unterstützung zu gewähren, so müssen Sie in Deutschland in dem Volke freiwillige, in den Regierungen nothgedrungene Verbündete finden."

„Glauben Ew. Majestät, daß Niemand, wie ich es zu begreifen vermag, wie schwer es Ihnen fallen muß, einem geliebten Schwager, einem Mann von den größesten Eigenschaften, einem sonst so verehrten Alliirten so ernst entgegentreten zu müssen. Das Wohl Europa's verlangt es aber und — so sehr von manchen Seiten man sich auch Mühe gibt, Ew. Majestät vom Gegentheil zu überzeugen, — der Wunsch des ganzen Volkes ist es. — Sie handeln in einer gerechten Sache, und Sie erfüllen die heilige Pflicht, Ihren gewaltigen Nachbar von einem Unternehmen abzuhalten, welches für ihn selbst nur verderblich werden kann."

„Verzeihen mir Ew. Majestät diese offene Sprache; ich fühle mich aber berechtigt dazu, als Ihr treuer Anhänger, als deutscher Fürst, als Chef eines Hauses, das unbedingt bei dieser Frage betheiligt ist und dessen Ansichten ich Ihnen ausspreche."

Der König hatte dies Schreiben noch nicht beantwortet, als ich ihm unmittelbar darauf die Meldung von meiner Reise nach Paris und von meiner

Ankunft in Berlin zu machen hatte. Ich durfte daher voraussetzen, daß er in Folge meines Memorandums die Tragweite meiner Reise sofort erkennen und seine Maßnahmen darnach treffen werde. Um so erfreulicher war mir der außerordentlich freundliche Empfang, welcher mir von Seite des Königs zu Theil wurde, als ich am 26. Februar bei ihm vorsprach. Er sagte, daß ihm meine Vermittelung eine wahre Genugthuung bereite, und daß es ihn aufs Höchste erfreut habe, von meinem Entschlusse zu vernehmen; ich möge dem Kaiser Napoleon alle Freundschaftsversicherungen machen und den Wunsch der regsten persönlichen Beziehungen überbringen. Ich durfte darnach auch erwarten, daß der König Winke von mir aus Paris entgegenzunehmen bereit sein würde, wenn ich in die Lage kam, solche zu geben.

Die mehr russisch gesinnte Partei in Berlin war dagegen auf das Aeußerste bemüht, die Bedeutung meiner Mission abzuschwächen; während man in einigen Blättern sich in allerlei Spöttereien über meine Reise nach Paris erging, wußte man den König während meiner Anwesenheit am Hofe Napoleons III. zu einem, wenn nicht geradezu entgegengesetzten, so doch meine Verhandlungen möglichst abschwächenden Schritte zu veranlassen. Friedrich Wilhelm IV. war plötzlich in eine neue Phase der Annäherung an Rußland eingetreten, schickte den General von Lindheim mit Neutralitätsversicherungen nach Petersburg und schrieb wenige Tage, nachdem ich ihn in Berlin gesprochen hatte, einen Brief an den Kaiser Napoleon, welchen der Fürst von Hohenzollern persönlich überbringen sollte. Man erwartete denselben eben in den Tagen, als ich Paris zu verlassen im Begriffe war.

Inzwischen war ich bei meinem Oheim in Brüssel angelangt, um mit diesem die Fragen im Detail zu besprechen, welche in Paris zu erörtern waren. Der König übersendete mir eine Aufzeichnung der Punkte, auf welche es seiner Ansicht nach ankommen sollte und bezeichnete die Haltung, welche ich dem Kaiser gegenüber in den einzelnen Fragen zu bewahren hätte. König Leopold hatte in seiner raschen und unbefangenen Weise hierbei lediglich die praktischen Momente ins Auge gefaßt und dadurch unsere Conversation nachher sehr erleichtert. Es ist von Interesse, die Auffassung meines Oheims in diesem wichtigen Augenblicke genau zu kennen: „Die verschiedenen Punkte", so schrieb er, „möchten sich in folgender Ordnung bieten:"

1. „Sehr viel Höfliches von hier mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit, daß die nachbarlichen Verhältnisse sich jetzt so gut gestellt haben."

2. „Eine höfliche Anerkennung des Circulars*), was in einem wohlwollenden Sinne abgefaßt war, obgleich ein kleines opening für Alberts objection sich

*) Es ist das oben S. 123 mitgetheilte gemeint.

vielleicht finden ließe, wenn nicht gerade die einzige Familien-Politik, die dem Kaiser Louis Napoleon sehr bedenklich erschien, die sein konnte, gegen ihn zu agiren. Momentanément wurde Albert genannt, als besonders feindselig gegen ihn gestimmt. Diesen Eindruck zu mildern, hat unmittelbaren praktischen Nutzen, was auch die Zukunft bringen möge."

3. „Aeußerst vorsichtig über allgemeine Politik zu sprechen. Den Kaiser Napoleon über seine Friedensversuche zu beloben, ihn aufzufordern, sich diesem edlen Zwecke auch fernerhin zu widmen, wozu seine Lage besonders günstig."

4. „Daß ungemein viel auf die zwei deutschen Mächte ankomme. Daß Oesterreich und Preußen hoffentlich dieselbe Linie mit den Seemächten einnehmen würden. Einiges über Preußens Wunsch einfließen lassen mit Vorsicht, da sie mit Fleiß zu Paris höchst indiscret sind und dann bei Preußen etwas der Art sie mehr erschrecken würde, als erfreuen."

5. „Gegen den Kaiser Nikolaus sich ja **nicht feindselig** aussprechen. Sollten die Sachen berührt werden, äußern, was wahr ist, daß der Kaiser Nikolaus sich getäuscht habe, vielleicht dadurch auch, daß seine Diener nicht immer wagen, ihm die Wahrheit zu sagen. Diese Stellung so zu nehmen, ist wünschenswerth, weil man immer nützlicher wird wirken können, wenn man als Rußland nicht antipathisch betrachtet wird, wogegen das Chorusmachen gegen übertriebene russische Einflüsse zu nichts führen würde, als zur Idee, daß man im Fall der Noth zu nichts zu brauchen sein würde."

6. „Wünschenswerth ist, den Herrn selbst so viel wie möglich sprechen zu lassen, was er nicht gerne thut. Seine Ambition ist jetzt als besonders loyal und rechtlich und uninteressirt zu erscheinen; dies ist für seine persönliche Stellung und für die von Europa besonders wünschenswerth, vielleicht auch wahr. Größte Vorsicht in all und jeder Redensart wird ungemein nöthig sein."

7. „Von Victoria und Albert zu sprechen, als von Dir kommend, kann vermieden werden. Fängt er davon an, so ist die stricte Wahrheit zu sagen, daß man sich auf Victoria und Albert ganz verlassen kann und daß sie die treuesten Alliirten sein werden. Gibt er eine höfliche Message, so hörst Du es sehr höflich an. Es wird sich ohnedies vermuthlich auf Generalitäten borniren."

„Zu lange würde ich nicht bleiben; wohnst Du in den Tuilerien, so ist dies kostbarer und génanter. Angenehmer wäre, nur die Equipage anzunehmen und in einem Hotel zu wohnen. Diesen kleinen Aperçu schicke ich als Avantgarde voraus mit meinem besten „guten Morgen".

Außerdem verwies mich mein Oheim an die Herren van Praedt und Vicomte de Conway in Brüssel, die mich „über das Pariser Terrain" speciell orientiren sollten.

In den nachfolgenden Gesprächen mit dem König selbst traten jedoch die Differenzen zwischen meinen und des Oheims Anschauungen so bestimmt hervor, daß ich einige Mühe hatte, denselben von seinem Standpunkte abzubringen. So glücklich der König über meine Reise, die er einen ihm erwiesenen Liebesdienst nannte, gewesen war, so wenig vermochte er sich in den Gedanken zu finden, daß durch dieselbe mit den russischen Verbindungen doch gebrochen werden müßte. Von seiner, in dem fünften der oben erwähnten Punkte aufgestellten Idee, daß man dem Kaiser Nikolaus sich in keiner Weise feindselig zeigen dürfe, war er kaum abzubringen. Meine Einwendungen, welche sich darauf gründeten, daß die jüngste französisch-russische Correspondenz mit der Anspielung auf Moskau kaum mehr vermeiden lasse, sich entweder als Feind oder Freund zu erklären, machten auf den Oheim wenig Eindruck.

In diesem Augenblicke aber traf die Nachricht ein, daß die Ueberreichung des englisch-französischen Ultimatums in Petersburg erfolgt wäre. Da gestand der König, wenn auch mit schwerem Herzen, daß es für den Augenblick keine Transaction mehr zu geben scheine, und daß man auf die alte Freundschaft des Kaisers Nikolaus wohl kaum werde „pointiren" können, wenn man sich Napoleon zu nähern gedächte.

Auch in Bezug auf die Aeußerlichkeiten meiner Reise war Alles anders gekommen, als wir eigentlich erwartet hatten. Louis Napoleon hatte sich sofort entschlossen, seine Gastfreundschaft in einem solchen Glanze von offiziellen Empfangsfeierlichkeiten strahlen zu lassen, daß jede Halbheit oder Zweideutigkeit in den Formen meines Besuches von selbst hinwegfiel.

Es war zum ersten Male, daß ein regierender Fürst in dem neuen Kaiserreiche erschien und seit langer Zeit zum ersten Male wieder, daß die Pforten der Tuilerien einem deutschen Souverain sich gastlich eröffnen konnten.

Schon an der Grenze begann mein offizieller Empfang; sowie ich den Boden Frankreichs betreten hatte, wurde ich als Gast des Kaisers behandelt. Ein Extrazug brachte mich nach Paris; ich mußte alle Ehrenbezeugungen über mich ergehen lassen, welche bei solchen Gelegenheiten üblich sind. Die Ordonnanzoffiziere des Kaisers, General Roguet, Capitain Maurand und der Kammerherr des Kaisers Bellmont empfingen mich in Valenciennes; ich nahm der Ehrencompagnie die Fronte ab, dejeunirte in Gesellschaft der Stabsoffiziere der Garnison, wurde an mehreren Stationen von den Präfekten begrüßt und am Nachmittage in Paris vom Marschall Vaillant empfangen. Ein Bataillon Infanterie machte die Honneurs und von einer Escadron Chasseurs begleitet, fuhr ich durch die mit vielen grüßenden Zuschauern angefüllten Straßen nach den Tuilerien.

Der Kaiser befand sich mit dem gesammten Hofstaate in den für mich hergerichteten Zimmern des Pavillon Marsan, welcher diesmal Zeuge von Gesprächen werden sollte, die wenig mit seinen Traditionen übereinzustimmen schienen. Man erinnerte sich an die Wandelbarkeit der Zeiten. Ich wurde vom Kaiser selbst in die Gemächer der Kaiserin geführt, welche mich nicht so bald erwartet hatte und wo sich in Folge dessen Anfangs eine kleine Scene der Verlegenheit abspielte. Ich blieb hierauf mit dem Kaiser und der Kaiserin allein, wurde von Beiden mit Freundlichkeiten und Dankesworten für meinen Besuch überhäuft und hatte sofort das Gefühl, daß meine Unternehmung nicht nur in politischer Beziehung als nützlich betrachtet werden konnte, sondern daß ich auch persönlich eine werthvolle Anknüpfung erreicht zu haben hoffen durfte.

Nach einigen kurzen Visiten, die ich bei der Großherzogin Stephanie, der Prinzeß Mathilde und dem König Jerome gemacht hatte, traf man um 7 Uhr bei der Tafel in den Tuilerien zusammen, worauf sogleich eine größere Soirée folgte.

Zum Diner war Alles in Civilkleidern erschienen; die Gesellschaft, welche sich am Abende nachher einfand, machte mit ihren wohlbekannten Namen den Eindruck, als ob man in den Anfang des Jahrhunderts versetzt wäre. Da stand der König von Westphalen leibhaftig vor mir und neben ihm ein junger Prinz Murat.

Alle die Erinnerungen, welche mein Vater und mein Oheim von dem ersten Kaiserreiche bewahrten und durch eine Menge von Erzählungen einst meinem jugendlichen Gemüthe einprägten, schienen vor meinen Augen wieder Leben und Gestalt empfangen zu haben.

Am meisten Interesse flößte mir der König Jerome als wirklicher und echter Repräsentant der alten Zeiten ein, welcher noch jetzt so beweglich und gesprächig in den Salons der Tuilerien einherschritt, wie er mir aus unzähligen Schilderungen von Geschichte und Roman in seinem Schlosse zu Kassel bekannt schien. Ich unterhielt mich gleich an jenem Abend sehr lebhaft mit dem alten Herrn und wurde von ihm aufgefordert, die Lage der Dinge eingehender in den nächsten Tagen mit ihm zu erörtern.

Der König machte mir den Eindruck, als ob er ohne alle persönlichen Aspirationen die Stellung der Napoleons in Europa wirklich ziemlich objectiv und gleichsam aus der Vogelperspective beurtheilte. Er sagte, er müsse aus Liebe zu seinem Neffen und für die Bonapartistische Sache ein wachsames Auge haben, daß der Kaiser nicht von seiner Umgebung in die gefahrvollen Bahnen Napoleons I. getrieben werde. Denn, gestützt auf seine Erfahrungen, sei er von nichts sicherer überzeugt, als daß die Napoleoniden durch gewagte Kriege den

Thron abermals verlieren würden. Er sei der Mann des Friedens, welcher allen unternehmungslustigen Mitgliedern der Familie stets und unbedingt entgegentreten werde.

In späteren Jahren hatte bekanntlich König Jerome den unruhigen Geist der Kaiserin durch seinen Einfluß wirklich zu paralysiren getrachtet. In jenen ersten Gesprächen, welche ich mit dem alten Könige hatte, ging er einmal so weit zu sagen: Von allen Napoleons kenne er die deutsche Nation am besten und meine daher, daß die Sicherheit des Kaiserthrons in Frankreich nur durch eine herbeizuführende Allianz mit Deutschland erreicht werden könne. Denn die englische reiche dazu nicht aus und sei dieselbe wegen der vielen Verwickelungen Englands viel zu gefährlich. — „Die Napoleons", so meinte er ferner, „hätten kein Glück; man verkenne diese Wahrheit, wenn man das Gegentheil annimmt, der Kaiser könne sich nur durch die größte Klugheit und Zurückhaltung behaupten."

Und in der That, wenn man die Personen, die jetzt in den Tuilerien versammelt waren, der Reihe nach betrachtete, so war bis zum Höchsten empor fast kein Mann darunter, der nicht an die Wandelbarkeit der menschlichen Schicksale erinnert hätte!

Menschen und Dinge schienen hier nur dazu da zu sein, um Beweise für den raschen Wechsel des Irdischen zu bieten. Während der neue Hausherr in den alten Tuilerien die Erinnerungen an den großen Weltbeherrscher des Jahrhunderts zu beleben schien, zeugte die ganze häusliche Umgebung in jedem Stücke von dem Dasein des Königthums. An den vertriebenen Louis Philippe speciell gemahnte alles und jedes: Einrichtungsstücke, Service, ja selbst die Servietten, welche noch die Chiffre des letzten Königs von Frankreich trugen. Ich erkannte die Meubles und Bilder, ja selbst einige Hofdiener wieder, die ich unter Louis Philippe hier so oftmals gesehen hatte.

Der Kaiser hatte sich wenig verändert, seit ich ihn in London kennen gelernt; er war nur stärker geworden und das bekannte Mißverhältniß zwischen seinem Oberkörper und den kurzen Beinen trat in auffälligerer Weise, als ehedem zu Tage. Er war mir in jeder Beziehung unbefangen, natürlich, ja wie ein alter Bekannter entgegengekommen, so daß sich unser Verkehr von dem ersten Abend an als ein völlig ungezwungener zu gestalten vermochte.

Die Kaiserin entsprach dem Rufe ihrer großen Schönheit und Liebenswürdigkeit in vollendetstem Maße. Bei Tische erinnerten wir uns, daß ich sie in Buckingham Palace aus Anlaß eines Balles gesehen, wo ich mich eben nur zu so vielen anderen Bewunderern ihres bezaubernden Wesens hätte rechnen können. Allein sie wendete das Gespräch sehr rasch und ohne alle Umstände

auf die gegenwärtige politische Lage. Sie sagte, es sei ihr schrecklich zu denken, daß man am Vorabend eines gräßlichen Krieges stände, den Niemand gewünscht hätte und der Niemandem nütze. Die jetzige Verwickelung hätte man ausschließlich den Ungeschicklichkeiten der Diplomaten in Petersburg und Constantinopel zu danken; persönlicher Ehrgeiz und persönliche Stellungen derselben hätten zu den abscheulichen Mißhelligkeiten geführt, für welche bei den Franzosen kaum ein Verständniß vorhanden wäre; Niemand könne sich hier auch nur im Geringsten für den Krieg enthusiasmiren.

Als ich ihr in allen diesen Dingen vollkommen Recht gab und hinzufügte, daß man immer geglaubt hätte, man wäre über die Periode der Cabinetskriege, welche so oftmals durch die Diplomaten erregt worden seien, hinaus, bemerkte sie mit liebenswürdiger Anspielung auf meinen Besuch, daß sie das einzig Erfreuliche bei der Sache nur darin sehen könnte, wenn sich die regierenden Herren endlich persönlich kennen lernten. Ich erwiderte, daß ich unendlich glücklich wäre, wenn meine Ankunft den Majestäten Freude gemacht hätte. — Ich versicherte ihr zugleich, wie ich in allen, aber namentlich in den politischen Dingen mir zur Aufgabe gemacht hätte, stets wahr und offen zu sein, und sie erwiderte mit der Ueberzeugung, daß auch der Kaiser diese Eigenschaften am meisten schätze, und daß sie sich freue, dies dem Kaiser sagen zu dürfen.

Schon am anderen Morgen fand ich Gelegenheit, den Kaiser in ausführlichster Weise über die politischen Verhältnisse sprechen zu hören und hatte wirklich den Eindruck, daß er diese Dinge mit unerwarteter Freiheit und Ungezwungenheit zu erörtern entschlossen schien.

Napoleon ließ sich bei mir zum Besuche anmelden und ich übergab ihm bei seinem Eintritt die Insignien des Hausordens, die er mit großer Freude annahm. Wir verwickelten uns sofort in ein langes, anderthalb Stunden währendes Gespräch, bei welchem er häufig im Zimmer auf- und abschritt und äußerst lebhaft wurde*). Er erklärte seine Politik in den letzten Jahren, seine Friedensliebe und seine Absichten, welche, wie er immer und immer wieder versicherte, weit von denen seines Oheims abwichen. Manchmal nahm seine Rede ganz und gar die Form einer akademischen Vorlesung an; er verbreitete

*) Die nachfolgenden Mittheilungen über meine Gespräche mit dem Kaiser Napoleon sind damals unter dem unmittelbaren Eindruck niedergeschrieben worden. Bei der Wiedergabe hier habe ich deshalb geglaubt, nicht daran ändern zu sollen; was stilistisch vielleicht glätter geworden wäre, hätte dafür an Treue und Ursprünglichkeit einbüßen können.

sich über die Geschichte des ersten und zweiten Empire und über die Unterschiede, welche zwischen beiden beständen. Seine Art und Weise der Darstellung hatte etwas außerordentlich Lehrhaftes und erinnerte an die Raisonnements, welche man in Deutschland gern als „objectiv“ zu rühmen pflegt.

Er sagte, daß die Politik seines Oheims viel zu sehr davon erfüllt gewesen wäre, den Gang der anderen Staaten zu beeinflußen und dieselben zu unterdrücken. Die Folge davon wäre eine Reaction der gedemüthigten Völker gewesen und die Ereignisse von 1814 und 1815. Jetzt aber sei das nationale Rechtsbewußtsein der Völker so gewachsen, daß man ihm eine Thorheit zumuthen würde, wenn man meinte, daß er noch einmal die falschen Wege seines Oheims betreten könnte.

Was die gegenwärtige Verwickelung anbelange, so sei der ungeheure Einfluß Rußlands, welchem er auf allen Wegen seit so vielen Jahren selbst begegnet wäre, an allem Uebel schuld. — Er citirte dabei, gleichsam wie ein Beispiel, die Frage über die Anerkennung seines Titels. Wäre Preußen und Oesterreich nicht so ganz dem russischen Machtgebot verfallen gewesen, so wäre es niemals zur Aufrollung der orientalischen Frage gekommen. „Ich liebe nicht den Krieg“, sagte er, „aber er ist eine Nothwendigkeit geworden, ich wünsche, daß er sobald wie möglich geendigt werde. Es ist aber dies nur möglich durch eine Allianz mit Oesterreich und Preußen, welche ich bloß und ausschließlich zu diesem Zwecke suche.“

„Die Neutralität der einen von diesen beiden Mächten, Preußens, fuhr er fort, scheint mir sehr gefährlich, denn sie verlängert nicht nur den Krieg, indem sie die Mittel der Action vermindert, sondern sie würde auch das unfehlbare Resultat haben, die Pforten aller Intriguen zu eröffnen und neue Complicationen herbeizuführen. Zu meinem großen Bedauern und trotz meiner Wünsche könnte die Nothwendigkeit eintreten, die neutrale Macht zu attaquiren und die Folge davon wäre der Krieg im Herzen von Europa.“

Ich beendigte die Conversation, bei welcher weder Englands noch Belgiens gedacht worden war, bei dieser Wendung des Gesprächs, indem ich die freundschaftlichen Worte wiederholte, deren Dolmetsch zu sein der König von Preußen mich beauftragt hatte. Ich hoffte noch Gelegenheit zu finden, in einem anderen Zusammenhange den Kaiser über die deutschen Verhältnisse aufklären zu können und suchte den falschen Schein zu vermeiden, als ob ich in der Lage wäre, die offiziellen Schritte der preußischen Regierung interpretiren zu dürfen.

Schon in den nächsten Tagen sprach der Kaiser den Wunsch aus, über die Allianz mit den beiden deutschen Mächten sich eingehender mit mir zu unterhalten und bestimmte für den 6. März einen ausreichenden Zeitraum in der

Tageseintheilung, um völlig ungestört sich diesem Zwecke widmen zu können. Als ich ihn in seinem Arbeitszimmer aufgesucht hatte, begann er damit, daß er sagte, er habe die Nachricht aus Berlin bekommen, daß man immer noch zu keinem Entschluß gelangt sei, was ihn sehr bekümmere, indem die Einschiffungsfrage der Truppen immer näher heranrücke. „Wir wollen uns über die Sache", fügte er hinzu, „heute unterhalten, als ob wir Privatleute wären und ich bitte Sie, mir, da wir vollkommen Zeit haben, Ihre Ansichten ausführlich mitzutheilen; ich werde mir die Freiheit nehmen, ohne Rücksicht auf Personen und Nationen, die meinigen auszusprechen."

Ich erwiderte sofort, daß ich gern darauf einginge, daß aber der Kaiser sich versichert halten müsse, daß die Anschauungen, die ich aussprechen würde, lediglich die meinigen seien. Er müßte also Alles, was ich sagen würde, als meine Privatanschauungen hinnehmen. Er reichte mir hierauf die Hand und sagte: Allons donc, entre amis on ne se trahit pas. — Ich erörterte nun die Frage der Allianzen und stellte als Vordersatz hin, daß es unmöglich sein würde, von den Preußen einen raschen Entschluß zu erlangen, wenn man ihnen nicht 1. die Gefahren aus dem Wege räume, welche sie (auch falls sie antirussisch gesinnt wären), immer abhalten müßten, sofort in die gewünschte Allianz za treten, — 2. wenn man ihnen nicht unmittelbare Vortheile böte.

Der Kaiser erkannte dies als richtig an und sagte: Was die Vortheile anbelange, so wäre es ihm, wegen der bindenden Erklärungen England gegenüber, unmöglich, auch wenn es offiziell verlangt würde, Schritte dafür zu thun. Er dürfe aber dem eigenen Verständniß Preußens überlassen, daß wenn es thätigen Antheil am Kriege nehme, dies nicht zu Preußens Nachtheil sein könne. Hierauf fügte er lachend in deutscher Sprache bei: „Die Preußen werden sich doch nicht einbilden, daß sie umsonst in diesen Krieg gehen und keinen territorialen Vortheil daraus ziehen sollen."

„Aber was sind denn eigentlich die Wünsche Preußens? — Hannover? Sachsen?"

Ich erwiderte hierauf, daß die uneigennützige Politik Preußens niemals gestatten würde, bestimmte Wünsche dieser Art zu hegen, daß aber der gesunde Menschenverstand es begreiflich mache, wenn sie für die Zukunft einmal an eine Vereinigung ihrer beiden großen Territorialmassen im Osten und Westen denken müßten.

Wir verständigten uns hiernach über den einen Satz, daß es für den ersten Augenblick unmöglich sei, Preußen durch Versprechungen zur Allianz zu bewegen. Ich setzte im Uebrigen die Schwierigkeiten einer Mobilisirung für Preußen auseinander und überraschte den Kaiser sehr durch den Hinweis auf die Gefahren, welchen Preußens linke Flanke von Dänemark und Schweden ausgesetzt wäre,

wenn es zu einer Aufstellung gegen Rußland käme. Außerdem sei Preußen durch die Verhältnisse des Bundes sehr gehindert, wo man sich neutral verhalten wolle, und wodurch es Preußen schwer gemacht sei, isolirt vorzugehen.

Der Kaiser war der Ansicht, daß, wenn Preußen und Oesterreich gleichmäßig die Allianz wollten, der übrige Bund nach den beiden Farben, in die er sich theile, wohl gerne mitgehen werde.

Ich erwiderte hierauf, daß er die Stellung Baierns zu vergessen scheine, worauf er mir sagte: „J'ai cru que la Bavière soit entièrement autrichienne.“

Daß dies ein Irrthum sei, war mir nicht schwierig zu beweisen. Indessen wagte ich hinzuzufügen, daß bei allen diesen Dingen etwas mitspiele, was Preußen ganz besonders hindere, sich gegen Rußland zu erklären, und dies liege in dem Mißtrauen, welches man allenthalben gegen Frankreich und speciell gegen die Person des Kaisers hege. — Bei dieser Bemerkung nahm er eine seiner freundlichsten Mienen an und sagte, daß er das im höchsten Grade begreiflich fände, daß er aber nur nicht wisse, worin denn jetzt der Grund liege, da seine Handlungsweise klar vor die Augen Europa's gestellt sei. Er könne ja nur den Frieden wollen, da ihn das bien-être Frankreichs und die Stimmung der Franzosen selbst energisch verlange. Nur deswegen betriebe er ja auch die Union Europa's gegen Rußland, um einen langen und verhängnißvollen Krieg zu vermeiden. Was die Furcht betreffe, es könnte Frankreich sich mit der Revolution in den anderen Staaten verbinden, so seien diese Ideen von Anderen, nicht von ihm, für den Fall ins Auge gefaßt worden, wenn sich Europa noch einmal gegen Frankreich verbinden würde, wozu eben jetzt keine Aussicht wäre.

Das Gespräch wendete sich hierauf dem Operationsplan zu, welcher gegen Rußland in der Ausführung begriffen war. Der Kaiser zeigte in diesem Punkte eine außerordentliche Klarheit und Voraussicht. So stimmten wir rasch in der Annahme überein, daß Rußland durch die Bewegungen der Westmächte an der Donau und durch das Erscheinen der vereinigten Flotten im schwarzen und baltischen Meere niemals zum Frieden werde gezwungen werden können. Eben dieser Umstand war es, der dem Kaiser wirkliche Sorge zu machen schien und ihm das Gefühl einer drückenden Verantwortung gab, da er im Begriffe war seine Truppen zu einem von ihm fast als nutzlos angesehenen Unternehmen einzuschiffen.

Ich betonte daher die Neutralität der skandinavischen Mächte und bemerkte, daß man, anstatt dieselbe ruhig hinzunehmen, vielmehr energisch auf eine Allianz mit denselben dringen müßte, indem Rußland nur dann sich auf Transactionen einlassen werde, wenn es fürchten müßte, in Finnland angegriffen zu werden. Ich hatte schon an den früheren Tagen bei gelegentlichen und kürzeren

Gesprächen mit dem Kaiser auf diesen Umstand hingewiesen, als er wiederholt erklärte, daß alle Flotten und Armeen Rußland weder zum Frieden noch zu einem Arrangement zu bringen vermöchten, so lange man nicht einen Punkt finde, wo es am schwächsten sei. — Als ich den Vorschlag machte, man müsse Finnland an Schweden bringen, lächelte der Kaiser und meinte, ich scheine in der That kein Freund der Russen zu sein, wogegen ich in dem augenblicklich vorliegenden Falle nicht widersprechen zu dürfen meinte.

Bei einer erneuerten Ueberlegung der Sachlage nahm Napoleon den Gegenstand ernster und verbreitete sich über denselben als eine neue Idee, welche wohl zu consideriren wäre. Indessen meinte er in Bezug auf die dänische und schwedische Politik: Nous sommes très vaguement informés; on nous dit que le roi de Suède est très faible, et penche vers la Russie, mais que le prince royal, l'armée et le peuple sont plutôt contre la Russie.

Er anerkannte, daß es im Interesse der Westmächte läge, sich hierüber näher zu informiren, indessen meinte er, daß schließlich doch das Meiste, wenn nicht Alles auf Oesterreich und Preußen ankäme. Von ersterem behauptete er, daß es wohl bestimmtere Gründe, als Preußen zu einer Allianz mit den Westmächten haben müßte, und nach einer Pause, welche er in seiner Erörterung eintreten ließ, sagte er mit bedeutsamer Accentuirung ohngefähr die folgenden, nicht mißzuverstehenden Worte: „Wenn es von mir abhinge, so würde ich Oesterreich sehr gerne die Donaufürstenthümer gönnen; und wenn ich Kaiser von Oesterreich wäre, so würde ich mit weniger Interesse an der Lombardei hängen, die eine stets klaffende Wunde bleibt, stets Unsicherheit mit sich führt, stete Opfer verlangt, während doch tôt ou tard eine allgemeine Bewegung in Italien eintreten wird".

Darauf ging der Kaiser noch auf die Idee der Wiederherstellung von Polen über und sagte, daß er dabei nicht auf die preußischen und österreichischen Provinzen rechne. Der für ein wiederherzustellendes Polen zu gewinnenden Dynastie gedachte er nicht. Er verbreitete sich vielmehr jetzt im Allgemeinen über die Idee, „daß nach einem günstigen Resultat des Krieges mit Rußland ein europäischer Friedenscongreß durchaus nothwendig sei, um alle die im Wiener Congreß unvollkommen entschiedenen Fragen zu lösen und endlich den Völkern einen dauernden Frieden zu geben".

Welchen Eindruck die Eröffnungen des Kaisers auf mich machten, wäre mir heute schwer zu schildern. Seit jener Zeit sind die Idées Napoléoniennes oftmals Gegenstand der Besprechung gewesen. Vieles davon, was der Kaiser damals mehr andeutete, als aussprach, ist heute durch Thatsachen besiegelt, die Jedermann kennt und Anderes ist wenigstens Gegenstand offizieller Erörterungen

gewesen. Damals war kaum Jemand in Europa vorhanden, der sich rühmen konnte, deutlich und bestimmt von dem schweigsamen Kaiser erfahren zu haben, was er denn eigentlich von der Zukunft erwarte und welche Richtung er der politischen Welt zu geben vermeinte.

Ich war der erste Fürst, dem gegenüber sich Napoleon so klar und unbefangen äußerte, und nach diesen Aeußerungen konnte ich nicht zweifeln, daß er wirklich an der Karte von Europa, daß er an den Verträgen von 1815 Vieles, wenn nicht Alles zu tadeln fand. Er hielt die orientalische Frage für einen Gegenstand, welcher zu Ländercompensationen sich eignete; er hielt seinen Finger auf Italien, auf Polen, er hatte die Idee eines skandinavischen Reiches für considerabel erklärt; er zweifelte nicht, daß Preußen in Deutschland vergrößert werden mußte, und er hielt den deutschen Bund für ebenso hinfällig, wie die Zustände der apenninischen Halbinsel. Und dieser Mann war jetzt Kaiser der Franzosen und war im Begriffe in einen großen Krieg zu gehen, welcher scheinbar ein conservatives Programm verfolgte, indem man für die sogenannte Integrität der Türkei das Leben von Tausenden französischer Bürger auf das Spiel setzte.

So überrascht, ja so erschreckt ich gewissermaßen von dem war, was Napoleon sagte, so sicher war ich auch überzeugt, daß der Krieg, der da begonnen werden sollte, nur den Anfang einer Reihe von Unternehmungen bedeutete, denen gegenüber bestimmte Stellung zu nehmen die einzig vernünftige Aufgabe der Großmächte sein mußte.

Ich schrieb daher noch von Paris an den Minister von Manteuffel nach Berlin, um ihn einigermaßen zu orientiren. Ich glaubte das preußische Gouvernement versichern zu dürfen, daß es mir gelungen sei, den Kaiser mit Bezug auf die Schwierigkeiten einer Allianz zu beruhigen und zu besänftigen, fügte aber doch hinzu: „Er glaubt aber für alle Fälle thatsächlicher Garantien zu bedürfen, um große Truppenmassen ohne Besorgniß nach entfernten Gegenden senden zu können. Er bleibt aus diesem Grunde dabei, daß noch vor der Einschiffung der Truppen die Frage entschieden sein müßte, ob Preußen Alliirter der Westmächte sei oder nicht. Der Kaiser gesteht es als billig zu, daß Preußen Bedingungen seiner Theilnahme stelle."

In der That hatte ich in der Zwischenzeit noch ein drittes, auf die unmittelbare Lage bezügliches Gespräch mit dem Kaiser, in welchem er mich fragte, ob ich nicht geneigt wäre, dem König selbst einen Brief zu überbringen. Er hätte seine Ansicht in Bezug auf eine unmittelbare Verhandlung über die preußisch-österreichische Allianz geändert und da ich ihn überzeugt hätte, daß dieselbe dem König Schwierigkeiten bereiten müßte, so wolle er lieber dem Berliner

und Wiener Cabinet einen Operationsplan des Krieges vorlegen, welcher dann den späteren Eintritt in die Allianz erleichtern könnte.

Ich lehnte diese Mission mit der Bemerkung ab, daß ich ein solches Schreiben nur für den Fall übernehmen würde, wenn mir der Inhalt der Note mitgetheilt worden und ich im Stande wäre, denselben zu billigen. Der Kaiser wurde hierauf sehr lebhaft und verhandelte mit mir den Gegenstand gleichsam vor den Augen des Publikums. Denn er hatte mich unter den Arm genommen und wir gingen auf der vorderen Esplanade des Tuileriengartens auf und ab spazieren.

Nachdem er seinen Operationsplan dargelegt hatte, kam er nochmals und drängender als das vorige Mal auf die Nothwendigkeit der Entschädigungen von Preußen und Oesterreich. Die Gelegenheit dieses Krieges, sagte er, müsse benützt werden, pour régler la carte de l'Europe. Und als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß alle seine Pläne rein subjectiv seien und daß Niemand darauf eingehen wolle, namentlich Preußen lediglich die Politik einer Vergrößerung seines Einflusses in Deutschland, nicht aber seines Territoriums verfolgen könne, so wurde er plötzlich schweigsam, ging stille auf und ab, und sagte dann gleichsam wie aus dem Traum: „Ma foi, pour ma France ce m'est bien égal, si on me dédommage sur le Rhin ou en Italie," wobei er sein Gesicht zu jenem unnachahmlichen Lächeln verzog, welches ihm stets eigen geblieben ist.

Ich bemerkte hierzu, daß mir alle diese Fragen von keinem augenblicklichen Werthe zu sein schienen, worauf der Kaiser in sehr allgemeinen Considerationen den Wunsch aussprach, daß die europäischen Mächte sich besser verstehen und verständigen möchten, als bisher, und daß es ihm nur lieb wäre, wenn man in Wien und Berlin von den loyalen Absichten, die er zum Vortheil dieser Mächte im Sinne habe, mehr Kenntniß nehmen wollte.

Wir verließen während dieser Bemerkungen die Esplanade und der Kaiser examinirte mich noch über die dänischen Familien- und Staatsverhältnisse, wo er in beider Beziehung in der That verwunderlich ununterrichtet war, so daß er mit Recht mit den Worten schließen konnte: Mais toujours nous sommes très mal renseignés.

Am nächsten Morgen überraschte mich der Kaiser mit seinem Besuche beim Frühstücke und übergab mir einen Briefentwurf*) an den König von Preußen,

---

*) Es ist nicht ohne geschichtliches Interesse, den Inhalt des beabsichtigten Briefes mitzutheilen: Monsieur mon frère . . . A la veille d'une guerre sérieuse — wäre es von größter Wichtigkeit zu wissen, ob der König auf den Plan einer Aufstellung von etwa 120,000 Mann mit Oesterreich vereinigt bei Krakau, während die West-

über welchen er mich aufforderte ihm mein Urtheil auszusprechen. Mir schien jedoch der Brief des Kaisers sehr wenig Aussicht darzubieten, daß das preußische Gouvernement in Folge desselben seine Neutralität aufgeben würde. Der Uebernahme desselben, zum Zwecke der Ueberreichung an den König, war ich glücklicherweise schon dadurch enthoben worden, daß in der Zwischenzeit die Mission des Fürsten von Hohenzollern angekündigt wurde, von welchem ich den Kaiser versichern konnte, daß er persönlich genau so dächte, wie ich.

Als mir Napoleon mittheilte, daß er von dem König demnächst „une lettre de conscience" erwarte, machte er allerlei merkwürdige Bemerkungen über denselben und entwickelte unter anderem zu meinem nicht geringen Erstaunen eine Menge von Details über die Art und Weise, wie der König von Preußen seine Politik zu machen liebe. Er meinte, der König wäre auch in dieser Beziehung durchaus eigenthümlich, so daß es ihn großes Studium gekostet habe, dahinter zu kommen. Ich konnte nicht leugnen, daß der Kaiser die Verhältnisse in Berlin, ebenso wie den König im Ganzen verwunderlich genau kannte. Noch mehr erstaunt war ich jedoch, als mir Napoleon in der unbefangensten Laune erzählte, daß er mit dem Könige eine eigenthümliche Art von Correspondenz unterhielt. Der König schrieb nämlich an einen deutschen Offizier in Paris so, daß die Briefe für den Kaiser eingerichtet waren, während der Kaiser durch Vermittlung desselben Offiziers ähnlich an den König antwortete.

Von den neuerlichen Wendungen, welche Friedrich Wilhelm IV. während der Zeit meiner Anwesenheit in Paris in den ersten Märzwochen gemacht hatte, war der Kaiser übrigens schon informirt und seine Nachrichten stimmten mit denen überein, welche ich selbst erhalten hatte. Während der General von Gröben das englische Cabinet „mit den Fundamenten der einfachen und leidenschaftslosen Politik des Königs" vertraut machen und einen Brief an die Königin Victoria überbringen sollte, war die an den Kaiser gerichtete „lettre de conscience", wie Napoleon sich ausdrückte, ein in mehr als einer Richtung sonderbares Aktenstück, in welchem wirklich der Satz vorkam: Le seul but de cette lettre est de prier V. M. du fond de ma conscience, de ne pas refuser d'avance l'examen à ce sujet et de me seconder dans la marche consciencieuse et toujours renouvellée*)...

---

mächte mit 70,000 Mann durch die Donaufürstenthümer vordringen wollten, einginge. Zur Deckung vor einem dänischen und schwedischen Angriff sollte die Theilnahme Schwedens am Kriege sichergestellt sein und ein französisches Armeecorps in Finnland einrücken. Zum Schlusse heißt es, nach der Niederwerfung Rußlands: L'Europe verrait bientôt les Souverains réunis en congrès, fixer les bases de la paix et former entr'eux un lien indissoluble. . . . . .

*) Geffcken, Zur Gesch. d. or. Kriegs S. 81, 82.

Ohne daß zwischen mir und Napoleon darüber ein Wort gewechselt worden war, schienen wir doch innerlich darin übereinzustimmen, daß der König von Preußen wahrscheinlichster Weise den Moment vorübergehen lassen werde, wo er handeln konnte. Die Unterlassung schien um so bedauernswerther, als die öffentliche Meinung in Frankreich einer großen Coalition außerordentlich günstig war. Der Geldmarkt drängte sich förmlich an die Regierungen heran, welche gegen Rußland zu rüsten entschlossen waren. Schon am 4. März hatte mir Rothschild bei einem Besuche, welchen er mir abstattete, erklärt, daß für einen Krieg gegen Rußland jede Summe zu Gebote stehe, er beschaffe sofort „so viele Millionen, als man nur wolle".

Trotz alledem hatte es sich klar herausgestellt, daß der Kaiser seinen Wunsch, die Truppen erst einzuschiffen, wenn Preußen eine entschiedene Stellung eingenommen haben würde, nicht zur Ausführung bringen konnte. Die gespannte Lage der Ungewißheit, welche die Armee und das Publikum in Frankreich zu ermüden schien, konnte auch unmöglich lange fortdauern. Der Kaiser fragte einmal während der Tafel den Capitain von der Wache, wie sein Regiment sich bei der Nachricht von dem bevorstehenden Abmarsch benommen habe. „Sire," antwortete der Capitain, „da war kein Mann, der bei der Nachricht nicht laut gejubelt hätte."

Wenn ich übrigens wünschte, daß mein Ausflug auf das Gebiet der großen internationalen Beziehungen in Paris selbst seinen Abschluß gefunden hätte, so sollte ich mich darin täuschen. Einmal in diese Dinge verwickelt, sah ich alsbald eine Last auf meine Schultern gelegt, die mich zu einer gar nicht enden wollenden diplomatischen Thätigkeit aufrief. Der Kaiser wollte mit mir in Verkehr und Meinungsaustausch bleiben, wenn auch der unmittelbare Briefwechsel auf ein möglichstes Minimum beschränkt werden sollte.

Wir verständigten uns über eine Mittelsperson, welche ich in den folgenden Capiteln viel zu nennen haben werde, und die zu jener Classe von wenig bekannten und noch seltener erwähnten Personen der hohen Politik gehörte, die gerade vermöge ihrer weniger offiziell hervortretenden Stellungen oft von sehr eingreifender Bedeutung zu sein pflegen.

Mein Oheim hatte mich in Paris an den Prinzen Chimay gewiesen und mir denselben von seiner Seite attachirt. Ich machte hier zuerst seine Bekanntschaft und knüpfte auch sofort ein persönliches und höchst intimes Verhältniß mit ihm an. Prinz Chimay war eigentlich nicht belgischer Regierungsgesandter, sondern Familienvertreter des Königs Leopold am Hofe des Kaisers. Er war der Sohn der Therese Cabarrus, welche das Bewußtsein ihres berühmten Namens auf den Sohn vererbte. In Folge dessen rechnete er sich ebenso

selbstverständlich zu der geistigen Aristokratie der modernen Welt, wie er durch Abstammung und Grundbesitz in Frankreich und Belgien zum angesehensten, wenn auch nicht eben alten hohen Adel zählte.

Er war ein scharfer Beobachter und trefflicher Darsteller, schrieb gewandt und leicht und hatte die Anspruchslosigkeit, seine trefflichen Berichte über Personen und Verhältnisse Frankreichs in meinen und meines Oheims Archiven vergraben zu lassen. Er war mit dem König Jerome auf das Intimste befreundet und durch diesen dem Kaiser näher getreten. Seine liebenswürdige Gemahlin stand der Familie Napoleons vermöge ihrer Geburt nahe, erfreute sich einer gleichsam verwandtschaftlichen Freundschaft, welche den Verkehr des Prinzen auf das Mannigfaltigste zu erleichtern vermochte.

Die Beziehungen, die ich mit Chimay Zeit seines Lebens aufrecht erhielt, waren so umfassend, daß ihn der Leser meiner Erinnerungen noch hinreichend kennen zu lernen Gelegenheit findet. Durch Chimays Hände ging Jahre lang meine Correspondenz mit Napoleon; der Kaiser hatte mich autorisirt von unseren vertraulichen Mittheilungen den passenden Gebrauch in Deutschland und insbesondere am preußischen und österreichischen Hofe zu machen. Auch galt die Voraussetzung als selbstverständlich, daß ich von den immer wieder hervorgehobenen Punkten der Revision der europäischen Karte, wie sich Napoleon dieselbe gedacht hatte, allerdings sowohl in Wien wie in Berlin vertraulich Kenntniß geben sollte.

Schwieriger war es für mich, die Wünsche des Kaisers und der Kaiserin in Bezug auf meine englischen Verwandten zu erfüllen, und ich hatte in dieser Beziehung oft die peinlichste Situation auszuhalten. Wer in späteren Jahren die rührenden Berichte in den Zeitungen las, welche von der Freundschaft der Königin Victoria für ihre unglückliche Schwester von Frankreich meldeten, oder wer die entzückten Schilderungen meines Bruders über seinen Verkehr mit Louis Napoleon in dem „Leben des Prinzen“ erwägt, wird sich kaum eine Vorstellung davon machen, daß es eine Zeit gegeben habe, wo schon bei bloßer Nennung des Namens meines Bruders am Hofe der französischen Kaiserfamilie mancher Schweißtropfen auf meiner Stirn zu bemerken war.

Besonders die Kaiserin hatte es verstanden, durch Fragen, Anspielungen und Erklärungen in Bezug auf die englischen Herrschaften mir an mancher Mittagstafel harte Stunden zu bereiten. Bei einer dieser Gelegenheiten war es mir lange Zeit hindurch geglückt, das Gespräch bei den neuesten Pariser Moden und innerhalb der kleinen Galanterien zu erhalten, welche in Gesellschaft der reizenden Frau jederzeit gleich gerne gespendet und angenommen wurden; aber plötzlich wußte die Kaiserin mit vielem Geschick die englische

Familie wieder auf das Tapet zu bringen, indem sie sehr naiv fragte, wie denn doch der Herzog von Cambridge, der ja demnächst durch Paris reisen werde, mit der Königin von England verwandt wäre. Obwohl der genealogische Wissensdurst der Kaiserin sehr rasch zu befriedigen war, so hatte ich doch gleich die Ahnung, daß ich von den Klippen der englischen Familienverhältnisse nicht so bald wieder loskommen dürfte, und mein Bruder stellte sich mir mit seinem schlimmsten Gesichtsausdruck sogleich vor die Augen, gleichsam im Begriffe, jedes meiner Worte auf die Goldwage zu legen.

Wirklich hatte sich auch die Kaiserin schon in eine Fluth persönlicher Bewunderung für die Königin Victoria, meinen Bruder und beider Kinder gestürzt und sprach von ihrer Sehnsucht denselben näher zu treten, sowie von den Regenten-Pflichten, die einer Frau doppelt schwer zu erfüllen sein müßten.

Meine dazwischengeworfenen Complimente in Betreff der Verehrung, welche die Kaiserin genösse, verhinderten sie nicht, in ihrem Raisonnement geschickt fortzufahren: „Ja wenn alle Königinnen so vortrefflich und tugendhaft gewesen wären, wie die selige Königin von Portugal und wie die Königin Victoria"; aber da solle man nur auf ihr unglückliches Vaterland blicken, um zu sehen, was eine Königin für Schaden bringen könne. Zwar sei sie der Königin Isabella, welche eine herzlich gute Frau wäre, außerordentlich zugethan, aber der Hof sei eben gar zu ungeregelt, und König Louis Philippe habe all' das Unglück der Königin und ihres Landes durch die unglückliche Heirath verschuldet. Die Franzosen seien stets unpopulär in Spanien und sie selbst Zeugin gewesen, wie gefährlich das Auftreten des Herzogs von Montpensier in Madrid zu allen Zeiten war.

Endlich schloß sie, indem sie mich groß ansah, mit den Worten: L'Espagne n'a qu'un espoir, c'est le roi Ferdinand. Bei der Erwähnung meines Vetters war mir sogleich wieder die drohende Miene meines Bruders eingefallen und da die Kaiserin Lust zu haben schien, eine zweite spanische Heirathsgeschichte einzufädeln, wobei sie abwechselnd darauf kam, daß man in Spanien noch immer den Prinzen Leopold der Königin zum Gemahle wünschen möchte, so wendete ich das Gespräch mit einer kleinen Plaisanterie, indem ich sagte, daß ja jeder europäische Prinz beglückt sein würde, aus den schönen Händen der Kaiserin eine Krone zu erhalten, — ob sie nicht für mich auch eine hätte?

Hiermit war eine erlösende Heiterkeit eingetreten, in welche auch der Kaiser einstimmte und die mich von dem heißen Dialoge befreite.

Wenn ich mich indessen der Kaiserin gegenüber nicht darauf einlassen konnte, in Bezug auf meine nächsten Verwandten Rede zu stehen, so war es doch unmöglich, Louis Napoleon in Bezug auf diese Punkte unbefriedigt zu lassen. Da er nur zu gut wußte, wie hartnäckig in London Vorurtheile

gegen ihn fortbestanden, bat er mich dringend, ihm den Schlüssel zu geben, um diese Herrschaften gewinnen zu können.

Ich glaubte ihm hierin nichts vorenthalten zu dürfen, was dazu dienen konnte, sein Ziel zu erreichen; ich gab ihm verschiedene Aufklärungen und Winke, machte ihn auf die Eigenthümlichkeiten der Königin und des Prinzen aufmerksam und habe auf diese Weise ohne Zweifel Einiges beizutragen vermocht, daß noch im Laufe des Jahres die denkwürdigen Besuche und Zusammenkünfte zwischen den englischen und französischen Herrschaften so gut von statten gingen.

Ich hatte mich auf dieses immerhin gefährliche Terrain um so mehr begeben dürfen, als ich inzwischen von Lord Cowley gehört hatte, daß man in England von meinem Besuche in Paris befriedigt sei und auch mein Bruder sich besänftigt hätte.

Die außerordentliche und geradezu demonstrative Freundlichkeit, welche mir der Kaiser vor aller Welt bewies, konnte auch nicht den Schatten einer Meinung entstehen lassen, als wäre mein Unternehmen nicht in glänzendster Weise gelungen. Viele Tage hindurch hatten die Gesandtschaftsbüreaux aller Länder Stoff genug zum Correspondiren, wenn sie ihren Souveränen berichten wollten, was der Kaiser für mich gethan hatte.

Er hatte mich meist selbst in Paris umhergefahren und mir alles Neue gezeigt, was irgend von Interesse sein konnte. Fast jeden Tag gab es eine größere Festlichkeit. Besonders glänzend waren die Hofconcerte und Opernvorstellungen, bei welchen die Cruvelli, damals auf der Höhe ihrer Berühmtheit, die größten Triumphe feierte.

Es schien dem Kaiser viel darauf anzukommen, mir das neue Frankreich auch vom militairischen Standpunkt glänzend sehen zu lassen. Gleich am zweiten Tag nach meiner Ankunft fand eine Revue in Versailles und am darauffolgenden im Hof der Tuilerien statt, bei welcher letzteren vier Regimenter Infanterie, vier Regimenter Cavallerie und eine reitende Batterie vorgeführt wurden. Ebenso zeigte mir der Kaiser selbst die Arsenale von Vincennes und führte mich in denselben herum. Auf der Fahrt dahin waren wir ohne alle Begleitung. Selbst in den schlimmsten Faubourgs grüßte das Volk ruhig und freundlich. Dennoch meinte der Kaiser, es sei zweckmäßig gewesen, daß er die Straßen jetzt macadamisiren lasse. Die Bourbonen, die sonst ganz vortreffliche Leute gewesen seien, hätten keine Voraussicht gehabt und in Revolutionen stets den Kopf verloren. In dem Momente, wo er dies sagte, zeigte der Kaiser in der Nähe von Vincennes auf eine Stelle in einem der Wallgräben, an der wir vorbei fuhren: „Hier wurde der Herzog von Enghien erschossen", bemerkte

er halblaut, und fügte dann hinzu: „c'était une grande injustice de Napoléon.“ Als wir die Arsenale von Vincennes betraten, fiel mir auf, daß die Soldaten den Kaiser kaum erkannten; wenn sie aufmerksam geworden waren, zeigten sie sich anhänglich, aber sehr ruhig.

Bei den verschiedenen Fahrten durch Paris, sowie bei den Begegnungen vor und nach den Diners, im Theater und Concert, hatte ich jederzeit Gelegenheit, merkwürdige und lehrreiche Bemerkungen des Kaisers zu hören, welche ein ziemlich genaues Bild von seinem inneren Wesen und Charakter in kurzer Zeit gewinnen ließen. Er war ein ganz ungewöhnlicher Mensch und contrastirte in jeder Beziehung von seiner Umgebung und von Allem, was man spezifisch französisch nennen könnte.

Wenn er in gewissen gemüthlichen Plauderstündchen in seinem Fauteuil saß, eine Cigarette nach der andern rauchte, fast träumerisch conversirte, so glaubte man mehr das Bild eines deutschen Stubengelehrten als eines Beherrschers von Frankreich vor sich zu haben. Bei solchen Gelegenheiten wußte er ganze Gedichte von Schiller zu recitiren und gefiel sich, aus der französischen heraus, plötzlich in die deutsche Conversation überzuspringen.

Selbst in der Politik, wenn es sich nicht gerade um unmittelbar praktische Fragen handelte, redete er oft so, daß man meinte, man befände sich mitten in einer Gesellschaft von deutschen Doctrinären. „Ich habe eine Idee, wie man Deutschland am besten constituiren könnte,“ sagte er einmal, und entwickelte alsdann mit vielem Behagen das System der Trias, als ob dies etwas ganz Neues wäre. Als ich ihm hierauf bemerklich machte, daß und aus welchen Gründen man schon ebenso oft dasselbe verworfen habe, als es aufgestellt worden, antwortete er mit philosophischem Gleichmuth: „C'est une des idées qui en théorie seraient excellentes, mais qui n'ont pas d'avenir, parce qu'elles sont impraticables.“ „Aber“, fuhr er dann mit einem Male deutsch sprechend fort, „was das große einige Deutschland anbelangt, so kann es vom französischen Standpunkte weder geliebt noch geduldet werden, weil es, wenn Oesterreich darin wäre, denn doch nichts als eine Vergrößerung Oesterreichs bedeutete.“ „Er bewundere nur“, fügte er dann hinzu, „daß die Deutschen immer noch nicht die Hoffnung auf ein einiges Reich verloren hätten.“ „Das deutsche Nationalgefühl sei wirklich eine Macht, die viel stärker sei, als alle Armeen.“ Uebrigens wolle er gestehen die Empfindung zu besitzen, daß er ebenfalls dafür schwärmen würde, wenn er ein Deutscher wäre, so aber könne er die Deutschen nur bedauern, daß ihnen der Bund von 1815 für diese Ideen gar keinen Raum und noch weniger Garantien gegeben habe.

Mir schien es nach meinem Aufenthalte in Paris gradezu unbegreiflich

und nur aus dem Hasse der Parteien erklärlich, welche der Kaiser besiegt hatte, wenn man ihn für unbedeutend hielt. Ich schrieb damals eine kurze Charakteristik Napoleons, die ich auch heute noch für richtig halte, und in der ich das so sehr verbreitete, ungünstige Urtheil über seine Begabung geradezu eine Albernheit nannte:

„Ein kurzes Gespräch reicht hin, diese Ansicht zu nehmen. Nicht daß er suchte über einen Gegenstand sofort prägnante Worte auszusprechen, aber jede interessante Seite desselben, die berührt wird, ruft auf seinem sonst unbeweglichen Gesichte eine Veränderung hervor, welche das lebhafte Interesse zeigt, das in ihm rege wird. Er äußert sich dann natürlich und verständig, mitunter geistreich, immer ohne Phrase und Declamation.“

Richtig dagegen ist es, daß er eine sehr langsame Art zu denken hatte und daß man leicht den Eindruck empfing, als wüßte er nur schwer zu begreifen. Er war sehr gebildet, aber seine positiven Kenntnisse schienen das gewöhnliche Maß nirgends zu überschreiten; nur im Militairfache wurde ihm eine bedeutendere Einsicht mit Recht nachgerühmt, aber das Militairische war ihm keine Sache angeborener Vorliebe. Er zeigte sich den Truppen gegenüber, die nach dem Orient bestimmt waren, von auffallender Gleichgültigkeit.

Was seine Charaktereigenschaften betraf, so schien mir im Allgemeinen begründet zu sein, was von seiner Verschlossenheit und seinem Mißtrauen behauptet wurde. Er konnte aber, wenn er wollte, auch so offen und wohlwollend sein, daß ich eine ihm nahestehende Person völlig zu verstehen vermochte, welche von ihm sagte: C'est un homme qui ne ment jamais. — So auffallend diese Meinung sein mochte, so glaubte ich sie doch nur theilweise einschränken zu sollen.

So bestimmt sich Louis Napoleon von seinem Oheim darin unterschied, daß der Letztere die positive Lüge als ein nothwendiges Regierungsmittel erklärt hatte, so wenig schloß die Wahrhaftigkeit des Neffen eine mit Ueberraschungen und absichtlichen Inconsequenzen auftretende Politik aus.

Ich schließe hier mit den Worten, wie ich sie damals zur Charakteristik Napoleons III. niedergeschrieben habe: „In der Ausführung seiner Entwürfe zeigt der Kaiser zugleich Ruhe, Sicherheit und Consequenz und daneben einen persönlichen Muth, worin er nach dem, was mir über sein Benehmen am 2. December glaubhaft erzählt worden ist, seinen Onkel weit übertrifft. Seine Festigkeit erscheint als Folge genauer Berechnung. Er hat die große Eigenschaft, sich nicht für unfehlbar zu halten. Irrthümer, auf die man ihn aufmerksam macht, gesteht er bereitwillig ein. Von Selbstüberhebung findet sich keine Spur, ebensowenig tritt Eitelkeit an ihm hervor. Er hat, wie es scheint, Neigung zum Genuß, er fühlt sich offenbar im Genuß befriedigt. — Er drückte

mir in significanter Weise seinen Wunsch nach einem heiteren Stillleben, wie es zu Ludwigs XV. Zeit geführt wurde, aus. — So weit ich habe bemerken können, ist er in den gewöhnlichen Genüssen mäßig."

„Die liebenswürdige Kaiserin scheint er aufrichtig und mit einfacher Herzlichkeit zu lieben. Zu der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten soll sich ein unauslöschliches Gedächtniß für Beleidigungen gesellen."

„Diese Züge, die der Natur der Sache nach wesentlich nur günstige Seiten hervorheben, mögen dazu dienen, dem Ungünstigen, was die Geschichte liefert, eine Beschränkung zu geben. Jedenfalls ist der Kaiser ein außerordentlich organisirter Mensch. Das verkannt zu haben, ist der Fehler und zugleich das Unglück seiner Gegner in Frankreich und auf den Thronen gewesen. Er hegt unzweifelhaft große Entwürfe; wenn er zunächst als ein Vertheidiger der europäischen Freiheit auftritt, so wird sie vielleicht noch einmal gegen ihn vertheidigt werden müssen. Für Deutschland kann er viel gefährlicher werden, als es sein Onkel war."

Es war am 11. März, als ich mich von dem Kaiser mit der Ueberzeugung verabschiedete, daß unsere Beziehungen nicht besser hätten angeknüpft werden können.

Die Kaiserin übergab mir einige sehr geschmackvolle Geschenke für die Herzogin und Napoleon entließ mich mit den wärmsten Grüßen für meinen Oheim, an den er zugleich einen herzlichen Dankbrief für meinen Besuch geschrieben hatte. — Charakteristisch war seine Aeußerung in Bezug auf meinen Bruder: „Empfehlen Sie mich Ihrem Bruder, dessen große Eigenschaften ich zu würdigen weiß und von dem ich glaube, daß er, gleich Ihnen, freundschaftliche Gesinnungen für mich persönlich hegt. Ich würde erfreut sein, mit ihm einstmals so sprechen zu können, wie mit Ihnen: „Mais la mer est eutre nous."

Zweites Capitel.

In Wien und Berlin.

Als ich am 12. März von Paris nach Brüssel zurückgekehrt war, fand ich meinen Onkel von den Erfolgen meines Besuches in den Tuilerien außerordentlich befriedigt; dennoch aber fühlte er sich in seiner Ueberzeugung, daß man sich mit dem Kaiser Nikolaus nicht verfeinden dürfe, eher noch mehr befestigt, als früher. Das offene Hervortreten Napoleons mit seinen Antipathien gegen die Verträge von 1815 war ihm sehr bedenklich und widerwärtig. Und so war es leicht erklärlich, daß die Russenfreunde in ganz Europa zu verbreiten wußten, mein Onkel sei ganz im Gegensatze zu meinem politischen Verhalten im tiefsten Innern ein richtiger Russophile und jedenfalls ein wahrer Freund des Friedens.

Insbesondere war die Fürstin Lieven, die berühmteste Agentin für Rußlands Interesse, unermüdlich, nach England und Paris hin zu versichern, daß mein Oheim weit entfernt sei, mit seinem politisirenden Neffen übereinzustimmen. Auch von meinem Bruder behaupteten damals dieselben Leute, der russische Kaiser habe zahlreiche Briefe von ihm in Händen, welche seine Hinneigung zur Sache Rußlands deutlich zeigten. — Albert bemerkte mir hierüber: „Meine Correspondenz mit dem Kaiser Nikolaus hat sich auf Geburtsanzeigen meiner Kinder beschränkt, dürfte also ebenso uninteressant als ungefährlich sein."

Alle diese Umtriebe bewiesen jedoch, welche Bedeutung man russischerseits den von mir angeknüpften Beziehungen zum Kaiser der Franzosen beilegte. Man hatte überdies erfahren, daß ein Theil der deutschen Presse in dem Lager meiner litterarischen Freunde, von deren Verein und Thätigkeit an einer späteren Stelle berichtet werden soll, seine Instructionen holte und erhielt. Da über meine Pariser Reise in den Zeitungen fast mehr, als erwünscht, zu lesen war, so hielt man sich für überzeugt, daß den russischen Uebergriffen in Deutschland eine geschlossene Partei entgegenarbeite und denselben auf Schritt und Tritt zu wehren bereit sei.

Mein Bruder war von meinem Auftreten in Paris gleichfalls befriedigt und schrieb mir am 22. März den folgenden erfreulichen Brief:

„Ich habe Deine flüchtigen Zeilen von Brüssel nicht beantwortet, bis ich das Memorandum gelesen hätte, welches Du Onkel Leopold zur weiteren Mittheilung an uns gegeben hattest. Gestern ist es mir erst zugekommen und ich beeile mich meine Freude über die Art und Weise auszudrücken, mit der Du die verschiedenen Fragen mit dem Kaiser behandelt hast und über die Klarheit, mit der das aperçu dieser interessanten Unterhaltungen verfaßt ist. Ich stimme mit jedem Worte überein, welches Du ihm gesagt hast und finde in seinen Antworten ganz die Gedanken und den Geist wieder, die wir bis jetzt Ursache gehabt haben, ihm beizulegen. Für Deutschland — wenn es seine Schuldigkeit thun wollte oder dürfte, kann es in dieser schweren Krise gar keine glücklichere Combination geben, als die intime Allianz Frankreichs mit uns. Preußens Verhalten . . . . wird noch den Fluch auf das arme Vaterland herabziehen. . . . .“

„Daß Preußen nicht im Kriege sich zuerst vorschieben lassen darf oder vorgeschoben werden sollte, verstehe ich vollkommen, auch würde es dem Westen ziemlich einerlei sein, wann es in den Kampf eintreten würde, wenn derselbe nur über Absichten, Festigkeit und Consequenz der preußischen Regierung Gewißheit hätte. — Das Geschwätz, Preußen sei bei der Frage nicht interessirt, ist zum Davonlaufen. Preußen hat ein viel directeres Interesse an der Frage, als England oder Frankreich. Sie ist für Deutschland eine Lebensfrage, während sie für uns ganz secundärer Art ist, denn an der ganzen langen, langen Linie der preußischen und österreichischen Grenze drückt der russische Coloß, während wir gar keine Berührung mit ihm haben, außer der der Indignation, welche seine unglaublichen Rechtsverletzungen auf allen Theilen des Continents hier erregen. — Ich schicke Dir die eben veröffentlichten geheimen Akten. — (Kaiser Nikolaus und Hamilton Seymour.) — Wem beim Lesen und Zusammenhalten derselben mit dem, was seither geschehen, nicht die Augen aufgehen, ist von Gott mit Blindheit geschlagen und er will ihn verderben. — Daß in Deutschland noch klar sehende Leute existiren, beweist die Broschüre: Rußland, Deutschland und die östliche Frage, von Gustav Diezel in Stuttgart herausgegeben. Sie ist ein Meisterstück.“

„Unsere Kriegspräparationen gehen vorwärts und zweimal so schnell, als die französischen. Die Flotte in der Ostsee wird ausgezeichnet schön, wenn nicht etwas zu schwer für das seichte Meer. Die 25,000 Mann für Constantinopel sind organisirt, 10,000 davon schon in Malta angekommen, die Artillerie abgegangen und die Cavallerie wird durch Frankreich gehen und auf des Kaisers Wunsch durch Paris marschiren!! Wer hätte sich so etwas vor einem Jahre denken können.“

„Ich begreife die preußischen Kammern nicht, die ihr Schicksal mit dumpfem Schweigen hinnehmen. Doch nun lebe wohl. — Ich schicke diesen Brief nach Berlin; solltest Du schon fort sein, so wird er Dir nach Coburg nachgeschickt."

In der That war ich gleich nach der Rückkehr von Brüssel schon am 19. März nach Berlin gegangen, um dem Könige über meinen Aufenthalt bei L. Napoleon persönlich Bericht zu erstatten. Er empfing mich mit dem Ausrufe: „Sie haben sich als ein anderer Daniel in die Löwengrube gewagt." — Er fand nicht Worte genug, um meine Unternehmung als eine glückliche und höchst verdienstliche zu preisen. Er sei sehr froh, daß das Eis zwischen Napoleon und den alten Familien endlich gebrochen worden sei und man nun persönliche Anknüpfungspunkte habe, um mit dem Kaiser der Franzosen freundschaftlich verkehren zu können.

In Bezug auf meine Haltung in der Frage über die Stellung Preußens wurde ich vom Könige besonders deshalb gelobt, weil ich die Gründe für die Zurückhaltung Preußens so richtig und wirksam zu bezeichnen gewußt hätte. Es war dem Könige wie ein Stein vom Herzen gefallen, als er von mir und ebenso nachher von dem Fürsten von Hohenzollern erfuhr, daß Napoleon zunächst nicht allzusehr auf das preußische Kabinet drücken und dessen Entschlüsse ruhig und vertrauensvoll abwarten wollte. Leider zog der König aus dieser Gewißheit nur die Consequenz, daß er seine schwer verständliche Politik ruhig werde fortführen können. Er war höchst vergnügt, Zeit gewonnen zu haben, um rasch wieder einige Händedrücke mit dem Kaiser Nikolaus wechseln zu können. Ueberall gewahrte man die Unschlüssigkeit des preußischen Cabinets.

Unter den Männern, welche mir die volle Einsicht in diese Lage der Dinge eröffneten, habe ich besonders Alexanders von Humboldt zu gedenken, dessen Hinneigung zu dem westmächtlichen Europa einigen Herren am preußischen Hofe ganz besonders unbequem war und den sie daher damals gern zur Zielscheibe ihres Spottes machten. Humboldt ließ sich aber nicht vertreiben und setzte mit größtem Gleichmuth seine oft sehr einschneidenden Reden gegen den Koloß mit den thönernen Füßen fort.

Bei einem Diner in Sanssouci schien dieser kleine Hofkrieg, der unter den Augen und zum größten Ergötzen des Königs geführt zu werden pflegte, seinen Höhepunkt zu erreichen. Man vermochte wirklich nicht ohne Heiterkeit zu bemerken, wie zwei uralte Herren, jeder in seiner Art eine einzige Erscheinung, wie General von Wrangel und Herr von Humboldt einander zu provociren suchten. So rühmte der erstere die Leutseligkeit des Königs, mit welcher er im vorigen Herbste die ostpreußischen Landwehrleute in Sanssouci höchst persönlich umhergeführt, auch die Pagodenköpfe in Bewegung gesetzt und jede Art

Spielzeug ihnen vorgezeigt hätte; nur eines hätte er vergessen. Das größte Curiosum in Sanssouci wäre doch der Weltweise gewesen, welcher aber von Sr. Majestät nicht gezeigt worden sei, wobei der alte General Alexander von Humboldt mit vertraulicher Ironie auf die Schulter klopfte. Der Letztere machte gute Miene und stimmte in das Gelächter herzlich mit ein.

Man schien überhaupt die Situation in Berlin bei Weitem nicht so schwer und bedenklich zu finden, als im ganzen übrigen Europa, und die Russenfreunde sahen mit einer Art von Mitleid noch immer auf die politischen Dilettanten herab, welche die guten alten Traditionen Preußens bekämpften. Nur die Königin schien die Dinge ernsthafter zu nehmen und zeigte mir weniger Freundlichkeit als sonst. So weit sie überhaupt sich äußerte, hatte sie nur Worte des Mißtrauens gegen Napoleon und sein Liebäugeln mit dem deutschen Liberalismus.

Als ich mich von dem Könige zu verabschieden kam, geschah das Unerwartete, daß die Königin bei meiner Audienz zugegen war und wie mit Absicht das Gespräch bei den gleichgiltigsten Dingen zu halten suchte. Der König fand daher keine Gelegenheit von Politik zu sprechen. Daß ich mich unter diesen Umständen für genügend orientirt ansehen konnte, wird man begreiflich finden; und ich darf sagen, daß die Ueberraschungen, welche der König in den nächsten Wochen der Welt bereitete, auf mich nicht eben allzu lebhaften Eindruck machten.

Wenn die directe Antwort, welche Louis Napoleon dem Könige in Folge der Mission des Fürsten von Hohenzollern ertheilt hatte, im Ganzen voll Rücksicht, Aufmerksamkeit und Geduld war, so will ich dies nicht gerade als ein Resultat meiner geschilderten Unterredungen mit dem Kaiser hinstellen, aber sicher darf man behaupten, daß der Kaiser der Franzosen in jenem Augenblicke in England die aufrichtigste Zustimmung gefunden hätte, wenn er die volle Ladung seines Zornes gegen das preußische Cabinet gerichtet hätte.

Bekanntlich hatte die gleichzeitige Mission des Generals von der Gröben in England sehr große Erbitterung hervorgerufen und der letztere war von dort mit viel schlechteren Erfahrungen zurückgekommen, als der Fürst von Hohenzollern aus Paris. Der von jenem mitgebrachte Brief der Königin an König Friedrich Wilhelm IV., der mit voller Billigung des englischen Cabinets geschrieben worden war, hatte in der Deutlichkeit der Sprache fast verblüffend auf die Kreise der Diplomatie wirken müssen. Es dürften selten stärkere Worte von der Königin Victoria unterzeichnet worden sein, als jene, mit welchen sie die Friedensmahnung Preußens abgewiesen hatte. An den scharfen Spitzen des Stils war die Feder meines Bruders leicht erkenntlich: „Ew. Majestät fordern mich auf, mit Friedensliebe zu prüfen und der kaiserlichen Ehre jetzt eine Brücke zu bauen ..... Alle Erfindungsgabe und Baukunst der Diplo-

matie, wie des guten Willens, sind in den letzten neun Monaten an diesem Brückenbau nutzlos verschwendet worden. Die Projets des Notes des Conventions, des Protocols etc. sind zu Dutzenden aus den Kanzleien der verschiedenen Mächte hervorgegangen, und man könnte die Tinte, die daran verschwendet worden, ein zweites schwarzes Meer nennen. Aber Alles ist an dem Eigensinn Ihres Herrn Schwagers gescheitert. Wenn mir nun Ew. Majestät anzeigen, daß Sie jetzt in voller Neutralität verharren wollen und sich eben auf Ihr Volk berufen, so verstehe ich Sie nicht. Wohl würde ich diese Sprache verstehen, hörte ich sie von den Königen von Hannover oder Sachsen. Ich habe aber bis jetzt Preußen als eine der fünf Großmächte angesehen"*) u. s. w., u. s. w.

Während sich der König von den Westmächten immer weiter entfernt hatte, pflegte er wenigstens ein besseres Einverständniß mit Oesterreich, so gut als möglich, um nicht ganz isolirt zu werden. Die Zwecke, welche in dieser Richtung verfolgt wurden, traten jedoch niemals klar zu Tage. Nicht ohne allen Grund bezeichnete es die Kreuzzeitungspartei als die Absicht des preußischen Cabinets, durch ein engeres Allianzverhältniß mit Oesterreich dieses von voreiligen Schritten gegen Rußland abzuhalten, und die Vermittler, welche der König mit Vorliebe in seinen Verhandlungen mit Kaiser Franz Joseph gebrauchte, waren allerdings Männer von der Farbe des Obersten von Manteuffel und des Generals von Gerlach.

So kam zwischen Oesterreich und Preußen der Abschluß des Protokolls vom 9. April zu Stande, auf welchem der Vertrag vom 20. d. M. beruhte. In demselben garantirten sich die beiden deutschen Mächte ihre Gebiete und setzten militairische Maßregeln für den Fall fest, wenn die eine oder die andere Macht in der Vertheidigung ihrer Interessen angegriffen würde, oder wenn die Russen die Donaufürstenthümer dauernd besetzt hielten, oder den Balkan überschreiten würden.

Eine irgendwie aggressive Tendenz gegen Rußland zeigte der österreichisch-preußische Aprilvertrag wahrlich nicht und ich habe nicht finden können, daß man in Wien im Begriffe gewesen wäre, demselben eine sehr weitgehende Auslegung zu geben. Trotzdem geberdete man sich in Petersburg natürlich äußerst ungehalten über den preußischen Schwager und dieser suchte durch kleine Gefälligkeiten und große Entschlüsse den Kaiser Nikolaus stets von Neuem zu versöhnen.

*) Der Brief, welcher damals sorgfältig geheim gehalten worden war, weil man fürchtete, er könnte durch die deutsche Presse leicht bekannt werden, ist jetzt im Leben des Pr. A. III 45 ff. abgedruckt.

Zu den ersteren durfte in diesem Augenblicke die spröde Behandlung des englischen Gesandtschaftspersonals am Hofe und andererseits die besondere Auszeichnung von Personen gerechnet werden, welche Kaiser Nikolaus nach Berlin geschickt hatte. Außerdem durfte sich die reactionäre Presse jeder Freiheit gegen die französische und englische Regierung und auch gegen alle jene deutschen Fürsten bedienen, die im Verdacht standen, Feinde Rußlands zu sein. Da ich, wie ich noch später zeigen will, damals mit meinem Schwager in Karlsruhe über die deutschen Angelegenheiten in eine eingreifende Correspondenz getreten war, so hatten sich gewisse in alle Geheimnisse eindringende scharfe Augen naturgemäß auf uns Beide am schärfsten gerichtet.

Unter den ernsteren Schritten dagegen, welche Friedrich Wilhelm IV. zur Befriedigung des Kaisers Nikolaus unternommen hatte, waren drei von besonderer Wichtigkeit. Die Enthebung des Herrn v. Bunsen von seinem Gesandtschaftsposten in London, die Entlassung des Generals von Bonin als Minister des Krieges, und der beklagenswerthe Bruch des Königs mit seinem Bruder und Thronfolger, dem gesinnungstreuen Prinzen von Preußen. Jedes dieser Ereignisse hatte im großen Publikum, sowie in den engsten Kreisen der Diplomatie sehr viel Erstaunen und die mannigfaltigsten Erörterungen, aber auch sehr viele falsche Urtheile hervorgerufen. Ich war ziemlich gut über alle diese Ereignisse unterrichtet und kann heute vielleicht einiges dazu beitragen, manches Erzählte richtig zu stellen.

In Betreff Bunsens hatte mein Bruder einen sehr ausführlichen Brief an Stockmar geschrieben, der erst kürzlich in öffentlichen Blättern abgedruckt worden und sehr umständlich ist.*) Ohne Zweifel war der Ursprung des Zerwürfnisses in der Abfassung einer Denkschrift zu suchen, in welcher Bunsen eine Theilung Rußlands ins Auge gefaßt hatte. Der König ertheilte seinem geliebten Ritter einen Urlaub, den dieser nicht annahm, indem er eine Untersuchung verlangte. Da diese nicht vollständig gewährt wurde, nahm Bunsen seine Entlassung und erzürnte den König so sehr, daß er jede Verwendung und Vermittlung, selbst diejenige des Prinzen von Preußen auf das Bestimmteste zurückwies.

Indessen waren die Fehler Bunsens allen Politikern in England so sehr bekannt, daß man keineswegs glauben darf, der Abgang desselben sei übermäßig bedauert worden; und bei dem Briefe, welchen mein Bruder an Stockmar schrieb, muß man wohl im Auge behalten, daß der letztere, nicht aber der erstere der Freund Bunsens gewesen ist. Mir selbst hatte Prinz Albert die Sache etwas nüchterner dargestellt, und da sein Brief vom 2. Mai sich zugleich in

*) Vergl. National-Zeitung vom 7. Januar 1882.

allgemeiner Weise über die Lage verbreitet, so dürfte er hier seinem größten Theile nach passend eingeschaltet werden:

.... „Die Allianz mit Napoleon ist, glaube ich, sincère und fest, die Nationaleifersüchteleien, wenigstens auf unserer Seite, schweigen. Doch giebt es eine russische Partei in Paris, von der hier keine Spur zu finden ist. Morny soll russischer Agent sein und Persigny den Hals zu brechen beabsichtigen. Er ist eben in Brüssel bei der Fürstin Lieven, wo Brunnow, Kisseleff und Creptowitsch ihren unheimlichen Hexentanz um den brauenden Kessel aufführen. Onkel Leopold ...... wird beständig mit der ehrenvollen Aussicht, einst noch als Vermittler Europa große Dienste leisten zu können, befriedigt. Ihm schadet dies, mich schwächt es hier, wir predigen und — ich fürchte — beleidigen sogar."

..... „Schweden wäre leicht zur Action gegen Rußland zu gewinnen, doch muß Alles von der Politik Oesterreichs abhängen. Dies Land hält in dieser Frage die Wagschale. Wir haben keine Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein. Wir sind noch kein Mal in dieser Verwicklung von Oesterreich angelogen worden, haben auch nichts von ihm verlangt. Doch seine Interessen müssen es drängen, die Russen aus den Fürstenthümern zu werfen. Daß wir zuerst engagirt sein sollen, begreifen wir, daß dort gewünscht wird. Wir bauen nicht auf die österreichische Politik, sondern nehmen unsere Maßregeln von ihr unabhängig, doch ist alle Ursache da, zu erwarten, daß Oesterreich später gegen Rußland thätig auftreten wird. Der österreichisch-preußische Vertrag ist noch für uns ein Geheimniß. Da Preußen dabei betheiligt ist, so müssen wir annehmen, daß er à la Dreikönigsbündniß .... steckt. Wir vertrauen aber wiederum der Macht der Umstände. Eine diplomatische Action auf Preußen ausüben zu wollen, halten wir für leeres Strohdreschen..... Bunsens Sturz ist Dir bekannt."

„Ich theile übrigens vollkommen Deine Ansicht, daß es für alle Theile am besten so ist. Bunsen ist das vollkommenste Gegentheil von einem Diplomaten; seine besten Eigenschaften sind für diesen Stand seine gefährlichsten. Besonders seine unglaubliche Productivität und Phantasie. In 1848 habe ich wenigstens fünf vollständige Constitutionen für Deutschland mit eben sovielen für Preußen von ihm ausgearbeitet bis in's kleinste Detail gesehen, von der eine jede von ganz verschiedenen Principien ausging. Seine Eroberung und Theilung Rußlands war ein ähnliches Product. Ich habe ihn sogleich vorgenommen — als ich es zu sehen bekam — in Betreff der Ernestinischen Linie und Polens und ihn gefragt: Sehen Sie denn nicht, wie das uns Alle compromittiren und was für Schaden uns diese patriotische Phantasie thun kann? — „Ach, das ist wahr, ist mir sehr leid, daran habe ich gar nicht ge-

dacht," war die Antwort. — Bunsen selbst wird weit glücklicher außerhalb der Diplomatie sein; ..... daß er mir oft und sogar sehr geschadet hat, weiß ich recht gut."

Ich hatte auch meinerseits den Abgang Bunsens nicht allzusehr bedauert, aber Friedrich Wilhelms IV. Erregung über das Verhalten des ihm so genau bekannten und vertrauten Mannes war doch kaum in diesem Maße zu erwarten. „Sein Ritter sei ja rein toll geworden," wiederholte er immer von neuem und wenn er diese Entdeckung eben nur machte, nachdem sich derselbe an der Heiligkeit von Rußland vergriffen hatte, so durfte sein Sturz, so gut wie derjenige des Kriegsministers von Bonin, doch wohl unzweifelhaft als eine große Rücksicht und Freundschaft für Rußland aufgefaßt werden.

Was noch besonders den Kriegsminister anbelangte, so war die Maßregel gegen ihn um so überraschender, als sich Herr von Bonin gerade in jenem Augenblicke strenge auf der Linie der Manteuffelschen Politik gehalten und sich mit seinem Ministerpräsidenten in die vollkommenste Harmonie gesetzt hatte. Allein Manteuffel hatte eine bessere Vergangenheit und war dem Kaiser Nikolaus willkommener als Bonin, dessen ganzes Verhalten in den letzten Jahren den Widerspruch gegen Rußlands Politik zu bedeuten schien. Dieser Unterschied bewirkte, daß der Eine blieb, der Andere schied.

Vom Standpunkte der Militairangelegenheiten war die Entlassung eines so ausgezeichneten Organisators, wie Bonin, unendlich zu bedauern. Dieser Umstand und die außerordentliche Werthschätzung, deren sich General von Bonin in den Kreisen der Armee zu erfreuen hatte, sind es ohne Zweifel gewesen, was den Prinzen von Preußen selbst wohl in erster Linie zu der energischen Sprache gegen den König bestimmt haben mag, wie er sie bis zu jenem Augenblicke bei so mancher sonstigen Meinungsdifferenz doch niemals gefunden hatte. Mir lagen in Bezug auf diese Ereignisse Mittheilungen eines sehr gut unterrichteten Freundes aus Berlin vor, welche auch hier von einigem Interesse sein dürften.

Mein Correspondent gibt erst ein gutes Stimmungsbild aus gewissen Kreisen der Residenz, wenn er sagt: „Ew. Hoheit, welche den Muth gehabt haben, auf ein echtes und gesundes Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland hinzuweisen, werden jetzt in gewissen Hofgesprächen, denen jedenfalls ein Ohr geliehen wird, als der „geheime Chef der gothaischen Partei in Deutschland" bezeichnet. Ew. Hoheit Reise nach Paris gilt hier einmal in den pietistisch-russischen Parteien und Hoflagern für den Anfangs- und Krystallisationspunkt, auf dem die liberale Partei in Deutschland sich von Neuem in ihren französischen Sympathien, deren man sie von jeher bezüchtigte, gesammelt und

begründet habe! Diese Verdächtigung, die plötzlich einen weitgreifenden und complicirten Begriff des Gothaismus unter Ew. Hoheit Fahne zurechtgemacht, könnte für ein müssiges Wortspiel unserer moskowitischen Mucker angesehen werden, wenn man nicht dabei die Absicht hätte, der Partei, die gegen Rußland auftritt, ihre nationale Bedeutung zu entreißen."

Nachdem mein Freund des Weitern mittheilt, wie der preußisch-österreichische Vertrag von der Kreuzzeitungspartei zu Gunsten Rußlands gewendet werden will, fährt er fort:

„Diesem mit allen Mitteln fechtenden Parteitreiben ist es bereits gelungen, den Kriegsminister von Bonin, der im Kabinet bisher in Gemeinschaft mit Herrn von Manteuffel den Kreuzzeitungsmännern das Gleichgewicht zu halten strebte, zu einem Aufgeben seiner Stellung zu veranlassen und an sein Portefeuille den dieser Partei sehr vertrauten und ergebenen Grafen Waldersee zu bringen. Der König soll seine Einwilligung nur nach längerem Widerstreben und in einer nicht gerade heiteren Laune gegeben haben."

„Herr von Bonin war ein principieller Gegner der russischen Politik. Er würde mit den militairischen Aufstellungen, die im Sinne des preußisch-österreichischen Vertrags liegen können, einen unbedingten Ernst gemacht haben. Die politische Position des Herrn v. Manteuffel, wenn man sein gegenwärtiges Verweilen an der Spitze des Kabinets noch so nennen will, ist durch den Austritt des Herrn v. Bonin einer wesentlichen, persönlichen Stütze beraubt worden."

„Man weiß aber kaum zu sagen, ob der preußische Premier noch solcher Stützen bedarf, denn seine Stellung kann jetzt nach der Lage der Dinge immer nur entweder eine unhaltbar verlorene oder eine unhaltbar gewonnene sein und die Männer, welche bisher noch ihre Hoffnungen auf ihn setzten, müssen jetzt fast das Letztere befürchten. Herr v. Manteuffel, der durch seine der Kreuzzeitungspartei gänzlich ergebene Gemahlin schon immer mit seiner Hälfte auf dem Boden dieser Partei gestanden, hat sich jetzt vollkommen mit der Aufgabe einverstanden erklärt, ihr die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Seine Genüsse sind dabei nicht die angenehmsten, denn er klagt, daß er schon seit längerer Zeit nicht mehr sein Essen verdaue, weil seine Conferenzen bei Sr. Majestät jetzt gewöhnlich nach dem Mittagstische angesetzt werden."

An einem der nächsten Tage berichtete derselbe Correspondent noch folgende genaueren Umstände über die Entlassung Bonins und die Theilnahme des Prinzen von Preußen an diesem Ereigniß:

„Der Brief, welchen der Prinz unmittelbar nach der Entlassung des trefflichen Bonin an den König geschrieben, war nicht nur in bei weitem stärkeren Ausdrücken abgefaßt, als bekannt geworden, sondern enthielt auch Erklärungen

und Lossagungen, die den König nach Aeußerungen, die darüber in seiner nächsten Nähe gefallen sind, hätten veranlassen sollen, den Prinzen auf eine Festung zu schicken."

„Wenn der König gerade in diesem Moment eine seltene und kaum noch von ihm bewiesene Mäßigung gezeigt, so war dies am allerwenigsten ein Verdienst der sein Ohr besitzenden Partei, die es an Hetzereien aller Art nicht fehlen läßt, um den Bruch zwischen dem Könige und dem Prinzen zu einem unheilbaren und eclatanten zu machen. — . . . . Der . . . . . sich bewegende Einfluß des Prinzen Karl, der dem Prinzen von Preußen schon seit dem Jahre 1848 Schritt für Schritt entgegengetreten, scheint gerade in dem letzten Conflict wieder wirksamer hervorgegriffen zu haben."

„Aber diesmal war es die gute Grundnatur des Königs, durch welche er sowohl über sich selbst, wie über die ihn umgebende und drängende Partei einen merkwürdigen Sieg davontrug. Er erklärte, daß der von dem Prinzen empfangene Brief ein solcher sei, den man nicht sogleich beantworten dürfe und über den er die Entscheidung auf 24 Stunden vertagen wolle! Nach Ablauf dieser Zeit setzte Se. Majestät ein eigenhändiges Rückschreiben an den Prinzen auf, worin von allen in dem Absagebriefe des Prinzen enthaltenen Motiven und Erklärungen gänzlich abgesehen und ihm nur eröffnet wurde, daß ihm der König zu seiner Erholung einen vierwöchentlichen Urlaub für Baden-Baden bewillige, aber um so bestimmter darauf rechne, daß der Prinz am 6. Juni wieder vor ihm erscheinen werde, weil der König ein lebhaftes Bedürfniß in sich empfinde, diesmal in inniger Gemeinschaft mit seinem Bruder am 7. Juni den Todestag ihres Vaters, des hochseligen Königs, zu begehen! Mein Gewährsmann, den ich als einen sehr nahestehenden Freund des Prinzen bezeichnen darf, fügt hinzu, daß der Prinz, dem inzwischen schon mehrere Ausdrücke seines Briefes leid geworden waren, von dieser Wendung sehr gerührt und bewegt worden sei."

In einem weitern Schreiben heißt es:

„Die Entlassung des Kriegsministers von Bonin war nicht bloß ein persönliches Zugeständniß des Königs, sondern Folge einer directen Aufforderung des Petersburger Cabinets. — Dieser mir nachträglich bekannt gewordene Umstand mag es rechtfertigen, wenn ich heute nochmals auf diesen Gegenstand zurückkomme. Der König ließ Herrn v. Manteuffel rufen und zeigte ihm an, welche Veranlassung eingetreten sei, um das Ausscheiden Bonins aus dem Cabinete zu bewirken. Manteuffel erwidert, daß die Befehle Sr. Majestät sofort ausgeführt werden sollen und entfernt sich, um die betreffende Cabinetsordre aufzusetzen."

„Am anderen Tage hat Herr v. Bonin Vortrag beim König, bei dessen

Schluß dieser bemerkt: „Ich kann Ihnen nur meinen unbedingten Beifall zu erkennen geben, wie ich auch Allem, was Sie für Ihr Departement gethan, meine vollste Anerkennung aussprechen muß. — Aber doch habe ich Ihnen zugleich zu sagen, daß die Ehe, welche bisher zwischen uns bestanden, gelöst werden muß und daß ich Ihnen eine andere Bestimmung an einem entfernteren Divisionsort geben werde.“ Herr v. Bonin verneigt sich. Als er sich in das Vorzimmer hinausbegeben, tritt ihm Graf Dohna, jetzt der eigentliche Chef der russisch-preußischen Partei entgegen und übergibt ihm die bereits ausgefertigte Cabinetsordre des Königs, die Herrn von Bonin nach Neiße versetzt. Dies ist ein Garnisonsort, wo der bisherige Kriegsminister zugleich unter dem Befehl des Herrn v. L., eines vollkommen russificirten preußischen Militairs und persönlichen Lieblings des Czaren stehen wird.“

„Graf Dohna knüpfte ein Gespräch mit Bonin an, worin er ihm vorwirft, daß er im Begriffe gewesen sei, durch seine russenfeindlichen Elemente ein Schisma in der preußischen Armee hervorzubringen, worauf Bonin entgegnet, daß es weit mit der preußischen Armee gekommen sein müßte, wenn sie über ihre Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu Rußland sich spalten könnte. In diesem Augenblicke schickt der König, der die sehr laut gewordenen Stimmen der beiden Herren vernommen, seinen dienstthuenden Kammerherrn hinaus und läßt Herrn von Bonin noch für denselben Mittag zur Tafel befehlen. An der Tafel des Königs erhält Bonin seinen Platz neben dem russischen Gesandten Herrn von Budberg und auf der anderen Seite einen russenfreundlichen General, auf dessen Pensionirung Bonin vor Kurzem hingewirkt hatte ......“

„Frau von Bonin stellte neulich in einem Salon an Herrn von Manteuffel die Frage, wie er seinen besten Freund habe preisgeben können, worauf dieser erwiderte: Se. Majestät hat vollkommene Freiheit, nach Seinem Wunsch und Bedarf die Minister zu behalten und zu entlassen.“

Die hier eben geschilderten Ereignisse wurden mir von Bonin der Hauptsache nach bestätigt, als mich derselbe wenige Tage nach seiner Enthebung in Coburg besuchte. Man konnte in der That in sehr angesehenen Kreisen der Residenz so wie ganz Preußens eine tiefgehende Bewegung nicht verkennen und schon wurde von vielen Seiten die Frage aufgeworfen, ob es nicht zeitgemäß wäre, zur Bildung einer unter der Führung des Prinzen von Preußen stehenden Partei zu schreiten. Man nannte mancherlei Männer, welche bereit seien, zu einer scharfen Opposition überzugehen, wie Graf Pourtalès, Bethmann-Hollweg, Graf v. der Goltz und a. m.

Ich hatte vorlängst Beziehungen zu diesem Kreise von Politikern angeknüpft, hatte aber nicht die Meinung, daß sich der Prinz von Preußen an die Spitze irgend einer Partei stellen könnte oder würde.

Gleich auf die erste Nachricht von der Entfernung des Prinzen von Berlin hatte ich mich an ihn selbst mit einem Briefe gewendet, dessen Concept mir leider verloren ging, in welchem ich mich aber dankbar für des Prinzen energisches Auftreten aussprach. — Seine außerordentlich freundliche und für sein Wesen so sehr bezeichnende Antwort vom 19. Mai aus Baden lautete folgendermaßen:

„Deine freundlichen Zeilen vom 16. d. M. sind mir ein recht theurer Beweis Deiner theilnehmenden Freundschaft gewesen. Nicht minder waren es die früheren interessanten Mittheilungen, von denen die einen von hier kamen — (von deren Kenntniß ich jedoch hier nichts verlauten ließ). Der Ueberbringer jener Piecen, S. wird Dir geschrieben haben, daß ich im Begriff war, Dir zu antworten — da trat die Katastrophe ein, die mich hierher führte, so daß ich noch keine Muße fand, Dir zu schreiben."

„Wenn ich durch mein momentanes Entferntsein von Berlin weder den König zwingen wollte, Bonin zu behalten, noch meine politischen Ansichten befolgen zu sollen — da Er Herr ist, nach gehörtem Gutachten Seine Befehle zu ertheilen und die Wege anzugeben, die Er gehen will, — so konnte Er doch von mir nicht verlangen, daß ich meine vor der Welt offen daliegenden politischen Ueberzeugungen aufgeben solle, um Ihm behilflich zu sein, auf einen anderen Weg überzugehen. Um also mit mir selbst und vor der Welt nicht inconsequent zu werden, hielt ich es für rathsam, dem Könige durch meine Entfernung bei zu fassenden Beschlüssen nicht ferner im Wege zu stehen und der Welt zu zeigen, daß ich als erster Unterthan auch der Erste sein werde, der den Befehlen des Königs gehorsam sein wird, aber nicht im Stande bin, ihm bei einer politischen Schwenkung zu helfen, die gegen meine Ueberzeugung läuft."

„Ein dauerndes Schisma darf zwischen dem König und mir nicht stattfinden, daher gehe ich mit meiner Familie zu meiner silbernen Hochzeit am 11. Juni nach Berlin, wodurch der Familienfrieden hoffentlich hergestellt ist. Indessen ich bleibe nur 5—6 Tage dort und werde von nun an den politischen Verhandlungen keinen Theil mehr nehmen, es sei denn, daß die Schwenkung nach Osten nicht reussirt. Die Welt hat bereits erkannt, was meine momentane Entfernung zu sagen hat; sie wird durch mein ferneres Benehmen sehen, daß ich mit dem König Frieden halten muß, mich nicht mit seiner intentionirten Politik identificiren kann, wenn ich ihm auch gehorchen muß."

„Unter welchem Lichte ich Alvenslebens Mission nach Wien betrachte, brauche ich Dir nicht zu sagen. Billigte ich sie, so wäre ich in Berlin und nicht in Baden! Wie Preußen vor der Welt bestehen soll mit solchen politischen Schwankungen, vermag ich noch nicht abzusehen. Das Bündniß vom 20. April

war mein Ziel, auf welches ich fest hinsteuerte und zu dessen Gelingen ich auf Befehl hilfreiche Hand leistete. Und jetzt sollte ich dieselbe hilfreiche Hand leihen, um es zu zerstören? Dies kann Niemand von mir verlangen."

„Der Beitritt ganz Deutschlands zu diesem Bündniß ist das Einzige, was den Frieden rascher und unter anderen Umständen zurückzuführen im Stande ist — vielleicht selbst ohne Blutvergießen Seitens der Deutschen. Zögert aber Deutschland aus Kriegsangst, dem Bündniß beizutreten, dann ist das Schisma in Deutschland auf lange hin wieder ausgesät und wird die Beute des Auslandes von Osten und Westen werden! Hier finde ich die Disposition vortrefflich. Aber wie wird eine Einigung in Bamberg möglich werden, wenn Alvenslebens Mission nach dieser Stadt hinwirkt. So wird Preußen der Störenfried in Deutschland werden, statt dessen Hort und Leiter zu sein."

„Der Erlaß des Kaisers von Oesterreich bei Gelegenheit der enormen Rekrutirung ist außerordentlich bezeichnend und schön; so kann man sprechen, wenn man consequent handelt!!"

„Bei Deinen Verhandlungen in Wien beachte ja Eines, nämlich, daß man auf Basis der Wiener Conferenz stricte stehen bleibt und der Chimäre de la rectification de la carte de l'Europe nicht nachjagt, sondern die Westmächte darin zügelt."

„Ich schreibe Deinem Bruder heute schon zum zweiten Male. Meine Frau dankt bestens für Dein Andenken und empfiehlt sich Dir, sie ist sehr betrübt."

Dein treuer Freund
Wilhelm.

Zwei Punkte in dem voranstehenden Schreiben werden einer näheren Erklärung bedürfen. Was die Sendung des Grafen Alvensleben nach Wien betraf, so stand dieselbe in unmittelbarer Beziehung zu den Rückwärtsbewegungen des Königs im Anfang Mai.

Er verlangte von Oesterreich eine Frist in Bezug auf die Forderung, daß die Russen die Donaufürstenthümer räumen sollten. Ohne Zweifel war er von dem Kaiser Nikolaus schon unterrichtet, daß dieser beabsichtige, dasselbe von selbst zu thun, sobald die Westmächte entschlossen wären, ihn direct anzugreifen. Seine und des Czaren Hoffnungen beruhten damals auf der Annahme, daß die Franzosen, wenn sie den Krieg in das Innere von Rußland tragen sollten, bei der natürlichen Beschränktheit ihrer Mittel ein zweites Moskau erleben müßten. Alles kam daher darauf an, Oesterreich so lange wie möglich von jeder Sommation abzuhalten. Diesen Zweck sollte Alvensleben in Wien durch die Mittheilung erreichen, daß der König von Preußen erst noch dem Kaiser Nikolaus persönlich Vorstellungen machen wolle.

Die andere in dem Briefe des Prinzen von Preußen erwähnte und mich unmittelbar berührende Angelegenheit hatte ihre besondere Geschichte und wird hier einen größeren Raum in Anspruch nehmen. Die österreichische Regierung konnte nicht verkennen, daß der Zeitpunkt nicht mehr lange hinaus zu schieben war, wo die Allianzfrage auch am Bunde zur Verhandlung kommen mußte. Man traute mir in den Wiener Hof- und Regierungskreisen einen gewissen Einfluß, wie auf eine Anzahl von Fürsten, so auch auf die öffentliche Meinung in Deutschland zu.

Ich hatte meinerseits seit meiner Rückkehr von Paris die selbstverständliche Aufgabe, auch in Wien Anknüpfungspunkte zu finden, um sowohl meine Beobachtungen als auch meine Tendenzen an maßgebender Stelle zur Geltung zu bringen. Als mir der Prinz von Preußen schrieb, wußte er bereits, daß ich diesem erstrebten Ziele sehr nahe stand, und er gab mir deshalb in dem eben mitgetheilten Schreiben den verständlichen und wohlgemeinten Rathschlag in Bezug auf die wünschenswerthe Zügelung der französischen Absichten.

Es war mir indessen doch nicht leicht geworden in Wien eine bereitwillige Aufnahme zu finden und ich mußte langsam und vorsichtig zu Werke gehen. Ich hatte unmittelbar nach meiner Rückkehr von Paris die erfreuliche Kunde erhalten, daß man im auswärtigen Amte zu Wien meine Reise gut aufgenommen habe.

Ich instruirte daher meinen dortigen Geschäftsträger Baron Borsch, dem Grafen Buol persönlich zu erkennen zu geben, wie sehr ich dessen Würdigung meiner Verhandlungen in Paris und überhaupt die gesunde dem Westen zugeneigte Politik Oesterreichs zu schätzen wisse und daß ich auch in Berlin in demselben Sinne zu wirken nicht unterließe.

Graf Buol nahm diese Mittheilungen dankbar auf und bat, von dem Instructionsschreiben an meinen Gesandten Sr. Majestät dem Kaiser persönlich Rapport erstatten zu dürfen. Als Herr v. Borsch unmittelbar darauf die Absicht erkennen ließ, sich nach Gotha zu begeben, machte ihm Graf Buol eine umständliche Erklärung über die Ziele und Wege der österreichischen Politik und bedauerte die russenfreundliche Haltung der meisten süd- und mitteldeutschen Regierungen, wodurch jede Einigkeit am Bundestage verhindert werde. In dieser Beziehung lege man nun, äußerte sich Graf Buol, besonderen Werth auf die von mir vertretenen Anschauungen, weil ich der einzige Bundesfürst wäre, der in derselben Richtung bisher frisch vorangegangen wäre und überhaupt gehandelt hätte.

Auch berichtete von Borsch, daß man mich in Wien als ein Haupt der deutschen Partei betrachte, mir großen Einfluß auf die Presse zuschreibe, wünsche,

daß ich mit dem österreichischen Cabinet Hand in Hand gehe, und auch Einfluß auf den Regenten von Baden, meinen Schwager, nehme.

Es war keine Zeit zu verlieren diese günstige Lage zu benutzen. Ich verfaßte daher ein Memorandum für den Kaiser von Oesterreich und gab es nebst einem persönlichen Schreiben an Höchstdenselben dem Herrn von Borsch, der inzwischen nach Gotha gekommen war, mit nach Wien.

Derselbe schrieb mir in einem Bericht vom 4. und 5. April, „daß der Minister meine Mittheilungen mit großem Danke und mit dem Versprechen unmittelbarer Ueberreichung an den Kaiser entgegengenommen hätte." Von der Lage selbst machte von Borsch die folgende Schilderung:

„Graf Buol erkundigte sich angelegentlich um höchst dero Aufenthalt in Paris und Berlin und ging auf dieselbe Politik gleich über, welche er schon neulich mir entwickelte und worüber ich bereits unterthänige Meldung machte. Er begann eben wieder damit, wie vom Anfang her ein Festhalten an den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes und der Ehrlichkeit die Grundlage seiner Politik gewesen sei, daß auf diese einfache Grundlage hin die große Nachgiebigkeit gegen Rußland stets verwerflich gewesen wäre, daß das Einverständniß mit den Westmächten ein sehr natürliches war und daß es die höchste Zeit sei, Deutschland zu einer compacten Masse dem Auslande gegenüber zusammenzuhalten. Mit 70 Millionen habe man nicht nothwendig, sich vom Auslande in der Politik etwas dictiren zu lassen, um so weniger, wenn man das reine Gewissen habe, nach allen Seiten hin seine Pflicht gethan zu haben."

„Im Besonderen zeigte der Minister sich der Hoffnung hingegeben, daß mit Preußen eine Einigung erzielt werden werde. General Heß sei bei seinen Unterhandlungen in Berlin auf dem politischen Felde und es sei von dessen Eifer, Sachkenntniß und der Autorität, welche er in Berlin besitze, sehr guter Erfolg zu erwarten. Mit Minister von Manteuffel ließe sich immer sehr gut sprechen — Graf Thun mache es sehr geschickt, sich nach und nach mit den russischen Herren auf den gehörigen Fuß zu stellen. Der russische Einfluß von Wien her, welcher entgegenstehe, werde nicht allmächtig sein."

„Auf meine Bemerkung, daß es noch zahlreiche Stimmen gebe, welche verkünden, daß Oesterreich zuletzt die Westmächte mystificirt haben werde, erklärte Graf Buol, daß dies mit den Grundsätzen der Ehrlichkeit nicht übereinstimmen würde. Immer wieder kehrte Graf Buol darauf zurück, daß die Einigung Deutschlands zu einer compacten Masse von 70 Millionen die Würde und die großen Interessen des deutschen Vaterlandes allein nach allen Seiten hin vertreten könne, um es selbständig zu machen. Aus diesem schien hervorzugehen, daß Oesterreich die Neutralität im Verein mit dem übrigen Deutschland unter gewissen Bedingungen nicht aufgeben würde. Diese Bedingungen

dürften vorzüglich darin bestehen, daß Rußland von nun an sich nur defensiv verhalten werde."

„Es ist nicht die Rede von dem Uebergange eines österreichischen Corps über die Donau und nach Serbien. Man betrachtet hier die Bewegung Rußlands über die Donau, wenn sie nicht weiter geht, als rein defensiver Natur. Oesterreichische Offiziere, welche jüngst die Armee Omer Pascha's gesehen haben, schildern dieselbe als nicht tüchtig und nicht verläßlich. Es wird daher immer eine Rücksicht Rußlands für Oesterreich sein, wenn ersteres in defensiver Stellung verharrt und so die Entscheidung auf die Zeit verlegt sein wird, wo die Westmächte zum Angriffe auf Rußland schreiten. Baron Bourqueney verlangt nicht, daß Oesterreich sich um der Westmächte willen jetzt in einen Krieg einlasse und scheint im Ganzen die Haltung Oesterreichs vorwurfsfrei zu finden."

Indessen dürfte man keineswegs meinen, daß im April 1854 am Wiener Hofe nicht ebenfalls eine starke russische Strömung vorhanden gewesen wäre. Nicht nur bei den Gesandten der deutschen Mittelstaaten, sondern auch bei dem hohen Adel der Residenz fand der russische Gesandte die allerbeste Unterstützung. Man erzählte, daß Herr von Meyendorf längst seine Abberufung, welche bereits beschlossen gewesen sei, überreicht hätte, wenn er in Wien nicht durch die zahlreichen Freunde von Rußland so gut bedient worden wäre. Graf Buol selbst beklagte sich über die mittelstaatlichen deutschen Gesandten und pflegte zu sagen, es sei unmöglich, ihnen eine Mittheilung zu machen, denn hätte er ihnen etwas zu sagen, so sei es besser, es gleich direct bei dem russischen Gesandten anzubringen.

Mein eigener Geschäftsträger litt außerordentlich unter dieser Bewegung der Parteien; man ließ es ihn reichlich in seiner gesellschaftlichen Stellung entgelten, daß er der Vertreter des „radicalen Herzogs" war. Nichts bezeichnet die damaligen diplomatischen Verwickelungen mit Rußland mehr und stärker, als der Umstand, daß die große Frage in allen deutschen Staaten fast wie eine innere Angelegenheit betrachtet worden ist, und man muß sich dieses Umstandes recht deutlich erinnern, wenn man sich von der Natur und dem Charakter der damaligen politischen Gegensätze einen richtigen Begriff machen will. Europa hat seit jenen Tagen mehrfach die orientalische Frage wieder auftauchen sehen und verhandelt, ohne daß die inneren Parteien der Staaten, schließlich selbst die Masse des Volkes von dieser äußeren Angelegenheit so völlig ergriffen gewesen wäre, wie im Jahre 1854.

In den Zeiten des Kaisers Nikolaus nämlich gesellte sich zu der diplomatischen Verwickelung eine Stimmung, welche sich an den Kampf zwischen Freiheit und Reaction der früheren Jahre aufs Innigste anschloß. So war es

möglich, daß nach dem Urtheile mancher Kreise in Wien meine antirussischen Ansichten ohne weiteres mit der verhaßten Revolution der kaum vergangenen Jahre nur in einer consequenten Verbindung gestanden haben sollten. Herr v. Borsch war durch diese bedenkliche Combination selbst so erschreckt und fast gedemüthigt, daß er mir das sonderbare Geständniß machte, er müsse, „da die Wuth gegen ihn noch im Steigen und über seine Reise nach Gotha die abenteuerlichsten Dinge erzählt würden, bei denen auch sein gnädigster Herr gar übel wegkomme," sich ganz zurückziehen. „Ich lasse, fügte er hinzu, mich nirgends mehr sehen, um nicht zu Intriguen aufzureizen und hoffe, daß die Zukunft, ich meine der Kaiser und mein gnädigster Souverän dafür sorgen werden, daß ich wieder zu Ehren komme."

Wenn es mir nun auch bald gelang, den durch diese Lage der Dinge aufgeregten Herrn von Borsch zu beruhigen, so war doch keinen Augenblick zu verkennen, daß auch in Wien eine Art von Löwengrube meiner zu harren schien, falls es mir gelang, meinen geplanten Besuch daselbst zur Ausführung zu bringen. Ich erwartete mit höchster Spannung eine Nachricht über den Eindruck, welchen mein Memorandum auf Se. Majestät den Kaiser hervorgebracht haben mochte.

Der Zeitpunkt für den unmittelbar persönlichen und von mir so sehr gewünschten Verkehr schien in jenem Augenblicke allerdings nicht ganz günstig. Schon im Anfange des Monats hatte Graf Buol nach Mittheilung des Herrn von Borsch zufälliger Weise wenig Gelegenheit den Kaiser zu sprechen; es dauerte einige Tage, bis er meine Denkschrift überreichen konnte. Am 24. April wurde das glänzende Vermählungsfest mit der schönen baierischen Prinzessin, welche sich der junge Kaiser aus reinster Neigung erwählt hatte, gefeiert.

Um so erfreulicher und als ein günstiges Omen erschien es mir unter diesen Umständen, daß der Brief, mit welchem Se. Majestät mich beehrte, das Datum des 25. April trug:

„Durchlauchtigster Herzog!

„Mit Vergnügen erfülle ich die angenehme Pflicht, Eurer Hoheit für die Mir in so verbindlicher Weise gemachte Mittheilung Meinen aufrichtigen Dank zu erstatten."

„Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes hat das Schreiben Eurer Hoheit und das beigefügte Memorandum Meine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen. Ew. Hoheit sind nicht nur als Beobachter der Zeitgeschichte in der günstigsten Lage, sondern Ihre Verbindungen gewähren Ihnen auch den Vortheil, die Ueberzeugungen fruchtbar machen zu können, die Sie auf Ihrem so freien Standpunkte sich aneignen. Einen neuen Beweis davon haben Ew.

Hoheit durch die Einwirkungen gegeben, die Sie in Paris und Berlin in einem kritischen Zeitpunkte ausübten."

„Um so schätzbarer mußte Mir Eurer Hoheit Schreiben sein, in welchem Sie so bezeichnend darauf hinweisen, wie sehr die Neuheit der jetzigen politischen Lage alle Freunde der monarchischen Sache und der gesetzlichen Ordnung zu erneuten Anstrengungen auffordert. Die deutschen Verhältnisse insbesondere liegen Mir in dieser Krisis unendlich am Herzen."

„Im engsten Bunde mit Preußen handeln, vereint mit dieser Macht Mich der einträchtigen und kräftigen Haltung aller deutschen Regierungen versichern, das leider so vielfach gestörte politische Gemeingefühl in Deutschland von Neuem befestigen, das Auftreten des Bundes in seiner Gesammtheit mit Würde und Ansehen umgeben, dies sind die Zwecke, die Ich auf das Eifrigste erstrebe und für deren Erreichung Ich zum Heile von ganz Deutschland durch die letzten Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen eine sichere und feste Grundlage gewonnen zu haben hoffe."

„Jederzeit werden Eure Hoheit Mich bereit finden, Ihre Ansichten mit demselben Vergnügen entgegenzunehmen. Diejenigen, die Sie Mir zu erkennen gegeben haben, gewähren Mir eine erfreuliche Bürgschaft für die Art und Weise, wie Sie auch fernerhin die Gunst Ihrer Verhältnisse zu benutzen wissen werden."

„Empfangen Eure Hoheit die Versicherung aufrichtiger Hochschätzung, womit ich verbleibe

Eurer Hoheit freundwilliger

Wien 25. April 1854. Franz Joseph."

Dem durchlauchtigen Herrn
Ernst August, Herzog zu Sachsen-Coburg-Gotha,
Unserm lieben Oheim und Herzog.

Sehr beachtenswerth erschien in dem Briefe des Kaisers von Oesterreich die wiederholte Betonung der deutschen Angelegenheiten, deren Vertretung ja auch nach den Erklärungen des Ministers Grafen Buol das Hauptziel der Politik des Kaiserstaates sein wollte und sollte. Indessen war in Wien selbst noch keineswegs eine Klärung der Verhältnisse eingetreten. Ein Theil der Aristokratie gab zwar, nachdem des Kaisers Anschauungen bestimmter hervorgetreten und die Aprilverträge mit Preußen abgeschlossen waren, die Opposition gegen die westmächtliche Richtung auf, und mein Geschäftsträger theilte mir mit, daß in den fürstlichen Cirkeln die Russenfreundschaft nicht mehr so wie früher gepredigt würde; allein eine Anzahl von Generälen hielt sich stramm an die letzte Waffenbrüderschaft mit der russischen Armee, und das vielsagende mili-

tairische Kleeblatt Radetzky, Jellacic und Windischgrätz dämpfte auch jetzt noch nicht den Ton seiner Befürchtungen gegenüber den revolutionären Ideen des westlichen Europa.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten des Kaisers verursachten ein Zusammenströmen aller hohen Offiziere in der Residenz und es war gar nicht ohne einen gewissen Einfluß auf die politische Lage, als der alte Radetzky um die Mitte April erschien und in sehr lauter Weise gegen den Grafen Buol declamirte und mit Herrn von Meyendorf, dem russischen Gesandten, möglichst demonstrativ verkehrte. Selbst die feiner gebildeten Offiziere, wie Schönhals, Wimpfen u. a. erklärten sich warm für die russische Sache und der Einzige, welcher eine große Ausnahme in dem Concert der militairischen Russenfreunde bildete, blieb der Feldmarschall Heß.

Mit unendlicher Geschicklichkeit wußten die Russen ihrerseits den ihnen so sehr geneigten Geist zu fördern und zu vermehren. Zur Hochzeit des Kaisers sendete der Czar den General-Lieutenant von Grünwald, welcher in Wien außerordentlich gut bekannt und auch in den Hofkreisen beliebt war. Um das Verhältniß etwas poetischer auszugestalten, erzählte man sich, daß dem ergrauten Soldaten, da er von der Audienz des Kaisers herauskam, die schweren Thränen über die Wangen gelaufen seien. Wie ich den General kannte, erschien mir diese Erzählung durchaus glaubwürdig und sehr erklärlich.

Wie sehr bei dem Getriebe der österreichischen Politik Alles und Jedes in Schwanken und Unsicherheit gekommen war, erkannte man am besten daraus, daß jegliches Ereigniß seine Auslegung nach beiden Seiten hin zu finden vermochte. Als die Russen die kleine Wallachei räumten, geschah es nach Meinung der Einen, um Oesterreichs Freundschaft zu erhalten, und nach Ansicht der Anderen, um sich gegen Oesterreichs Angriff vorzubereiten. Jede Truppenbewegung der österreichischen Armee erhielt ihren doppelten Commentar, und man fand Autoritäten für die eine und die andere Auffassung. Das einzige Ereigniß, welches den Russenfreunden das Concept zu verderben schien, war die Anwesenheit des Herzogs von Cambridge, welcher bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in nicht unauffälliger Weise ausgezeichnet worden war. Ebenso freundlich war der Herzog von Braunschweig vom Kaiser empfangen worden und hatte seinerseits auch nichts versäumt, um den Kaiser in seinen westmächtlichen Sympathien zu stärken. Man sprach bei Hofe davon, daß der Erzherzog Max Ferdinand demnächst den Besuch des Herzogs von Cambridge in England erwidern werde.

Inzwischen meldete mir Herr von Borsch am 7. Mai, daß er ein Schreiben des Grafen Buol erhalten habe, in welchem dieser mittheilte, daß der Kaiser meinen Besuch in Wien bis zum 1. Juni erwarte, wo Se. Majestät eine Reise

mit seiner Gemahlin nach Prag anzutreten beabsichtige. Um für meinen Aufenthalt in der österreichischen Residenz noch vollständiger vorbereitet zu sein, hatte ich mancherlei Nachrichten von Paris und Berlin zu erwarten, und so vergingen erst noch vierzehn Tage, ehe ich nach einer langwierigen Donaureise über Regensburg, Passau und Greinburg in Wien einzutreffen vermochte.

Mein Geschäftsträger hatte mich jeden Tag gemahnt, meine Ankunft nicht länger zu verzögern, da, wie er sagte, der Moment ein so wichtiger und meine Anwesenheit bedeutungsvoll werden könnte. „Oesterreich", so versicherten demselben wohlunterrichtete Gewährsmänner, „sei im Begriffe den letzten Faden der Beziehungen zu Rußland abzuschneiden und die Befehle seien ertheilt, die siebenbürgischen und galizischen Armeecorps marschfertig zu machen."

Ich erinnerte mich indessen der alten Lieder von der österreichischen Landwehr aus den Freiheitskriegen und erwartete zuversichtlich noch vor der Action zurechtzukommen, und dies um so mehr, als man in diesem Augenblicke in dem siedenden Kessel der Wiener Diplomatie viel mehr damit beschäftigt zu sein schien, die Beute zu theilen, als zu erobern.

Eine nicht uninteressante Mittheilung machte mir Herr von Borsch noch vor meinem Eintreffen über die weitgehenden Pläne, die in manchen österreichischen Kreisen so zu sagen unmittelbar neben den entgegengesetztesten Ideen sich geltend machten. „Man habe", versicherte mein Geschäftsträger, „auch meinen Namen mit mancherlei Länderaustheilungen in Verbindung gebracht, welche im Orient erfolgen sollten. Entgegen den Abmachungen der Wiener Conferenzen, zweifelt man hier plötzlich nicht nur an der Erhaltung und Integrität der Türkei, sondern man beginnt gleich eine neue Karte des östlichen Europa aufzustellen."

„Oesterreich könne verlangen, daß die Donaufürstenthümer alsdann von ganz unabhängigen, nur unter dem Schutze der sämmtlichen Großmächte stehenden Fürsten beherrscht werden, wodurch alle für Handel und Freiheit der Flüsse und Meere laut gewordenen Wünsche allein zu befriedigen wären. Oesterreich kann verlangen, daß, so lange als die Westmächte im Süden der Türkei festen Fuß fassen, es im Norden sich festsetzen dürfe. Durch die Occupation von Bosnien und der Herzegowina würde Oesterreich Dalmatien kräftigen und für dasselbe ein Hinterland erwerben, welches seine Monarchie abrunden, die Land- und Seemacht desselben verstärken müßte und zwar in einem annähernden Grade wie Frankreich und England durch die Occupation jener herrlichen Länder des Südens."

Ebenso wurde in den Wiener Kreisen die griechische Frage bereits vielfach ventilirt, und da man die Unhaltbarkeit des Königs Otto voraussetzte, so glaubte mich Herr v. Borsch versichern zu können, „daß man ernstlich daran dächte, mir die Krone zuzuwenden, welche mein königlicher Oheim abgelehnt hatte."

„Eure Hoheit geruhen," fährt der Berichterstatter fort, „daraus zu erkennen, wie die öffentliche Aufmerksamkeit auf Sie gerichtet ist. Es besteht aber noch eine andere politische Conjunctur, welche sich lebhaft mit Ew. Hoheit beschäftigt. Man glaubt, England und Frankreich sehen die Möglichkeit vor sich, ein polnisches Reich wieder herzustellen als die beste Vormauer gegen Rußland. Ist Oesterreich geneigt, sich im Süden entschädigen zu lassen, so würde bald auch hier es sich darum handeln, eine Dynastie zur Regierung zu berufen und auch hier wäre eine Branche des sächsischen Fürstenhauses, welches dort einst regierte, mit den besten Chancen versehen."

So wenig mir diese Pläne, Conjecturen und Erörterungen, welche alle im Laufe der nächsten Jahrzehnte mehr oder weniger eine praktische Bedeutung erhalten sollten, im damaligen Momente einen Eindruck zu machen vermochten, so interessant war es mir doch zu wissen, daß man in den Kreisen der Wiener Diplomatie den Napoleonischen Ideen von großen Staatsveränderungen nicht so absolut feindlich gegenüber stand. Es war immerhin merkwürdig genug, daß selbst die conservativeren Kreise in Oesterreich vor Gesprächen nicht zurückzuschrecken schienen, welche durch Napoleonische Organe, wie der Siècle, oder durch die Projectenmacherei des Herrn von Bunsen jetzt soeben in Gang gebracht worden waren.

Hielten sich Discussionen dieser Art nur in den Vorzimmern der regierenden Herren oder waren auch die entscheidenden Personen im Begriffe, ihrer staatenbildenden Phantasie freien Lauf zu lassen? Gewiß mußte ich darüber baldige Aufklärung erhalten.

Es war mir, sowie zwei Jahre zuvor, sehr angenehm, bei meiner Ankunft in Wien in dem mir so lange schon bekannten Hotel zum goldenen Lamm absteigen zu können, wo ich in größter Bequemlichkeit und Freiheit mich bewegen und mit den verschiedensten Persönlichkeiten verkehren konnte. Der Kaiser hatte mit seiner jungen Gemahlin seinen Aufenthalt meistens in Laxenburg genommen und dorthin war ich auch von Sr. Majestät zur ersten Audienz befohlen worden.

Das eingreifende Gespräch, welches ich hier mit dem Kaiser führen durfte, erfuhr noch am selben Tage beim Diner und in den nächsten Tagen bei ziemlich häufigen Zusammenkünften eine Reihe von Fortsetzungen und Ergänzungen, so daß ich in meinen damaligen Aufzeichnungen nicht nöthig fand, mich streng an die Chronologie alles Einzelnen zu halten, was mit dem Kaiser verhandelt wurde.

Ich fand den Kaiser, seit ich ihn zuletzt gesehen hatte, außerordentlich vortheilhaft verändert; er war viel kräftiger geworden, in seinen Bewegungen freier

und bestimmter. Trotz der trüben Lage der Dinge und des Frostes der Situation war an dem jugendlich frischen Monarchen eine gewisse freudige Anregung zu erkennen und die Gründung seines häuslichen Glückes schien in wohlthätigster Weise auf sein Gemüth gewirkt zu haben. Ich bestärkte mich im Verkehr mit ihm immermehr in der Ueberzeugung, daß er ein hervorragendes Regierungstalent besitze und eine große Bedeutung für den alten Habsburger Staat erlangen werde. Eine leidenschaftslose und ruhige Betrachtung der Dinge schien sich bei Sr. Majestät mit Festigkeit und Entschiedenheit in der Ausführung der gefaßten Entschlüsse zu verbinden. Er war besonders in der letzteren Beziehung seit zwei Jahren innerlich gewachsen und auf der vollen Höhe seines Machtbewußtseins angelangt.

So frisch und frei er indessen in die Discussion der Dinge einzutreten pflegte, so bestimmt schien er sich gewisse Grenzen gesetzt zu haben, über die hinaus er persönlich nicht leicht gehen mochte. In Bezug auf alle Details und bestimmten Entscheidungen pflegte er auf seine Minister zu verweisen. In dieser Methode der Behandlung der Gegenstände zeigte sich eine Tradition alt-österreichischer Regierungskunst mit natürlicher und persönlicher Klugheit eng verschwistert.

Mit ungewöhnlicher Herzlichkeit war mir der Kaiser bei meinem ersten Empfange entgegengekommen, und freundlich dankte er mir zunächst für die Bereitwilligkeit, mit welcher ich seinem Wunsche, hier zu erscheinen, entsprochen hätte. Er verbreitete sich in gut gewählten Worten über die Nothwendigkeit eines intimeren Verkehrs jener Personen, welche den großen Verhältnissen nahe ständen und insbesondere der deutschen Fürsten unter einander.

Indem ich sofort zu bemerken Gelegenheit nahm, daß die gegenwärtige angsterfüllte Zeit diesen Gedanken der engsten Allianz der deutschen Fürsten besonders nahe legen müsse, hatte ich das Gespräch unmittelbar auf die Politik des Tages gebracht.

Der Kaiser sprach sich ungezwungen über Rußland aus. „Bei der außerordentlichen Verehrung," sagte er, „die ich für den Kaiser Nikolaus hege, ist es mir ein Bedürfniß, zur Ehre des Czars die Voraussetzung zu machen, daß er zu den vielen falschen und fast unwürdigen Schritten von einer mächtigen Partei und von falschen Rathgebern getrieben worden sei." — „Nichts", fuhr er dann fort, „ist mir schmerzlicher gewesen, als der Gedanke, gegen Rußland Krieg führen zu sollen; aber die Russen hatten es doch ersichtlich nicht anders gewollt."

Als ich bei einer anderen Gelegenheit einmal davon sprach, daß die russische Diplomatie eine ungemeine Thätigkeit an den deutschen Höfen entfalte, erwiederte der Kaiser: „Ja wohl, erst haben sie es mit uns Großen versucht,

jetzt versuchen sie es mit den Kleinen." Er war ganz genau von den Umtrieben russischer Emissäre in den slavischen Ländern Oesterreichs unterrichtet und der Gedanke, daß dieselben Russen, welche ihm geholfen hatten, eben noch die ungarische Revolution zu bekämpfen, sofort anfingen, mit den Mißvergnügten zu liebäugeln, schien den Kaiser bis ins Innerste verletzt zu haben. Auch waren ihm Aeußerungen von russischen Generälen und Staatsmännern über Oesterreich, die Armee und über die Familie selbst bekannt geworden, welche seine Stimmung, augenblicklich wenigstens, zu einer sehr ansehnlichen Russenfeindlichkeit steigerten. Für meine Auffassung der ganzen europäischen Lage konnte nicht leicht ein günstigerer Boden gedacht werden.

Der Kaiser ging in diesen Dingen so offen mit der Sprache heraus, daß er es mehrmals und bei verschiedenen Gelegenheiten sehr bedauerte, daß in Berlin und in Wien eine so ausgebreitete russische Partei existire. „Es geht uns da," sagte er, „in Oesterreich durchaus nicht besser, als in Berlin." „Es existirten," so meinte er lächelnd, „auch in Wien zahlreiche Kreise dieser Art, aber hier wüßten dieselben schon, wie wenig „das Raisonniren" Einfluß auf ihn (den Kaiser) nehmen werde."

Bei der vollen Klarheit seiner Stimmung und seiner Entschlüsse war indessen der Kaiser, wie natürlich, durch die Haltung Preußens beengt und beängstigt. Gleich in einer der ersten Unterredungen sagte der Kaiser mehr scherzend: Man könne doch nicht leugnen, daß „sie" in Berlin doch sehr sonderbare Sachen machten, indessen, fügte er tröstend hinzu: „Den Vertrag werden sie doch nicht brechen können."

Was ihn am meisten zu beunruhigen schien, war der Gedanke, daß er in der großen Action gegen Rußland gerade im Beginn allein stehen werde, mit einer offenen Flanke und einem dem Feinde befreundeten Alliirten. Er sagte, daß eine große Gefahr auch darin liege, daß die russische Partei den König verführen könnte, unangemessene Schritte gegen Frankreich zu thun und daß auf der anderen Seite dann der Kaiser Napoleon zu Folgerungen gereizt werden würde.

Ich erwiderte, daß ich diese Gefahr nicht zu erkennen vermöchte: Der König von Preußen weiche so lange wie möglich vor dem Kriege zurück und werde am allerwenigsten unter den jetzigen Umständen geneigt sein, Frankreich zu reizen. Andererseits kenne Napoleon die Berliner Verhältnisse ganz genau, und bei meinem Besuche in Paris hätte ich es mir zur Aufgabe gestellt, gerade in dieser Beziehung ihn zu beruhigen. Höchst charakteristisch war die Aeußerung des Kaisers: „daß er sich allerdings im Wesen der Sache vollständig auf Preußen verlassen könne; er wünschte", sagte er, „viele so gute Oesterreicher in seiner Monarchie zu haben, wie König Friedrich Wilhelm wäre".

Was Louis Napoleon betraf, so war es mir nicht leicht gemacht, die persönliche Ansicht des Kaisers von Oesterreich deutlich zu erkennen und es bedurfte einiger Zeit, um von dem Letzteren auch in dieser Beziehung bestimmtere Aeußerungen zu vernehmen.

Der Kaiser zeigte sich allemal sehr dankbar und voll Interesse für meine Erzählungen und Mittheilungen über den französischen Hof, aber da die Ansichten seiner Umgebung sehr getheilt zu sein schienen, so war für mich eine gewisse Vorsicht in Bezug auf die mir von Napoleon ausdrücklich mitgetheilten Wünsche nothwendig.

Erst als der Kaiser von Oesterreich mir einmal versichert hatte, daß es ihn außerordentlich freue, bei mir eine günstigere Meinung von Louis Napoleon zu finden, als man sonst zu hören gewohnt wäre, glaubte ich die Gelegenheit gekommen, um den weitergehenden Ideen des französischen Kaisers Ausdruck zu geben. „Ich habe stets die Ansicht gehegt, daß Napoleon es ehrlich meine," sagte der Kaiser, „ich bin überzeugt, daß man sich auf ihn verlassen kann, und es ist mir außerordentlich lieb, meine gute Meinung durch Ihre Mittheilungen bestätigt zu finden."

Unter diesen Umständen glaubte ich nicht länger säumen zu dürfen, dem Kaiser die Napoleonischen Ideen für eine künftige Rectification der europäischen Karte als etwas darzustellen, was allerdings eine actuelle Bedeutung bekommen dürfte. Ich konnte um so unbefangener von diesen Dingen sprechen, als ich meinerseits in keinerlei Weise dabei interessirt war und auch voraussetzen konnte, daß mich der Kaiser nun hinreichend kennen gelernt hatte, um zu wissen, wie wenig Veranlassung ich zu all' den Gerüchten und Combinationen gegeben, welche meinen Namen in Verbindung mit allerlei Staatsprojecten gebracht hatten.

Im Allgemeinen schien Kaiser Franz Joseph von den französischen Projecten eine ohngefähre Kenntniß zu besitzen, allein er legte den Verlautbarungen des Siècle und anderer Blätter anscheinend wenig Werth bei. Ich glaubte diese Ansicht in Bezug auf die großen Umgestaltungen, von denen die Rede war, auch bestätigen zu sollen, ohne deshalb den vollen Ernst von zwei Punkten verheimlichen zu können, von denen Napoleon den Wunsch hegte, daß der Kaiser von Oesterreich sie in Betracht ziehen möchte.

Daß der Krieg in eine große Friedensconferenz auslaufen sollte, welche dem Wiener Congreß wenigstens formal seine völkerrechtliche Basis entziehen würde, war ein Gedanke, welchen Napoleon mit größter Offenheit besprochen wünschte, und aus seinen Hoffnungen auf eine territoriale Entschädigung für Frankreich, welches den Krieg für die schönen Augen des Sultans allein nicht führen mochte, sollte kein Geheimniß gemacht werden.

Ich konnte in Bezug auf den letzten Punkt versichern, daß mir jede persönliche Meinung um so mehr ganz fern liege, als man in England auf die sogenannte Uneigennützigkeit den größten Werth gelegt habe und insbesondere mein Bruder diesen Gesichtspunkt ganz fanatisch aufrecht halte; aber ich mußte doch bemerklich machen, daß sich Napoleon in einer gewissen Klemme gegenüber dem französischen Volke befinde, welches gar keine Freude an einem so völlig nutzlosen orientalischen Kriege habe und haben könne.

Da der Kaiser mir gestattete, zu sagen, ob und was Napoleon — von allen Phantasien der Zukunft abgesehen — denn eigentlich Reelles wolle, so gab ich ein Resumé jener Gespräche, welche derselbe mit mir über die Entwickelung Oesterreichs im Osten gehabt hatte. Ich sagte, daß Napoleon eine Erwerbung der Donaufürstenthümer für Oesterreich als etwas ganz Selbstverständliches betrachte, daß er aber auch in Bezug auf Serbien der österreichischen Regierung ebenso freie Hand lasse, wie er von Bosnien überzeugt wäre, daß die Besitznahme desselben von Seite des österreichischen Kaiserstaates doch nur eine Frage der Zeit wäre.

Obwohl der Kaiser den Einwand erhob, daß alle diese Länder keine Ertragsfähigkeit hätten und dem Staate mehr kosten als nützen würden, so lehnte er doch nicht das Gespräch geradezu ab, und ich konnte erwidern, daß Napoleon den Glauben habe, Mailand wäre für Oesterreich eine noch viel größere Schwierigkeit, als jene östlichen Provinzen, und es sei ja doch nicht zu erwarten, daß Italien jemals beruhigt werden könne.

Der Kaiser schien über diese Mittheilung sehr unruhig zu werden und wies jeden Gedanken einer Abtretung italienischer Gebiete auf das Allerentschiedenste zurück. Ich gewann in jenem Augenblick die feste Ueberzeugung, daß alle Napoleonischen Erwartungen, durch Uebereinkünfte, Verhandlungen und Compensationen zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, rein chimärisch waren, und konnte dies dem Kaiser der Franzosen auch nachher nicht verhehlen. Es hatte die Wirkung, daß sich Napoleon noch eine Zeitlang mit dem Gedanken tröstete, daß die Verhältnisse stärker sein würden und daß Oesterreich, wenn es erst in die Kriegsaction eingetreten wäre, auch die Consequenzen einer solchen erfahren würde. Dann aber, als die Theilnahme Oesterreichs am Kriege gegen Rußland ebenfalls, wie sich zeigen wird, thatenlos verlief, erkaltete sein Interesse am orientalischen Kriege mit steigender Geschwindigkeit.

Kaiser Franz Joseph hatte mich in Bezug auf alle Details der politischen und militairischen Operationen an den Grafen Buol und den Feldmarschall Heß gewiesen und ich verkehrte sehr viel mit den beiden Männern, welche mir mit größtem Vertrauen entgegenkamen.

Das Verhältniß, welches sich zwischen mir und dem Grafen Buol entwickelte, war von dieser Zeit an ein höchst eigenthümliches. Je mehr der vorsichtige Diplomat durch mein Auftreten in Wien anfangs erschreckt war, desto vertrauensvoller war er nachher in der Correspondenz, die er mit mir anknüpfte. Graf Buol war ein charaktervoller, verläßlicher Mann, von sehr conservativer und nüchterner Gesinnung, ohne alle persönlichen Prätensionen, aber auch fern von aller politischen Initiative.

Er war, wie Kaiser Franz Joseph selbst, lediglich durch die aufregende Politik der Russen aus seinem früheren Ideenkreise herausgedrängt worden und in Folge dessen um so erbitterter darüber, daß man die schönen Cirkel so leichtsinniger Weise zerstört habe. Jetzt aber war er entschlossen, die Bande zu brechen, welche nur zu lange auf Oesterreich lasteten. Er sprach sehr freundlich und offen mit mir, wich aber ebenso ängstlich allen staatsrechtlichen Fragen aus und wurde im Anfang immer zurückhaltender, je energischer ich vorwärts zu drängen suchte.

Graf Westmoreland, der mein alter Bekannter war, erzählte mir, der Minister habe ihm gesagt, es hätte ihm innerlich doch sehr wohlgethan, einen deutschen Fürsten so sprechen zu hören, aber, fügte mein englischer Freund hinzu: Buol tells me, you had the devil in you. In den späteren Tagen meines Wiener Aufenthaltes legte Graf Buol seine fromme Scheu ab und wurde immer vertraulicher. Er bat mich zuletzt, mir direct schreiben zu dürfen, und ich versprach ihm jede Unterstützung in der Action gegen Rußland, um den deutschen Bund auf Oesterreichs Seite zu bringen.

In der Hoffnung, daß Preußen und der deutsche Bund die Cooperation mit Oesterreich schließlich doch nicht ablehnen könnte, war man in Wien schon vor und während der Zeit meiner Anwesenheit auf Befehl des Kaisers in der Berathung über Truppenaufstellungen, Kriegspläne und Commandos ziemlich weit vorgeschritten. Bei diesen Dispositionen war auch die Meinung zur Geltung gekommen, daß ich mich vermöge meiner politischen Haltung auch bei den etwa combinirten Armeecorps für ein größeres Commando eignen würde. In Folge dessen wurde ich vom Feldmarschall Heß einigermaßen in die Kenntniß der militairischen Operationspläne gesetzt. Meine in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen habe ich gleich damals zu einem Bilde vereinigt, welches die Lage am besten zu beleuchten geeignet sein dürfte:

„Wie Oesterreich den Krieg zu führen beabsichtigt, kann ich aus einzelnen gesprächlichen Andeutungen und den schon vorliegenden Thatsachen schließen. Die österreichischen Truppen concentriren sich jetzt in zwei Richtungen. 1. Aus den deutschen Provinzen geht Cavallerie, aus Böhmen und Mähren die Infanterie und Artillerie nach Galizien. 2. Die schon mobile Armee des Erz=

herzogs Albrecht marschirt von der Donau nach Großwardein; es bleibt zweifelhaft, ob sie sich nach der Bukowina oder gegen die Bistritzer Pässe wenden soll. Man kann die zu bildende galizische Armee auf gegen 150 000 Mann, darunter eine Cavallerie von 30 000 Pferden schätzen, die des Erzherzogs Albrecht auf 110 000 Mann. Wenn dagegen die in Siebenbürgen befindlichen und zu vereinigenden Truppen kaum mehr als 30 000 Mann betragen, so erscheint es als sicher, daß die Oesterreicher in der Wallachei keinen entscheidenden Stoß zu führen beabsichtigen. Ein solcher wird vielmehr ohne Zweifel in der Richtung von Jassy oder Kiew geführt werden."

„Ob die Operationen der galizischen Armee defensiv oder offensiv sein werden, wird wohl am meisten von der Action Preußens abhängen. Im Großen und Ganzen denkt man sich in Wien die österreichische Armee als den rechten, die preußische als den linken Flügel und wünscht, daß die Bundestruppen im Centrum in der Gegend von Krakau ihre Operationen beginnen. Man hofft, daß der Bund die Hälfte des Contingents für diesen Krieg stellt und demnach in zwei Corps von je über 30 000 Mann in Action tritt. Diese beiden Corps sollen aus den baierischen und den drei gemischten Armeecorps gebildet werden. Jedes dieser vier Armeecorps würde zu einer Division von circa 15 000 Mann werden. Das aus dem 7. und 8. Bundesarmeecorps zusammengesetzte Corps würde im Anschluß an die österreichische, das aus dem 9. und 10. Bundesarmeecorps gebildete Corps im Anschluß an die preußische Armee operiren. Beiden Corps würden nach der Ansicht des Kaisers und des Generals von Heß auf Verlangen und nach Bedürfniß österreichische und preußische Truppen beigegeben werden, um denselben einen festeren Halt zu geben."

„Aus einer Aeußerung des Kaisers möchte ich schließen, daß er selbst den Oberbefehl über seine Armee übernehmen wird. Man wünscht, daß der Prinz von Preußen den der preußischen Armee führe. In Betreff der Bundescorps will man seinen Einfluß dahin verwenden, daß das Commando des einen Corps Prinz Karl von Baiern, das des andern ich erhalte."

Der Feldmarschall von Heß gehörte nicht nur zu den gebildetsten und tüchtigsten Offizieren der Armee, er war auch in politischer Beziehung ein klarsehender, vorurtheilsfreier Mann, mit welchem man leicht und aufrichtig die Dinge besprechen konnte. Es war ein herzerfreuender Anblick, wie der alte Mann in jugendfrischer Begeisterung an seine Aufgabe herangetreten war und voll Siegeszuversicht den großen Krieg gegen Rußland organisirte. In einem Schreiben, welches ich bald nach meiner Abreise von Wien von dem würdigen General erhielt und worin er das mündlich schon Gesagte mir nochmals wiederholte, kam er auf mein Commando in noch directerer Weise zurück.

Im Publikum war Heß zur Zeit meines Aufenthaltes in Wien äußerst populär; ich hatte vielerlei lehrreichen Verkehr, sowol mit höheren Beamten, welche die Stimmung in den liberalen Kreisen kannten und vielfach theilten, als auch mit hervorragenden Vertretern der Presse, wie Kuranda, der in seiner ostdeutschen Post im Sinne Buols wirkte. Eine bedeutende Stellung nahm der Lloyd ein, dessen leidenschaftliche Leitartikel gegen Rußland, meist aus der Feder von Warrens, in Wien und in ganz Deutschland großes Aufsehen verursachten. Die Haltung der österreichischen Presse in jenen Jahren eroberte in sehr bemerkenswerther Weise viele verlorene Sympathien für die Monarchie und Dynastie zurück; und was man lange geradezu für unmöglich erachtet hätte, daß Oesterreich noch einmal in der öffentlichen Meinung Deutschlands einen Vorsprung vor Preußen gewinnen werde, war eine der merkwürdigsten Folgen dieser diplomatischen Verwickelungen.

Wenn ich indessen auf die Kreise des Adels meinen Blick richtete, so konnte ich, wie ich gestehen will, mich doch niemals ganz der Befürchtung verschließen, es möchte alle die antirussische Begeisterung vielleicht auch hier nicht mehr als ein Strohfeuer sein. In den Salons des Grafen Ficquelmont und der Fürsten Lichtenstein und Schwarzenberg wurde der alte Haß gegen Frankreich und insbesondere gegen England genährt und Rußland nach wie vor als der Hort der Gesetzlichkeit und der — Feudalherrschaft, auf welche es diesen Kreisen vor Allem ankam, gepriesen. Merkwürdig genug war es, daß selbst Lord Westmoreland, welcher im Ganzen etwas stumpf geworden war, als Vertreter Englands wenig diesem Treiben entgegentrat und vielmehr sich in den Verdacht bringen ließ, selbst ein geheimer Freund von Rußland zu sein. Nur der französische Gesandte, Baron Bourqueney, machte eine rühmliche Ausnahme in dem Chor von geschäftigen Diplomaten, indem er ruhig, nachsichtig und höflich, aber mit Bestimmtheit und offener Darlegung der Gefahren, welche ein System der Täuschungen bringen müßte, gegen die russischen Einflüsse zu Felde zog.

Eigenthümlich war die Stellung, welche inmitten dieser Gegensätze der Wiener Gesellschaft der Minister Bach einnahm. Ich kannte ihn schon zu gut, als daß ich nicht getrachtet hätte, ihn soviel wie möglich zu sprechen. Seinen Mittheilungen verdankte ich recht eigentlich den Schlüssel zu der Schwenkung Oesterreichs gegen Rußland. Bach erzählte mir, daß er den Kaiser gleich damals, als die großen inneren Organisationspläne zur Herstellung einer einheitlichen Monarchie gefaßt worden waren, darauf vorbereitet habe, wie ein Bruch mit Rußland in nicht ferner Zeit eintreten müßte. Nur eine Folge der inneren Reformen sei es gewesen, daß Oesterreich jetzt ein solches Heer auf die Beine zu bringen im Stande sei, und dabei gebe er die Hoffnung nicht auf,

daß die Finanzen doch noch geordnet und vermittelst des neuen National-Anlehens zu unerwartetem Gedeihen gebracht werden möchten.

Er versprach sich sehr viel von einer engen Verbindung mit Deutschland und zeigte sich überhaupt auch jetzt wieder als einer der Wenigen, welche von den Verhältnissen Deutschlands einen Begriff hatten. Daß die Annäherung Oesterreichs an den Westen dem Kaiserstaate einen ungeheueren Vorschub in den inneren und äußeren Verhältnissen geben und die Sympathien Deutschlands erwerben oder doch wesentlich bessern müßte, wußte der kluge Minister sehr wohl.

Wenn er trotzdem nicht ohne großes Mißtrauen Frankreich gegenüber war, so lag dies in seiner richtigen Beurtheilung der Napoleonischen Ideen. Er gab sich keinen Täuschungen über die italienische Frage hin, aber er war entweder sich bewußt, daß hier keine Transaction möglich, oder er wollte dieselbe nicht zulassen. Die Thatsachen aber entwickelte er vortrefflich. Er bezog sich besonders auf die Angriffe der piemontesischen Presse und behauptete, jemehr Oesterreich Milde zeige, desto mehr werde es angegriffen.

Man fürchte allerdings, meinte Bach, in Italien Nichts, man habe eine gute Stellung und Armee, doch sei der Zustand unleidlich. Frankreich trage die Schuld daran. Napoleon brauchte nur ein Wort zu sprechen, so würden diese Verhältnisse sofort geändert sein, allein der Kaiser von Frankreich sei gezwungen so und nicht anders zu handeln, und er könne und werde die Idee einer Vergrößerung in Italien nicht aufgeben, Oesterreich aber werde sich niemals von einer seiner Provinzen trennen.

Dieses „Niemals“ des Ministers schien mir zugleich eine Antwort auf die Propositionen zu sein, welche ich im Auftrage Napoleons dem Kaiser selbst gemacht hatte, und so glaubte ich, dieses Gespräch für alle ferneren Unterhaltungen fallen lassen zu sollen.

Zu den interessantesten Erinnerungen meines Wiener Aufenthaltes gehörte ein Besuch bei dem greisen Staatskanzler des Vormärzes, der zurückgezogen in seiner schönen Villa auf dem Rennweg lebte, wenig Einfluß zu besitzen schien und die zahlreichen Besuche Fremder mit der Freundlichkeit und Freude des Privatmannes aufnahm, ohne sich viel im einzelnen darum zu kümmern, ob seine Ansichten mit der herrschenden Strömung in der Regierung übereinstimmten oder nicht.

Man überschätzte seine Theilnahme an den Angelegenheiten im übrigen Europa, und mein Oheim, der im fortwährenden Briefwechsel mit Metternich geblieben war, ließ auch seinerseits keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne gute Rathschläge zu geben, welche ohne Zweifel in dem Briefportefeuille des greisen Staatskanzlers ungenützt verschwanden. Indessen hatte ich es sicher dem

regen freundschaftlichen Verkehr, der zwischen König Leopold und Metternich herrschte, hauptsächlich zu verdanken, daß ich von dem Letzteren, als hätte ich stets zu seinen treuesten Gesinnungsgenossen gehört, mit der familiärsten Unbefangenheit aufgenommen worden war.

Er ließ mich nicht lange erzählen, als er das Wort nahm, um seine höchst philosophische Betrachtungsweise der allgemeinen Weltlage in einem akademischen Vortrage zu enthüllen, der aus einer reichen Erfahrung vieles Geistreiche enthielt. Er verbreitete sich über die Geschichte aller möglichen Allianzen, die seit Kaiser Joseph II. gegen und für die Türkei geschlossen worden seien, und bemerkte dann, daß er die jetzt gewünschte eigentlich als ein völliges Novum betrachten müsse, als eine Combination, die keine Vorgänger habe und bei welcher daher auch die Consequenzen noch nicht beurtheilt werden könnten. Er meinte, daß sich gegenüber von Rußlands Plänen eine Coalition von Europa zwar sehr empfehle, ob sie sich aber bewähren könne, sei fraglich.

Auf Rußland war er im allgemeinen schlecht zu sprechen. Er nannte den Kaiser Nikolaus einen Politiker von kleinlichen Mitteln, der immer darauf versessen gewesen sei, den Souffleur von ganz Europa zu machen. Dies habe insbesondere die Deutschen in so hohem Maße gegen die alte Allianz aufgebracht, welche, insofern sie den Frieden sicherte, ein großer Segen für Europa gewesen wäre. Von dieser Rolle des Soufflirens müßte der Kaiser Nikolaus zurücktreten, dann werde sich auch die Stimmung in Deutschland wieder beruhigen.

Die deutschen Angelegenheiten besprach Metternich mit einer Art von Nachsicht gegen mich, denn wenn er auch objectiv durchaus kein Mittel erblicken wollte, um das Nationalgefühl zu befriedigen, so erklärte er mir doch, daß er die Empfindungen, die in Deutschland seit so lange herrschten, sehr gut zu begreifen im Stande wäre, und daß er ohne Zweifel selbst einst lebhaft deutsch hätte fühlen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, der österreichische Staatskanzler zu werden.

Sehr nett war eine Aeußerung des greisen Staatsmannes über den Unterschied des gewöhnlichen Alters und des eigentlichen Greisenalters, über welche beiden er nunmehr reichliche Erfahrungen hätte. Jenes habe er sehr drückend und mühsam, dieses aber schließlich angenehm und vergnüglich gefunden. „Der alte Mann," sagte er „sieht, wenn er an den Blumen des Gartens vorübergeht, nur das Verwelken, während der Greis auch noch am Welkenden Freude und im Verwelken die Regeneration empfindet."

„Während man im Alter", fuhr er fort, „die Aufgaben des Lebens, deren man noch nicht entrathen zu können meint, nur schwer erfülle, die Pflichten beschwerlicher als ehedem empfinde, sei die Anspruchslosigkeit des Greisenalters

eine ungeahnte Quelle von kleinen Freuden des Daseins und von bescheidenen Genüssen."

In der That hatte man die Empfindung, als strömte von der schönen Behaglichkeit dieser greisenhaften Existenz Einiges auf seine Umgebung über, und man hätte Metternich lange zuhören können, wie er die Welt nahm, die er so lange Zeit leitete und die ihn so wenig liebte. Er war jetzt gleichsam ausgesöhnt mit allen Gegensätzen und so war es ihm durch sein Greisenalter vergönnt, ein angenehmes Bild der Erinnerung auch jenen einzupflanzen, welche ihn, wie ich, von Jugend auf mehr zu fürchten als zu lieben gelernt hatten.

Da ich allen Grund besaß, seiner Versicherung vollen Glauben zu schenken, daß er wenig oder gar nicht gehört werde, so durfte ich auch von ihm keine Förderung des Details der politischen Dinge erwarten.

In letzterer Beziehung sollte ich aber noch in den letzten Tagen meines Wiener Aufenthaltes unsanft genug aus allen Träumen der Zuversicht gerüttelt werden. Ich wußte, daß von Berlin aus alle Anstrengungen geschahen, um das in Wien vorhandene Kriegsfeuer noch rechtzeitig auszulöschen; da erfuhr ich, daß sich plötzlich der Oberst von Manteuffel mit wichtigen Briefen von der Königin an die Erzherzogin Sophie in Wien eingefunden hatte. Zudem hatte ich soeben noch den folgenden Brief meines Bruders erhalten, welcher die Situation nicht günstiger zeichnete:

„Um sicher zu sein, daß Du meinen Brief erhältst, schicke ich ihn sogleich nach Wien; den Deinigen habe ich gestern Abend erhalten, und da Du am 19. abreisen willst, so würde Dich meine Antwort kaum mehr getroffen haben. Ich habe ihn Ld. Clarendon mitgetheilt. Die russische Faction in Berlin hat nun gänzlich gesiegt und auch jeden guten Deutschen und Preußen aus den Geschäften geworfen. Ob Manteuffel Angst vor den Folgen dieser Begebenheiten bekommen wird, bleibt zu erwarten; . . . . ."

„Dessen ohngeachtet glaube ich, hat Oesterreich nichts von Preußen zu fürchten und könnte getrost vorwärts gehen. Daß man sich in Wien noch immer nicht ganz darauf verlassen will, daß es den Westmächten Ernst um den Krieg ist, begreife ich, denn die Russen beuten die Umstände geschickt aus, den deutschen Mächten diesen Glauben beizubringen. In Frankreich ist der Krieg wirklich nicht populär . . . Hier ist's gerade umgekehrt, die Engländer sind ganz unglaublich kampflustig gegen eine Macht, deren Regierungsform und äußere Politik sie verabscheuen. Die Opposition, die bei der populären Seite bleiben will, hat keine Waffen gegen das Ministerium, als dies für lau in Bezug auf den Krieg zu verschreien und namentlich Lord Aberdeen, der allein die ganze Coalition zusammenhält, zu verdächtigen "

„Es wird den Russen darum ein Leichtes dadurch, daß sie nur die Zeitungsartikel in die deutsche Presse übergehen lassen, dem continentalen Publikum weiß zu machen, der Regierung sei es um den Krieg nicht ernst. Das Factum, daß 10 Millionen neuer Steuern auferlegt worden sind, ist ein Beweis des Ernstes; dies sind 120,000,000 Gulden, die im Jahre erhoben werden, nicht ein Anlehen, wie in Preußen und Frankreich, und soll auf die Dauer des Krieges erhoben werden."

„Unsere Noth ist unsere Prosperität; wir können keine Soldaten, Seeleute, Schiffe bekommen! So enorm geht der Handel, die Industrie und die Auswanderung. Es wird furchtbar an Schiffen gebaut; sie sind aber auch gleich wieder vergriffen. Wir haben allein 40,000 Matrosen in Amerika, 10,000 in Australien &c. Der Krieg wird kein schneller sein können, wenn die deutschen Mächte nicht beitreten; doch wird der vollste Beutel im langen Kampfe siegen, wie es auch im Anfang mit der numerischen Stärke der Armee aussehen mag. Wir haben schon an 50 Schiffe gekapert, 12 in Odessa zerstört; Rußland ist nicht zu erobern, aber finanziell zu sprengen, wozu 1½ Millionen Truppen, die es aufstellt, nützlichst mitwirken.' Könnten wir nur Sebastopols habhaft werden. Die griechische Episode ist abscheulich und zeigt, daß Rußland auch den Revolutionär macht, wenn es ihm nützen kann. Nun Adieu."

Buckingham Palace 16. Mai 54.

Indessen hatte der Oberst von Manteuffel in Wien Alles in Bewegung gesetzt, um seiner Partei und Sache einen neuen Aufschwung zu sichern. Es war höchst sonderbar, zu bemerken, wie von dem Augenblick an, wo dieser Liebling aller Damen am österreichischen Hofe erschienen war, Alles, selbst Sonne und Mond, sich zu verdunkeln schienen. Eine kühle Luft wehte in den Kreisen, wo ich eben noch den wärmsten Eifer für die gute Sache gefunden hatte, und auch der Kaiser war stiller und fast wortkarg geworden. Ohne daß er mir eine Mittheilung von den neuesten Berliner Nachrichten machte, verstand ich doch, was es zu bedeuten hatte, wenn er sich beiläufig äußerte: „Der König von Preußen wird ja doch schwerlich mobil machen." Trotzdem war mir der Eindruck geblieben, daß der ritterliche Kaiser persönlich in seinem Innern keineswegs erschüttert sei, sondern nur zu zögern schien.

Bei der Abschiedsaudienz dankte er mir, ähnlich wie bei meiner Ankunft, äußerst herzlich für meinen Eifer und die Dienste, welche ich der guten Sache geleistet hätte. Er schloß mit dem Wunsche, mich recht bald hier wiederzusehen. Als ich erwiderte, daß dies vorerst nicht möglich sein werde, sagte er in einer gewissen herzlichen Erregung: „Nun, so rechne ich darauf, Sie bei der großen Action wiederzufinden."

Es war nun meine Absicht, dem Obersten v. Manteuffel im Hinblick auf die Nachrichten, welche er voraussichtlich aus Wien bringen würde, bei König Friedrich Wilhelm IV. den Rang abzulaufen, und ich beschloß daher, so rasch wie möglich direct nach Berlin zu fahren, ohne erst die Heimath zu berühren.

Ich hätte alsdann noch hoffen können, bei dem Könige durch eine wahrheitsgetreue Schilderung der Situation in Wien einigen Eindruck hervorzubringen; während es nur zu sicher war, daß sich einer Persönlichkeit, wie dem Obersten Manteuffel, sowohl bei Hofe, wie in der hohen Gesellschaft der Kaiserstadt reichlicher Stoff dargeboten hatte, um die Kehrseite der Medaille glänzend zu schildern. Es war dann leicht gemacht, den König durch Verschweigung der persönlichen Absichten des Kaisers Franz Joseph noch zu weiterer Rückwärtsbewegung zu bestimmen.

Mir schien es daher wichtig noch vor dem Obersten von Manteuffel dem Könige Bericht erstatten zu dürfen; aber dieselbe Ueberlegung war auch den Gegnern nicht fremd und so geschah es, daß Manteuffel richtig den Vorsprung eines Zuges mir abgewann und das Wasser der Berliner Politik bereits in die schönste Trübung gebracht hatte, als ich dort anlangte.

Wenn mich dessen ungeachtet der König auf die Meldung von meiner Ankunft sofort zur Audienz in Sanssouci beschied, so hatte ich schon gemeint, es wäre noch Alles zu retten, aber das sollte eine Täuschung sein, und so vieles Sonderbare ich schon erlebt hatte, eine der merkwürdigsten Erfahrungen stand mir in den nächsten Stunden bevor.

Als ich im Vorzimmer des Königs angelangt war, überraschte es mich einigermaßen, daß ich gegen die sonstige Gewohnheit des Königs ziemlich lange warten gelassen wurde. Endlich eröffneten sich die Pforten, und es erschien der König in bester Laune am Arme der mich aufs Freundlichste begrüßenden Königin. Er war äußerst gesprächig und die Königin war, wie sie bemerkte, neugierig zu erfahren, wie ich das neuvermählte, verwandte Kaiserpaar gefunden und wie ihre Schwester, die Erzherzogin Sophie, die Anstrengungen der Hochzeitsfestlichkeiten überstanden hätte. Von Politik war nicht die Rede, während beim darauffolgenden Diner die bekanntesten Russenfreunde ringsum an der Tafel saßen und in ihrer Weise politisirten.

Ich schilderte meine Situation gleich damals in einem Briefe an meinen Bruder folgendermaßen:

„Obgleich ich vom Kaiser von Oesterreich mündliche Aufträge an den König hatte, so wußte es doch die Königin und die russische Partei mit Geschicklichkeit zu verhindern, daß ich, trotzdem daß mich der König einlud, ihn nicht ohne Zeugen sprechen konnte. Man hatte unsere geschworensten Feinde und die russische Gesandtschaft zum Diner gebeten, während die wenigen Per-

sonen, die mit mir befreundet sind, beinahe alle fehlten. Absichtlich wurde bei Tisch über Politik gesprochen, der Kaiser von Rußland und die Friedenspolitik im Rosenlichte gezeigt, während man mit Geringschätzung der Westmächte gedachte und den König über die Stimmung im Lande anlog. Ich ließ mich auch nicht mit einem Worte auf Politik ein und anstatt mich ärgerlich oder beleidigt zu stellen, worauf es doch allein abgesehen war, konnte ich mich ungeheuchelter Heiterkeit nicht enthalten, indem die ganze Sache höchst komisch war."

Erst beim Kaffee, der auf der Terrasse genommen worden war, nahm mich der König bei Seite und fragte um den Stand der politischen Angelegenheiten in Wien. Doch schon nach wenigen Minuten erschien der Hofmarschall, Graf Keller, mit einer Meldung bei dem Könige und gleich darauf war es der General v. Gerlach, der die Aufmerksamkeit des Königs zu erregen wußte. Schließlich stand die Königin selbst auf, schritt auf den König zu und sagte mit besorgtem Vorwurf: „Plagen wir doch nicht den armen Herzog mit der leidigen Politik, da er von der angestrengten Reise gewiß ermüdet ist und froh sein wird, nach Berlin zurückzukehren." Der König erhob sich gleich und nahm raschen Abschied von mir.

Als ich auf dem Potsdamerbahnhof einige Zeit auf den Abgang des Zuges warten mußte, kam Alexander von Humboldt hinterher und sagte mir, der König habe ihn beauftragt, mich nach Berlin zu begleiten und mir Mittheilungen über die Lage der Dinge zu machen. Ich brauche nicht zu versichern, daß die letzteren von dem Erzähler zuweilen mit Bemerkungen gewürzt wurden, die nicht ganz genau mit den Ansichten des Berliner Cabinets übereinstimmten. Das Beste aber war, daß mich der König beauftragen ließ, mit dem Minister von Manteuffel zu sprechen. So hatte ich am folgenden Tage mit demselben ein Gespräch, welches ich mir sofort aufzeichnete und hier ohne jeden Commentar beifügen kann:

„Der Minister sprach zuvörderst seine Neugierde aus über die wirkliche militairische Stellung Oesterreichs und den Ernst ihrer dortigen Mesüren. Ich theilte ihm wahrheitsgemäß meine in Wien gemachten Erfahrungen in dieser Beziehung mit. Er gab vor, daß die Russen die Macht Oesterreichs unterschätzten und hier davon sprächen, vor den Thoren Wiens den Frieden zu dictiren. Sie würden Silistria zu nehmen suchen, jedoch nicht über den Balkan gehen. Die russische Partei habe hier die Oberhand. Der König sei gedrückter Stimmung, aber äußerst friedlich. In keinem Falle werde er Oesterreich im Stiche lassen. Der König wünschte den Beitritt der einzelnen Staaten zum Bündniß. Er, Manteuffel, erhielte ihn bei dieser Ansicht und würde deshalb sehr angefeindet. Die Bamberger Conferenz sei ganz im russischen Sinne und die Ver-

handlungen am Bundestage würden das Bild eines polnischen Reichstages bieten."

„Er versicherte, er werde Oesterreich dort in aller Weise unterstützen und beklagte sich bitter über Baiern und Sachsen."

„Ich bemerkte darauf, daß das Benehmen dieser Regierungen nur durch die Ereignisse in Berlin seine Stütze finde, daß die Sympathien des deutschen Volkes weder mit den kleinen Königen, noch mit Preußen gingen und daß die treuesten Anhänger Preußens, zu denen ich mich zählte, verlassen und verrathen daständen durch die Machinationen der Kreuzzeitungspartei und daß Oesterreich dies geschickt zu benützen wisse und schon indirect den größten Vortheil daraus zöge."

„Er gab ferner an, daß die russische Partei durch eine Note, die Budberg überreicht habe, dem preußischen Gouvernement anzeige, daß es der Wille des Kaisers Napoleon sei, ein Corps zu Wasser nach Holstein zu schicken, um Berlin im Rücken zu bedrohen."

„Ich stellte dies in bestimmte Abrede, sprach aber den Gedanken aus, daß Frankreich des langen Harrens und Bittens längst müde sei, daß es aber ohne seine treuen Alliirten, England und Oesterreich, nichts unternehmen würde und solche Drohung aber, wenn sie kommen sollte, nur verhängnißvolle Folgen nach jeder Richtung haben müsse."

„Hierin gab er mir Recht. Er fragte mich, ob ich gedächte mit dem Könige nochmals über die Verhältnisse zu sprechen, was ich entschieden verneinte, da ich irgend ein Resultat davon nicht erwarten könnte. Ich würde aber nicht ausweichen, wenn der König selbst ein Gespräch wünschen sollte."

„Er erzählte schließlich, daß die russische Partei in dem Augenblicke triumphire und in ihrem Uebermuthe kaum mehr erträglich sei. Ich konnte hierauf nur lachen. Wir schieden wie Meinungsgenossen . . . ."

Man kam sich mehr und mehr wie eine Art von freiwilligem Märtyrer vor, wenn man als ein nicht preußischer Deutscher der Freund von Preußen bleiben, als solcher gelten und seine Hoffnungen auf diese Macht nicht aufgeben wollte. Ich schickte meinem Bruder Nachricht von meinen Wiener und Berliner Erlebnissen und das Echo aus London lautete, wie allemal der Chor aus der antiken Tragödie:

„Ich komme erst heute dazu," schrieb mein Bruder am 12. Juni von Buckingham Palace, „Dir Deinen lieben Brief von Berlin 3. d. zu beantworten. Die Beschreibung, welche Du von der Lage der Dinge in Wien gibst, ist ermuthigend gewesen und machte besonders dem alten Westmoreland viel Freude, weil sie mit seinen oft wiederholten und oft bezweifelten Versicherungen übereinstimmte. Leider stimmen auch Deine Nachrichten von Berlin mit den unserigen

überein und zeigen einen entsetzlichen Zustand. Der König hat einen merkwürdigen 16seitigen Brief an Victoria geschrieben, in welchem er Bunsen, Bonin und . . . . . . aller möglichen Verbrechen gegen ihren Souverain anklagt — bis auf die dreifarbigen Hemdknöpfe, die Bunsen im Jahre 1848 getragen, und bis auf seine damalige Verblendung, die stinkende Frankfurter Krone mit der Karls des Großen verwechselt zu haben!"

„Ueberdies äußert er sich tief gekränkt über den ungerechten Vorwurf und die Schmähung seiner Politik als einer schwankenden, die doch eine streng consequente sei. Wir übersähen ganz den „enormen Vortheil", den es für uns habe, daß er den Franzosen nicht den Türkenkrieg jenseits ihrer eigenen Grenzen habe tragen lassen; was er nur nicht thue aus Friedensliebe, weil Rußland Unrecht habe und aus Freundschaft zu England. Victoria's Antwort suchte klar zu machen, daß je consequenter der König handle und eine Politik ausführe, die auf einem Widerspruch beruhe, desto widersprechender die Handlungen sein müssen. Der Widerspruch sei doch unerhört, Frankreich dafür übel zu wollen, daß Rußland Unrecht thue."

„Dessen Allem ungeachtet macht uns doch die Zusammenkunft in Tetschen unruhig, denn die Absicht so Vieler ist nicht zu verkennen, Rußland eine Brücke zu bauen, auf der es sich zurückziehen kann und die uns dann vor der Nase abgebrochen werden soll, auf dem gewonnenen Ufer aber ihm eine Vereinigung mit Preußen und Oesterreich anzubahnen. Die bairischen Vorschläge in Bamberg sind unglaublich, stellen als Zweck des Bündnisses die Erhaltung König Otto's auf dem griechischen Thron und den Schluß der Dardanellen vor England auf. Die Mangelhaftigkeit der deutschen Constitutionen zeigt sich wieder einmal recht klar."

„Zwei Divisionen von uns sind nun in Varna. Die Franzosen zögern dagegen wegen mangelhafter Vorbereitungen. Die Entfernung macht eben Alles außerordentlich schwer." . . . .

Die zum Schlusse des Briefes von meinem Bruder erwähnten deutschen Angelegenheiten werde ich in einem nächsten Capitel ausführlicher zu besprechen haben. Hier wird es gestattet sein, die Summe meiner in Wien und Berlin im Mai gesammelten Erfahrungen mit wenig Worten zu ziehen.

Der Unterschied, welcher in dem Verhältniß der beiden Mächte zu Rußland hervortrat, lag hauptsächlich darin, daß Preußen überhaupt den Kaiser Nikolaus zu schonen entschlossen war, während Oesterreich ihm wehe zu thun recht eigentlich lüstern schien. Während Friedrich Wilhelm dem Schwager nur „goldene Brücken", wie mein Bruder bemerkte, gebaut sehen wollte, war die österreichische Politik über alle Ziele eines Krieges, den sie wünschte, im Unklaren und fürchtete

sich vor ihren eigenen Thaten und Unternehmungen. Man wollte Rußland gedemüthigt sehen, aber man wollte nichts thun, was solche Consequenzen nach sich ziehen konnte.

Ich war in meinen Verhandlungen zu Wien an mehr als einer Stelle, ganz abgesehen von den Aufträgen Napoleons, auf die Nothwendigkeit zurückgekommen, daß Oesterreich die Donaufürstenthümer oder Bosnien erwerben müsse, und habe diese Idee nach allen Seiten hin begründet, aber das Aeußerste, was mir von Seite Bachs, der noch als der Muthigste erschien, zugestanden wurde, war die Erwartung, daß Oesterreich nach einem glücklichen Kriege in die Protectoratsstellung einrücken müsse, welche jetzt Rußland habe; im Uebrigen war man für die Rückgabe dieser Länder an die Türkei.

Ebenso wenig Festigkeit war in Betreff der Frage vorhanden, ob man eine definitive Schwächung Rußlands bewirken sollte. Ich war damals sehr geneigt, die Tendenzen der österreichischen Staatsmänner in einer möglichst günstigen Weise aufzufassen, dennoch glaubte ich, in der Denkschrift, die ich für meine Freunde verfaßt hatte, hierauf nur eine unsichere Antwort geben zu können. Der allgemeine Eindruck, den mir die Gespräche machten, war der, daß man nicht wußte, was mit Polen anzufangen sei. Man hätte Polen aus Rußlands Händen befreien mögen, aber man fürchtete ebenso sehr die Aufrichtung eines solchen Staates.

Von einem zielbewußten politischen Vorgehen konnte um so weniger die Rede sein, als der Minister, welcher dem Kaiser am meisten mit Talent und Geist zu dienen im Stande gewesen wäre, Bach, vor jeder Verantwortung zurückschreckte, die durch Besprechung großer und europäischer Fragen entstehen konnte. Bei dem Hasse, mit welchem der bedeutendste Mann der Regierung von den conservativen Parteien verfolgt wurde, konnte jeder energische Schritt den unmittelbaren Sturz des Ministers zur Folge haben. Bezeichnend für diese Situation war ein Wort des Grafen Orloff über die beiden russenfeindlichen Rathgeber des Kaisers, welches in den adeligen Salons mit vielem Behagen colportirt wurde: Er nannte, wie mir Herr von Borsch geschrieben hatte, den Grafen Buol une cruche und Bach tout bonnement une canaille.

Drittes Capitel.

Bundesfürstliche Pflichten und Plagen.

In der deutschen Nation war eine erhebliche Aufregung vorhanden, welcher die sorgfältig und streng überwachte Tagespresse nur einen unvollkommenen Ausdruck gab. Eine zahlreiche Broschürenliteratur mußte den Mangel freier Debatten in den Kammern ersetzen. Da der liberalen Partei die Tribüne nur in höchst beschränktem Maße zu Gebote stand, so suchte man in langathmigen Abhandlungen die Argumente der russenfreundlichen Redner in den Ständeversammlungen zu entkräften.

In Berlin hatte Stahl die traurige Mission übernommen, die Politik des Czaren zu vertheidigen. „Die Leidenschaft, so ließ sich der Philosoph der „Rückkehr" vernehmen, mit der man jetzt den Krieg gegen Rußland fordert, hat keinen anderen Beweggrund, als die Sympathie mit der französischen Revolution, als die Begierde, die Lehren von 1789 endlich auch in Preußen und Deutschland eingeführt zu sehen." Er nannte die liberale Partei eine „Bluträcherin der getödteten Politik von Gotha". In der sogenannten Berliner „Landrathskammer" wurde dem Anwalt der Kreuzzeitungspartei eine entsprechende Antwort nicht zu Theil. „Die Charakteristik der neupreußischen Politik" mußte in einem „Sendschreiben an Herrn Professor Stahl" außerhalb der gesetzlichen Vertretungskörper versucht werden.

Es darf als ein Verdienst von Gustav Diezel, zu dem ich in Folge dieser seiner Thätigkeit in Beziehungen getreten bin, hervorgehoben werden, daß er einer der ersten gewesen ist, welche die Tragweite des russisch-türkischen Conflicts für die Lage Deutschlands schon 1853 richtig erkannten. Noch vor dem Ausbruch des Krieges suchte er Stimmung zu machen; schon damals erhob er sich gegen die Gleichgiltigkeit des Volkes, „welches selbst in seinen intelligenteren Vertretern die Tragweite des Conflicts noch nicht begreift, welches nicht begreift, daß die Principien, deren Kampf im Jahre 1848 in Deutschland eine Ausgleichung suchte und nicht fand, sich in die zwei Enden Europas zurückgezogen

und sich hier als zwei Gegensätze gegenüber stehen, deren Kampf unvermeidlich ist und keine Neutralität gewähren kann".

Der Mahnruf des gewandten Demokraten lockte auch Gemäßigtere hervor, und bald bemerkte man die mannigfachsten Gegner in Fragen der inneren Politik unter dem einen nationalen Banner der Unabhängigkeitsidee vereint. Sei es, daß man diplomatisch das Verhältniß von Preußen und Rußland unter dem Schlagwort Friedrichs des Großen erörterte: „Haben die Russen Constantinopel, so stehen sie zwei Jahre darauf in Königsberg" — sei es, daß Karl Hagen mit geschichtlicher Gelehrsamkeit, oder Wolfgang Menzel mit dem ihm zu Gebote stehenden Pathos Preußen aufrief, seine Schuldigkeit zu thun — überall trat dieselbe Richtung, der eine Gedanke hervor, es müsse, wie man auch über die künftige Verfassung Deutschlands denken mochte, vor allem das Joch von Rußland abgeschüttelt werden.

Ich war durchaus nur von dieser heute fast vergessenen heftigen nationalen Strömung getragen und erhielt zahlreiche Zusendungen und Zuschriften mit dem Wunsche, daß endlich die Presse in die Lage gesetzt werde, kräftiger aufzutreten. „Gut fundirte Enthüllungen über die russische Partei," so schrieb mir Max Duncker am 17. April, „welche den ganzen Abgrund der Gefahr, deren Tiefe selbst gute Patrioten nicht ermessen, bloßlegen, würden am wirksamsten sein."

Die meisten Menschen haben heute die verwickelte Lage des Jahres 1854 vergessen und man muß oft und deutlich an die damals maßgebenden Gesichtspunkte erinnern, um die Mühen und Thaten einer großen Anzahl deutscher Männer in jenen Stürmen nicht einer falschen oder einseitigen Beurtheilung anheimfallen zu lassen. Ob und wie weit durch eine Erhebung gegen das russische Uebergewicht die Einheit Deutschlands positiv zu fördern gewesen wäre, mochte in der Form dem kalt wägenden Diplomaten als eine ungelöste und unlösbare Frage erscheinen. Aber es war eine tief und allgemein empfundene Wahrheit, welche die anonymen „Vaterländischen Hefte" an die Spitze ihrer Betrachtungen stellten: „Wo ist das einige Deutschland bei dem Ausbruche eines Krieges?"

Eben in dieser Broschüre wurde als bedeutungsvoll darauf hingewiesen, daß selbst die Wiener Zeitungs-Presse mit der Anregung der deutschen Frage nicht mehr zurückzuhalten vermöchte. Von dem Wiener Cabinet wurden eine Anzahl deutscher Blätter in dem Sinne beeinflußt, daß die Bundesverfassung, wie sie von dem Fürsten Schwarzenberg wieder ins Leben gerufen wurde, nur als ein momentanes Auskunftsmittel angesehen worden sei. Die bekanntesten Organe der österreichischen Regierung in Deutschland fingen an Hoffnungen zu erwecken, welche für immer eingeschlummert zu sein schienen. Darüber glaubte

das deutsche Publikum, vielleicht nur allzu kurzsichtig, vergessen zu dürfen, wie in dem Bundestags-Palais in Frankfurt der scharfe Krieg der Gesandten nur die Unvereinbarkeit der Interessen von Oesterreich und Preußen in Deutschland enthüllte.

Oesterreich hatte die gute Meinung vieler Deutschen dadurch erobert, daß es gegen Rußland aufzutreten schien und die Reform des deutschen Reiches versprach. Preußen dagegen konnte beim Bunde lediglich seine Anstrengungen verdoppeln, um seine Stellung, sein Ansehen und seinen Beruf endlich wieder in Erinnerung zu bringen. Seit dem November 1853, wo man am Bunde endlich eine Mittheilung über die von den Großmächten gehegten Friedenserwartungen machte, war bis zum Mai nicht die geringste Erwähnung der großen europäischen Angelegenheit vorgekommen; was Preußen und Oesterreich über diese Fragen im besondern zu erklären wünschten, wurde den einzelnen Regierungen jedesmal in Circulardepeschen bekannt gemacht.

So grimmig indessen die Fehde auch scheinen mochte, welche zwischen der preußischen und österreichischen Gesandtschaft spielte, so war doch offiziell niemals wieder ein ernstes Wort über die seit den Dresdener Conferenzen völlig ruhende Frage der Bundesreform gesprochen worden.

Ich hatte es selbstverständlich als eine meiner Hauptaufgaben bei meinem Besuche in Wien angesehen, zu erforschen, was die österreichische Regierung eigentlich in Bezug auf Deutschland denke, und ich will aus meinen Aufzeichnungen in jenen Tagen einiges in letzterer Hinsicht noch besonders nachholen.

Der Kaiser selbst hatte keine allzu hohe Vorstellung von der militairischen Macht der vielen mittleren und kleineren Staaten und Länder, welche im Westen und Norden seiner Monarchie sich bunt aneinanderreihten und faßte, wie es dem Nachkommen vergangener Kaiserherrlichkeit natürlich war, sein Verhältniß zu den Deutschen Fürsten fast ausschließlich persönlich auf. „Was ihn am meisten schmerze“, sagte er, „sei die Undankbarkeit der deutschen Regierungen.“ „Diejenigen, welchen Oesterreich am meisten genützt habe, wendeten sich jetzt am meisten von ihm ab.

Das gleiche Gefühl des Unmuths über das Benehmen derjenigen, welche noch vor Kurzem Verbündete Oesterreichs gegen Preußen waren, fand sich bei den meisten österreichischen Staatsmännern vor. Wiewohl ich darauf drang, daß die ganze Angelegenheit so rasch wie möglich von Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich zur Bundessache gemacht werden müßte und dabei den Rath nicht sparte, energisch vorzugehen, so war doch die Befürchtung vorherrschend, daß man in Frankfurt auf allzu große Hindernisse stoßen würde.

Ueber die Wege, um in Deutschland eine Vereinbarung zu bewirken, war

man völlig rathlos. In diesem Gefühle der Ungewißheit entstand die Ueberzeugung, zu welcher sich sowohl der Kaiser wie seine Räthe wiederholt bekannten, daß der Bund in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht bleiben könne. Man war freilich damals nur zu geneigt, auf Preußen die Verantwortlichkeit zu werfen, daß es zu keiner Verbesserung desselben gekommen wäre.

Da ich alle Staatsmänner in Wien darin einverstanden fand, daß der Bund zur Theilnahme am Kriege aufzufordern sei, so übergab ich schließlich dem Kaiser eine Denkschrift, welche sich zur Aufgabe stellte, nachzuweisen, daß Oesterreich, sobald es mit Preußen sich geeinigt hätte, sofortige Beschlußfassung erzwingen könnte und daß die Verfassung der Bundesarmee in einheitlichem Sinne normirt werden müsse.

Auch was die politische Reorganisation Deutschlands anbelangte, so war die Stimmung der entscheidenden Kreise gegenüber der liberalen Mittelpartei jetzt eine gemäßigtere und günstigere als zwei Jahre zuvor, wo man offen erklärte, daß die Demokraten viel besser wären, als die „Gothaer". Die Minister gaben mir sogar zu verstehen, daß sie mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung in Deutschland hauptsächlich meinen Besuch dem Kaiser empfohlen hätten. Sie sähen ein, daß man die Bevölkerungen in den deutschen Ländern mehr zu gewinnen suchen müsse. Auf meine Frage, warum sie gerade in dieser Beziehung auf meine Person Werth legten, erklärten sie, daß sie aus der Haltung der Presse, diplomatischen Berichten und Aeußerungen von patriotischen Männern aus Deutschland schließen müßten, jene obengenannte Mittelpartei stände unter dem Einfluß deutscher Regierungen und einer Begünstigung, welche nicht von Preußen käme. Sie meinten nicht zu irren, wenn sie dabei an mich dächten.

Obgleich ich mich nicht auf Details einließ, so gestand ich doch zu, daß ich jener Partei stets angehört habe und mich freute, wenn dieselbe sich meinem Rathe nicht verschlösse. Im Laufe der Unterhaltungen wurde mir von beachtenswerthesten Seiten die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn schon der heutige Bund unhaltbar sei, Oesterreich vor Allem den Beruf hätte, sich der deutschen Nationalinteressen anzunehmen. Ich konnte nicht verhehlen, wie die vormärzlichen Erinnerungen, ebenso wie die unglücklichen Ereignisse der letzten Jahre, z. B. das Verhalten in Hessen, die Behandlung der holsteinischen Frage, der Verkauf der deutschen Flotte in Deutschland als brennende Wunden betrachtet werden, und wie unklug Oesterreich gehandelt habe, ohne jeden Vortheil für sich, das Odium der deutschen Reaction auf sich geladen zu haben.

Die Versuche der Minister sich hievon zu reinigen fielen, wie natürlich, nur sehr schwach aus. Indessen lag ihnen daran, von mir zu erfahren, was denn eigentlich der Wunsch der deutschen Mittelpartei sei. Ich verbreitete mich bei meiner Antwort selbstverständlich nur über die allgemeinsten Wünsche, welche ich in folgender Art normirte:

1. Ein festes inneres Band der Einheit,
2. eine kräftige Vertretung nach Außen,
3. Schutz der deutschen Handelsinteressen durch eine Seemacht,
4. größere Gleichheit der Gesetzgebung,
5. womöglich eine ständische Vertretung am Bunde."

Die Minister schienen etwas erstaunt zu sein, erhoben aber keinen offenen Widerspruch. Ich glaubte mich für den Augenblick damit begnügen zu können und versprach meine Vermittlung und thätige Hilfe in dem Falle, daß Oesterreich gesonnen wäre, sich wirklich auf dem deutschen Boden zu bewegen.

Zunächst war in denselben Tagen, in welchen ich in Wien verhandelte, selbst über die dringendsten Fragen der Gegenwart und über die einzunehmende Stellung in dem großen Kampfe des Ostens mit dem Westen, ein Einverständniß unter den deutschen Regierungen auch nicht im Entferntesten vorhanden. Oesterreich und Preußen hatten dem deutschen Bunde noch nicht einmal von den April-Protokollen und Verträgen Kenntniß gegeben. Nur den einzelnen Höfen war in der jetzt, wie schon bemerkt, so beliebten Form der Circularmittheilungen Kunde von dem Schutz- und Trutzbündniß zugekommen. Dies machte Herrn von Beust in Dresden und Herrn von der Pfordten lüstern ebenfalls außerhalb des Bundes zu handeln und aufzutreten und sie verabredeten eine Conferenz in Bamberg mit den anderen Mittelstaaten, welche am 25. Mai zusammentreten sollte. Am Tage vorher hatten aber Oesterreich und Preußen sich verständigt am Bundestage die Protokolle der Wiener Conferenzen vorzulegen und die Erwartung auszusprechen, daß alle deutschen Staaten sich den Schritten der beiden Großmächte anschließen werden.

Auch jetzt war es noch nicht der Vertrag selbst, der zwischen Oesterreich und Preußen bestand, sondern nur die Protokolle, mit denen sich der Bundestag zu befassen hatte. Allein die Bamberger Conferenz war durch die Mittheilung der Großmächte doch ein wenig an die Luft gesetzt und konnte auch nur vage und nichtssagende Beschlüsse fassen. Sie mußte sich begnügen, die Existenz der Mittelstaaten zur möglichsten Geltung und Erscheinung zu bringen, ihr Zweck konnte kein anderer sein, als die Souveränität der Mittelstaaten in helles Licht zu setzen. Von Einigkeit unter ihnen war auch wenig die Rede.

Glücklicherweise konnte mein Schwager, der Regent von Baden, von der mittelstaatlichen Conferenz unmöglich ausgeschlossen werden, und ich war seit März unausgesetzt am Werke, denselben in der deutschen Richtung zu bestärken, zu welcher ihn eigene Ueberzeugung und Charakter längst gedrängt hatten. Es liegt mir ferne die umfangreiche Correspondenz, die ich damals mit meinem Schwager führte, einseitig heute schon der Oeffentlichkeit zu übergeben, doch

müßte es als ein wesentlicher Mangel meiner Darstellung erscheinen, wenn dem Regenten Badens nicht die hohe Stelle in der Entwickelung Deutschlands angewiesen würde, welche seinen noch viel zu wenig gewürdigten Verdiensten gebührt. Er hat mit fester, treuer Hand die Politik des Vaters trotz aller Schwierigkeiten fortgesetzt, und es ist ein schönes Wort, welches er schon am 16. April in einem längern Schreiben aussprach:

„. . . Preußen sollte den jetzigen Zeitpunkt, der vielleicht nie wieder so günstig sich darbieten wird, mit allem Eifer erfassen, um in Deutschland diejenige einflußreiche Stellung zu gewinnen, welche dieser Staat schon längst besitzen sollte. Wenn man aber Freunde haben will, muß man offen und vertrauensvoll entgegenkommen . . . warum sollte nicht eine echt deutsche Coalition mit Preußen zu erzielen sein? Diese Aufgabe habe ich mir gestellt und wenn ich auch nicht viel damit erreiche, so glaube ich doch immerhin nur dasjenige anzustreben, was Deutschland eine schönere Zukunft bereiten würde, als die so häufig vorkommenden egoistischen und dynastischen Vergrößerungsgelüste, bei denen das Gesammtvaterland nicht gewinnen kann. In der Einigkeit Deutschlands liegt auch dessen Unabhängigkeit und Kraft."

„Für Deinen lieben Brief vom 16. — antwortete ich hierauf meinem Schwager — umarme ich Dich aufs Herzlichste und freue mich, von Dir Ansichten ausgesprochen zu sehen, die ich so gerne allen Deutschen einimpfen möchte."

Im Verfolge der Correspondenz glaubte ich aber dem Regenten von Baden die mißliche Lage in Berlin nicht verhehlen zu dürfen und sprach dann meine ernsten Besorgnisse und Warnungen in Bezug auf die Bamberger Conferenzen aus. Hierauf antwortete Friedrich in einem vortrefflichen Schreiben aus Baden vom 19. Mai 1854, und ich erlaube mir wenigstens die Hauptpunkte aus dem wahrhaft historischen Documente mitzutheilen:

. . . . „Für Deine beiden Briefe danke ich Dir von ganzem Herzen . . . . Seit gestern Abend bin ich hier, um dem Prinzen von Preußen näher zu sein und habe soeben Deinen Brief dem Prinzen übergeben. Die Broschüre, welche Du mir kürzlich schicktest, hatte ich schon früher gelesen . . . die nationale Politik gewinnt täglich mehr Boden, ... ein Meer von Unbegreiflichkeiten, das mich im Innersten schmerzt. Einige Klarheit kann man nur gewinnen, wenn man den Prinzen von Preußen gehört hat, und in ihm liegt allein die Möglichkeit einer Rettung vor dem Untergang Deutschlands. Wenn der Prinz fest und unbeirrt auf der eingeschlagenen Bahn weiterschreitet, also nicht nachgibt, glaube ich, muß die eine herrschende Partei mit ihrem ganzen Anhange in dem übrigen Deutschland gesprengt und vernichtet werden. Ihr Untergang ist des Vaterlandes Aufblühen. Ich freue mich sehr über Deine Reise nach Wien, sie kann nur vom

besten Erfolg sein, und Deine neueren Anknüpfungen in Paris geben Dir dort ein um so größeres Gewicht, als man in Wien sehr geneigt ist, sich enger an Frankreich anzuschließen. Du wirst aber auch dort eine große Partei finden, welche nur im russischen Protectorat ihr Ziel zu finden glaubt und diese ist sehr thätig, um größeren Einfluß zu gewinnen. . . . ."

„In Bezug auf die bevorstehende Conferenz in Bamberg begreife ich sehr wohl, daß Du beunruhigt bist, denn der eigentliche Zweck ist der von früher bekannte, Baierns und Sachsens Austreben einer Sonderstellung im Bunde. Der Fehler aber geht meiner Ansicht nach von den Großmächten aus, indem es besser gewesen wäre, eine Bundessache auch sogleich direct an den Bund zu bringen, statt, wie es geschehen ist, die einzelnen Regierungen zum Beitritt aufzufordern, ohne sich derselben vorher versichert zu haben."

„Man wollte die Oeffentlichkeit vermeiden und erregte dadurch nur ein öffentliches Aergerniß, denn Niemand glaubt nunmehr an Einigkeit. Ich kann indessen mit Beruhigung sagen, daß ich bisher mir die größte Mühe gab diese Conferenz zu hintertreiben; nun aber sie doch stattfindet, muß ich mich daran betheiligen, um antinationale Bestrebungen zu verhindern, was mir dadurch möglich ist, daß ich bereits damit gedroht habe, im Falle derartiger Vorschläge sogleich auszuscheiden und den Grund davon zu veröffentlichen."

„Bis jetzt aber habe ich keine Befürchtungen, denn die meisten Ansichten vereinigen sich darin, dem Bündniß unbedingt beizutreten, etwaige Bedenken einzelner Regierungen aber erst am Bundestage geltend zu machen, wohin ohnedies die Specialfragen gewiesen werden sollen. Wie unheilvoll aber in dieser Angelegenheit die letzten Ereignisse in Berlin gewirkt haben, geht daraus hervor, daß unsere Regierungen, wie z. B. die bairische, auf dem Punkt war durch Bonins Entlassung sich mehr der russischen Politik zuzuwenden, wenn nicht Frankreichs Uebergewicht noch zeitig gesiegt hätte. Ich werde Alles aufbieten, daß wir bald in Frankfurt uns vereinigen, dort aber wird dann mit Entschiedenheit gehandelt werden müssen und die Frage des englisch-französischen Bündnisses kann dann vielleicht vortheilhaft betrieben werden. In treuer Freundschaft" rc.

Inzwischen waren die Beschlüsse der Bamberger Conferenz, so wenig sie auch im Wesentlichen an den Dingen änderten, doch recht geeignet, Deutschland vor der ganzen politischen Welt in seiner Uneinigkeit bloßzustellen. In Folge dessen bemühte ich mich nach allen Seiten den entgegengesetzten Anschauungen Ausdruck zu geben. Ich ließ meinem Schwager nach Karlsruhe hin eine scharfe Kritik der Bamberger Conferenzbeschlüsse zugehen, während von anderer Seite dafür gesorgt wurde, daß die That von Bamberg in der Presse vorwiegend als

ein Akt der Eitelkeit aufgefaßt wurde, hervorgegangen aus dem Bestreben es den Großmächten gleich zu thun.

Ich fand es unter diesen Umständen für meine Bestrebungen nur erwünscht, daß der sächsische Minister von Beust, wie er an meine Regierung schrieb, auf die Zustimmung der deutschen Bundesregierungen zu der in Bamberg vereinbarten Erklärung großen Werth legte; ich beeilte mich ihm schon am 12. Juni eine Antwort zu geben, welche so unumwunden als möglich lautete. Ich sagte darin, daß meine Regierung schon aus dem äußeren Grunde den Bamberger Erklärungen nicht beitreten könne, weil sie der k. k. österreichischen und k. preußischen Regierung schon längst ihren unbedingten Beitritt zu dem Bündniß vom 20. April angezeigt habe, und sprach sodann nur noch die Hoffnung aus, daß der von der kgl. sächsischen, wie auch den anderen bei der Bamberger Conferenz vertretenen Regierungen ebenfalls vorgesehene Fall der Berathung des Gegenstandes beim Bunde Deutschland einig finden würde, „um wenigstens die Achtung des Auslandes zu erhalten".

Es versteht sich, daß diese Sprache von der Regierung meines kleinen Landes nicht in der Meinung gesprochen war, daß man damit in Dresden großen Eindruck hervorbringen werde; denn das galt ja bei den trostlosen Zuständen des Vaterlandes schon für die Regel, daß sich die Mittelstaaten gegen die Kleinen um so mehr erheben zu müssen glaubten, je weniger sie alle zusammen in der realen Politik etwas rechtes zu besagen hatten; aber die Coburger Antwort konnte immerhin als ein Mittel dienen, um die öffentliche Meinung in Deutschland zu heben und zu befestigen, und in diesem Sinne nahmen auch die Zeitungsblätter von derselben höchst vortheilhafte Kenntniß.

Weniger bekannt dagegen wurde es, daß ich einige Tage später den bairischen Minister von der Pfordten selbst zu sprechen in der Lage war, und hierbei mich noch etwas rückhaltsloser äußern konnte, als dies schriftlich möglich gewesen wäre. Ich war am 24. Juni nach München gegangen, um der Aufführung einer meiner Opern beizuwohnen. Wiewohl diese Absicht durch einen Zufall vereitelt wurde, so erreichte ich meinen nebenher verfolgten Zweck desto besser, einen genauen Einblick in die Tendenzen und Ziele der russenfreundlichen Mächte zu erlangen.

Ich sagte Herrn von der Pfordten gerade heraus, daß ich die Bamberger Coalition für einen unpolitischen Akt gehalten hätte, der nur Nachtheile für die Lage Deutschlands gebracht haben könne, worauf er ziemlich kleinlaut zugestand, daß wenigstens große Vortheile in Bamberg nicht erzielt werden konnten. Er bestritt aber auf das Bestimmteste, daß eine Coalition existire; es hätten sich eben, fügte er treuherzig hinzu, die Regierungen, die sich genauer bekannt geworden wären, zu einer Besprechung eingefunden, um ihre gleichen Gesinnungen auszutauschen.

Ich bemerkte dagegen, daß ich unmöglich glauben könnte, ein Mann, wie Herr von der Pfordten, werde dieselbe Ansicht vertreten wollen wie Hassenpflug; auch betonte ich, daß für Baiern doch wohl nicht ein Vortheil sich daraus ergeben könnte, wenn es sich mit Gouvernements verbinde, die in den Augen des deutschen Volkes in Mißcredit ständen und gleichzeitig die offenbare Unzufriedenheit sowohl der deutschen wie der europäischen Großmächte auf sich gezogen hätten.

Beides mußte er zugeben und er suchte die Bamberger Conferenz mehr als etwas zu vertheidigen, dessen Nutzlosigkeit man selbst einsieht. Jene Conferenz, behauptete er, sei nur aus dem Grunde zusammenberufen worden, weil man müde sei, sich von Oesterreich über die Achsel ansehen zu lassen, und weil man letzterem beweisen wollte, daß es doch gerathener wäre, dem bairischen Gouvernement confidentielle Mittheilungen zu machen, als dasselbe gänzlich zu ignoriren.

So habe man in München von dem österreichisch-preußischen Schutz- und Trutzbündniß zuerst durch die französisch. Gesandtschaft Nachricht bekommen, was ihn tief verletzt hätte. Graf Buol sei ganz in den Händen des Baron Bourqueney und alles Gute, was Fürst Schwarzenberg gethan hätte, sei durch Buol wieder verdorben worden.

Er behauptete im Uebrigen, daß die Zustimmung zu dem Aprilvertrag am Bunde unbedingt erfolgen werde, wenn erst die Sache dort vorgelegt werden würde. Je erfreulicher mir diese Thatsache schien, desto weniger stimmten freilich die allgemeinen politischen Anschauungen und Pläne, welche von der Pfordten entwickelte, zu einer Haltung, wie sie doch durch einen Bundesbeschluß im Sinne des Aprilvertrags der beiden Großmächte hätte eintreten müssen.

„Die Allianz Oesterreichs, Frankreichs und Englands“, sagte Herr von der Pfordten, „ist eine bedauerliche und unnatürliche.“ Oesterreich, so fuhr er gleichsam überlegend fort — sei gezwungen mit Frankreich zu gehen wegen des Schutzes von Italien, aber aufrichtig werde das alte Kaiserreich doch nie mitgehen. Frankreich und England seien nur so lange verbündet, als es gelte, unter dem Titel Rußland anzugreifen Deutschland zu Grunde zu richten. Frankreich wolle nur in Deutschland erobernd einrücken; das Lager von St. Omer zeige diesen Zweck. Der Kaiser könne sich ohne Krieg nicht halten! England sei durch die Revolutionspartei im Parlament getrieben und am Unglück Europas allein schuld. Es reize die Revolutionspartei in Deutschland, und die Liberalen hier wollen Rußland nur bekriegen, um den einzigen Schutz, den die deutschen Regierungen hätten, zu zerstören. Er sei durchaus nicht russisch, aber noch viel weniger englisch. Den deutschen Liberalismus aber hasse er vor Allem, indem derselbe auf der leeren Phrase basirt wäre.

Ich konnte nicht umhin meinen verehrten Freund, der sich förmlich in seine alte Lehrthätigkeit gesprochen hatte, daran zu erinnern, wie er zu der Zeit, als ich ihn kennen lernte, so sehr anderer Meinung gewesen sei, daß ich ihn damals glaubte warnen zu dürfen, Sachsen nur nicht allzusehr in das Fahrwasser seiner damaligen ministeriellen Collegen gerathen zu lassen. Herr von der Pfordten erröthete ein wenig bei meiner scherzhaften Erinnerung an das Jahr 1848, ließ sich aber im Uebrigen nicht stören und fuhr in gleich lehrhaftem Tone fort: Baiern sei trotz der entwickelten Ansichten, die er mit seinem Könige theile, bereit die beiden Großmächte zu unterstützen, sogar für den Fall, daß sie, was er außerordentlich bedauern würde, die Waffen gegen Rußland wenden sollten. Er wiederholte dies so oft, daß ich entnehmen zu können glaubte, es habe ihm wirklich viel daran gelegen mich nicht glauben zu machen, Baiern wolle sich wahrhaft und ernstlich opponiren.

Man hatte es immer wieder mit der Politik der kleinsten Erwägungen und Vorwände in den größten und wichtigsten Sachen zu thun, welche nun einmal von den Bundesverhältnissen unseres unglücklichen Vaterlandes untrennbar zu sein schien. Dabei waren Männer wie Herr von der Pfordten über die wirklichen Personen und Verhältnisse an den Centren der europäischen Politik leider nie hinreichend unterrichtet und einer gleichsam nicht fachmännischen Belehrung schwer zugänglich. Sie behandelten die Dinge zwar in streng diplomatischer Form, aber genau mit demselben Scheuleder des Doctrinarismus, welches die Liberalen in den Kammern verhinderte, irgend einen wirksamen Einfluß zu üben.

Ich gestehe übrigens, Herrn von der Pfordten unter dem Eindrucke meiner Pariser Erfahrungen eben damals ein wenig im Verdacht gehabt zu haben, daß sein Zorn gegen Frankreich hauptsächlich durch die Sprödigkeit hervorgerufen war, welche der Kaiser Napoleon Baiern gegenüber an den Tag legte. Ich hatte wahrscheinlich selbst durch meine Gespräche mit dem Kaiser einiges mitgewirkt, daß Louis Napoleon sich mehr und mehr überzeugte, Rheinbundsideen aller Art seien eben doch in Deutschland ein überwundener Standpunkt. Herr von der Pfordten dagegen kannte Louis Napoleon überhaupt nur wenig und rechnete mehr mit geschichtlichen Erinnerungen als mit gegenwärtigen Verhältnissen.

Uebrigens mag es vielleicht vom Standpunkte der Geschichte weniger gestattet sein, der Haltung der Mittelstaaten alle patriotischen Gesichtspunkte abzusprechen, aber durch Irrthümer dieser Art war die Entwickelung Deutschlands zwei Decennien hindurch zurückgehalten worden.

Ich vermochte damals in der Bamberger Politik nichts anderes als Aeußerungen des Particularismus zu erblicken und hielt es für richtig, meine

neugewonnenen Beziehungen in Wien zu benutzen, um in der einmal eingeschlagenen Richtung in dem guten Glauben weiter fortzuschreiten, daß die große europäische Verwickelung doch noch für Deutschlands Einigung wirksam werden könnte. Ich richtete daher an den Grafen Buol das folgende Schreiben, welches ich aus meiner umfangreichen Correspondenz mit dem österreichischen Minister, für welche der Raum hier nur zum geringsten Theile ausreicht, eben herausgreifen muß:

„Euer Excellenz freundlicher Aufforderung zu Folge kann ich nicht umhin im gegenwärtigen kritischen Zeitpunkte die Feder zu ergreifen, um durch diese Zeilen die Unterhaltungen mit Ew. Excellenz fortzusetzen, welche mir noch jetzt in der angenehmsten Erinnerung sind."

„Es sind die Bamberger Beschlüsse, welche mich nicht bloß insofern beunruhigen, als sie ein Hemmniß dafür sind, daß Deutschland jetzt eine Achtung gebietende Stellung gegen das Ausland einnehme, sondern auch als sie uns für lange Zeiten in einen Zustand der Schwäche und Uneinigkeit zu bringen drohen."

„Mögen diese Beschlüsse aus der verletzten Eitelkeit einzelner Regierungen und Staatsmänner oder aus dem Wunsche hervorgegangen sein, die europäische Action gegen Rußland zu lähmen oder aufzuschieben, beides scheint mir nicht so verhängnißvoll zu sein, als daß die größere oder wenigstens gewichtigere Anzahl der deutschen Staaten in einer auswärtigen Frage dem übereinstimmenden Willen der beiden deutschen Großmächte Widerstand leistet."

„Die von der Bamberger Conferenz gestellten Forderungen und Bedingungen scheinen mir die zugleich ausgesprochene Zustimmung zum Bündnisse vom 20. April vollständig aufzuheben, weil sie von den beiden Großmächten nur zu einem Theil erfüllt werden können und der wirkliche Inhalt dieser Beschlüsse daher der ist, daß die Conferenzstaaten ihren Nichtbeitritt zu einem Vertrage der beiden Großmächte in einer Weise aussprechen, welche nur einen Rückzug nicht vollkommen abschneidet."

„Es ist dies nach meiner Ansicht von den schlimmsten Folgen für die Stellung der beiden Großmächte und die Zukunft Deutschlands überhaupt. Die ganze Bundesverfassung hat gar keine Bedeutung, wenn man nicht als ihre Grundidee annimmt, daß bei vollständiger Uebereinstimmung der beiden Großmächte die übrigen Staaten den betreffenden Maßregeln ihre Theilnahme nicht versagen können."

„Geht man hiervon nicht aus, so ist das Verhältniß der Stimmen der Großmächte zu denen der übrigen Staaten eine baare Ungereimtheit. Auch ist diese nothwendige Uebereinstimmung stets in Deutschland und vom Auslande als ein Axiom behandelt worden, welches um so fester stand, als ihm während

40 Jahren nie thatsächlich widersprochen war. Bei meinem Aufenthalte in Paris bezeichnete noch der französische Kaiser gegen mich es als durchaus unmöglich, daß sich Baiern rc. von Oesterreich und Preußen trennen könnten."

„Dieser Glaube macht die Stärke der beiden Großmächte und daher Deutschlands gegen das Ausland. Durch die Bamberger Beschlüsse ist er über den Haufen geworfen, und von jetzt an wird das Ausland, Rußland, Frankreich oder England, es versuchen dürfen, die übrigen deutschen Staaten von den beiden Großmächten zu trennen. Daß dieses gelingen könne, ist jetzt gezeigt."

„Es ist mir unzweifelhaft klar, welcher traurigen Zukunft dies Verhältniß uns entgegenführt. Schwäche dem Auslande gegenüber, Uneinigkeit im Innern müssen seine Folge sein. Ich sehe den wiederauferstandenen Rheinbund, zwar diesmal nicht unter französischem, aber unter wechselndem russischen und französischen Protectorat."

„Ich glaube, daß es Oesterreichs und Preußens erste Pflicht ist, zu beweisen, daß dieser erste Versuch einer Sonderpolitik eines dritten Deutschlands nur bloße Velleität war. Die Bamberger Staaten konnten diesen Versuch noch vielleicht durchzuführen hoffen, wenn sie sich auf irgend eine auswärtige Großmacht stützen konnten. Aber Gottlob! hat Rußlands Unterstützung für jetzt gar keine Bedeutung und es existirt eine Solidarität zwischen fast ganz Europa. Sollte es nicht für Wien und Berlin an der Zeit sein, diesen günstigen Augenblick zu benutzen und jenes Axiom zu einem bewiesenen Satze zu machen, dadurch Deutschland wieder eine relative Stärke und der auswärtigen Politik der beiden Großmächte wieder Nachdruck zu geben?"

„Ew. Excellenz wissen diese Frage von Ihrem Standpunkte aus besser zu beantworten als ich es vermag. Ich wünschte nur Ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß in allen Schichten der Nation und auch unter den deutschen Souveränen die Ansicht von der Verwerflichkeit und der Gefährlichkeit jener Sonderpolitik verbreitet ist."

„Einer ernsteren Aufforderung der beiden Großmächte zur Unterstützung durch eine militairische Demonstration werden sich jene Staaten nicht versagen, da die öffentliche Meinung Deutschlands und Europas ganz auf Seiten der beiden Großmächte steht."

„Sollte man in Berlin diesen Weg nicht einschlagen wollen? Nach demjenigen, was man mir kürzlich in Berlin äußerte, muß ich annehmen, daß man sich dort der durch die Bamberger Conferenz hervorgerufenen nächsten und künftigen Gefahren klar bewußt ist. Wenn die Bamberger Staaten gehofft haben, daß ihr Versuch dadurch Aussicht auf Erfolg habe, weil Preußen das Bündniß nur widerwillig geschlossen, so werden sie, soweit die preußische Regierung in Betracht kommt, im Irrthum gewesen sein."

„Sehr beklagen würde ich es, wenn Oesterreich und Preußen sich zu einem Mittelwege entschlössen und sich mit dem schon erlangten oder noch zu erlangenden Beitritt einiger Staaten begnügten."

„Es würde das für den Bund sein, was der Baseler Friede für das Reich war: Es würde die Unsicherheit des ganzen öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland herbeiführen."

„Ueberdies tragen manche Regierungen Bedenken, außerhalb des Bundes und zu einer nur theilweisen Verbindung beizutreten. Ich erinnere nur an die gegen das Unionsrecht früher aufgeworfenen Zweifel. Die Hauptsache aber ist, daß in den vielen Staaten die Ministerien theils aus Ungewohnheit, theils aus Scheu vor Verantwortlichkeit Bedenken tragen, in anderer Form als am Bundestage auswärtige Verträge einzugehen, welche dem Lande Lasten auferlegen können."

„Ew. Excellenz können diese Bedenken nicht hoch genug anschlagen. Ich glaube aus persönlicher Erfahrung über diesen Punkt mitsprechen zu können."

„Der einzig richtige Weg ist nach meiner Ansicht für die beiden Großmächte auf der einen Seite den Beitritt am Bundestage zuzugeben, aber auf der anderen Seite vorher in einer solchen Weise zu sprechen, daß die Verweigerung des Beitritts unmöglich wird. Die beiden Großmächte dürfen sich nicht scheuen, die Interessen Deutschlands, deren Wahrung in ihren Händen liegt, ohne kleine Rücksichten geltend zu machen."

„Kann ich mit meinen geringen Kräften mitwirken, um von Deutschland die in Bamberg angebahnte polnische Uneinigkeit abzuwenden, so werde ich immer gern dazu bereit sein."

„Mir ist es stets nur darum zu thun gewesen, daß Deutschland Einheit und Macht habe. Was wir Souveraine dabei an scheinbarer Macht einbüßen, gewinnt das Ganze."

„Ich will diesen Brief nicht schließen, ohne eine Nachricht zu erwähnen, welche mir heute zugeht. Schweden scheint am Vorabend eines Eintritts in den Krieg zu sein. Es soll Geneigtheit zeigen, von der Forderung der Garantirung Finnlands abzustehen. Es ist jetzt vielmehr von der in Aussicht gestellten Unterstützung zu einem Feldzuge in diesem Lande und einer monatlichen Subsidie von 5,000,000 Franken auf 5 Monate für den Fall die Rede, wenn Schweden 60,000 Mann Truppen ins Feld stellt. Eine schwedische Operation würde ich für Deutschland als eine der wirksamsten Diversionen betrachten. Namentlich Preußen würde der Feldzug dadurch sehr erleichtert werden."

„Indeß nehme ich Anstand mich noch weiter über diesen Gegenstand zu verbreiten und schließe mit der Bitte, mich Ihrem hochverehrten Gebieter zu Füßen legen zu wollen. Ich verbleibe etc."

Graf Buol antwortete am 4. Juli 1854 von Wien:

„Euer Hoheit bitte ich meinen tiefgefühlten Dank für das überaus gütige Schreiben zu genehmigen. Das darin entworfene Bild von den Zuständen Deutschlands ist ein zwar sehr beklagenswerthes, welches ich aber leider als ein vollkommen richtiges anerkennen muß. Die Bamberger Berathung war ein ungeheuerer Mißgriff, der die ganze Zerrissenheit Deutschlands vor den Augen Europas bloßgestellt hat. Außer den Umtrieben der neidischen Diplomatie hat die Eitelkeit und die Sucht, europäische Politik auf eigene Faust zu machen, seinen guten Antheil daran.“

„Die leitenden Regierungen haben sich herbe Zurechtweisungen vom Auslande zugezogen, die eine traurige Rückwirkung auf Gesammtdeutschland haben müssen. Oesterreich trägt wahrlich keine Schuld dabei. Wir wollten aufrichtig den Wünschen und Bedürfnissen Deutschlands einen Vorschub leisten, allein leider haben nicht alle Fürsten sowie Euer Hoheit die Lage richtig zu beurtheilen gewußt.“

„Möge doch wenigstens die Scharte durch Thatkraft wieder ausgewetzt werden! Hierzu mag die Gelegenheit sich bieten, denn die gegenwärtige Lage bietet nur sehr schwache Friedenshoffnungen. Die russische Macht hat bereits einen starken Stoß erlitten und zwar einen um so empfindlicheren, als er ihr von denen versetzt wurde, deren Ohnmacht sie bereits so laut proclamirt hatte.“

„Darum dürfen wir uns aber nicht täuschen, daß Rußland noch eine immense Defensivkraft besitzt und wohl kaum die Consequenzen seiner ersten Niederlage hinnehmen wird. Und wie kann Europa sich mit einer anderen Lösung begnügen, als einer solchen, die sichere Garantien gegen die Wiederkehr eines solchen Uebermuthes gewährt.“

„Ob dieses Jahr noch einen guten Frieden bringt, erscheint sehr problematisch; dies hängt von dem Willen eines Mannes ab, den Niemand zu berechnen vermag. Zieht sich aber der Kampf in das nächste Jahr hinaus, so dürfte er colossale Dimensionen nehmen. Dann wird es mit dem Zaudern und Zögern ein Ende haben und Jedem sein Platz angewiesen sein.“

„Wir harren immer noch der Antwort aus Petersburg. Wie sie auch ausfallen mag, soll sie uns vorbereitet finden. Das Ziel, das wir uns vorgesteckt, werden wir nicht aus dem Auge lassen. Eine unbedingte Räumung der Fürstenthümer ist kaum zu erwarten, doch wäre dem auch so, so wäre der Krieg nur auf ein anderes für den Gegner vielleicht bequemeres Feld gerückt, aber die Zukunft Europas auf keine Art noch gesichert.“

„Wird einmal der Bund seinen Beitritt zur Oesterreichisch-Preußischen Convention ausgesprochen haben, so würde, sofern die Petersburger Antwort nicht vollkommen entsprechend lauten sollte, die Frage der Rüstungen anzuregen

sein. Was wird es da wieder für Sonderinteressen und kleinliche Ansichten zu bekämpfen geben. Hier dürften Euer Hoheit wesentlich zu einer Ausgleichung beitragen können; kommt es aber dermaleinst zur That, so zählt der Kaiser, mein allergnädigster Herr, ganz vorzüglich auf dero Kriegserfahrung und patriotischen Sinn. Auf die Wahl tüchtiger und energischer Führer wird es da vor Allem ankommen."

„Hochbeehrt mit dem Vertrauen, mit dem Sie mich, gnädigster Herr, beehren, darf ich recht ergebenst bitten 2c. 2c.

Gr. Buol."

So entschlossen die Mittheilungen lauteten, welche der österreichische Minister in dem voranstehenden Schreiben gemacht hatte, so wenig Uebereinstimmung zeigte sich zwischen Worten und Thaten. Die von ihm erwähnte von Oesterreich noch immer zu erwartende Antwort Rußlands bezog sich auf nichts Geringeres, als auf die Sommation, welche Oesterreich bereits vier Wochen früher nach Petersburg geschickt hatte. In einer oftmals publicirten Depesche vom 3. Juni an den Grafen Esterhazy in Petersburg verlangte das österreichische Cabinet von Seite Rußlands die unbedingte Räumung der Donaufürstenthümer, und Herr von Manteuffel unterstützte die Sommation durch eine Depesche an Baron Werthern vom 12. Juni. Die endlich erfolgten Antworten Nesselrodes klangen zunächst ausweichend und gingen immer noch von der Voraussetzung aus, daß die beiden deutschen Mächte Rußland gegenüber lediglich auf dem Standpunkte freundschaftlicher Vermittlung ständen.

Die Verwirrung war um so größer, als Oesterreich in der Zwischenzeit auch mit der Pforte einen Vertrag abgeschlossen hatte, in welchem es sich verpflichtete, die Räumung der Fürstenthümer nöthigenfalls mit Waffengewalt durchzusetzen. Die Türkei übertrug für diesen Fall alle ihre Hoheitsrechte an Oesterreich und dieses garantirte hinwieder die Integrität der Türkei in so unbedingter Form, daß man in der That fragen konnte, welchen Zweck es für Oesterreich und vor Allem für Preußen haben sollte, sich in einen großen Krieg mit Rußland zu stürzen, nur um alle Uebel der Pfortenherrschaft zu verlängern?

Man erlebte nun eine Zeit des unglaublichsten Wechsels der Lagen von einem Tage zum anderen, dem Anscheine nach dazu erfunden, um das Börsenspiel von ganz Europa zu einer bis dahin ungekannten Höhe zu treiben:

Preußen protestirt gegen den Pfortenvertrag, Oesterreich beruft sich auf den Aprilvertrag, Manteuffel sendet den Grafen Alvensleben nach Wien, Gortschakoff tritt an Stelle des Grafen Meyendorf. Dieser soll es in Wien zum Bruch bringen, jener Oesterreich von dem Einmarsch in die Donaufürstenthümer

abhalten. Der König von Preußen erklärt sich persönlich von allen übernommenen Kriegs-Verpflichtungen frei, während der General Heß täglich den Befehl erwartet, von der Bukowina aus die Russen in der Moldau anzugreifen.

Den neuen Vermittlungen Preußens traten die Westmächte mit den bestimmtesten Ablehnungen gegenüber, und unter dem Eindruck der allgemeinsten Confusion stellte Graf Buol vier Punkte*) protokollarisch fest. In allen folgenden Verhandlungen blieben dieselben die einzige, oft durchlöcherte Fahne, um welche sich die hilflos umherirrenden Diplomaten Europas zuweilen zusammenschaarten, um alsbald nach allen Windrichtungen wieder auseinanderzugehen. Diese vier Punkte waren eine Art von diplomatischer Wünschelruthe, mit welcher Freunde und Feinde Rußlands zu schöner Einigkeit verbunden werden konnten. Diese vier Punkte fanden selbst an dem König von Preußen in den folgenden Monaten zuweilen einen Lobredner, und sein Cabinet wachte später mit gewissenhafter Interpretationskunst darüber, ob dieselben in Depeschen und Noten auch wirklich stricte im Auge behalten oder vielleicht da und dort überschritten worden wären.

Zunächst hatte Rußland die vier Punkte einfach abgewiesen, aber es räumte aus strategischen Rücksichten die Donaufürstenthümer, welche bald darauf von den Oesterreichern besetzt wurden. In späterer Zeit behauptete Napoleon, daß, während Oesterreich den Westmächten versichert hätte, es besetze die Donaufürstenthümer, um die Russen aus denselben herauszuhalten, es gleichzeitig Rußland gesagt habe, daß es nur so handle, um die russische Armee frei zu machen, gegen die Verbündeten zu operiren. Der Kaiser von Frankreich, welcher diese Mittheilung meinem Bruder machte, wollte die Kenntniß der Sache von Rußland selbst erhalten haben.

Vorausgesetzt, daß die Napoleonische Behauptung, welche ich nicht zu bestätigen und nicht zu widerlegen vermag, wahr wäre, so müßte man annehmen, daß Oesterreich bei der Unmöglichkeit sich mit Deutschland zu verständigen eben nur neuerdings die kriegerischen Maßregeln hinausschieben zu können wünschte und sich dadurch zu einer Erklärung dieser Art an Rußland hinreißen ließ.

---

*) Bekanntlich betrafen dieselben als das niedrigste Maß der zu fordernden Garantien unter Vorbehalt weiterer Forderungen: 1. Europäische Garantie für die Rechte der Donaufürstenthümer, 2. Sicherung der freien Schifffahrt an der Donaumündung, 3. Revision des Vertrags von 1841 im Interesse des europäischen Gleichgewichts und im Sinne einer Beschränkung der russischen Macht im Schwarzen Meer, 4. Gemeinsame Förderung der Emancipation der Christen, soweit dies mit den Souveränitätsrechten des Sultans vereinbar und so daß Rußland jede besondere Schirmherrschaft aufgebe. Vgl. Geffcken a. a. O. S. 112.

Für uns in Deutschland schien kein Grund vorhanden zu sein, an der Ehrlichkeit des Vorganges von Seite Oesterreichs zu zweifeln. Man erwartete alle Tage die Aufforderung der Großmächte beim Bundestage in die Kriegsbereitschaft überzugehen, aber noch war es nicht einmal zu der selbst von der Bamberger Conferenz nicht abgelehnten Beitrittserklärung zum Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen gekommen.

Auf je schwächeren Füßen das letztere stand, desto eigenthümlicher war das Schauspiel, welches die Bundestagsgesandten von Preußen und Oesterreich den übrigen Bundesmitgliedern gaben, indem sie sich für und gegen dasselbe ereiferten. Denn wenn man jetzt auch durch die veröffentlichten Correspondenzen zwischen Herrn von Bismarck und dem Ministerpräsidenten erkennen mag, daß in dem Verhalten Preußens am Bundestage ein wohl zu beherzigender logischer Zusammenhang zu finden war, so konnte der damalige Beobachter doch lediglich nur die Widersprüche empfinden, wie sie einerseits in Berlin und andererseits in Frankfurt zu Tage traten. In den Depeschen des Bundestagsgesandten liegt heute das klare System eines gleichsam auf eigenem Standpunkt stehenden großen Politikers erkennbar vor, aber der preußischen Politik fehlte im Ganzen das Eine, daß sie überhaupt irgend eine Richtung verfolgt und beibehalten hätte; es fehlte mit einem Worte an der festen ministeriellen Hand in der Leitung der Angelegenheiten, wodurch man über die Absichten Preußens klar geworden wäre. Wie die Dinge dagegen thatsächlich in Berlin lagen, so konnte es nicht fehlen, daß selbst solche Bundestagsgesandte, welche Herr von Bismarck als ihm nahestehende bezeichnete, wie Herr von Fritsch, sich dem preußischen Verhalten gegenüber völlig rathlos wußten.

Ohne in die Verhandlungen des Bundestags im Einzelnen tiefer einzugehen, wird doch eine Charakteristik der dortigen Zustände aus der Feder des Herrn von Fritsch nicht unerwünscht erscheinen. Derselbe schrieb mir:

„Ew. Hoheit gnädigstes Schreiben vom gestrigen Tage hat mich veranlaßt, sofort mit Herrn von Prokesch vertraulichst über dasselbe Rücksprache zu nehmen. Derselbe theilte mir hiebei mit, daß ihm soeben erst von Wien die Weisung zugegangen, das Oesterreich-Preußische Bündniß der Bundesversammlung zur Erklärung ihres Beitritts vorzulegen, sobald Herr von Bismarck die Ermächtigung erhalten haben werde, dies in der von dem k. k. Cabinet vorgeschlagenen Weise gemeinschaftlich mit ihm zu thun. Hierüber habe Herr von Bismarck noch keine Instruction, er hoffe aber, daß derselbe sie bis zum nächsten Donnerstag erhalten werde."

„Die Bamberger Conföderirten haben sich, wie Euer Hoheit bekannt ist, bis auf Würtemberg sämmtlich bereit erklärt dem Vertrag und dem Zusatz-

artikel unumwunden am Bundestag beizutreten und es ist deshalb unzweifelhaft, daß es zu einem dem zu erwartenden Antrage Oesterreichs und Preußens entsprechenden Anschluß kommen wird. Dieser Antrag beschränkt sich jedoch meist nur auf den Beitritt zu dem Schutz- und Trutzbündniß. Die Frage wegen etwaiger Rüstungen des Bundes wird nach Ansicht des Herrn von Prokesch erst später aufgeworfen werden können, wenn es bestimmt ist, daß ein Kriegszustand zwischen Oesterreich und Rußland besteht. Noch sei dies nicht ausgesprochen und deshalb könne die Vorfrage, ob eine Gefahr für das Bundesgebiet vorhanden sei, zur Zeit noch nicht aufgeworfen werden."

„Da hiernach eine Mobilmachung oder Bereithaltung der Bundesarmee von Oesterreich erst in zweiter Linie beantragt werden wird, so läßt sich für jetzt noch nicht sagen, wie sich die Staaten der Bamberger Conferenz hierüber äußern werden. Meiner unzielsätzlichen persönlichen Ansicht nach ist dermalen eine Verzögerung der Verhandlungen am Bundestage mehr von Preußen als von anderer Seite zu befürchten. Herr von Prokesch stellt dies zwar auch nach den von Herrn von Bismarck gegen ihn gethanen Aeußerungen entschieden in Abrede, sagte jedoch, daß Preußen verlangt habe, daß in diesen Angelegenheiten streng der bundesgesetzlich vorgeschriebene Geschäftsgang innegehalten werde, welcher leider viele Mittel des Hinhaltens darbietet."

„Hiernach wird es wahrscheinlich in der nächsten Sitzung, auch wenn Oesterreich und Preußen das Bündniß vorlegen, nicht sofort zu einem Beschluß darüber kommen, sondern die Sache erst noch an einen Ausschuß verwiesen werden. Herr von Prokesch hofft aber, daß dann über den Vortrag dieses Ausschusses in der nächstfolgenden Sitzung Beschluß gefaßt werden könne, falls man sich nicht über eine Abweichung von der Geschäftsordnung verständige. Die Art und Weise, wie sich die einzelnen Gesandten bei dieser Gelegenheit äußern werden, dürfte am Besten auf die Ansichten ihrer Höfe überhaupt schließen lassen. Ich werde deshalb bei meinem gehorsamsten Bericht über die nächste Sitzung mich ausführlich hierüber verbreiten."

„Man kann allerdings nicht wohl absehen, wie Preußen ohne wortbrüchig zu werden sich von Oesterreich trennen könne, aber leider haben wir schon so mannigfache und große Inconsequenzen des Berliner Cabinets erlebt, daß man sich über nichts der Art mehr zu wundern Ursache haben dürfte."

„Auffallend ist es jedenfalls, daß Herr von Bismarck, der eben erst durch seine Ernennung zum Mitglied des Staatsraths einen neuen Beweis großen Vertrauens erhalten hat, in intimen Kreisen sich sehr gegen Oesterreich und für Rußland ausspricht, ja sogar es als etwas Erfreuliches bezeichnet, wenn die Russen bis Wien gelangen sollten, welches letztere ich allerdings nur aus dritter Hand erfahren habe und nicht unbedingt verbürgen möchte. Man muß

hoffen, daß in Berlin die Gewalt der Umstände den wahren politischen Interessen Preußens den Sieg über das Parteitreiben verschaffen werde, und im schlimmsten Fall kann man darauf rechnen, daß es dort im entscheidenden Moment nach jeder Richtung hin an Entschiedenheit fehlen werde. Wenn man daher nur auf die Einigkeit der übrigen deutschen Staaten vertrauen könnte, so bliebe immer noch Hoffnung, daß Deutschland aus der gegenwärtigen großen Krisis nicht blos unerschüttert, sondern auch neu gekräftigt hervorgehen könnte."

„Indem ich nicht verfehle gehorsamst zu gedenken, daß Herr von Prokesch Euer Hoheit zu Gnaden empfohlen zu sein wünscht, bestehe ich in tiefster &c.

Frankfurt 10. Juli 1854. Fritsch."

Nichts war nun deutlicher, als daß es weder Oesterreich noch Preußen allzu ernsthaft mit einer deutschen Rüstung genommen hatten, denn nicht nur unterblieb auch in den nächsten Wochen jede Verhandlung des Gegenstandes am Bunde, sondern man gab sich in Wien selbst nach der glücklichen Entdeckung der berühmten vier Punkte der freudigen Zuversicht hin, daß eine große Action, insbesondere eine solche, bei welcher Deutschland mitzuwirken hätte, überhaupt überflüssig sein würde.

Höchst bezeichnend war in dieser Beziehung ein Brief, welchen mir Graf Buol schon am 11. August schrieb und der wohl deutlicher als irgend ein aus jener Zeit bisher bekannt gewordenes Aktenstück den Beweis liefert, wie man um diese Zeit in Wien schon auf dem Rückzuge begriffen war und nur noch die Sorge hatte, in welcher Weise man bei Freund und Feind das Werk des Abwiegelns zu vollbringen hätte.

Mit großer Genugthuung meldete mir der österreichische Minister, daß sich Rußland nun überzeugt hätte, „wie es ungeachtet der Sympathien seiner deutschen Freunde die einfache Thatsache der Räumung der Fürstenthümer an die Stelle seiner früheren Clauseln setzen müsse". „Fürst Gortschakoff", fügte Graf Buol stolzbewußt noch hinzu, „zeigte mir diese Thatsache noch gerade zu rechter Zeit für Rußland an, da wir eben im Begriffe waren im Hinblick auf den eventuellen Fall, daß unser Einmarsch in die Fürstenthümer zum Kriege mit Rußland führen sollte, in unsere Vertragsverbindlichkeiten mit den Seemächten zu treten."

„Diesem wußte nun Rußland in der Stunde der Entscheidung durch die Erklärung einer freiwilligen Räumung zuvorzukommen, indem unserer Ansicht zufolge ein solcher Akt, im Momente eines so großen und folgereichen Rückschrittes, etwas Herausforderndes gehabt hätte und in das Friedenswerk hinderlich eingreifen konnte. Sollten wir, wie es den Anschein hat, eine friedliche Mission zu erfüllen haben, so bleibt darum doch bezüglich auf die Hauptfrage

unsere Stellung unverrückt dieselbe. So findet uns Rußland in der wichtigen Frage der Grundbedingungen zu einer allgemeinen Ausgleichung vollkommen mit den Seemächten einverstanden."

„Wir haben großen Werth darauf gelegt, diese Uebereinstimmung gerade jetzt gehörig zu constatiren und es ist dies in der Form eines Austausches von Noten geschehen, wovon ich Abschriften beizulegen mir die Freiheit nehme, da Euer Hoheit gewiß mit Interesse von den Bedingungen nähere Kenntniß nehmen werden, deren rückhaltslose Annahme wir nun durch einen gestern abgegangenen Courier dem Petersburger Hof anempfohlen haben. Sie enthalten eine Lösung, die einerseits ohne allgemeine und tiefe Erschütterungen herbeigeführt werden kann, und andererseits wohl in vollem Maße den allgemeinen Interessen und vorzugsweise jenen Deutschlands entsprechend gefunden werden dürfte."

„Wir gehen nun mit dem Gedanken um, eine möglichst vollständige Vorlage aller Piecen am Bundestage zu machen, damit man dort gründlich den Grad der Gefahr und die zu treffenden Maßregeln berathe. Daß wir schon vorläufig unsere Verbündeten auf die Nothwendigkeit einer Aufstellung aufmerksam gemacht, wurde vielfach gegen uns ausgebeutet."

„Eine Piece, die ich eben unter der Feder habe, soll, wie ich hoffe, uns in den Augen jedes Unbefangenen rechtfertigen. Der Kaiser, mein allergnädigster Herr, würde den Oberbefehl eines der beiden Bundes-Corps, deren Aufstellung wohl nun zu vertagen sein wird, gern Euer Hoheit anvertraut gesehen haben. Käme es noch dazu, daß in dieser großen Verwickelung die Gesammtmacht Deutschlands auf die Probe gestellt würde, so wäre gewiß für Euer Hoheit ein hervorragender Platz unter den Führern im Voraus bezeichnet. Hoffentlich wird auch dann von jenem bedauerlichen Mangel an gutem Willen, der das Verhalten der größeren deutschen Regierungen bezeichnet, keine tiefere Spur in der deutschen Geschichte zurückbleiben." . . . . ꝛc.

Wie man sieht, war Oesterreich so gut wie befriedigt und an Krieg wurde wenig mehr gedacht, nachdem die Occupation der Donaufürstenthümer mit halbem Einverständniß von Rußland erfolgt war. Bei dieser Gelegenheit hoffte man noch Preußen gegenüber einige Popularität in Deutschland eingeheimst zu haben, in Wahrheit aber war man der deutschen Bewegung in Wien seit meiner Abreise von dort nicht ohne große Aengstlichkeit und schwere Besorgniß gefolgt. Ich war durch den Fürsten Karl Leiningen, meinen Vetter, der damals in meinen österreichischen Herrschaften zu Greinburg seinen Wohnsitz genommen hatte und häufig in Wien verkehrte, mehrfach über die Tendenzen der liberalen Partei in Deutschland befragt worden, und ich hatte nicht das mindeste Bedenken dem Fürsten mit der größten Offenheit darauf zu antworten:

„Was die früher Oesterreich opponirende Partei für Deutschland erwartet?"

„Für den Moment erwartet sie kaum etwas Anderes von Oesterreich, als daß es auf dem Wege, den es beschritten hat, mit Ernst und Energie fortschreite. Es ist der Weg zu der Verwirklichung eines großen nationalen Gedankens, der der Nation vor Allem das zurückgeben wird, was ihr seit Jahrhunderten gefehlt hat — Selbstachtung. . . . Im Uebrigen hat diese Partei niemals etwas anderes gewollt, als was ebenso sehr im Interesse Oesterreichs als Deutschlands war. Es ist aber jetzt kaum möglich die Aufgabe zu formuliren . . . Eine Bedingung ist freilich vorhanden — die gründliche Ueberzeugung bei Regierungen und Völkern, daß die deutsche Bundesverfassung die Uebel, an welchen wir kranken, nicht nur nicht heilt, sondern verschlimmert."

Indem ich sodann mit voller Wahrheit die Unhaltbarkeit der deutschen Verfassungszustände geschildert hatte, schloß ich: „Wir sind weder Plus- noch Gleichmacher, auch haben wir alle doctrinäre Politik über Bord geworfen und wollen in jedem Augenblicke nur das für den Augenblick unmittelbar Nothwendige. Wir sind zähe Leute, die sich nicht fürchten und die seit 1848 nicht ein Haarbreit von ihren Meinungen abgegangen sind. Oesterreich wird in uns nie Ueberläufer finden, aber treue Freunde, wenn es einmal nicht verschmähen sollte, seinen wirklichen eigenen Interessen und dadurch den deutschen hellsehend zu folgen."

Ob Bemerkungen dieser Art, die ich an meinen Vetter nicht ohne die Absicht geschrieben habe, daß sie in Wien bekannt werden sollten, nicht vielmehr doch eine entgegengesetzte Wirkung gehabt haben, hätte ich nachträglich nicht unbedingt verneinen mögen. Bei der allgemeinen Haltlosigkeit scheint man im Wiener Cabinet immer wieder vor den „Gothaern" Angst und Schrecken bekommen zu haben. Man war daher mit Preußen in dem einen Punkte ganz einverstanden, daß man die Aufmerksamkeit nicht zu sehr auf die Bundesverhandlungen lenken dürfe. Man ließ Woche um Woche verstreichen ohne die versprochenen Vorlagen zu machen, und schließlich war es auch dem Grafen Buol ganz recht, wenn die Bundescontingente nicht nöthig waren.

So mußte ich schon wenige Wochen später meinem Bruder das traurige Geständniß machen: „Die Verhältnisse haben sich seit dem Ausbruch des Krieges sehr verändert. Damals war der König von Preußen ganz anders als jetzt. Denn eines Theils fürchtete er sich vor Euch, anderen Theils vor der Bevölkerung, deren russische Antipathien einige Energie erhielten."

„Die Bevölkerung ist jetzt in sanften Schlaf gelullt, der König ist fest überzeugt, daß er Euch so ziemlich Alles abschlagen kann und freut sich der ihm von seinem Schwager bewahrten guten Gesinnung, indem er sich so den bösen Gedanken einer möglichen künftigen Rache Rußlands vertreibt."

Denn darin lag allerdings der Hauptunterschied, welcher jetzt zwischen dem Verhalten Oesterreichs und Preußens zu Rußland vorhanden zu sein schien, daß dieses, indem es dem Kaiser Nicolaus nützlich war, auch seinen Dank beanspruchen konnte, während jenes den Zorn des Czaren auf sich geladen hatte und dann mit der geladenen Flinte auf halbem Wege vor dem Gewaltigen zurückwich.

Bezeichnend hierfür war eine damals in diplomatischen Kreisen erzählte Anekdote, welche die ganze Aergerlichkeit kennzeichnete, die man in Petersburg gegen das ungetreue Oesterreich an den Tag legte. Als Graf Esterhazy Mittheilung von den berühmten vier Punkten in Petersburg gemacht hatte, soll Kaiser Nikolaus bei einer Audienz rasch an ihn herangetreten sein und gefragt haben: „Wissen Sie, wer die beiden dümmsten Könige von Polen gewesen sind?“ Als der österreichische Gesandte verlegen schwieg, beantwortete der Czar seine Frage selbst: „Das waren Sobiesky und ich.“

Als nun im September eine ziemlich brüske Ablehnung der „vier Punkte“ aus Petersburg in Wien eintraf, war die freudige Stimmung über die glänzenden Erfolge der österreichischen Politik ebenso rasch einer kleinmüthigen Sorge in den dortigen Regierungskreisen gewichen. Schon waren bei der Nachricht von der Räumung der Donaufürstenthümer die stolzesten Aeußerungen gefallen, Oesterreich müsse nun auch den Westmächten gegenüber stärkere Töne anschlagen, um nach allen Seiten als erfolgreicher Vermittler dazustehen: so werde es einen ungewöhnlichen Triumph über den Osten und Westen erlangt und sein uraltes schiedsrichterliches Ansehen in Europa wieder hergestellt haben. Mit träumerischer Vergegenwärtigung Metternich'scher Zeiten verlangte, wie mein Gesandter aus Wien schrieb, „eine starke Fraktion von Politikern und Regierungsmännern, man solle die Westmächte nun ebenfalls zwingen dem Weltfrieden Opfer zu bringen“.

Als sich aber die Räumung der Fürstenthümer zu einer neuen diplomatischen Niederlage umgestaltete, wurde eine bescheidenere Sprache angenommen und Graf Buol ließ mir sagen: „es werde zwar dies Jahr nichts mehr unternommen werden, als die Besetzung der Fürstenthümer, denn es könne Oesterreich nicht einfallen, die russische Armee über den Pruth zu verfolgen, aber es wäre nun gut, wenn im deutschen Bunde die Mobilisirungsfrage in ernstliche Anregung käme“.

In der That waren seit Anfang October die deutschen Regierungen wieder in voller Thätigkeit, um die oftmals vorbereitete und ebenso oft hinausgeschobene Bundesaction in Gang zu bringen. Die Gesandten wurden instruirt, die sächsischen Höfe hielten eine Conferenz in Weimar, die süddeutschen Regierungen suchten nach einer passenden Form für die Aenderung ihrer bisherigen Politik. Ich setzte mich mit meinem Schwager in Rapport, um ein gemeinsames Vorgehen am Bunde vorzubereiten.

Er antwortete mir mit einer interessanten Charakteristik der Lage am 21. October:

„. . . Von größtem Interesse war mir die Instruction für Deinen Bundestagsgesandten . . . Anliegend sende ich Dir eine Abschrift der meinigen, woraus Du entnehmen wirst, daß wir im Allgemeinen ziemlich übereinstimmende Ansichten haben und eigentlich nur die Form verschieden ist. . . .“

„Vollkommen übereinstimmend bin ich mit Dir der Ansicht, daß in Frankfurt die Hauptentscheidungen gefaßt werden können, das Wichtigste aber scheint mir in der möglichen Wiedervereinigung Preußens mit Oesterreich zu liegen. Ist dieses Ziel erreicht, so werden alle übrigen theilweise im russischen Interesse stehenden Regierungen klein beigeben und sich in das Unvermeidliche fügen. Für den Augenblick aber besteht eben in diesen Regierungen die Schwierigkeit der Lage, da man in Preußen glaubt noch auf den größten Theil Deutschlands rechnen zu können und von dem irrthümlichen Glauben befangen ist, als seien die Ansichten dieser Regierungen auch diejenigen der Nation.“

„Bei meinem letzten Aufenthalte in Berlin that ich mein Möglichstes, um den König über die Zustände in Süddeutschland gründlich aufzuklären und sah mit Freude, daß er gern auf diese veränderten Ansichten einging, welche man ihm bisher systematisch vorenthalten hatte. In München und Stuttgart, wo man noch seither ganz russisch gesinnt war, kommt man allmählich, wenn auch langsam nur, doch auf sicherem Weg zur Besinnung und zwar durch das bekannte Mittel, daß die Macht der Verhältnisse größer ist, als die Intrigue — man will nämlich die Popularität doch nicht ganz einbüßen. Hierauf d. h. auf Aenderung der Sinnesart zu wirken, ist die Hauptaufgabe und ich glaube, daß der Erfolg bald gesichert sein wird. Preußen aber wird dann erst eine neue Bahn einschlagen, wenn es sich vollkommen isolirt fühlt. . . .“

Mit der letzten Befürchtung meines Schwagers stimmten meine eigenen Berichte aus Berlin durchaus überein, und es war nur allzu ersichtlich geworden, wie das preußische Cabinet völlig einflußlos in der großen Politik dastand. Sehr treffend sagte einer meiner vertrauten Correspondenten in einem Berliner Briefe von dem Ministerpräsidenten: „Seinen Freunden von früher pflegt er zwar bei jeder Begegnung zu versichern: „ich thue, was ich kann,“ aber es wird dabei zugleich zu sehr ersichtlich, was Herr von Manteuffel nicht kann, als daß man noch irgend eine Hoffnung darauf gründen könnte. Es ist jetzt nur der Eindruck übrig geblieben, daß Herr von Manteuffel weder österreichisch noch russisch, weder preußisch noch türkisch ist, und diese Art von Neutralität ist im Grunde ein politischer Atheismus, der, sobald es sich um Thaten handelt, als unschöpferisch und impotent zurückgewiesen werden wird.“

Wie im Ministerium so hatte sich auch in den höchsten Kreisen Berlins gleichsam eine Auflösung der guten preußischen Ueberlieferung in Betreff der einheitlichen Gesinnung aller maßgebenden Kreise vollzogen. Der Prinz von Preußen hatte sich nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt auf eine besondere Linie seines politischen Verhaltens zurückgezogen, indem er äußerlich ganz passiv blieb und sich im Uebrigen darauf beschränkte, dem Könige gegenüber von Zeit zu Zeit ruhig und ohne Leidenschaftlichkeit, aber sehr bestimmt gegen die Schritte der Regierung zu protestiren. Der Prinz sammelte die hierauf bezüglichen Schriftstücke und pflegte sie in seinem vertrauten Kreise als sein „Urkundenbuch“ zu bezeichnen, aus dem in späterer Zeit, wenn es erforderlich werden könnte, der Beweis zu liefern wäre, daß der Thronerbe Preußens mit der in der russisch-europäischen Verwickelung dargelegten Haltung der preußischen Regierung nicht einverstanden gewesen sei!

Von großem Nutzen konnte freilich dieses Auftreten des Prinzen gegen den König leider nach keiner Seite hin sein; der letztere war zufrieden, daß sich sein Bruder äußerlich von den Fragen der hohen Politik möglichst fern hielt, gab ihm innerlich und im intimsten Verkehr in Betreff seiner Anschauungen ganz recht und handelte im Uebrigen nach seinem Sinn nicht unfreundlich gegen die Westmächte und doch so, wie es für Kaiser Nikolaus verhältnißmäßig am günstigsten sein konnte. In dieser Unentschiedenheit nach allen Seiten blieben die Verhältnisse bis zur Mitte November, wo Oesterreich eine neue Aufforderung an die preußische Regierung ergehen ließ, sich in bestimmterer Weise zu erklären, nachdem Graf Nesselrode in einer Note vom 6. November die Friedenspropositionen Oesterreichs unfreundlich und in wenig zarter Form beantwortet hatte. Am 26. wurde zwischen Preußen und Oesterreich ein Zusatzartikel zu dem Bündniß vom 20. April verabredet und die gemeinschaftliche Durchführung der „vier Punkte“ als Zweck der Allianz erklärt.

Man hoffte nun auch am Bundestag energisches Vorgehen von Seite der Großmächte erwarten zu dürfen, und Oesterreich theilte den deutschen Bundesgenossen mit großer Genugthuung die Resultate seiner Verhandlungen mit Preußen mit, indem es die Hoffnung aussprach, „daß die Vertreter der Regierungen Deutschlands am Bundestage sich mit den nöthigen Instructionen versehen finden werden, damit in Frankfurt die beiden gleichzeitigen Acte — der Beitritt des Bundes nämlich zu dem Zusatzartikel und die Annahme des durch den Ausschuß in Antrag zu bringenden Beschlusses — ohne Anstand vor sich gehen können“.

Indessen sollte auch diese bescheidene Erwartung nicht so rasch in Erfüllung gehen; Preußen erhob Schwierigkeiten gegen die Beitrittserklärung des Bundes

zu dem Zusatzartikel vom 26. November, welcher den Vertrag vom 20. April näher erläuterte. Als der Beschluß der Bundesversammlung unvermeidlich geworden war, wurde derselbe so nichtssagend als möglich gestaltet. In militairischer Beziehung war das Aeußerste, wozu sich Geneigtheit zeigte, auf eine „Bereithaltung“ der einzelnen Contingente in ihren dermaligen Standquartieren einzugehen.

Im Einzelnen ist es gegenwärtig um so überflüssiger aus den mir zu Gebote stehenden Berichten noch Weiteres mitzutheilen, als die im Schooße des Bundestags und bei den Regierungen in dieser Beziehung gepflogenen Verhandlungen durch die Herausgabe der Schreiben von Bismarcks besonders eingehend bekannt geworden sind*). Die Beschlußfassung des Bundes erfolgte erst am 30. Januar 1855.

Zu dieser Zeit war aber das kurze Verhältniß der Intimität zwischen Preußen und Oesterreich, von welcher der Novembervertrag noch Zeugniß gab, schon wieder durchlöchert und die beiden Höfe befanden sich in einer sehr gereizten Stimmung gegeneinander. Der Ursprung davon lag darin, daß Oesterreich in derselben Zeit, wo der erwähnte Zusatzartikel zum Aprilvertrag zum Abschluß gekommen war, mit den Westmächten ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß in größtem Geheimniß verhandelte, welches am 2. December 1854 abgeschlossen wurde. Als die österreichische Correspondenz wenige Tage später die überraschende Thatsache mittheilte, war man in Berlin sehr erzürnt, und der König beruhigte sich — man muß wohl sagen mit Recht — niemals wieder über diesen Vorgang des Wiener Cabinets.

Mir selbst war von der österreichischen Gesandtschaft in Dresden durch den Grafen Kuefstein schon am 3. December Abschrift eines Erlasses des kaiserlichen Cabinets gegeben worden, welcher mich in die Kenntniß des Vertrages mit den Westmächten setzte. Man theilte mir denselben als ein Zeichen eines besonderen Vertrauens mit, wie Graf Kuefstein in seinem Briefe an mich erklärte. Kurze Zeit darnach erfolgte die offizielle Anzeige des Bündnisses Oesterreichs und der Westmächte an die deutschen Regierungen, worin es hieß, daß der Allianzvertrag den Zweck hätte, auf den Grundlagen der Wiener Protokolle und des Notenwechsels vom 8. August eine gerechte, ehrenvolle und wo möglich friedliche Lösung der schwebenden Verhandlungen zu erleichtern:

„Der Vertrag wird die Bereitwilligkeit der Seemächte, zur Eröffnung der Unterhandlungen auf Grundlage der vier Punkte noch jetzt die Hand zu bieten, bestätigen und seine Theilnehmer gegenseitig verpflichten neue Bedingungen

*) Preußen im Bundestage, besonders II 149, wo die von dem Großherzog von Hessen erzählte Anekdote bezeichnend ist.

nicht aufzustellen, ohne darüber vorher gemeinsame Berathung gepflogen zu haben. Ehe jedoch dieser Vertrag unterzeichnet und ratificirt ist, kann er nur Gegenstand einer höchst confidentiellen Mittheilung werden, deshalb bin ich ausdrücklich beauftragt auf das Dringendste zu ersuchen, bis zu jenem Zeitpunkte dieser Mittheilung obigen Charakter zu bewahren."

Ich hatte meinerseits an demselben 2. December, an welchem der Vertrag Oesterreichs mit den Westmächten abgeschlossen worden war, dem österreichischen Minister meine Bedenken gegen die Stellung, welche Preußen durch den Zusatzartikel gewonnen zu haben schien, ausgesprochen und es war sehr charakteristisch, daß Graf Buol in seinem Antwortschreiben mich eben durch das Datum meines Briefes zu widerlegen suchte; er meinte, alle meine Befürchtungen würden durch meine inzwischen erfolgte Kenntniß des erfreulichen Schutz- und Trutzbündnisses mit den Westmächten beschwichtigt worden sein. Graf Buol pochte sehr stark auf den Einfluß, den er durch diesen Vertrag vom 2. December in den westmächtlichen Cabineten gewonnen zu haben glaubte und unterschätzte die erregte Stimmung, die eben dadurch in Berlin gegen Oesterreich entstehen mußte.

In der diplomatischen Geschäftsführung jener Jahre gehörten Mißverständnisse und, man möchte fast sagen, die unglaublichsten Ueberraschungen auf allen Seiten zur Tagesordnung. Indem es hüben und drüben an einem entschiedenen Plan und an klarer Absicht fehlte, wälzte man sich gegenseitig den Verdacht jedes Uebelwollens zu. Es wäre zu weitläufig zu zeigen, in welchem Maße alle jene darunter litten, welche ein einträchtiges Zusammenwirken Deutschlands gegen unseren größten damaligen Nationalfeind noch herbeizuführen bestrebt waren. In Berlin war guten Nachrichten zu Folge allerlei geschehen, um auch meine Wenigkeit dem Könige in der von mir eingeschlagenen Richtung zu verdächtigen, und ich entschloß mich daher, als die Verwirrung am höchsten gestiegen war, sowohl vor dem Prinzen von Preußen, wie auch vor dem Könige selbst mit der offensten Sprache herauszugehen.

Besonderen Anlaß zu einem Schreiben an den König fand ich in dem Umstand, daß man preußischerseits den an der Spitze meines Truppencontingents stehenden Major von Witzleben abberufen wollte. Doch erzähle ich die Sache am besten mit den Worten meines Briefes:

„Euere Majestät!

„Durch Euer Majestät Ministerpräsidenten von Manteuffel ist dem Grafen Beust in Anlaß meiner Bitte, Ew. kgl. Majestät Major von Witzleben fernerhin an der Spitze meines Contingents zu belassen, folgende mündliche und vertrauliche Eröffnung geschehen: Daß Ew. Majestät meinem Wunsche nicht entgegen

sein würden, wenn Ew. Majestät nicht bemerkt hätten, daß ich grundsätzlich der preußischen Politik entgegenwirke und daß dem Antrage nur dann eine Folge gegeben werden könne, wenn ich Ew. Majestät gegenüber erkläre, daß ich der gegenwärtigen Politik des preußischen Cabinets nicht geradezu entgegen sei. Unmöglich kann ich glauben, daß es Ew. Majestät Wille war, mir eine solche Antwort zukommen zu lassen. Wäre Ew. Majestät hoher Name nicht selbst genannt, so würde ich die Aeußerung des Herrn Ministerpräsidenten mit Stillschweigen übergangen haben. Da dies aber leider nicht der Fall ist, so werden mir Ew. Majestät als Ihrem getreuen Diener und Anhänger gestatten, Ihnen höchstselbst einige Worte der Erwiderung einzuhändigen."

„Ew. Majestät wissen nur zu gut aus den vielen Unterredungen, die ich seit vier Jahren das Glück hatte mit Ihnen führen zu dürfen, aus manchem Aktenstück, das in den Händen Ew. Majestät ist, aus einer Reihe offenkundiger Thatsachen, daß ich stets bemüht war, auch auf den dornenvollsten Wegen Eurer Majestät persönlicher Politik zu folgen, um derselben auf mancher schwierigen Bahn die Hindernisse hinwegzuräumen."

„Ich will Ew. Majestät nicht erinnern an die verhängnißvollen Augenblicke des Jahres 1850, an eine Zeit, in der ich Ew. Majestät mit Freuden meine Existenz, meine Souveränitätsrechte, meine Person zum Opfer zu bringen bereit war. Ich will Ew. Majestät nicht ins Gedächtniß zurückrufen, daß ich damals mit Acclamation meiner Bevölkerung Ew. Majestät glorreichem Rufe folgte, und daß ich, als im Augenblick der Entscheidung es Ew. Majestät gefiel, aus höheren Rücksichten eine andere Politik zu befolgen, um versöhnend da zu wirken, wo nur das Schwert entscheiden konnte, schweigend gehorchte."

„Ich muß daran erinnern, daß nachdem durch den eigenen Willen Ew. Majestät das feste Band, welches uns an Sie durch die Union geknüpft hatte, zerrissen wurde und Ew. Majestät gegen unseren Rath und zu unserem tiefen Schmerze das alte Bundesverhältniß wieder herstellten, wir uns nicht nur ruhig fügten, sondern diesen auch in ganz Deutschland so unwillkommenen Schritt zu entschuldigen wußten, um in den deutschen Bevölkerungen den Glauben an Preußen und seinen erhabenen König nicht untergehen zu lassen."

„Durch meine persönliche Stellung und meine Verbindung mit vielen auswärtigen Höfen, durch das Bewußtsein im eigentlichen Sinne des Wortes deutsch zu fühlen, ist mir nach Außen und Innen vor vielen meiner Vettern die Möglichkeit geworden, auch im Stillen zu wirken, um für Ew. Majestät und Preußen stets die Hoffnung nicht verloren gehen zu sehen, welche wir alle im Busen tragen und für deren Realisirung vielleicht von Preußen selbst das Wenigste geschehen ist."

„Für alles dasjenige, was ich so unbescheiden war zu meinem eigenen

Lobe hier darzulegen, habe ich aus dem Munde Ew. Majestät und Ihrer Minister die Anerkennung gefunden, daß ich „Ihr treuester Bundesgenosse gewesen sei" und ich war stets stolz darauf."

„Als im vergangenen Jahre die neuesten Verwickelungen begannen und ich die großen Gefahren, welche sowohl Preußen als unserem gemeinsamen Vaterlande daraus entstehen konnten, gewahrte, so bin ich wiederum der Einzige gewesen, der mit Hintansetzung seiner Person und manches in ihm kämpfenden Gefühls eine vermittelnde Thätigkeit übernahm, aus der Ew. Majestät wahrlich noch keinen Nachtheil erfahren haben."

„Ich ging an den Hof der Tuilerien, wirklich nicht bloß aus verwandtschaftlichen Rücksichten, sondern auch um Ew. Majestät persönlichen Ideen bei einem der bedeutendsten Männer Europas das Wort zu reden. Das Glück war mir günstig und es ist mir gelungen das persönliche Vertrauen des Kaisers jedenfalls soweit zu gewinnen, um ihn über die Lage Preußens aufzuklären und über die Absicht Ew. Majestät beruhigen zu können. Bis zu diesem Augenblicke habe ich in diesem Sinne stets gewirkt und sicherlich nicht so ganz ohne Erfolg."

„Ew. Majestät haben leider, als ich von Paris zurückkehrte, mir nicht einmal gestattet, mich ausführlich und offen auszusprechen und ich schwieg, ohne auf Dank und Anerkennung Anspruch zu machen. Ich fuhr fort an denjenigen Orten die Wege zu ebnen, wo die meisten Hindernisse im Wege standen."

„Ich erinnere an Wien. Auch an diesem Orte habe ich wahr und offen gesprochen und schwerlich sind noch von irgend einem preußischen Staatsmanne dem österreichischen Gouvernement Schriftstücke übergeben worden, in welchen so freimüthig die gerechten Ansprüche Preußens geltend gemacht sind, als durch einen Fürsten, von dem man Ew. Majestät sagt, daß er Preußen grundsätzlich entgegen sei."

„Und warum wohl hätte ich mich in dieser Richtung bemüht, als aus Interesse für das Wohl Deutschlands und Preußens und in dem Wunsche zwei Mächte vereinigt zu sehen, welche, da sie ihre verschiedenen Tendenzen nicht mit dem Degen auskämpfen wollen und dürfen, zusammengehen müssen, wenn Deutschland nicht zu Grunde gehen soll."

„Ich will Ew. Majestät mit weiteren Mittheilungen nicht langweilen, aber als Ihr wahrer und aufrichtiger Freund werden Sie es mir nicht verargen, wenn ich mit so manchem Schritt, mit so mancher Note Ihres Ministeriums nicht einverstanden sein konnte, wohl wissend, daß Ew. Majestät oft mißverstanden werden und daß der fein combinirte Weg, den Ew. Majestät persönlich zu gehen wünschen, nicht stets von Ihren Dienern befolgt wird."

„Leider weiß ich zu gut, daß die Personen, die mir bei Ew. Majestät das

Wort reden könnten, entweder von dieser irdischen Bahn durch einen Höheren abberufen oder durch Ew. Majestät selbst in Ihrer Weisheit temporär entfernt wurden."

„Ich habe selbst Ew. Majestät nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich anders denke, als so Manche, die Ew. Majestät auch zu Ihren treuen Dienern rechnen. Aber freilich muß ich dagegen protestiren, daß ich grundsätzlich gegen Ew. Majestät Politik handle."

„In diesem Augenblicke sogar dürfte es mir schwer fallen, den eigentlichen Zielpunkt der Politik Ihres Cabinets zu entdecken. Mit Freude haben mich die Unterhandlungen an dem Hofe meiner Schwägerin erfüllt und ich zweifle nicht daran, daß der langersehnte Wunsch, Preußen und England in engster Allianz zu sehen, in Kurzem gewährt sein wird."

„Wie sollte ich nun gegen Ew. Majestät in einem Augenblicke handeln, wo ich im Begriffe stand, bei einer bevorstehenden Mobilisirung Ew. Majestät Dienst und Degen anzubieten?"

„Ew. Majestät haben gnädig geruht, den Major von Witzleben für die obere Leitung meines Contingents hieher zu commandiren. Ich habe diese Gnade um so mehr anzuerkennen gewußt, als Herr von Witzleben mit Umsicht und Sachkenntniß stets verfahren ist und nicht nur die beiden ihm unterstellten Bataillone in den bestmöglichen Zustand gebracht hat, sondern auch mit Geschick sämmtliche preußische Einrichtungen auf meinen Wunsch einzuführen wußte."

„Die Zeit seines Commandos ist abgelaufen, und es hängt allein von der Gnade Ew. Majestät ab, es auf unbestimmte Zeit wieder zu verlängern, wodurch nicht nur mir ein persönlicher Wunsch erfüllt, sondern dem kleinen Staat die Möglichkeit geschafft wird, sein Contingent in einem Zustande zu erhalten, der für Jedermann ein höchst befriedigender sein möchte."

„Dankbar würde ich diese Gnade anerkennen, aber wie ich überzeugt bin, daß Ew. Majestät nie in meine persönliche Hingebung für Sie und Ihre Monarchie einen Zweifel gesetzt haben, so bin ich auch davon durchdrungen, daß Höchstdieselben nie von mir verlangen würden, einem rein äußeren Vortheile vielleicht gar meine Ueberzeugung zu opfern. Ew. Majestät sind in dieser Hinsicht ein leuchtendes Beispiel und ich selbst glaube gerade Ew. Majestät bewiesen zu haben, daß einer solchen Handlung ich gänzlich unfähig bin."

„Mögen Ew. Majestät diese offene Sprache mir gnädigst verzeihen und noch die Bitte entgegennehmen, daß, wenn Sie ja glauben sollten, daß ich die Ansichten Ew. Majestät nicht nach Ihrem Wunsche verstände, Sie mir persönlich Ihre hohe Meinung aussprächen."

„In tiefster Ehrfurcht ꝛc."

Gleichzeitig mit dem Briefe an den König sendete ich auch ein vertrauliches Schreiben an den Prinzen von Preußen mit der Mittheilung des von dem Ministerpräsidenten geschehenen Angriffs auf mich. Ich erhielt in kürzester Zeit sowohl von dem Könige wie von dem Prinzen umfängliche Antworten, welche, wie man leicht sieht, völlig unabhängig von einander sind und daher wohl für die Situation in Berlin am Ende Januar 1855 als zwei historische Quellen ersten Ranges zu betrachten sein werden. Der König schrieb:

Charlottenburg, 27. Januar 1855.

„Theuerster Herzog!

„Ich segne die Zeilen, die Sie dem Herrn von Treskow anvertraut haben. Ja gnädigster Herr, es sind viele Kräfte bemüht, Ew. Hoheit Handlungsweise zu verdächtigen. So wurde vielseitig versichert, es wäre Ihr Einfluß theuerster Herzog, der vor kurzer Zeit die thüringische Stimme so unbedingt geneigt für die österreichische Seite gemacht hätte. Aber alles ist keine Entschuldigung für die unfreundlichen Aeußerungen, die aus meinem auswärtigen Amte nach Gotha gelangt sind. Der Minister von Manteuffel verläßt mich eben. Ich hatte ihm Ew. Hoheit vortrefflichen Brief mitgetheilt. War ich bestürzt wegen einer Sache von der ich gar nichts wußte, so war er bestürzt, weil er mir kein Wort davon mitgetheilt hatte!!! König Johanns einstige Aeußerung, „daß meine Regierung aus einer Kette von Mißverständnissen bestehe", bestätigt auch hier wieder ihre Richtigkeit."

„Es waren nämlich beim Vortrag des Kriegsministers einige Bedenken gegen Witzlebens längeres Verbleiben außerhalb des gewöhnlichen Armeeverhältnisses mir vorgetragen worden. Ich erklärte sie zwar für irrelevant gegen den Umstand Ew. Hoheit eine Aufmerksamkeit beweisen zu können, trug jedoch dem Grafen Waldersee auf, Manteuffels Meinung zu vernehmen, ob vom Standpunkt der Politik aus (und bei den angeführten Gerüchten) ihm das Verbleiben Witzlebens etwa Bedenken einflößen möchte. Wäre das der Fall, so gäbe dessen Stellung zur Armee den Vorwand ab höflich zu decliniren — Waldersee fand Manteuffel in gewaltiger Geschäftsbedrängniß und Letzterer hat mir soeben gestanden, daß er meinen Auftrag gar nicht gefaßt und geglaubt demselben zu entsprechen, indem er das Corpus delicti nach Gotha schreibe."

„Die Sache selbst, theuerster Herzog, würde mir ungemein leid gethan haben, auch dann, wenn die Gerüchte eine Begründung gehabt hätten. Nach Ew. Hoheit siegreicher und so liebenswürdiger Widerlegung derselben macht sie mir Kopf- Zahn- Halsweh und Ohrenzwang und ich kann Ihnen nur mein Alleraufrichtigstes Bedauern darüber zu erkennen geben und bitte Sie sehr dasselbe freundlich und mit aller Freundschaft aufnehmen zu wollen."

„Sie werden sich aber höchlichst verwundern, wenn ich Ihnen den Ort und den Hof nenne, von wo aus die übelsten Klatschereien gegen Sie zu uns gelangt sind. Das ist Wien und der k. k. ö. Hof. Sie wissen, wie schroff antiwestmächtlich die hohe Wiener Aristokratie ist. Die hat nun — Gott weiß warum? einen Zahn gegen Ew. Hoheit. Alles was dieser Zahn abgeweidet, legte derselbe in den jungfräulichen Busen des Grafen Alvensleben, der wahrlich keine Ursach hatte darüber sehr discret zu sein. Er ist aber so offen, ehrlich et sine studio et ira, daß er Ew. Hoheit Alles erzählen wird, wenn Sie ihn darum angehen. Man hat Alvensleben in den hohen Wiener Kreisen hundertmal versichert: d'après Votre dire liebten Sie Preußen, predigten aber den Kreuzzug gegen dasselbe, um es zu bekehren. Ich gehe vielleicht über die Grenzen hinaus, die die Discretion auch dem Fürsten einem Fürsten gegenüber vorschreibt. Darum bitte ich dringend um gnädigen discreten Gebrauch meiner Mittheilungen. Die Angelegenheit Witzlebens ist übrigens bereits ganz nach Ew. Hoheit Wünschen abgemacht."

„Ew. Hoheit erwähnen Usedoms Mission. Jetzt geht mein Generaladjutant Generallieutenant von Wedell (Gouverneur von Luxemburg) mit einem gleichen Auftrage nach Paris. Es fragt sich, ob ihre Aufträge Ihren Wünschen entsprechen."

„Von meiner Seite sind sie ehrlich, wahr und klar und das um so mehr, als ich ränkevolle Negoziazionen weder verstehe noch mag. Ich habe beiden Höfen in unumwundenster Offenheit dargelegt, wie weit ich gehen kann und darf und weiß bereits, daß das weder in London noch Paris behagt. Das thut mir leid, aber über die Grenze hinaus, wo ich nothwendig zum Schurken werden müßte, gehe ich fest und gewiß nicht hinaus. Ich halt' es für ehrlosest, mich durch Androhen von Prügeln bewegen zu lassen, einen Dritten zu prügeln, sondern weise lieber dem, der mir droht, recht ordentlich die Zähne. Ein Mann von Ehre schlägt das nothwendige Duell nicht aus, wenn er auch weiß, daß der Gegner unendlich besserer Fechter oder Schütz ist, als er."

„Ich wünsche dringendst, daß man sich zu London und Paris über diese unumstößliche Wahrheit keine Illusion mache. Jede Rechnung auf anderer Basis würde ohne den Wirth gemacht sein. Und der Wirth questionis ist weder der Bückeburger noch der Vadutzer Herr. Nach dem frechen Hintergehen durch Oesterreich (28. Nov. und 2. Dec. v. Js.) unterhandle ich mit der Macht **nicht mehr**. Die Lehre war zu **stark!!!** Ich trage aber darauf an, daß die Westmächte mit mir abschließen, wie sie mit Oesterreich abgeschlossen — versteht sich — proposition gardée der Verschiedenheit unserer Lage. Ich biete an, mich tractatlich ganz auf die Seite der Westmächte zu stellen, wie ich es durch das ganze Jahr 54 thatsächlich gethan habe. Ich will eine bedeutende

Macht längs der russischen Grenze aufstellen. Ich mache aber zur unnachläßlichen Bedingung mich zu keinerlei offensiven Cooperation zu verpflichten, wenn nicht 1. der Casus foederis mit Oesterreich (20. April und zweiter Zusatz-Art.) — dem ganz Deutschland beigetreten ist — eintritt oder 2. Rußlands Betragen gegen Preußen es nöthig macht. Durch diesen Zutritt Preußens bekommt Oesterreich erst die Freiheit zur Offensive, die ohne Preußens Zutritt ein Ding der Unmöglichkeit ist."

„Beherzigen Sie diese unumstößliche Wahrheit und den reellen sehr großen Vortheil der in diesem Umstande liegt und in dem des Abziehens von vielleicht 200,000 M. die Rußland uns gegenüberstellend vom eigentlichen Kriegstheater abziehen muß. Für diese sehr reellen Vortheile verlange ich von den Westmächten die feierliche Garantie 1. daß Polen nicht auf revolutionärem Wege wiederhergestellt werde und 2. daß kein Durchmarsch französischer Truppen durch teutsches Bundesterritorium (mit Ausschluß des österreichischen) geschehe. So standen die Sachen meinerseits als mir Kunde wurde: die saubere Triple-Alliance wolle Preußen keine Theilnahme an den Wiener Friedensunterhandlungen gestatten. **Das ändert Alles.** Das geht an Preußens Ehre, Stellung und Geltung. Point d'argent, point de Suisses. Keine Theilnahme am Friedenscongreß, kein Tractat mit Preußen. Das steht fest, mein gnädigster Herr."

„Wir werden in wenigen Tagen sehen, ob die Westmächte diese Illegalität durchführen. Dann erkläre ich mich frei und ledig aller Engagements, die ich am 9. April als Mitglied der Wiener Conferenz übernommen und — Gott im Himmel weiß es treu und redlich durchgeführt habe. Meine entschiedene Sprache für die vier Punkte hatte momentan zu Petersburg einen Eindruck gemacht, der mich für die Sicherheit meiner baltischen Küsten fürchten machte für die Zeit, wenn die Alliirten dies scheußliche Meer zu räumen genöthigt sein würden."

„Ich habe mich dennoch nicht abhalten lassen, drei Propositionen die ich mit meinen Pflichten vom 9. April nicht für vereinbar hielt und die ich nach London und Paris nach Frankfurt zuletzt noch nach Wien machen sollte rund abzuschlagen. Die Folge davon war bald die Acceptation der vier Punkte von russischer Seite mit hoffnungsvollen Modificationen. Die Folge von Usedoms Reise war die der unbedingtesten Annahme der vier Punkte."

„Weder England noch Frankreich tragen mir deshalb Rechnung und ich kann es nicht läugnen, daß die Ränke die jetzt beide Mächte machen um dem Kaiser Nicolaus „unmögliche Auslegung" ihres Sinnes zu bereiten und so zum Bruch zu zwingen!!!! mich bis in die tiefste Seele mit Entrüstung erfüllen."

„Die Gouvernements, die die wirkliche oder vorgebliche öffentliche Meinung und deren angeblichen Blutdurst zum Vorwand nehmen, um so krumme un-

großmächtliche Wege zu betreten, können von keinem Bestande sein. Das vergossene Blut wird zum Himmel aufschreien. Doch ich versteige mich zu weit und bitte diese Dinge in Ihrem Busen zu verschließen."

„Trestow hat mich in Ew. Hoheit Auftrag, ob ich Sie jetzt gerne hier sehen würde, gefragt. Ich sehe Ew. Hoheit nur zu gerne zu jeder Zeit und jeder Stunde bei uns. Einen Rath aber vermag ich eben deshalb nicht zu ertheilen. Ihre Reise wird jedenfalls zu Wien und Paris ombrage machen und an unseren teutschen Höfen (die ich nicht zu bezeichnen brauche) wird Allarm daraus entstehen. „Ich kenne meine Pappenheimer." Jetzt lassen Sie sich noch einmal recht aus Grund des Herzens für Ihren lieben mir so **werthen** Brief danken. Bewahren Sie theuerster Herzog Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen Ew. Hoheit

treu ergebenem Vetter und Freunde
Friedrich Wilhelm."

P. S. „In der großen jammervollen Hatz, in der ich E. H. schreibe, hab' ich viele Correcturen und anderes übersehen, die nachher die Schönheit des Briefes compromittiren. Deshalb bitt' ich um große Nachsicht. Schlimmer aber ist die Auslassung die ich hier nachholen muß. In der auf dem Bundestag schwebenden Mobilisirungsfrage gebe ich **gar nicht** nach. Ich bin fest entschlossen, wenn die Majorität sich schauderhafter Weise dafür erklärt dennoch unerschütterlich festzubleiben und nicht mobil zu machen, auch allein und entschieden zu protestiren, komme heraus was da wolle. Daß die Bundesexecution im Grunde des Buol-Oesterreichischen Herzens liegt weiß ich seit dem October. Das Ganze ist ein alter abgefeimter Plan und beruht auf einer Liga catholica, deren Absichten mir verrathen sind. Wäre im jetzigen englischen Cabinet noch ein Tropfen Altenglischen Blutes, so wäre es längst aus den trügerischen Träumen erwacht, in welche Napoleon es eingewiegt und — **wehrlos!!** gemacht hat. E. H. werden sagen, daß meine Haltung dem möglichen Bundesschluß gegenüber den teutschen Bund zersprengt. Ich weiß das, ich weiß auch was ich thue. Aber lieber das als beitragen die beschlossene Usurpation des alten Kaiserthums und der Souveränetät über Teutschland mit Hilfe französischer Hilfstruppen zur Ausführung bringen zu helfen! Mit solchem Weine ist der junge Kayser trunken gemacht worden!!! Der Rubicon ist überschritten, der Weg nach „Rom" ist offen. Gott helfe! Die inqualificirbare Circularnote Oesterreichs vom 14. hat Gottlob manchen Fürsten die Augen geöffnet. Keiner zweifelt, daß Preußen die versprochenen Vortheile herliefern soll. Sie fürchten doch noch, daß mein Schatz und meine Wehr ihnen stumpfe Zähne machen könnten. Ich kenne die ganze Gefahr meiner Lage. Ich sehe ihr aber scharf in die Augen und mit Gott und Recht im Bunde fürcht ich mich nicht."

Zur Erklärung der letzten Bemerkung des Königs dürfte es erwünscht sein, hier daran zu erinnern, daß die österreichische Circularnote vom 14. Januar an vielen Orten und besonders in den katholischen Rheinlanden eine unerwartete Erregung zur Folge gehabt hatte, welche in Berlin äußerst unangenehm berührte. Auch in dem folgenden Briefe des Prinzen von Preußen wird man leicht wahrnehmen, daß der etwas unverhüllt und plötzlich hervorgetretene österreichische Kaisertraum dem hohenzollernschen Hause viele schwere Stunden bereitet hatte. Der Prinz schrieb mir in Beantwortung meines schon erwähnten Briefes vom 19. Januar:

Berlin, den 26. Januar 1855.

„Bester Freund!

„Du wirst ungeduldig geworden sein, daß ich Dir auf Deine discrete Mittheilung noch nicht antwortete. Aber die Verwirrung der Verhältnisse ist hier so groß, daß ich noch jetzt gestehen muß, nach 8 tägigem Hiersein keinen klaren Begriff zu haben, was man bei uns will! Ich kann Dir also auch nur meine Anschauung mittheilen, wie ich die Lage ansehe, ohne deshalb bestimmt angeben zu können, wohin wir gehen."

„Deine Auseinandersetzung über Deine Stellung von 1850 und heute finde ich in wenig Worten treffend, meinen Ansichten völlig entsprechend und daher begreife ich das Dilemma, in welchem Deine Gefühle und Deine Entschlüsse stehen, vollkommen. Bei uns besteht ein ähnliches Dilemma zwischen Gefühlen und Beschlüssen, doch sind sie anderer Natur; hier ist es die persönliche Stellung zum Kaiser Nicolas, die mit einer einfach vorgezeichneten Politik Preußens im Widerspruch steht, da man vergißt, daß es eine russische Politik gibt, die nicht persönlich ist. Der König ist viel zu klar, um dies nicht einzusehen, aber er kann nicht Herr seines Gefühles werden. Dies wird von den G. N. B. benutzt, die nur eine Richtung in Rußland schätzen: die conservative, — nicht einsehend, daß der Fortschritt im vernünftigen Sinn sich auch dorthin Bahn bricht. Der König ist bis heute entschlossen, sich nicht auf Rußlands Seiten zu stellen, aber er kann aus jenem Gefühle nicht zu dem Grade ernster Sprache gegen seinen Schwager gelangen, der eine noch ernstere That folgen müßte; daher unsere unsichere, unstete, oft erhitzte und dann kleinbeigebende Sprache und Handlung. Unsere — leidigen — Spezial-Privat-Missionen nach London und Paris bewiesen, daß der König mit den Westmächten nicht brechen will, aber die Natur ihrer Forderungen tragen auch immer obiges Dilemma an sich, indem unsere Gegenleistung gegen dieselben = 0 ist, so lange Personen Einfluß haben, die seit fast einem Jahre zwischen die besten Entschließungen den hemmenden Knüppel zu werfen wußten."

„Daß mit dieser preußischen Politik die große Weltfrage in ihrem Fort-

schritt zwar hingehalten, aber nicht aufgehalten wird, sich ihrem vorgezeichneten Ziele zu nähern, scheint mir erwiesen. Und da die Macht der Verhältnisse stärker sein wird, als die Gefühls-Politik und die Intriguen, so ziehe ich aus allem Gesagten das Resultat, daß wenn bis zum Frühjahre nicht Friede wird, Preußen in die Bewegung vom Westen nach Osten activ hineingezogen sein wird. Freilich muß ich dabei die Voraussetzung hinstellen, daß Oesterreich und die Westmächte in der Declaration der vier Punkte nicht so weit gehen, Unehrenvolles von Rußland zu verlangen, wie es die Schleifung Sewastopols und die Reducirung der russischen Flotte sein würde, bevor man es hat, denn dergleichen Forderungen müssen nicht nur hier, sondern überhaupt in der öffentlichen Meinung Anstoß erregen, der Position der Fordernden schaden."

„Die vier Punkte, wie man sie sich pure auslegen muß, enthalten die Zurückweisung Rußlands mit seinen Menzikoff'schen Prätensionen, sowie Garantie gegen Wiederkehr derselben (sobald wenigstens nicht), wobei eine Hafenstation der Westmächte, etwa in Sinope nicht ausgeschlossen wäre. Oesterreich hat doppelte Veranlassung Rußland nicht noch mehr zu reizen, als es dies am 2. December gethan hat, obgleich wir uns auf kein zu hohes Pferd setzen dürfen, denn, unter vier Augen, wir haben nur empfangen, was wir uns selbst seit ¾ Jahren bereitet haben!!"

„Aus dieser Zusammenstellung ziehe ich den Schluß, daß Preußen bei nicht erreichtem Frieden im Laufe des Jahres activ gegen Osten wird vorgehen müssen."

„Hiernach möchte ich mir Deine Position zu der österreichischen Note vom 14. d. M. folgendermaßen construiren, im Zusammenhang mit dem österreichischen Mobilmachungs-Antrag in Frankfurt a./M. Wenngleich ich diesen letzteren Antrag als verfrüht bezeichnen muß, so verstehe ich andererseits die Sicherheit sehr wohl, die Oesterreich sich durch denselben für seine eventuelle Stellung verschaffen will. Ich nenne diesen Antrag verfrüht, weil er in dem Moment gestellt wird, in welchem Friedens-Präliminarien im Werke sind. Aus diesem Grunde würde es mich nicht wundern, wenn er nicht die Majorität in Frankfurt a. M. erhielte."

„Wäre dies der Fall, so scheint mir ist die Antwort auf die Note vom 14. auch dilatorisch zu geben, indem die Gründe, welche in Frankfurt a. M. maßgebend sein werden, es auch für die jener Antwort sein müßten. Denn die Aufforderung, sich unbedingt Oesterreich anzuschließen sowie die Contingente unter des Kaisers unmittelbare Befehle zu stellen, fände in einer ausweichenden Antwort ihre Begründung dahin, daß der Zeitpunkt zu einer so entscheidenden Maßregel noch nicht gekommen scheine. Sollte dagegen am Bundestage die Mobilmachung die Majorität erhalten, dann ist die Note vom 14. an sich er-

ledigt, und weil dann die Wahl eines Bundesfeldherrn erfolgen soll, so fällt auch die Unterstellung der Contingente unter den Kaiser fort."

„Daß bei der dilatorischen Antwort Oesterreich eine Andeutung gegeben würde, daß falls sich die Friedensunterhandlungen zerschlagen sollten, Oesterreich darauf zählen könne, in den dann von ihm zu verfolgenden großen europäischen und speziell deutschen Interessen, nicht im Stiche gelassen zu werden, scheint mir aus der ganzen bereits vertragsmäßigen Stellung Deutschlands zur orientalischen Frage gerechtfertigt. Denn man darf meines Erachtens nie aus den Augen verlieren, daß Rußland nicht in die günstige Lage versetzt wird, Sieger in diesem Drama zu werden, also seine Prätensionen gegen die Pforte durchzusetzen. Dies ist aber möglich, wenn die europäische Coalition durch Rußland gesprengt wird, weil es alsdann hoffen kann, mit den Resten derselben fertig zu werden. Siegt es aber in dieser Frage, dann ist seine moralische und materielle Suprematie in Europa unvermeidlich, ein Holstein und Olmütz sind dann nur schwache Vorläufer derselben gewesen."

„Ob der Kaiser Nicolas und sein nächster Nachfolger daran Eroberungsideen knüpfen würden, will ich sogar in Abrede stellen, aber das Tanzen nach Rußlands Pfeife wird unvermeidlich, weil das Orchester eine Million Bajonnette darstellt; dies ist der Gesichtspunkt, der mich also annehmen läßt, daß auch Preußen am letzten Ende sich in der Action befinden muß und wird! Wüßte Rußland dies bestimmt und categorisch — wir hätten in 8 Tagen Frieden!"

„Wie Preußen auf einem anderen Wege ehrenvoll aus seinem Dilemma herauskommen will, vermag ich nicht abzusehen. Mein Einfluß hier ist gebrochen und noch sehe ich nicht ab, wie er wieder aufleben soll; indessen behalte ich den Augenblick zu dessen Wiederaufleben fest im Auge!"

„Mit treuer Anhänglichkeit Dein ergebener Freund

Wilhelm."

Der merkwürdige und wenig übereinstimmende Inhalt der beiden Briefe des Königs und seines Bruders reiften rasch meinen schon vorher ins Auge gefaßten Entschluß nach Berlin zu reisen, und wenn auch der König in seinem Schreiben darin recht haben mochte, daß mein Besuch in jenem Augenblicke „ombrage machen" möchte, so konnte mich das doch nicht abhalten, dem Könige zu antworten:

„Ich säume nicht mich sofort nach Berlin zu begeben, um Ew. Majestät für alle Gnade meinen tiefempfundenen Dank auszusprechen."

„In Wien und Paris, wo man meine Ansichten kennt und meine Sprache gewohnt ist, kann dieser Schritt nur Anerkennung finden, indem, wie ich weiß,

an beiden Höfen nichts sehnlicher gewünscht wird, als mit Ew. Majestät in der innigsten Verbindung zu stehen. Was gewisse Höfe denken, welche heute so und morgen so gesinnt sind, kann mir höchst gleichgiltig sein."

Ich theilte meine Absicht, nach Berlin zu gehen, in Paris und Wien sowie auch meinem Schwager in Karlsruhe mit und befand mich bereits am 2. Februar am Hofe des Königs, der mich mit um so größerer Liebenswürdigkeit empfing, je mehr er vergessen machen wollte, daß „das Mißverständniß" seines Ministers mir ein Unrecht zugefügt hatte. Dieser Umstand machte es mir denn auch möglich, mich so unumwunden und freimüthig dem Könige gegenüber auszusprechen, wie es in den letzten zwei Jahren mündlich leider nur wenig der Fall gewesen war.

Der König erschien mir augenblicklich in weit höherem Grade als vorher sein eigener Herr zu sein, denn alle Parteien, welche ihn umgaben, hatten sich gegenseitig in jenem Momente vollständig neutralisirt. Es konnte kaum von einem Einfluß des Ministeriums, kaum recht von einer ministeriellen Regierung geredet werden. Manteuffel war nur noch das Werkzeug in des Königs eigener Hand. „Endlich," so sagte mir letzterer wörtlich, „hat der Minister gehorchen gelernt."

Auch die Freunde der Kreuzzeitungspartei waren in der Umgebung des Königs im Augenblicke zurückgedrängt. Nur die Schreckgestalten der Liga catholica, von welchen schon sein oben mitgetheilter Brief erfüllt war, verfolgten den König noch immer und regten ihn gegen das auf den Irrwegen der westmächtlichen Allianz einherschreitende Oesterreich sehr auf. Der König klagte, daß man ihn getäuscht habe und daß man in Wien eine Sprache rede, die er nicht unbeantwortet lassen könne. Er habe sich die feste Ueberzeugung gebildet, daß Oesterreich augenblicklich die schwärzesten Absichten hege, und daß die auch in seinem Briefe bereits angedeutete katholische Liga auf das Verderben Preußens sinne. Seine Berichte mochten sich unmittelbar auf die ultramontanen Bestrebungen einer Wiener Fraction beziehen und vielleicht daher bezogen sein. Ohne Zweifel bestand und bethätigte sich dieselbe schwerlich mit vieler Aussicht, ihre Bäume bis in das Deutsche Kaiserthum hineinwachsen zu lassen.

Doch glaube ich dem Leser das beste Bild der Lage zu geben, wenn ich unter den zahlreichen Berichten, die ich über meinen damaligen Aufenthalt in Berlin geschrieben habe, denjenigen an meinen Bruder hier vollständig mittheile:

„Ich habe Dir seit meiner Berliner Reise nicht geschrieben, weil dieselbe dem Inhalt meines früheren Briefes lediglich zur Bestätigung diente und ich die Entwickelung der Situation abzuwarten wünschte. Diese Entwickelung zieht sich freilich jetzt immer länger hinaus."

„In Betreff des Erfolges jener Reise kann ich nur sagen, daß ich alle Ursache habe, damit zufrieden zu sein. Ich bin nicht nur vom Könige, sondern von allen Gliedern der königlichen Familie in einer Weise aufgenommen worden, welche mir in Berlin fast fremd geworden war. Es kam mir wesentlich darauf an, das persönlich freundliche Verhältniß zu Preußen aufrecht zu erhalten, selbst für den Fall, daß mich die Politik noch weiter von demselben trennen sollte. Auch habe ich mehrere Male lange und eingehend mit dem Könige gesprochen; wenn wir auch fast immer verschiedener Meinung waren, so war diesmal doch ein freier Austausch der Meinungen möglich."

„Besonders hervorheben will ich Folgendes:

„1. Noch immer ist der sehnlichste Wunsch des Königs aus seiner Isolirung herauszutreten, theils um nicht in weitere Verwickelungen mit dem Westen zu kommen, theils um, wie ich es ihm offen sagte, seine Stimme auf den Friedensconferenzen mit der russischen zu vereinigen."

„2. Von einem Bündniß mit Rußland will er nichts wissen. Ueber diesen Punkt ist er ganz entschieden. Er gibt den Russen in der eigentlichen Streitfrage auch gänzlich Unrecht, meint indeß, daß wenn den Alliirten die Concessionen Rußlands nicht genügen, dieselben ins Unrecht treten. Sollte daher der König zur Wahl nach rechts oder links gezwungen werden, so ist mir nach meinen Unterredungen mit ihm kein Zweifel, daß er sich gegen Rußland entscheiden würde. Dies kann als sichere Basis für alle Berechnungen gelten."

„3. Der König will aber freilich nichts von dem Zugeständniß einer offensiven Action gegen Rußland wissen. Indessen hat der General Wedell sehr weitgehende Instructionen erhalten, aus denen sich vielleicht eine Allianz machen läßt. Daß seine Verhandlungen in Paris bis jetzt noch zu keinem positiven Resultat geführt haben, wirst Du wissen."

„4. Der alte österreichische Gedanke lebt noch immer im König. Er ist freilich, wie die meisten Personen in Berlin, gegen Oesterreich jetzt sehr erbittert, er glaubt an die Existenz einer großen liga catholica, er mißt freilich dem Kaiser Franz Joseph die abenteuerlichsten Herrschaftspläne über Deutschland zu, er ließ sich auch nicht durch meine Entgegnung, daß Oesterreich, wenn es gewollt hätte, die deutsche Kaiserkrone längst und zwar durch ihn selber hätte bekommen können*), irre machen, aber dennoch sprach er die alte Absicht aus, daß es nicht nur nothwendig sei, Oesterreich die römisch-deutsche Kaiserkrone zu geben (Preußen soll dabei eine Art Connetableschaft — die deutsche Königskrone erhalten) sondern er er-

*) Vgl. Bd. I. S. 276 u. 277.

klärte mir auch positiv seine Absicht, daß er, wenn die Oesterreicher von Rußland geschlagen und über ihre Grenze zurückgeworfen werden sollten, ihnen zu Hilfe kommen werde. Er werde Oesterreich nie fallen lassen. Dies ist offenbar eine der granitenen Partien in der Seele des Königs."

„5. Ueber die Gerlach und Niebuhr sprach er sich, als ich ihn auf den Mangel an Vertrauen, dem Preußen überall begegne, aufmerksam machte, hart aus, er nannte sie „nicht hirnverbrannte, aber verrannte Köpfe," denen er schon längst kein Vertrauen mehr geschenkt habe. Ueber Manteuffel äußerte er sich nicht viel besser, aber behauptete doch, daß derselbe ihm jetzt gehorche, er habe ihm nämlich vor jede Thür einen Gensdarmen gestellt!"

„Aus allem diesen schließe ich, daß es dem König mit seiner Weigerung auf die offensive Action gegen Rußland einzugehen, keineswegs durchaus Ernst ist und daß er, um leichteren Zutritt zu den Friedensconferenzen zu erhalten, geneigt sein wird, eventuell die Offensive zu versprechen. Wie dieselbe dann ausfallen wird, läßt sich freilich noch nicht bestimmen, aber es wäre doch ein Großes, wenn Preußen nur überhaupt in eine Offensivallianz mit den Westmächten träte. Die Ausführung der Allianz wird doch immer mit in den Händen der commandirenden Generale liegen, sobald nur Männer, wie der Prinz von Preußen an die Spitze gestellt werden."

P. S. „Inzwischen erfahre ich aus Berlin, daß meine in Betreff des Königs von Preußen gemachte Voraussetzung schon im Begriff ist, sich zu verwirklichen. Der König hat also in der That einen dem Decembervertrag analogen und selbst die Offensive näher präcisirenden Vertragsentwurf gebilligt und derselbe wäre schon abgeschlossen, wenn Manteuffel dem Grafen Hatzfeld ebenso rasch, wie der König seinem Specialbevollmächtigten, den Befehl zum Abschluß gegeben hätte. Das inzwischen vorgelegte französische Project scheint die Sache aufs Neue in Frage zu stellen, weil es der Umkehr in Berlin Zeit zur Entwickelung gibt. Die Kreuzzeitungspartei wird alle Kräfte aufbieten. Manteuffel ist gegen jede außerhalb Berlins gepflogene Unterhandlung und gegen die königlichen Special-Missionen. Möglich, daß es ihm und anderen mithin gelingt den König jetzt dazu zu bringen, nachdem er im Princip nachgegeben, im Einzelnen Schwierigkeiten zu erheben. Ich würde rathen, an Einzelheiten nicht ängstlich zu haften."

Die von mir zuletzt ausgesprochene Erwartung sollte indessen nicht in Erfüllung gehen; die angeknüpften Unterhandlungen mit den Westmächten führten zu keinen Resultaten und die Sendung des Grafen Wedell nach Paris war nur ein letzter Versuch des Königs, in dieser großen europäischen Verwickelung zu

einer bestimmten Stellung zu gelangen. Charakteristisch genug war es, daß in denselben Wochen, wo der König aus dem Zustande einer mit Preußens europäischer Stellung wenig vereinbarlichen Politik herauszutreten Miene machte, der Bundestag in Frankfurt seine Beschlüsse über die Kriegsbereitschaft unter der ausdrücklichen Erklärung des preußischen Gouvernements faßte, man könne sich nicht in Bezug auf die Frage gebunden erachten, gegen wen eigentlich die militairischen Einleitungen gerichtet seien.

Dort war vielmehr in der vierten Bundestagssitzung des Jahres 1855 der Beschluß auf Kriegsbereitschaft der Bundes-Contingente in der Weise gezogen worden, daß dieselbe nicht als eine Folge des Beitritts zum Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April 1854 angesehen werden dürfe, sondern lediglich eine Maßregel sei, welche durch die bedrohliche Lage der europäischen Angelegenheiten im Allgemeinen veranlaßt worden wäre.

Als man sich alsdann in Frankfurt mit der Frage wegen der Ernennung eines Oberfeldherrn für die Bundesarmee zu beschäftigen begann, so zeigte sich, daß weder Preußen noch Oesterreich seine Contingente unter die Befehle eines solchen zu stellen beabsichtigten. Baiern bemächtigte sich sogleich dieses Umstandes als einer Gelegenheit zur Verwirklichung der geliebten Triasidee, brachte den Prinzen Karl von Baiern als Oberfeldherrn in Vorschlag und bewirkte dadurch den Widerspruch fast sämmtlicher Regierungen gegen jeden Versuch, die Sache weiter zu verfolgen.

Kläglicher konnte der militairisch-politische Anlauf, welchen der Bundestag in diesen seinen alten Tagen genommen hatte, nicht endigen. Die Gegner Oesterreichs durften in der bald darauf erfolgten Abberufung des Präsidialgesandten Herrn von Prokesch einen gewissen Erfolg erblicken, und nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie schrieb mir Herr von Fritsch: den Staatsmännern des Bundes wäre sein Scheiden wenig leid gewesen, da seine Schwächen hauptsächlich seiner „dichterischen Natur“ zugeschrieben worden wären. Sein Nachfolger Graf Rechberg soll sich anfänglich sehr bemüht haben, die guten Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich durch persönliche Zuvorkommenheit gegen Herrn von Bismarck wiederherzustellen. Von Zeit zu Zeit wurden Eröffnungen gemacht über den Fortgang der Friedensconferenzen in Wien, und ebenso häufig hörte man Klagen der einzelnen Bundesregierungen über die „drückende Kriegsbereitschaft“, die man gern wieder losgeworden wäre.

Höchst seltsam klangen die Motivirungen in den Privatberichten der Gesandten, wenn man las, daß der österreichische Bevollmächtigte die Aufrechterhaltung des Bundesbeschlusses jederzeit mit Rücksicht auf die gefährlichen Tendenzen Rußlands für nothwendig erklärte, während der preußische doch

mehr im Hinblick auf Frankreich Vorsicht und Kriegsrüstungen für wünschenswerth bezeichnen zu sollen meinte.

Inzwischen waren aber die großen Angelegenheiten durch den Tod des Kaisers Nikolaus am meisten verändert worden, und es mag mir gestattet sein, auf dieses Ereigniß im Zusammenhange mit den allgemeinen Begebenheiten zurückzukommen, die seit dem Ausbruche des Krimkrieges die Welt in Athem gehalten hatten.

Viertes Capitel.

Die Westmächte und der Krieg.

Während meines ersten Aufenthaltes bei dem Kaiser Napoleon im März 1854 war ich Zeuge einer Scene, welche für die französischen Armeeverhältnisse höchst bezeichnend war und auf mich sofort einen peinlichen und fast ängstigenden Eindruck machen mußte. Später hatte ich Ursache genug, mich oft des Erlebnisses in den Tuilerien zu erinnern, wenn anderen die Nachrichten über den Verlauf des Krieges und über die Zustände bei den Armeen unbegreiflich scheinen wollten.

Es war nach einer meiner im ersten Capitel dieses Buches berichteten Conversationen mit dem Kaiser, als derselbe mich aufforderte ihn in ein anderes Zimmer zu begleiten, wo eine Menge neuer Erfindungen in Bezug auf Gewehre und Projectile von dem Oberst Mignet und einigen Engländern vorgezeigt wurden. Hierauf folgten Meldungen der verschiedensten Art, und endlich nahm der Kaiser an einem Conferenztische Platz, an welchem sich eine ganze Anzahl von Generälen anscheinend zu einer Berathung versammelt hatte. Der Kaiser zauderte einen Augenblick, dann sagte er in deutscher Sprache zu mir: „Wir haben keine Geheimnisse vor Ihnen, hören Sie zu."

Ich wohnte in Folge dessen einer Berathung bei, welche mir Gelegenheit bot, eine Reihe der hervorragendsten Offiziere kennen zu lernen, deren Namen nachmals oft genug genannt wurden. Merkwürdigerweise fehlte aber unter denselben der bereits zum Commandirenden erwählte Marschall St. Arnaud. Ich sprach darüber, als wir uns alle entfernten, meine Verwunderung dem Marschall Magnan aus, den ich noch von Brüssel her, wo er mein militairischer Vorgesetzter war, genau kannte. Mit dem Zeichen der größten Gleichgiltigkeit erwiderte derselbe jedoch, daß es wenig zu besagen habe, ob der Mann dabei wäre oder nicht; St. Arnaud sei ohnehin kränklich und werde die Sache nicht ausführen. La canaille crèvera en route, schloß er mit großer Zuversicht seine Rede.

Ich sagte mir damals, daß, wenn in der Armee so wenig Harmonie bestand, wie unter den Marschällen des Empire, die militairischen Erfolge nicht sehr glänzend zu werden versprachen. In der That ließ auch die Ausrüstung der Armee Vieles zu wünschen übrig und die nach dem Osten beorderten Truppen, die mir der Kaiser vorführte, gaben mir keineswegs einen sehr hohen Begriff von ihrer militairischen Tüchtigkeit. Unwillkürlich erinnerte ich mich an die Besorgnisse, welche ich ein Jahr zuvor meinem Bruder in Bezug auf die englischen Truppen ausgesprochen hatte; und diese sollten nun vereint mit den Franzosen, die ebenso wenig zu imponiren vermochten, einen sehr entfernten Krieg gegen eine voraussichtlich viel zahlreichere Armee bestehen!

Es lag unter diesen Umständen eine gewisse Art von Selbsterkenntniß darin, daß die verbündeten Mächte im Anfange des Krieges alle Hoffnungen auf die englische Seemacht setzten, welche Charles Napier im Begriffe war in die Ostsee zu führen. Aber was die englischen Schiffe in dem gefährlichen Meere voll unwirthlicher Küsten eigentlich wollten und sollten, darüber herrschte auch nicht die mindeste Klarheit, weder in England noch in Frankreich. Von einer Unterstützung der englischen Flotte durch die französische konnte keine Rede sein. „Aucun marin français, so versicherte mich Prinz Chimay, ne connaît la Baltique.“

Die Engländer ihrerseits waren überzeugt, daß das bloße Erscheinen der verbündeten Flotten in der Ostsee Regierung und Volk in Petersburg so in Schrecken setzen müßte, daß man sich rasch zum Frieden entschließen werde. Einige Wochen später schrieb mir Prinz Chimay sehr bezeichnend: Lord Cowley a dit, il y a deux jours: „Lorsque les flottes russes seront brûlées dans la Baltique et dans la mer noire, la guerre aura perdu beaucoup de son intérêt.“ Ce propos est d'une naïveté charmante et tout britannique.

Als ich Lord Cowley in Paris gefragt hatte, was man in der Ostsee denn eigentlich vorhätte, wenn die Flotte nicht die Aufgabe habe, eine Landung der Truppen in Finnland zu bewerkstelligen, antwortete er mit dem Eingeständniß, daß hierauf weder dies- noch jenseits des Canals irgend Jemand eine Antwort zu geben wüßte.

Wie rasch nachher die Enttäuschungen folgten und wie der unglückliche Charles Napier zum Sündenbock einer schon in ihrer Anlage völlig zwecklosen Expedition gemacht wurde, dürfte jedermann noch im Gedächtnisse sein. Die gewaltige Flotte wußte durch wenig Besseres als durch kleinliche Zerstörungen und Verbrennungen von Dörfern, von Holz- oder Theervorräthen von sich reden zu machen, segelte gegen Kronstadt, um sich zu überzeugen, daß die Festung uneinnehmbar wäre, und landete im August einige wenige Truppen unter Baraguay d'Hilliers auf den Alandsinseln, welche die kleine Festung Bomarsund eroberten.

Währenddessen war im April die englische Armee unter Raglan und die französische unter St. Arnaud von Marseille abgegangen. Die Engländer dachten anfänglich an eine Aufstellung von 10 000 Mann, und Lord Raglan hatte Mühe die doppelte Anzahl zu erhalten. Daß man weit mehr Truppen brauchen werde, wollte man kaum öffentlich zugestehen. Bei den Franzosen wurde die erste Division von Canrobert geführt, der von St. Arnaud so wenig wissen wollte, als der Prinz Jerome Napoleon, welcher den Krieg gleichsam mitzumachen bestimmt war, um wenigstens den großen Namen mit den Fahnen des Kaiserreichs zu verknüpfen, da das Talent des großen Feldherrn fehlte. Zunächst war Gallipoli der Bestimmungsort der französischen Truppen, und sie waren kaum angelangt, als die schlechtesten Nachrichten einliefen und die Generäle versicherten: chaque jour démontre les dangers de l'expédition impuissante dans les conditions actuelles.

Während die Generäle sich zankten, auf welche Weise den Türken zu Hilfe zu kommen wäre, machte mein trefflicher Freund Chimay die herrliche Bemerkung, si l'on ne se hâte pas, on court grand risque de ne plus trouver que des turbans, mais pas de Turcs. In Paris hatte in der Mitte April ein Kriegsrath stattgefunden, an welchem der Herzog von Cambridge theilnahm und welcher bestimmte, daß die französische Armee in Europa und die englische in Asien die Offensive ergreifen sollte. Als man in Gallipoli angelangt war, vereinigte sich alles zu der Ansicht, daß die englisch-französische Armee in Varna zu concentriren wäre. Dabei ging der Transport der Truppen auch noch so außerordentlich langsam vor sich, daß vor Ende Mai nicht von der Eröffnung des Feldzuges die Rede sein konnte.

Am 28. April waren nicht weniger als 15 Schiffe mit einem großen Theil der Cavallerie nach 20 tägigen Stürmen nach Marseille wieder zurückgekehrt, und in der Zwischenzeit fehlte es nicht an Nachrichten aus dem Orient, nach welchen die müssigen und übelgelaunten englischen und französischen Truppen sich untereinander schlügen. Es war nicht zu verwundern, wenn mir Prinz Chimay am 5. Mai im Auftrage des Kaisers schrieb: „L'empereur me charge tout spécialement de remercier Votre Altesse de la communication que je viens de lui faire en Son nom. Elle désire recevoir le plus souvent possible des renseignements analogues."

„Il est hors de doute aujourd'hui que l'Allemagne sera obligée de prendre une part active à la lutte, si elle tient à prévenir une conflagration générale. La situation actuelle deviendra promptement intolérable pour tout le monde. On n'a aucune nouvelle sérieuse du théâtre de la guerre, mais on s'attend d'un jour à l'autre à un acte décisif de la part de Paskiewitsch etc. etc."

Der hauptsächlichste Grund der Zögerungen für die militairische Entfaltung der französischen Streitkräfte war allerdings immer noch mehr politischer, als strategischer Art, und ich glaube die Geduld des Lesers noch weiter auf die Probe setzen zu müssen, indem ich auf einen Brief aus dem März zurückgreife, welcher die Stimmung des Kaisers beim Ausbruch des Krieges deutlicher zeigt als alle übrigen Documente, und erkennen läßt, wie außerordentlich ungern Napoleon seine Truppen in den Orient entließ, so lange es ihm unsicher war, ob die von ihm erwünschte Veränderung der europäischen Karte zu erreichen sein würde oder nicht.

„L'empereur," schrieb mir damals Prinz Chimay, „m'a chargé d'exprimer à Votre Altesse sa vive reconnaissance. . . . Sa Majesté m'a paru impressionnée de tout ce que concerne Berlin et M. de Manteuffel et je pense que sur terre comme sur mer ce côté sera l'objet d'une active surveillance et d'une certaine pression dans l'ordre des idées de Votre Altesse, c'est-à-dire en dehors de toute pensée aggressive contre l'Allemagne Rhénane. Sa Majesté ne m'a laissé aucun doute sur ce point capital."

„Quant à l'Autriche l'Empereur m'a dit, en termes formels, qu'il croyait être sûr de son concours actif exclusivement subordonné, à la présence des alliés à Constantinople, prèsence destinée à devenir le signal de ce concours. Je ne puis, a-t-il ajouté, partager les appréhensions du Duc à cet égard, d'abord voilà deux ans que je négocie avec la Prusse et l'Autriche sans jamais les avoir vues d'accord. Au fond, elles disent pis que pendre l'une de l'autre. Tous les intérêts matériels de l'Autriche la ramènent vers moi, si elle est bien, elle peut défendre sa Hongrie, moi je lui garantis l'Italie."

„Si elle est mal, j'entre en Piemont et elle grandit la Russie, car alors je ne resterai pas en Orient, il ne me faudra pas longtemps pour ramener mon armée à Trieste et à Venise et laisser l'Autriche se débattre sur le Danube. Ceci est bien remarquable, Monseigneur, car j'y vois une preuve que l'hypothèse Italienne n'a nullement été perdue de vue dans les mesures que la France va prendre. L'Autriche doit se le tenir pour dit."

„Sa Majesté m'a dit encore qu'elle avait trop de confiance dans la jeune loyauté et le caractère de l'empereur François Joseph pour admettre la moindre duplicité dans ses déclarations. Je le crois d'autant plus que le moyen d'y rémédier est prompt et efficace et que par conséquent il n'y a pour la France aucun inconvénient à affecter la plus grande sécurité dans la sincérité Autrichienne jusqu'au jour des explications décisives et finales."

„Les alliés seront à Constantinople dans une quinzaine de jours, nous verrons donc promptement les effets de la reconnaissance de l'Autriche en faveur de son sauveur de 1848 ou l'armée de Lyon sur les Alpes!!"

„Le dénouement sera d'autant plus pressé que de jour en jour l'expédition d'Orient devient moins populaire à mesure qu'on en apprécie mieux la parfaite inutilité pratique. La baisse constante des fonds Anglais et Français, l'inquiétude croissante de l'industrie, tout commande aux gouvernements une solution prompte et décisive . . . . etc."

Die raschen Entscheidungen, welche Napoleon so sehnlich gewünscht hatte, traten indeß, wie im früheren Capitel gezeigt wurde, in der Politik nicht ein. In Folge dessen blieb es auch in Bezug auf die kriegerischen Unternehmungen der westmächtlichen Alliirten bei halben Maßregeln. Das französische Gouvernement beschäftigte sich fast mehr mit der Aufstellung der Truppen an der Grenze Frankreichs von Lyon bis St. Omer als mit der Absendung der Armee nach dem Orient. So sammelten sich die Kriegsvölker der Alliirten nur sehr langsam und es dauerte bis zum Juli, wo man bei Varna 50,000 Mann vereinigt hatte. Das Schlimmste aber war wohl, daß auch dort die Truppen fast nichts Besseres zu thun fanden, als an Fiebern und Cholera zu sterben.

Der wechselvolle Krieg, der seit Februar zwischen Türken und Russen an der Donau geführt wurde, bot für Eroberungen der letzteren so wenig Chancen, daß den Westmächten eine starke Offensive zunächst kaum gerathen schien. Die Türken zeigten sich immerhin selbst noch stark genug, um die Armee des Erbfeindes festzuhalten, und das entsetzliche Mißgeschick, welches die Russen von Anfang an zu verfolgen schien, wußte auch Paskiewitsch nicht mehr zu bannen, als ihn der Kaiser Mitte April an die Spitze der Armee gestellt hatte. Es folgte die Belagerung von Silistria, welches von den Türken bis zum 13. Juni mit vielgerühmter Tapferkeit vertheidigt wurde. An diesem den Russen so verhängnißvollen Tage bewerkstelligte Omer Pascha den Entsatz der Festung durch eine wohlcombinirte Angriffsbewegung von der kleinen Walachei aus bei gleichzeitig erfolgtem muthigen Ausfall der Belagerten.

Da der Held von Eriwan unmuthig schon vorher das Commando niedergelegt und der Kaiser den Fürsten Michael Gortschakoff zum zweiten Male mit der Führung der Armee betraut hatte, schädigte die Katastrophe vor Silistria das russische Ansehen doppelt. Mit einem Verluste von 12 000 Combattanten, darunter der technische Leiter der Belagerungsarbeiten, General Schilder selbst, und mit dem Rückzug der ganzen Armee auf das linke Ufer der Donau am 21. April endete der verwegene Angriff des großen Czaren auf die todtgeglaubte türkische Macht.

Die Alliirten hätten demnach die Räumung der Walachei ruhig abwarten können, aber die abziehende Armee brachte den Türken bei Tschernawoda eine Niederlage bei, welche die Franzosen aus ihrer Unthätigkeit aufscheuchte. Der General Espinasse sollte die Russen verfolgen, brach zu diesem Zwecke am 24. Juli von Küstendje auf und büßte durch unvorsichtige Märsche in den ihm unbekannten Sumpfländern die Hälfte seiner Truppen ein, ohne den Feind auch nur gesehen zu haben.

Der Abzug der russischen Armee aus den Fürstenthümern erfolgte endlich, wie schon früher erörtert wurde, aus allgemein politischen Gründen, und so konnte man in der That behaupten, daß die Unternehmung der Westmächte bis dahin, wenn nicht völlig nutzlos, so doch wenig ruhmreich gewesen sei. Die Mißstimmung in Frankreich hatte in Folge dessen in den Monaten Juni und Juli eine sehr bedenkliche Höhe erlangt, und wenn in der Oeffentlichkeit dem allgemeinen Mißmuth über die Vorgänge im Oriente verhältnißmäßig auch nur wenig Ausdruck gegeben wurde, so waren doch die Verlegenheiten der Situation, in welcher sich Louis Napoleon befand, ganz außerordentlich und fast erdrückend.

Den geheimen Berichten zufolge, welche ich von dem Prinzen Chimay aus den besten Quellen erhielt, schien an mehr als einem Tage die einzige Rettung des Kaiserreichs in einem gewaltsamen, durch die Stimmung nöthig gewordenen Hervorbrechen gegen die zaudernden deutschen Mächte zu liegen. Dies zu verhindern, war in der That mein vornehmstes Bestreben und der Kaiser ließ sich immer noch durch die Hoffnung beschwichtigen, Oesterreich und Preußen würden schließlich doch aus ihrer Reserve heraustreten müssen. Daß sich Napoleon, wie mir Chimay schrieb, wesentlich durch meine Berichte so lange in dieser Meinung festhalten ließ, mußte ich bei den wirklich bestehenden Verhältnissen in Berlin und selbst in Wien als einen Akt von politischer Geduld des Kaisers anerkennen. La note remarquable de Votre Altesse, schrieb mir Chimay am 24. Mai, a été lue attentivement par l'Empereur et a paru l'impressionner beaucoup. Je crains plus que jamais une issue fatale à la suite de toutes ces lenteurs.

Zu den Uebeln der Politik trat eben in jenem Augenblicke das persönliche Leiden des Kaisers hinzu. Man constatirte damals zuerst seine schwere Nierenkrankheit, von der er niemals wieder genas, und er war von heftigen neuralgischen Schmerzen so angegriffen, daß er unter den Augen seiner Umgebung von Tag zu Tag zu altern schien. Uneinigkeit und Rivalitäten der Generäle verbitterten auf alle Weise die Stimmung des Kaisers, der doch wieder nicht stark genug war, dem Treiben der Günstlinge und der ministeriellen Begünstigung jeglicher Unfähigkeit entgegenzutreten. „Notorische Dummköpfe" wurden

in Folge ihrer Kameradschaft mit Fould oder Baraguay d'Hilliers, wie Chimay versicherte, zu Generälen erhoben und das Publikum spottete und schmähte über die schlechte Wahl der Führer dieser kostspieligen und in jeder Hinsicht mißliebigen Unternehmung.

„Les nouvelles d'Orient deviennent," schreibt Chimay am 18. Juni, „chaque jour de plus en plus rares à Paris, encore sont elles presque toutes fausses. Les derniers rapports de St. Arnaud sont très sombres. Il part chaque mois de Marseille vingt millions en or pour le service de l'armée, indépendamment de tous les approvisionnements et plus on ira, plus la dépense augmentera."

„Chaque voyage d'une frégate à vapeur entre Toulon et Constantinople coûte, aller et retour, mille francs. Tout cela est effrayant pour les finances et l'avenir, car ce n'est qu'un début."

„Le camp de midi est douteux. On s'occupe surtout de celui du nord. Les soldats manquent, l'armée a été épuisée et désorganisée par la formation de l'armée d'Orient."

„Dieu sait ce qu'il adviendrait de la France en présence d'une coalition que beaucoup de gens persistent à entrevoir derrière des lignes russes sur la Vistule!"

Das Vertrauen, welches man zu dem Kaiser Napoleon persönlich hegte, schwand selbst bei seinen treuesten Anhängern gegenüber den vielen Mißgriffen, die überall geschahen: La politique impériale manque un peu d'ensemble et de prévoyance, sagte man in Paris, und es könne dies nicht anders sein, si l'initiative des idées est dévolue dans l'absolutisme à une seule personne ou intelligence.

An vielen Orten gab es Brotkrawalle in Frankreich, hinter welchen die Partei der rothen Republik drohend sich zu erheben schien. Das Ministerium mußte es ernstlich scheuen, das Land zu sehr von Truppen zu entblößen. In der Regierung stritten Morny und der König Jerome um den größeren Einfluß. Für die Partei des ersteren war die Ernennung Billaults an Stelle Persignys in der Führung der Geschäfte eine große Niederlage.

Monsieur Billault, ami de Jérôme, va naturellement développer la pensée de l'Empire dynastique, un homme très habile et qui rendra à l'administration intérieure une énergie qu'elle avait malheureusement et totalement perdue sous Persigny. Von besonderem Interesse waren die Scenen, welche dem Wechsel der Regierungen im Conseil des Kaisers vorhergegangen waren. Als man Persigny den Vorwuf der Unfähigkeit machte, sagte er zu Fould: je puis perdre la France par incapacité, mais du moins je ne la vends pas.

Indessen war auch das neue Ministerium nicht in der Lage, die Ruhe des Landes aufrecht zu halten und die Polizei fand überall Spuren von vorbereiteten Attentaten und revolutionären Erhebungen. Napoleon war auf das Aeußerste beängstigt und begab sich nach Boulogne, um in Mitten der Armee bessere Nachrichten vom Kriegsschauplatze abzuwarten.

Mein Bruder bezeichnete die Situation des Kaisers treffend, wenn er sagte, er sei wie der Director eines Schauspielhauses, in welchem sich die Franzosen als Zuseher einfänden, indem sie täglich ein neues Stück vorgeführt zu sehen erwarten. Dies aber war schwer zu beschaffen, zumal Engländer und Franzosen sich gegenseitig die Schuld gaben, daß man bei Varna stille sitzen müßte. Wiewohl die englische Presse auch gegen die eigene Regierung nicht sparsam mit Vorwürfen aller Art war, so zeigte man sich doch noch viel rücksichtsloser in der Kritik der französischen Zustände. Aus dieser Stimmung heraus floß ein Brief meines Bruders vom Ende Juni, der für die Lage beider Theile bezeichnend war:

„Mein Hauptaugenmerk hier ist darauf gerichtet, daß unsere Politik sich durch Stetigkeit der Richtung und Billigkeit in der Beurtheilung Anderer auszeichne. Ersteres ist als mit dem Nationalcharakter übereinstimmend hier leicht zu erlangen, letzteres als dem Charakter eines Inselvolkes, dem alle und jede Kenntniß des Continents abgeht, zuwider, viel schwieriger, aber gerade darum von mir besonders zu beachten. Das Ministerium macht uns viel Mühe, Aberdeen ist noch in 1814, Palmerston in 1848, Lord John in 1830. Das Parlament und die Presse sind sammt und sonders mit einem Male geborene Feldherrn und werden nur an der Eroberung Rußlands durch die Armee, die (wie sie sagen) „nichts taugt", das Kriegsministerium, das nur von Palmerston geführt werden sollte, und den Hof, der Palmerston davon entfernt hält, verhindert."

„Was uns viele Sorge macht, ist der Marschall St. Arnaud, der durch und durch Chevalier d'Industrie und in den Händen eines gewissen T. ist, von dem Franzosen selbst nicht bezweifeln, daß er fähig ist, Silber oder auch selbst Papierroubles anzunehmen. Wir können die französische Armee nicht bewegen, vorwärts zu gehen, bis sie alle ihre Cavallerie hat, was bis Ende Juli dauern kann."

War die westmächtliche Allianz in militairischer Hinsicht, trotz der ungeheueren Kosten, welche sie verursachte, höchst unfruchtbar, so sollte sie in politischer Beziehung zu ungelegenster Zeit eine schwere Probe an den Verhältnissen Spaniens zu bestehen haben, wo sich seit Februar die Revolution kühner als je erhoben hatte und das Regiment der Königin Isabella jeden Tag zu

stürzen drohte. Napoleon hatte die seltsame Idee gefaßt, eine Union der Königreiche Portugal und Spanien herbeizuführen, er dachte unserem Hause eine weitere Ausdehnung seiner Macht anbieten zu sollen und hoffte durch die englische Königsfamilie in diesem Unternehmen begünstigt werden zu können.

Man hatte große Mühe dem Kaiser vorzustellen, daß eine solche Vereinigung der iberischen Halbinsel ganz gegen die englischen Interessen wäre und daß kein englischer Minister hiezu seine Zustimmung geben würde.

Als am 17. Juli in Madrid der volle Aufstand ausgebrochen war, fürchtete man in Paris eine unmittelbare Rückwirkung des Ereignisses, und Kaiser Napoleon begab sich zum großen Aerger des Königs Jerome nach Biarritz, um allen Eventualitäten und besonders allen Entscheidungen aus dem Wege zu gehen. Er blieb selbst gegen den Rath der Minister daselbst, als die Progressistenpartei unter Espartero die Regierung in Madrid nach der Vertreibung der Königin-Mutter in die Hand genommen hatte. Charakteristisch für den Kaiser schrieb Prinz Chimay Ende Juli an den König Leopold einen Bericht, wovon mir dieser Abschrift sendete:

„Il paraît que malgré les vives instances de ses ministres l'Empereur reste à Biarritz, seulement il leur a enjoint de ne pas sortir de Paris. Cette nouvelle preuve d'imperturbable tenacité à ses idées jusque dans des détails secondaires, pourrait cependant amener des conséquences bien sérieuses et comme le disait son oncle hier encore, c'est vraiment tenter la providence!"

„En effet il faut que les partis soient bien désorganisés et affaiblis pour ne pas chercher à profiter de l'occasion peut-être unique qui semble s'offrir à eux. L'Empereur est absent, il n'y a aucune cohésion dans l'autorité, pas un homme, pas un ministre assez fort, assez osé pour prendre la moindre initiative en cas de danger; les maréchaux divisés et rivaux, l'armée de Paris disloquée, remplacée par des régiments nouveaux et étrangers à la stratégie émeutière de Paris, le commerce mécontent, la population effrayée par la misère et le choléra, tel est l'ensemble que l'Empereur livre aux heureuses chances de Son étoile . . . ."

„Les nouvelles d'Orient sont confuses comme toujours. Les Autrichiens demandent que les Turcs se retirent des principautés avant leur entrée. Le prince croit que les Turcs refuseront et la question lui semble se compliquer à chaque pas. L'expédition de Crimée est en délibérée et chaque jour Saint Arnaud montre plus d'incertitude et d'appréhension. L'armée souffre des maux et de l'insuffisance de toutes choses. Le Prince Napoléon est dans les meilleurs termes avec le duc de Cambridge dont il partage largement l'extrême ennui."

Als kurze Zeit später die trostlosen Nachrichten von der mißglückten Unternehmung des Generals Espinasse in Paris anlangten, hatte die Verzweiflung an der Fähigkeit und Geschicklichkeit der Armee auch die Offiziere und Soldaten in bedenklichstem Maße ergriffen, und unter diesen Umständen versteiften sich die beiden alliirten Regierungen immer mehr auf das Project einer großen Unternehmung gegen die Krim. In der Hoffnung den östlichen Riesen an der einzigen verwundbaren Stelle, welche den Westmächten erreichbar schien, rasch und entscheidend zu treffen und so zum Frieden zu zwingen, begann man einen Krieg, welcher ein Jahr lang sich fortziehen und Tausende von Menschenleben fast nutzlos verschlingen sollte.

Ohne Zweifel war es eine der unglücklichsten Unternehmungen, welche die Kriegsgeschichte aller Jahrhunderte aufzuweisen hat, die sich an den Namen von Sebastopol knüpft. Man wurde an die Zeiten der Kreuzfahrer erinnert, wo eine hartnäckige und fanatische Menge mit unzulänglichen Mitteln an der Belagerung Damiettes oder Accons arbeitete, um in der Heimath den Zauber einer romantischen Begebenheit mit dem Aberglauben an den schließlichen Triumph der christlichen und abendländischen Sache zu verbinden. So kämpfte man um Sebastopol, wie Richard Löwenherz und König Philipp August um Ptolemais, zu dem einzigen Zwecke, um mit leeren Händen nach Hause zu kommen und zu erzählen, man habe dem Feinde sein Raubnest zerstört.

Wie dem indessen auch sein mochte, die Westmächte durften nicht den Schein auf sich laden, unverrichteter Sache aus dem Kriege zurückzukehren, die Franzosen brauchten vor Allem einen Erfolg, und so gewann das seit Monaten gleichsam in der Luft flatternde Krimproject immer mehr und größere Bedeutung. Die Geschichtschreibung hat mehrfach die Frage aufgeworfen, wer eigentlich der Erfinder des seltsamen und militairisch überraschenden Planes gewesen sei, ohne eine stricte Antwort darauf geben zu können. Militairs haben oftmals behauptet, diese Idee sei eine spezifisch „civilistische" gewesen und sicherlich nur dem Kopfe eines Diplomaten entsprungen.

Ohne Zweifel war die Aufmerksamkeit der westmächtlichen Staatsmänner auf das russische Flottenarsenal des schwarzen Meeres durch das Unglück der Türken bei Sinope schon vorlängst erweckt worden. „Der Gedanke an die Eroberung Sebastopols, sagt ein neuerer englischer Geschichtschreiber, gewann bei dem englischen Publikum eine Art von dramatischem Interesse als eine Sache der Gerechtigkeit."

Eben diesem Gesichtspunkte war ohne Zweifel auch mein Bruder nach seiner Denkungsart zugänglich; und obwohl ich es auf das Bestimmteste zurückweisen zu dürfen glaube, daß dem Prinzen Albert die Autorschaft des Planes zum Krimfeldzuge in irgend einer Weise zugeschoben werde, so halte ich mich doch

durch die Unparteilichkeit verpflichtet zu bekennen, daß derselbe einen gewissen Antheil an der Beförderung des seltsamen Projectes hatte, nachdem es einmal aufgestellt worden war. Er wetteiferte mit Lord Palmerston in der Empfehlung des Angriffes auf Sebastopol und sprach seine Hoffnungen in dieser Beziehung schon zu einer weit früheren Zeit aus als der Kaiser Napoleon, für den man entschieden grundlos die Originalität des Gedankens in Anspruch nahm.

Ich war immer der Meinung, daß Niemand Ursache gehabt hätte, sich dieses Feldzugsplanes besonders zu rühmen, aber mein Bruder betonte schon Anfangs Mai die absolute Nothwendigkeit „Sebastopols habhaft zu werden." Man weiß aus dem Leben des Prinzen Albert, wie er sich hierauf mit der Frage ernstlicher zu beschäftigen begann und ein Memoire verfaßte, welches nicht ohne Einfluß auf die wirkliche Ausführung des Planes geblieben ist. Auch neben dieser jetzt bekannten Denkschrift*) wird für den Leser der Brief noch von Interesse sein, in welchem mir mein Bruder von dem Unternehmen auf Sebastopol Mittheilung machte. Da er in demselben hauptsächlich politische Gründe ins Treffen führt, so ergänzt sein Schreiben die Denkschrift in willkommener Weise.

„Was mich beängstigt, sind die militairischen Bewegungen. Die Aufhebung der Belagerung von Silistria ist eine entsetzliche Demüthigung für die Russen und befreit die Türkei von der augenblicklichen Gefahr der Invasion, dagegen gibt das Verlassen der Wallachei den Russen eine viel stärkere militairische Stellung, eine starke Operationsbasis, die nicht nur schwer zu durchbrechen, sondern auch sehr gefährlich für Oesterreich ist."

„Das Rechte für uns zu thun ist ohne Zweifel der Angriff auf die Krim. Wie auch der Krieg endige, so ist für den Orient gar keine Lebenschance da, so lange Sebastopol bleibt wie es ist."

„Es ist der einzige Hafen im schwarzen Meere, liegt in der Mitte des-

---

*) Das Memoire im Leben des Prinzen Albert III. 87. Dort ist auch die Bemerkung gemacht III, 83. daß der Herzog von Newcastle die Copie eines von dem Kaiser Napoleon entworfenen Planes im März vorgelegt habe — allein diese Projecte waren noch ganz unreif und stehen auf einer Linie mit der Eroberung von Finnland. Man konnte natürlich ohne Oesterreich und Preußen nur an den Norden oder Süden des russischen Reichs denken; aber Napoleon dachte im Ernste an Polen und nicht an die Krim. Die Behandlung der ganzen Frage bei Kinglake, der versichert, daß die englischen Minister, als am 28. Juni die entscheidende Depesche im Cabinet von Newcastle vorgelegt worden sei, vollständig eingeschlafen seien, hat so viel Staub aufgewirbelt, daß ich mich nicht berufen fühle, von meinem Standpunkte etwas hinzuzufügen. Vgl. Mc. Carthy. a. a. O. Cap. 27.

selben vorgeschoben. Machen die Russen ihre Flotte zu einer Schraubenflotte, so werden sie künftig nicht mehr ihre 50,000 Mann vor ein paar alten Festungen sterben lassen, sondern sind in 15 Stunden nach Auslauf der Flotte mit einer beliebigen Armee in Constantinopel! schneller als der Telegraph es dem übrigen Europa anzeigen kann! Unsere ganze Anstrengung war also um nichts, und Niemand in Zukunft kann dies verhindern."

„Auf der anderen Seite hat Oesterreich in seiner Stellung zu Rußland stets auf die Cooperation der alliirten Armeen mit der seinigen gerechnet, und Du wirst Dich erinnern, daß die Antwort auf alles Drängen vom Westen immer und immer war: Ihr seid noch nicht an der Donau, wir sind viel näher, seid ihr einmal auf dem Kriegsschauplatz, so ist es eine andere Sache."

„Wir sind nun da und Oesterreich scheint sich entscheiden zu wollen. Wird es nicht mit gutem Rechte erwarten, daß wir den rechten Flügel decken und auf der linken Flanke des Feindes operiren sollen? Und doch ist dies ein gewisser Untergang für unsere Armeen, die gerade jetzt in der ungesunden Jahreszeit in den Sümpfen an der untersten Donau am Fieber sterben müßten wie die Fliegen, oder wie die Russen es vorhergethan haben."

„Dabei haben sie das Land nunmehr vollkommen ausgesogen und wir haben äußerst geringe Transportmittel, verlieren unsere Verbindung mit der See und stellen uns gegen Uebermacht in eine Ebene ohne hinreichende Cavalerie! Hier wird die Schwierigkeit liegen; eine Weigerung an der Donau vorzugehen wird Oesterreich erschrecken, es thun wird ihm wenig nützen und uns vernichten. Ich halte die Diversion gegen Sebastopol für politisch die richtige und militairisch die wirksamste, hielte selbst eine Landung in Odessa im Rücken der Russen für wirksamer als einen Angriff auf ihren linken Flügel. Dabei muß auch unser Publikum und die Stellung des Kaisers Napoleon III. in Betracht gezogen werden. Wir bedürfen eines Successes, den selbst eine gewonnene Schlacht in der Moldau nicht bieten kann."

„Heute schiffen sich 10,000 Mann Franzosen in Calais auf einer unserer Flotten ein, um nach der Ostsee gebracht zu werden; 5000 Mann gemischte Truppen sind schon dort. Wir schicken auch 5000 Mann mehr nach dem Orient, was unsere Infanterie dort auf 29,000 Bayonnette bringen wird, mit Cavallerie und Artillerie 35,000 Mann. Die Franzosen haben noch nicht 45,000 erreicht oder überschritten. Wir fangen an die Türken zu organisiren und werden sie in Kurzem auch bezahlen müssen. Ihre irregulären Truppen sind die Hauptschwierigkeit bei irgend einer Bewegung. So haben sie bei Varna alles ausgeraubt und wir haben nicht einmal Einwohner gefunden. Meine militairische Deduction ist lang geworden und ich will darum schließen."

Der sonderbarste Umstand, welcher die Expedition nach der Krim begleitete, war, daß alle Welt Wochen lang von derselben sprach und von den Regierungen selbst den Russen gleichsam die Ankündigung des geplanten Ueberfalles gemacht wurde. In jeder Zeitung war von dem Auftrag die Rede, welcher an die Generäle nach Varna gegangen wäre, und man erzählte in Paris und London von der großen Expedition als von einer Sache, die demnächst dem Kriege ein rasches Ende bereiten werde.

Welche Wirkungen dies herbeiführen mußte, ermißt man am besten, wenn man sich erinnert, daß der entscheidende Ministerrath in England am 28. Juni abgehalten worden war und die Landung der Alliirten in der Krim am Morgen des 14. September begann. Nur der glückliche Umstand, daß die militairische Unfähigkeit der Russen ebenso groß war in der Benutzung dieses Vortheils, als die alliirten Armeen sich unvorsichtig erwiesen bei der Ausführung ihrer Operation, vermag es zu erklären, daß die Verbündeten bei dem Betreten der Halbinsel nicht eine furchtbare Katastrophe erfahren haben.

Wenige Tage vor der großen und verhängnißvollen Landung der westmächtlichen Truppen in der Krim hatte die „Entente cordiale“ zwischen den beiden verbündeten Staaten eine äußere Anerkennung und persönliche Bestätigung erhalten, welche den Höhepunkt der politischen Situation in der orientalischen Verwicklung bezeichnete.

Prinz Albert und Napoleon sahen und sprachen sich vom 5. bis 9. September im Lager bei Boulogne und legten eine lang gegeneinander gehegte Antipathie in schönem Austausch ihrer Ueberzeugungen und Erfahrungen ab, indem sie durch den persönlichen Verkehr weniger Tage sich viel freundlicher aneinanderschlossen, als dies jemals hätte erwartet werden können.

Man kann sagen, daß seit jenen Tagen das gesammte Altengland den Tuilerien gegenüber völlig verändert war. Niemand, der noch vor einem Jahre das Verhältniß der beiden Höfe beobachtet hatte, wagte die Hoffnung zu hegen, daß eine für die gesammte Geschichte Europas nachher so folgenreiche Zusammenkunft einen so günstigen Verlauf nehmen werde, und man wird sich leicht vorstellen können, mit welcher Spannung ich den Mittheilungen meines Bruders entgegensah.

So sehr ich auch entfernt gewesen bin, durch unbescheidene Einflüsse auf dieses Ereigniß hinzuwirken, so war es mir doch klar, daß meine so eng geknüpften Beziehungen zu dem Kaiser der Franzosen früher oder später von meinem Bruder aufgenommen, oder aber gewaltsam durchkreuzt werden würden. Was ich daher indirect in dieser Beziehung thun konnte, um ein Verständniß zwischen Louis Napoleon und dem Prinzen Albert möglich zu machen, war bei meinem Besuche im März angebahnt und nachher durch Vermittlung des Prinzen

Chimay gepflegt worden. Besonders erfreulich war überdies, daß der Besuch meines Oheims und seines Sohnes in Boulogne dem meines Bruders vorangegangen war.

Was das Aeußerliche der Begegnung und die Eindrücke betrifft, welche mein Oheim und mein Bruder empfangen haben, so ist darüber heute Jedermann aus dem „Leben des Prinzen" vollkommen unterrichtet. In dem „Memorandum über meinen Besuch in Boulogne" hat Prinz Albert in gewissem Sinne eine offene und ehrenwerthe Erklärung an seine Verwandten und Freunde versendet, welche unter der Anerkennung der bedeutenderen Eigenschaften Napoleons in gewissem Sinne eine Zurücknahme seines bisherigen Verhaltens gegen den Kaiser enthielt. Während die englischen und französischen Truppen im Begriffe waren, in den taurischen Chersones zu ziehen, um die Feuerprobe des Bündnisses der beiden westlichen Nationen zu bestehen, verständigten sich in Boulogne zwei Männer in ihren persönlichen Beziehungen, welche beide durch eine seltsame Verkettung von Umständen einen mehr moralischen und idealen, als ererbten Einfluß in den großen Nationen des westlichen Europas besaßen.

„Uebermorgen Abend," schrieb mir mein Bruder am 2. September, „schiffe ich mich hier nach Boulogne ein, und der Wind strengt sich schon wieder nach Kräften an, um die See aufzupeitschen." Nicht nur die ihm an und für sich unangenehme Seereise hatte die Stimmung meines Bruders nicht sehr erfreulich gestaltet, sondern er war auch über den Gang der Dinge im Orient unzufrieden.

„Man ist besonders in Varna von unglaublicher Fruchtbarkeit in Erzeugung und Entdeckung von Schwierigkeiten, die der Expedition nach Sebastopol im Wege stehen sollen und ich theile meinen Aerger zwischen diesem Zustande und dem Berliner, wo man recht eigentlich den Allmächtigen in Versuchung führt!"

So ungünstig demnach die Auspicien schienen, unter denen der Besuch in Boulogne in Scene gesetzt war, so erfreulich lauteten die Nachrichten, die mein Bruder sofort nach seiner Rückkunft am 12. September von Osborne gab. Seine Mittheilungen über Napoleon waren treu den sonst schon bekannten Niederschriften und Schilderungen über den Aufenthalt und so enthusiastisch, als es der kritischen Natur des Prinzen Albert überhaupt möglich war. Ich antwortete ihm am 19. September, indem ich die Gelegenheit ergriff, einige weniger beachtete Gesichtspunkte über die allgemeine politische Lage und speziell über die Unternehmung nach der Krim hinzuzufügen.

„Callenberg, 19. September 1854.

„Ich habe Dir lange nicht geschrieben und bin Dir auf zwei liebe Briefe Antwort schuldig. Während Deiner Excursion wollte ich Dich aber nicht mit

Schreibereien incommodiren. Dann hoffte ich auch selbst von Dir über die dortigen Eindrücke zu hören. Letzteres ist nun erfolgt. Ich kann nicht läugnen, daß mir ein großer Stein vom Herzen ist, indem von dieser Entrevue und dem Eindruck, den Ihr gegenseitig auf einander gemacht, das Wohl Europas großentheils mit abhängt."

„Bei der Eigenthümlichkeit des Kaisers und dem Umstande, daß er eben doch unumschränkt in Frankreich regiert, war es eine unbedingte Nothwendigkeit, daß, wenn Euere Allianz nicht steten kleinen Gefahren unterworfen sein wollte, der Kaiser durch persönlichen Verkehr mit Dir in seinem Vertrauen bestärkt werde. Diese Ansicht theilte er selbst, obgleich er doch mit einer gewissen Aengstlichkeit den Resultaten der Entrevue entgegensah. Höchst erfreulich ist es, daß sowohl Dein Brief Befriedigung ausspricht, als auch die Nachrichten, welche ich von dort habe, mir ein Gleiches berichten."

„Bei dem hoffnungslosen Zustand Mittel-Europas, bei der Langsamkeit Oesterreichs, den geraden Weg fortzugehen, und der Abneigung Preußens ist die einzige Hoffnung und vielleicht Rettung für uns in der Allianz zwischen Euch und Frankreich zu sehen. So lange Ihr einig bleibt und ein Jedes sich abhält, für sich reine Interessen-Politik zu machen, kann der allgemeine Umsturz der europäischen Verhältnisse noch hinausgeschoben werden. Deshalb suchen wir im Stillen ebensosehr für diesen großen Zweck zu arbeiten, als Rußland und dessen Anhänger Alles aufbieten, um dagegen zu wirken."

„Wie schlau es operirt und welche genaue Kenntniß es von den moralischen Kräften und Gesinnungen der deutschen Fürsten habe, ist aus dem Umstande zu entnehmen, daß es ihm so leicht wurde, den sämmtlichen Herren, Jedem durch andere Vorspiegelungen und durch andere Mittel die Hände zu binden. Oesterreich ist nicht weniger in dem Augenblicke gebunden; es wird ganz allein von dem Gelingen der Expedition im schwarzen Meere abhängen, welche Schritte es in der Kürze thun wird."

„Was jene Expedition anbelangt, so theile ich Euere Gefühle für ihr Gelingen in jeder Weise. Das Unternehmen ist aber zu großartig, als daß man es auf bloße Eventualitäten setzen durfte. Ich bedauere, daß ein großer Theil des Planes so sehr publique gemacht wurde. Die Stärke und das große Uebergewicht der einen kriegführenden Macht liegt eben darin, daß sie, wenn sie Herr des Meeres ist, eine gewisse numerische Truppenstärke concentrirt und unvorhergesehen auf einen Punkt hinwerfen kann, während die andere auf allen Punkten, die möglich sind, täglich au qui vive sein muß und es ihr dann unmöglich wird, in gleicher Stärke auf jedem Punkte zu erscheinen."

„Je geheimer die Manöver der Flotte und die Truppentransporte gehalten werden, desto größer der Gewinn. Die Schlacht von Fridericia mit

allem ihrem unnütz vergossenen Blut hätte nicht stattgefunden, wenn General Bonin hätte erfahren können, daß 11 Bataillone Dänen um Mitternacht vor Fridericia landeten, während er schon um 3 Uhr angegriffen wurde und nur die ihm bekannte Stärke der Besatzung von Fridericia sich gegenüber erwartete. Trotz aller Eile war es mir damals unmöglich, dem General vor dem Beginn des Gefechts Meldung von der beabsichtigten Landung zu machen, die mir verrathen wurde."

„Ich will mich hier nicht weiter ins Detail einlassen und meinen Besorgnissen nicht Raum geben. Der Himmel wird die gute Sache hoffentlich nicht verlassen."

Schon an dem nächsten Tage, nachdem ich diesen Brief geschrieben hatte, sollte mein in der letzteren Beziehung ausgesprochenes Vertrauen durch das glückliche Ereigniß der Schlacht an der Alma glänzend gerechtfertigt werden. Es war seit Monaten die erste große Botschaft, welche alle abendländischen Nationen in gleicher Weise zu einem wahren Enthusiasmus fortriß.

Die Russen waren durch den vereinigten Angriff der Franzosen und Engländer, welche erst vor wenigen Tagen, südlich von Eupatoria, auf dem westlichen Ufer der Krim an das Land gestiegen waren, mit größter Bravour aus ihren festen Stellungen an der Alma vertrieben worden, und nur der Mangel der Alliirten an Cavallerie rettete das Mentschikoff'sche Heer vor gänzlicher Vernichtung. Die Belagerung von Sebastopol begann, nachdem die Gelegenheit die Festung durch einen raschen Ueberfall zu nehmen, wie einige meinten, versäumt worden war.

Es liegt mir fern, die Operationen der vereinigten Armeen im Einzelnen beleuchten oder die Geschichte des Krimkrieges, welche die mannigfaltigsten und ausgezeichnetsten militairischen Darstellungen erfahren hat, hier in Erinnerung bringen zu wollen. Aber nicht leicht vermag Jemand von den Erlebnissen dieses Krieges zu erzählen, ohne einer der merkwürdigsten Mystificationen zu gedenken, welche in unserem Jahrhundert des Telegraphen vorgekommen sind. Ganz Europa glaubte nach der Schlacht an der Alma an die Tatarenbotschaft von dem Falle Sebastopols und es verdient angemerkt zu werden, daß selbst der Kaiser von Oesterreich sich veranlaßt sah, die westmächtlichen Regierungen vorzeitig zu beglückwünschen.

Louis Napoleon war durch diese Freundlichkeit des Kaisers von Oesterreich höchst erfreut und hat es später, als Sebastopol wirklich gefallen war, die Beziehungen Oesterreichs und Frankreichs aber bereits sich zu trüben begonnen hatten, in eben so hohem Grade übel vermerkt, als der Glückwunsch zu der rechten Zeit und bei dem geeigneten Anlasse ausblieb.

Die seltsame Enttäuschung war um so bitterer, je hartnäckiger die Vertheidigung Sebastopols von Seite der Russen nachher betrieben wurde und je blutiger und andauernder die Kämpfe werden sollten, welche um die furchtbare Festung geführt werden mußten. Der hereinbrechende Winter und die schweren Seuchen, die elende Verpflegung der Truppen und die Hilflosigkeit der Generäle — alle diese Dinge brachten in den nächsten Monaten des Krieges eine solche Fülle von Jammer und Trübsal hervor, daß auch der letzte Funke von Begeisterung für diesen Krieg auslöschen mußte und an Stelle derselben sich besonders in Frankreich ein tiefer Haß gegen jene Mächte zu rühren begann, die in ihrer Allianz gegen Rußland sich so zweifelhaft wie Preußen oder so zögernd wie Oesterreich benommen und dadurch das tausendfache Elend auf der Krimhalbinsel nach der Meinung der westlichen Bevölkerungen verschuldet haben sollten.

Wenige Tage nach der Schlacht an der Alma war St. Arnaud gestorben und General Canrobert übernahm den Oberbefehl der französischen Armee. Die Engländer setzten sich in der Bucht von Balaclava, die Franzosen an der von Kamiesch fest und die förmliche Belagerung begann nun an der Südseite von Sebastopol. Am 17. October wurde das Feuer von der Flotte und vom Lande aus gegen die Festung eröffnet, hatte aber keineswegs die gewünschten Wirkungen, welche einen Sturmangriff ermöglichen sollten.

Als am 25. October Mentschikoff, durch immer neu herangezogene Truppen verstärkt, die Engländer bei Balaclava angriff, behaupteten die Russen das Schlachtfeld. Und erst die gewaltige Schlacht bei Inkjermann am 5. November sicherte den Alliirten ihre Stellungen für den langen und harten Winter, in welchem sich die militairisch ungünstigste Situation entwickelte, welche nur gedacht werden konnte. Die Belagerungsarmee der Alliirten war von einem sehr zahlreichen russischen Heere von der Landseite fast vollkommen eingeschlossen, und konnte ihre Deckung nur durch großartige Verschanzungen und Gräben finden, welche selbst den Eindruck einer Festung machten, die hinwieder von den Russen belagert werden mußte.

In England begann man endlich die gänzliche Untauglichkeit der militairischen Einrichtungen des großen Reiches zu erkennen. Und in der That war vielleicht nichts bezeichnender für die Unzulänglichkeit der Kräfte zu einem großen Unternehmen, als wenn mein Bruder später, um die englische Regierung einigermaßen zu vertheidigen, zur Zeit als Sebastopol schon gefallen war, die folgenden Berechnungen über die von England verbrauchten Truppen anstellte: „Was unsere Armee anbetrifft, so will ich nur erwähnen, daß wir den Krieg mit 25 000 Mann und 35 Geschützen in der Krim angefangen haben und nach

dem Verluste fast unserer ganzen Armee im Winter jetzt (im November 1855) 51 000 Mann mit 94 Kanonen und 4000 Cavallerie auf dem Platze haben, die im nächsten Frühjahre in glänzendem Zustande sein werden."

Darnach durfte man wohl behaupten, daß die englische Regierung mit ihren Rüstungen nett um zwei Jahre im Rückstande war und der Krimfeldzug, der im September 1854 leider unvorbereitet genug unternommen worden, eigentlich erst im Frühjahr 1856 hätte begonnen werden sollen. Unterdessen aber hatten die alliirten Mächte in dem alten Scythenlande ihre Truppen nutzlos hingeopfert und mit der Geduld, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, die europäischen Zeitungsleser von Heldenthaten unterrichten müssen, welche zwar denen der mittelalterlichen Kreuzzüge nicht nachstanden, aber unserem realistischen Zeitalter ebenso wenig klug zu erscheinen vermochten, als diejenigen Ludwigs des Heiligen gegen die Mameluken. Ich habe damals durch Aeußerungen ähnlicher Art in Briefen zuweilen meines Bruders Widerspruch erregt, aber seine Mittheilungen selbst ließen sicherlich einer anderen Auffassung nur wenig Spielraum, wenn er z. B. Ende November 1854, wo die Armeen erst im Beginn ihrer gräßlichen Leiden waren, schreibt:

„Ich bin Dir eine Antwort auf Deine freundlichen Zeilen vom 10. schuldig, aber ich mag auch nicht schreiben, denn ich habe nur einen Gedanken und der ist bei unseren Helden in der Krim. Die armen Leute stehen viel aus und benehmen sich bewunderungswürdig. Bei Inkjermann hielten 6000 Engländer 2 Stunden, dann im Ganzen 8000 4 Stunden und endlich durch 6000 Franzosen verstärkt — diese 14 000 Mann einen Sturm von 60 000 Russen während 9 Stunden (im Ganzen) ab und schlugen sie zurück. Die russischen Todten, die wir zu begraben hatten, waren 4500! Multiplicire mit 5, wie es üblich ist, um die Zahl der Verwundeten zu ermitteln und es ergibt sich, daß die 14 000 Mann 15—20 000 Feinde hors de combat gebracht, ein einziges Factum in der Kriegsgeschichte. Wir haben leider natürlich auch ungeheuer gelitten, denn die Russen hatten 60 Kanonen gegen uns gebracht und ein Dampfschiff mit Mörsern. George (der Herzog von Cambridge) hat sich vortrefflich gehalten, der arme Seymour ist an der Hand verwundet, Gordon durchgekommen, Sir George Cathcart ist unser größter Verlust."

„Man kann unsere Operation eigentlich keine Belagerung nennen, denn wir sind von einer stärkeren Armee selbst belagert als unsere Belagerungsarmee, und die Stadt ist nach Norden zur See ganz offen mit einer großen im Meere versenkten Flotte darinnen, und zu Lande nach Osten hängt sie mit der Entsatzarmee zusammen."

Und am 26. December machte mein Bruder von dem traurigen Zustande eine Schilderung, die sich gewissermaßen an das Frühere nur anschließt:

„Von Sebastopol enthalten die Nachrichten nichts als viele Leiden der armen Truppen. Alle Communicationen sind durch die totale Auflösung des Bodens gänzlich unmöglich. Doch muß dies beim Feinde ebenso sein und ihn noch mehr geniren."

„Seit dem 5. November hat die russische Armee kein Lebenszeichen von sich gegeben; sie hat sich nun über Tschernaya zurückgezogen und massirt sich auf der Nordseite des Hafens. Sobald unsere neuen Geschütze in Position sind, wird das Feuer wieder anfangen, inzwischen haben die Russen aber ungeheuere Anstrengungen in Errichtung weiterer innerer Vertheidigungswerke gemacht und haben eine Unzahl von Geschützen."

Die militairische Nothlage, in welcher sich die Engländer befanden, ließ im Laufe des Winters ein Project zur Reife gelangen, welches heute fast vergessen, aber für die Zustände jener Tage höchst bezeichnend ist. Man kam auf die Idee, wieder einmal eine Fremdenlegion zu organisiren und zu diesem Zwecke besonders deutsche Soldaten anzuwerben, wie in den Zeiten der nordamerikanischen Erhebung des vorigen Jahrhunderts.

Das sonderbarste dabei war überdies, daß die Maßregel in England sehr unpopulär war und daß man, wie Albert am 30. December 1854 schrieb, in derselben eine Undankbarkeit gegen die tapfere Armee in der Krim erblickte. Mein Bruder beklagte sich mir gegenüber, daß man die Sache als den „Einfall" eines Fremden betrachte und nicht übel Lust habe, ihn auch dafür verantwortlich zu machen.

Charakteristisch genug für das moderne Reißlaufen deutscher und schweizerischer Unterthanen war ein etwas späterer Brief meines Bruders, in welchem von der gelungenen Ausrüstung der Fremdenlegion Meldung gemacht wird:

„Nur ein Wort will ich Dir sagen über die Foreign legion, das Dich interessiren wird. Wir haben 3408 unter dem Gewehr in Shorncliffe gesehen und waren sehr mit ihrer Haltung sowie ihrem Geiste zufrieden. Die englische Uniform stand ganz eigen zu den deutschen Gesichtern, war aber decidirt besser gemacht als sonst. Die Deutschen bestehen aus einem completten Jägerbataillon unter Oberst Schrör und zwei noch unvollständigen Linienbataillons, eins unter Major Aller, das andere Col. Woolridge. Das Schweizerbataillon unter Obrist Sulzberger. Die deutsche Legion steht unter Oberst von Stutterheim. Die Organisation unter Col. Rinloch."

Inzwischen hatte die allgemeine Mißstimmung, Ungewißheit und Sorge über die politische und militairische Lage im Beginn des Jahres 1855 die längst erwartete Rückwirkung auf den Bestand des Ministeriums Aberdeen ausgeübt.

In Folge eines Antrags Mr. Roebucks im Parlament auf Niedersetzung eines Ausschusses zur Untersuchung der Kriegsführung in der Krim trat Russel aus dem Ministerium aus, da er sich demselben nicht mit Lord Aberdeen widersetzen wollte. Sofort zerfiel die mühsam zusammengehaltene Coalition, und als am 29. Januar ein Tadelsvotum mit großer Majorität das Ministerium traf, wurde am 1. Februar bereits der Rücktritt des ganzen Ministeriums angekündigt.

Die Bildung des neuen Cabinets machte große Schwierigkeiten, da sowohl Russel als Derby ablehnten. So war man genöthigt Palmerston zu berufen, welcher am 8. Februar sein erstes Ministerium antrat. Die Königin und mein Bruder waren über diese Wendung der Dinge nicht eben sehr erfreut, aber wenigstens war durch dieselbe der Zusammenhang der großen Allianz vermöge der guten Beziehungen zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem neuen Premier über die Gefahren kleiner Reibungen und Mißverständnisse hinausgehoben, welche bei dem unglücklichen Gange der Dinge im Orient immer unvermeidlicher geworden waren.

In Paris war seit der Schlacht von Inkjerman aller Enthusiasmus längst verflogen. „Les nouvelles d'Orient sont toujours sombres“ war der ewige Refrain der mir aus den Tuilerien gesendeten Nachrichten. „Paris est triste, le gouvernement très occupé de la cherté des grains.“ Der Kaiser selbst war von der Stellung der deutschen Mächte mehr und mehr enttäuscht, der Krieg mit Rußland erschien ihm nachgerade als eine unerträgliche und resultatlose Last. Die mannigfachsten Ideen schienen sich in seinem Herzen zu kreuzen. Als im December die Fürstin Lieven, deren russischer Geschäftseifer bekannt genug war, ihn um die Erlaubniß bat, nach Paris zurückkehren zu dürfen und hierbei ausdrücklich schrieb, „que la France et la Russie ne resteraient pas longtemps brouillées,“ antwortete er mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit, und man sah in ihrer Rückkehr ganz allgemein une tendance conciliatrice. Zwischen den Tuilerien und dem palais royal trat eine große Spannung ein, „et chaque jour, so schloß Prinz Chimay seinen Bericht vom 18. December, grandit le danger de la revision de la carte européenne.“

Kleine Aufmerksamkeiten von Seite Oesterreichs, wie die Ueberreichung der Insignien des Stephans-Ordens, besänftigten indessen die Ungeduld des Kaisers, ebenso wie sein schlechter Gesundheitszustand, welcher den Wunsch in seiner Familie erregte, die Zukunft des Bonapartismus und die Nachfolge durch ein Gesetz gesichert zu sehen. Dieser Umstand schien nicht geeignet, die Eintracht zwischen dem Kaiser und seinen Verwandten zu vermehren. Als Prinz Napoleon aus der Krim zurückkehrte, trat er offen gegen die Politik der Regierung auf und predigte gegen den Krieg mit Rußland und das Bündniß mit Oesterreich. Die öffentliche Stimmung schien ihm Recht zu geben. Allmählich wurden die

finanziellen Kräfte des Kaiserreichs erschöpft, und man berechnete in den oppositionellen Blättern mit Vorliebe die ungeheuren Kosten des Krieges. Selbst Prinz Chimay behauptete in einem seiner Berichte, die Krimarmee verschlinge täglich 3 Millionen Francs.

Unzweifelhaft wünschte ganz Frankreich mit Ehren so rasch wie möglich zum Frieden gelangen zu können. Unter diesen Umständen beschleunigte man die Verhandlungen mit Sardinien, welche am 26. Januar zum Abschlusse des bekannten Vertrages führten, nach welchem der gefährlichste Nachbar Oesterreichs der großen Allianz mit 15,000 Mann beitrat. Nicht ohne große Besorgniß beobachtete man in Wien diese Wendung der Politik des Kaisers Napoleon, der durch diesen Schritt zu beweisen schien, daß er von seinen gleich Anfangs ausgesprochenen Ideen noch keineswegs zurückgetreten sei.

Die Situation wurde immer verwickelter und gespannter, und wenn der Kaiser Nikolaus die Annahme der vier Punkte nur einigermaßen ehrlich gemeint hätte, wäre der Friede wahrscheinlich auch ohne den Fall Sebastopols von den ermüdeten Westmächten bereits im Februar geschlossen worden. Dies war auch die Meinung meines Bruders, welcher am 20. Januar 1855 an den König Leopold in dieser Richtung schrieb. Ich erhielt von seinem Briefe damals Abschrift und glaube, daß derselbe das tiefe Friedensbedürfniß der beiden Westmächte deutlicher bezeichnet, als viele andere Aktenstücke, welche, für die Oeffentlichkeit bestimmt, nur zu sehr den Glauben erregt haben, daß die Westmächte sich nie entschlossen haben würden, vor der Eroberung Sebastopols diesen ungewissen und traurigen Krieg zu beendigen.

„Gnädigster Onkel!

„Hier glaubt Niemand an die Ehrlichkeit Rußlands in seiner Annahme unserer Interpretation der vier Punkte. Ein Vergleich derselben mit Nesselrodes Depeschen an Gortschakoff vom 26. August ist die erste Begründung hierzu. Dort wurden die vier Punkte zurückgewiesen, „weil sie nicht anders zu interpretiren seien", als wir es seitdem gethan haben und wird gesagt, daß Rußland sich hierzu nur verständigen würde, wenn es in extremis wäre und dann selbst nur für den Augenblick, indem es einen solchen Frieden nicht würde halten können."

„Wir haben also Nesselrodes own words for it, daß wir ihm nicht trauen sollen. Nun hat ferner Rußland ein großes Interesse, die Vollendung unserer Allianz mit Oesterreich zu stören und zu verhindern, daß dieser Staat activ auftrete. Kann es in der Conferenz Meinungsverschiedenheiten zwischen Oesterreich und den Westmächten bloßstellen, so ist ihm auch die Möglichkeit

gegeben uns zu trennen, ja gelegentlich Oesterreich selbst auf seine Seite zu ziehen, besonders wenn es Preußen mit in die Conferenz bringen könnte, woran es jetzt mit aller Macht arbeitet. Dann wären sie 3 gegen 2 und unsere Stellung sehr gefährdet. Dies scheint uns der alleinige Zweck der gegenwärtigen Annahme, und Oesterreich zeigt schon bedeutende Unehrlichkeit."

„Westmoreland und Bourqueney sind von Buol betölpelt worden, kein Protokoll der ersten Conferenz aufzunehmen, so daß es nicht zu Urkunde gebracht ist, was Rußland eigentlich angenommen hat. Buol hat unter der Hand ein Memoire von Gortschakoff angenommen, das Westmoreland und Bourqueney refüsirt hatten, und spricht nun in seiner Depesche, in der er seine Version von der Conferenz gibt, von dem Memoire als im Grunde mit der Interpretation der drei Mächte ganz übereinstimmend, während es alles enthält, gegen das wir Krieg geführt haben. . . ."

„Ich resümire also: ich glaube nicht an die ehrliche Absicht Rußlands, Frieden zu machen, wohl aber an die größte Gefahr für das übrige Europa durch das mögliche Gelingen der russischen Intrigue, Oesterreich wieder von den Westmächten loszutrennen. Kommt es anders, so soll es mir ganz recht sein. Will Rußland die Interpretation der vier Punkte ehrlich ausführen, so ist der Friede gemacht."

Windsor-Castle, 20. Januar 1855.

Albert."

Zu der Zeit standen die Dinge in Paris nicht minder verzweifelt. Fast Niemand, außer dem türkischen Gesandten Vely Pascha, der den Carneval dazu benützte, um auf Bällen und in Soireen bei der Gesellschaft Muth und Hoffnungen auf den baldigen Fall Sebastopols zu erwecken, mochte sich ferner zum Vertheidiger des unglückseligen Krieges aufwerfen. Als wenige Tage später der Herzog von Cambrigde aus der Krim zurückkehrte und sich einige Zeit in Paris aufhielt, hörte man mit Erstaunen alles Schlimmste bestätigt, was der Prinz Napoleon bereits mitgetheilt hatte.

„Le Duc de Cambridge," schrieb Chimay, „est arrivé a Paris exaspéré contre son gouvernement, découragé et décourageant à l'excès. Il a presque reproché à Lady Cowley d'avoir laissé partir son fils pour l'exposer inutilement à des périls sans gloire."

Es konnte nicht fehlen, daß die Mißerfolge und die Unthätigkeit der Armeen eine gewisse Uneinigkeit zwischen den Alliirten erzeugte, die selbst in den Aeußerungen Louis Napoleons immer bitterer zu Tage trat. Der Kaiser hatte mir trotz unserer Verabredung, daß unsere ganze Correspondenz durch den Prinzen Chimay geführt werden sollte, schon während des Sommers zuweilen kleine

Billets geschrieben, welche sich indeß meist nur auf Freundlichkeiten und auf den Hinweis auf das, was er Chimay für mich aufgetragen hätte, beschränkten. Ein etwas längeres Schreiben von Mitte Februar dürfte dagegen sehr bezeichnend für die Lage im Allgemeinen und für die Stimmung des Kaisers im Besonderen sein:

Tuileries le 16. Février 1855.

„Mon cousin, j'ai bien des excuses à vous demander pour ne pas vous avoir répondu plus tôt. Mais j'espérais vous apprendre quelque chose de définitif sur nos transactions diplomatiques; cela traîne si longtemps que je ne veux pas tarder plus longtemps à vous exprimer ma reconnaissance des preuves d'amitié que vous ne cessez de me donner. Votre dernière lettre était un chef d'oeuvre de bon sens; aussi en ai-je communiqué quelques passages à l'Empereur d'Autriche qui m'a répondu une lettre très aimable, mais où il exprime sa confiance dans la paix.“

„Le roi de Prusse paraît revenu à de meilleurs sentiments et Mr. de Wedell est ici avec l'espoir de signer un traité.“

„J'ai reçu de bonnes nouvelles de Crimée, mais ce qui a rendu ce siège interminable c'est le défaut d'énergie dans le chef de l'armée anglaise. Après 4 mois d'attente ils n'ont pas pu terminer leurs travaux de siège qui étaient dirigés vers la partie la plus importante et quoique nous leur donnions tous les soins possibles en leur ouvrant nos magasins, en leur portant leurs malades et leurs munitions, en leur donnant même du pain, Lord Stratford à Constantinople joue tous les tours possibles!“

„Enfin j'espère que tout va mieux aller avec Lord Palmerston. L'impératrice me charge de la rappeler au souvenir de Votre Altesse Royale et moi je vous prie de croire aux sentiments de haute estime et d'amitié avec lesquels je suis Votre bon cousin

L. Napoléon.“

Die Erwartungen, welche man in Paris an die Mission des Herrn von Wedell knüpfte, und welche der Kaiser, wie man aus dem voranstehenden Briefe ersieht, zu theilen schien, bestätigten sich nicht. Der König von Preußen war zwar bereit, mit den Westmächten auf Grund der vier Punkte ein festes Bündniß zu schließen, wie es Oesterreich seinerseits auch selbständig am 2. December eingegangen war, allein in Bezug auf die Interpretation der vier Punkte, um welche es sich doch im dermaligen Augenblicke recht eigentlich handelte, hatte Wedell weder Aufträge noch war er selbst im Stande, irgend welche bestimmte Erklärungen zu geben. So bekam ich schon am 22. Februar von mehreren

Seiten die Nachricht, daß die versuchte Annäherung zwischen den Westmächten und Preußen abermals Schwierigkeiten fände. Und damit übereinstimmend wurde mir aus Frankfurt gemeldet, daß die Ueberzeugung nunmehr Platz gegriffen hätte, Preußen werde nie und unter keinen Umständen das Schwert gegen Rußland ziehen:

„Man habe es einmal durch den December-Vertrag zum Besten gehabt; zum zweiten Male werde es sich nicht düpiren lassen. Ohne Preußen könne Oesterreich nicht gegen Rußland losschlagen und deshalb werde es wohl friedliche Saiten anschlagen müssen. Die Stellung der Oesterreichischen Armee werde unhaltbar, sowie Preußen eine Armee von nur 100 000 Mann in seine Flanken marschiren lasse."

„Nebstdem koste es Rußland nur einen Wink, um die serbischen Völkerschaften und Ungarn in Feuer und Flammen zu setzen, und Oesterreich werde daher wohl thun, die Sache nicht noch weiter zu treiben. Preußen sei mächtig genug, um auch noch Frankreich die Spitze zu bieten."

Das beabsichtigte Bündniß war vor Allem an zwei Dingen gescheitert, welche Frankreich forderte: Durchmarsch seiner Truppen durch Deutschland und die Insurrection Polens. Der König lehnte beides entschieden ab*) und Graf Wedell ging wenige Wochen später mit der Erklärung nach Paris zurück: „Preußen könne nicht, wenigstens vorläufig nicht, auf einen Allianzvertrag eingehen, dagegen erkläre es sich bereit, das Protokoll vom 28. December zu unterzeichnen und erwarte dagegen sicher, daß seinem Wiedereintritt in die Conferenz Nichts mehr im Wege stehen werde.

Zu dieser Zeit war die Lage der Dinge durch den Tod des Kaisers Nikolaus verändert worden, und der Entschluß des Königs Friedrich Wilhelm, die seit Anfang Februar gesuchte und gewünschte Allianz mit den Westmächten wieder abzubrechen, war wesentlich mit verursacht durch das unerwartete Ereigniß in Petersburg, welches die Gefühle der preußischen Familie mächtig bewegt hatte.

Kaiser Nikolaus starb in einem Augenblicke, wo er eben den Versuch gemacht hatte, durch Entsendung von neuen Truppenmassen nach der Krim allen Friedensanträgen und allen müßigen Interpretationen der vier Punkte ein für allemal ein kriegerisches Ende zu setzen. Der Kaiser hatte noch am 10. Februar eine allgemeine Bewaffnung des russischen Volkes befohlen. Er glaubte den Schrecken des Winters besser trotzen zu können als die Westmächte und forderte seine Generäle in der Krim wiederholt auf, die Offensive zu ergreifen.

---

*) Vgl. oben den Brief des Königs an mich S. 213.

Am 16. Februar versuchte der General Wrangel in der That einen Angriff auf Eupatoria zu machen, wurde aber zurückgeschlagen, worauf Omer Pascha mit seiner Armee ausrückte und die Russen verfolgte. Man schrieb sich Seitens der Türken einen neuen immerhin sehr zweifelhaften Erfolg und Sieg über den russischen Gegner zu. Der Kaiser von Rußland war bereits leidend, als er die ärgerlichen Nachrichten erhielt.

Für seine diplomatische Action war auch der kleinste militairische Mißerfolg ein unverbesserlicher Nachtheil. Von Oesterreich und nun auch von Preußen mehr und mehr zu einer loyalen und friedfertigen Auslegung der von ihm im Principe bereits angenommenen vier Punkte gedrängt, konnte ihn nur eine glückliche und entschiedene Wendung der militairischen Situation in der Krim aus seiner politischen Zwangslage befreien. So war es erklärlich, daß die Redensart entstehen konnte: der Kaiser Nikolaus sei an gebrochenen Hoffnungen gestorben. Ein neuerer englischer Geschichtsschreiber will Schillers Worte von Max Piccolomini auf ihn anwendbar finden: „Man sagt, er wollte sterben."

Richtiger und zutreffender war nach meinen damaligen Informationen die Meinung, daß der Kaiser, um den kriegerischen Geist des Landes und der Bevölkerung auf jede Weise zu heben, auch für seine Person mit besonderem Eifer allen militairischen Aufgaben oblag.

Kaiser Nikolaus gehörte stets zu den Herrschern, welche auf die pünktlichste Aufrechthaltung aller Formen des Friedensdienstes den höchsten Werth legten. Er sah die militairische Parade immer als die Schule des Soldaten an, und es war daher nur consequent, daß er in der Kriegszeit diese seine Anstrengungen verdoppelte. Es ist Gewohnheit in Petersburg, daß der Kaiser an gewissen Sonntagen die sogenannte Ordonnanzen-Parade abnimmt. Er befand sich bereits sehr unwohl, als er sich am Sonntag, 26. Februar trotzdem von den Aerzten nicht abhalten ließ, der körperlich anstrengenden Pflicht zu genügen. Von der Parade fuhr er in einem offenen Schlitten erst noch zum Besuche einer Bekannten; als er von da heimgekehrt war, hatte ihn bereits hochgradiges Fieber erfaßt, die Aerzte constatirten eine schwere Lungenaffection und am Donnerstag, 2. März, war er eine Leiche. Der Eindruck der Nachricht von dem Tode des gefürchteten Mannes war in ganz Europa ein gewaltiger, nirgends aber, wie ich nur zu genau ermessen konnte, ein tiefinnerlicherer als am preußischen Hofe.

Ich säumte daher keinen Augenblick, sowohl an den König, wie an den Prinzen von Preußen zu schreiben und sprach mein Beileid in den wärmsten Worten aus, die mir zu Gebote standen. Ich hob hervor, daß auch die Feinde des Kaisers nie aufgehört hätten seine großen Eigenschaften zu bewundern, ließ aber doch eine Frage in Bezug auf die Politik einfließen: „Das Schicksal geht

seinen eigenen Weg und immer erweist es sich, daß alle menschlichen Combinationen auf Sand gebaut sind. Wird die welterschütternde Frage nun leichter oder schwerer zu lösen sein? — Das ist in diesem Augenblicke noch ein Räthsel."

Die Antwort, welche der Prinz von Preußen auf mein Beileidsschreiben folgen ließ, ist ein so überaus bezeichnendes Aktenstück für den ruhigen und doch für freundschaftliche Gefühle außerordentlich empfänglichen Sinn des späteren deutschen Kaisers, daß ich es als ein schönes Denkmal hier anzuführen nicht unterlassen darf.

„Berlin, 16. März 1855.

„Empfange meinen aufrichtigen Dank für Deine liebevolle Theilnahme bei dem Verluste, den Europa in dem großen Manne gemacht hat, der im hohen Norden regierte, der aber natürlich ein doppelt großer, ja unersetzlicher ist für mich, da ich den Verstorbenen meinen theuern und treuen Freund nennen durfte! Noch vor wenig Wochen haben wir uns schriftlich ausgesprochen über unsere unwandelbare persönliche Freundschaft bei auseinandergehender Auffassung der politischen Verhältnisse. Das ist eine unbeschreibliche Beruhigung für mich."

„Bei der Ankunft S's. war ich im Begriff Dir zu antworten, was, wie ich telegraphisch Dir sagte, in den ersten Tagen nach dem gewaltigen Schlage unmöglich war, in der von Dir gestellten Art. Seitdem weißt Du nun, daß hier die Sympathien-Politik gesiegt hat, indem man die Tractatsverhandlungen ajournirt hat, sans préjudice sie wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. Dagegen hat man das Protokoll vom 28. December angenommen, wodurch man auch ohne Tractat in die Conferenzen einzutreten gedenkt. Ob die Westmächte diesen Eintritt ohne Tractat genehmigen, muß sich in diesen Tagen entscheiden; ich zweifle daran, da sie zwar in uns in Wien stets einen Advocaten Rußlands gesehen haben würden, der indessen durch einen bindenden Tractat weniger gefährlich und unsicher gewesen wäre; il faut donc attendre. Ohne Eintritt des gewaltigen Ereignisses in Petersburg, glaube ich, wäre der Tractat zwischen Preußen und den Westmächten jetzt zu Stande gekommen, sehr gegen die Bestrebungen der † Partei."

„Die Richtung des jungen Kaisers ist seit 2 Jahren, als der des verstorbenen Vaters entgegen, bekannt, wenngleich er sich pflichtgemäß seinem Herrn unterwarf. Seitdem ist das Drama des Orients in ein Stadium getreten, das Alexander II. nicht gestattet d'emblée seiner früheren Ueberzeugung freien Lauf zu lassen, wenn er sie auch innerlich nicht aufgegeben haben mag."

„Kaiser Nikola konnte 90 Procent mehr nachgiebig sich zeigen als sein Nachfolger dies sofort kann. Bei der Richtung, die man bei Letzterem kennt, war es nothwendig, um die politisch und kirchlich orthodoxe Partei nicht von

vornherein gegen sich einzunehmen oder auch nur Verdacht aufkommen zu lassen, daß er dem Nationalgefühl nicht Rechnung tragen werde, — war es nothwendig, sage ich, sofort deren Sympathien sich zu gewinnen und aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich die Heraufbeschwörung des Andenkens Peters I., Katharinas, Nicolas, die sonst in Betracht des übrigen Europa nicht klug ist."

„Indessen, sowie ich Alexander II. bisher kannte, wird er jene Traditionen natürlich nicht abschwören, aber er wird sie nicht durch unzeitige Mittel in Ausführung zu bringen suchen, wenn auch vorkommenden Falles nicht vorübergehen lassen. Ich habe eine instinctmäßige Hoffnung, daß es ihm möglich sein wird, Frieden zu schließen; wenn man ihm nichts Ehrenrühriges bietet, so thut er es gewiß, — und die Westmächte sind durch ihre Anstrengungen doch auch mürbe, ebenso wie die Kriegs-Exaltation der öffentlichen Meinung in England doch auch wohl im Abkühlen begriffen ist."

„Schlagen jedoch diese Friedenshoffnungen fehl, dann kommt die große Frage was nun? Für Oesterreich und die Westmächte ist die Beantwortung einfach: Krieg! Wie aber steht sie betreffs Preußens und Deutschlands? Dies ist unberechenbar bei der hiesigen Individualität. Man wird hier auf der Goldwage abwägen, wer an dem Scheitern der Friedens-Verhandlungen Schuld hat und wird Alles aufbieten, um das Unrecht dabei auf den Westen zu schieben, um dann mindestens neutral zu bleiben. Sollte dies Unrecht éclatant auf Rußlands Seite sein, dann wäre es allein möglich, daß Preußen seine jetzigen ajournirten Verhandlungen wieder aufnähme, wenn dann nur nicht: „zu spät"! — und unter Bedingungen, die wohl nicht erfreulicher Natur sein dürften."

„Daß dieser Gang nicht der meinige ist, weißt Du, aber ich vermag vermöge meiner seit dem Mai festgehaltenen politischen Stellung hier nur sehr momentan auf die Verhältnisse einzuwirken und dies auch nur ohne Erfolg, wie die letzten Tage bewiesen. Hielt ich mich nicht gänzlich abseiten, so lange ich nicht gefragt werde, so wäre ich in diesem Moment in derselben Lage wie im Mai v. J. und von Neuem ebenso compromittirt wie damals."

„Das Schlimmste bei Preußens Handlungen ist, daß gänzlich der europäische Standpunkt in der Weltcrisis aus den Augen verloren wird; deshalb will es bald Großmacht, bald nur deutsche Macht sein. Als Erstere muß es stets das Endziel des Dramas vor Augen haben, das heißt: Rußland darf sein Unrecht von 1853 nicht durchsetzen. Durch unsere Unentschlossenheit, Schwankungen und zuletzt non-action werden wir es dahin bringen, daß Rußland in die Lage kommt, siegreich aus der Katastrophe hervorzugehen, und dann wird Rußland uns allen den Frieden dictiren, dann muß Europa nur noch nach seiner Pfeife tanzen und dazu bedarf es gar keiner Länder-Eroberung, sondern nur der moralischen Präponderanz, die es aus einem solchen Siege ziehen muß,

eine Million Bajonnette hinter sich, die man von 1848 kennt zum Zuchtmeister für den, der nicht tanzen will!"

„Dies Ziel abzuwenden hat Preußen nicht den Muth, darum sucht es Rechtfertigungsgründe für diesen Muthmangel und findet sie in Deutschlands Friedenswunsch; darum stellt es sich nur als deutsche Macht dar, sozusagen sich genöthigt zeigend, um nicht mit Deutschland zu brechen, auch Frieden à tout prix erstreben zu müssen."

„Ich fasse Preußens Aufgabe umgekehrt auf: um Rußland nicht zum Siege kommen zu lassen, um demselben nicht jene Präponderanz erringen zu helfen, muß es sich mit dem Westen verständigen und mit Oesterreich Deutschland führen in der Richtung, die die allein richtige ist."

„Wenn nun der Moment eintreten sollte, wo die Wiener Conferenzen sich zerschlagen und Oesterreich an Deutschland dann den zeitgemäßeren Ruf als im Januar zur Cooperation ergehen läßt — wie und was wird Deutschland antworten? Selbst wenn dann Preußen noch hésitiren sollte, so glaube ich, wird Deutschland zu Oesterreichs Aufforderung zustimmen, ja zustimmen müssen, wenn es seinerseits nicht auch den europäischen Standpunkt verläugnet und nur den der Deutschen vor Augen hat. Ob Preußen in diesem Fall à la remorque von Deutschland zuletzt doch auch mitginge oder sich völlig mit Mecklenburg isolirt, vermag ich nicht anzugeben."

„Daß Frankreich nicht wünscht, also auch nicht vorzeitig sich mit uns brouilliren wird, bin ich wie Du überzeugt, daß es sich aber präparirt, ist ganz natürlich; es mag nur in Metz jetzt schon und bei Paris Truppen zusammenziehen. Des Kaisers Reiseidee nach der Krim nenne ich seinen Stern herausfordern. Die Dinge dort stehen doch so, daß er leicht Augenzeuge einer Niederlage sein könnte und wie würde die alsdann sein!"

„Nimm vorlieb mit dem Gesagten, aber mehr läßt sich nach hiesigen Verhältnissen nicht vorhersagen."

„In treuer Freundschaft

Dein ergebener

Wilhelm."

Die sichere und klare Auffassung der Sachlage, durch welche sich der Prinz von Preußen in der ganzen Zeit der orientalischen Verwickelung ausgezeichnet hatte, zeigte sich auch in dem Punkte zutreffend, daß der junge Kaiser von Rußland die Bahnen seines Vaters in keiner Weise verläugnete.

In den diplomatischen Verhandlungen, die jetzt mit neuem Nachdruck begonnen wurden, war der dritte der berühmten vier Punkte Gegenstand des eifrigsten Widerstrebens des neuen Herrschers, und von einer Nachgiebigkeit in

Bezug auf die Stellung Rußlands im schwarzen Meere, oder in Betreff der Aufopferung der russischen Flotte und der Schleifung der Festungswerke von Sebastopol, durfte in Petersburg noch lange nicht geredet werden.

Am 15. März begannen neue Conferenzen in Wien. Preußen war von denselben ausgeschlossen worden, worüber der König auf das Heftigste erzürnt war. Mein Bruder bemühte sich bekanntlich, diese Maßregel dem Könige als eine nothwendige Folge seines schwankenden Benehmens darzustellen, aber Friedrich Wilhelm IV. — man darf dies sagen — hat den schweren Schlag der Ausschließung von den März- und Aprilconferenzen niemals verwunden.

Indessen trug die überaus harte Behandlung Preußens den Westmächten nicht die goldenen Früchte, die sie sich davon versprochen hatten. Die Wiener Conferenzen wurden unendlich geheim betrieben; man hörte lange Zeit nichts von den Vorgängen, noch weniger von den Resultaten. Man wußte nur, daß in den ersten Conferenzen eine nochmalige Präcisirung der vier Punkte stattgefunden hatte, und daß Lord Russel sich sehr zuvorkommend zeigte, während Bourqueney in der Hoffnung auf noch zu erwerbenden Siegesruhm Frankreichs sich großer Zurückhaltung befliß.

Bald aber trat eine gewaltige Aenderung in dem Concert der Mächte ein. Oesterreich erklärte sich plötzlich ganz außer Stande, in einer strengeren Auslegung des dritten der vier Punkte, die Frage der russischen Streitkräfte im schwarzen Meere betreffend, mit den Westmächten übereinzustimmen. Die volle Spaltung war in dem Lager der Verbündeten vom 2. December eingetreten. Die russische Politik hätte keine glücklichere Stunde erleben können.

Auch wenn der Kaiser Alexander II. fest zum Frieden entschlossen gewesen wäre, so hätte er wohl nicht die schöne Gelegenheit sich entgehen lassen können, unter den gegebenen Umständen auf der vollen Aufrechterhaltung seiner Macht im schwarzen Meere zu bestehen. Ich will hier nicht die Vorschläge alle wiederholen, welche in Bezug auf die Lösung der Frage von verschiedenen Seiten gemacht worden sind.

Heute kennt man durch eine Reihe von Publicationen fast jedes der vielen unnützen Worte, welche von den Vertretern der vier Großmächte in Wien gewechselt worden sind. Damals wurde das Geheimniß auf das Strengste gewahrt und nur sehr vereinzelte Mittheilungen waren aus Paris angekommen, daß das Verhältniß der Westmächte zu Oesterreich ein sehr gespanntes geworden wäre.

„Oesterreich läßt uns," schrieb mir auch mein Bruder am 5. April, „wie vorherzusehen auf den dritten Punkt im Stiche, nachdem es den ersten und zweiten nach seinen Sonderinteressen und nicht gerade zu Gunsten des Westens entschieden bekommen hat und behauptet, im Nichtzugestehen Rußlands

irgend eines praktischen Mittels pour faire cesser sa prépondérance dans la mer noire keinen casus belli vor der Hand zu sehen. Darum handelte es sich aber gerade, und die Idee ein Gegengewicht dadurch zu schaffen, daß man England dazu verdammt auf ewige Zeiten eine ihrer ganzen jetzigen Kriegsmarine gleiche Marine im schwarzen Meere zu halten, ist zu absurd, als daß sie einer Beleuchtung bedürfte."

„Wir müßten noch dazu wichtige Städte und Territorien den Türken wegnehmen, große Festungen und Kriegshäfen, Arsenale 2c. 2c. bauen und dem armen Sultan mit den Flotten beständig vor den Fenstern des Serails vorbeifahren."

„Der Vorschlag ist ungefähr dem Beispiel zu vergleichen: Eine Räuberbande bedroht ein Haus und greift es an. Die Bewohner und Nachbarn kommen heraus um es zu vertheidigen; nach harten Schlägen soll der Friede gemacht werden, der darin bestehen soll, daß die Räuber vor dem Hause liegen bleiben, aber den Bewohnern erlauben, den Rest ihres Lebens als Schildwachen vor ihren eigenen Häusern zuzubringen."

In Wien war man immer noch in einer Lage, gleich der, welche ich schon ein Jahr zuvor daselbst fand. Ein Theil der einflußreichen Männer, an ihrer Spitze der Feldmarschall von Heß, erwartete stets die endliche Vollziehung der Allianz mit den Westmächten, der andere Theil war nach wie vor russisch gesinnt und besonders, seitdem Lord Palmerston Premier geworden, im äußersten Maße mißtrauisch gegen England. Diese Richtung war durch Baron Bruck wesentlich gestärkt worden, welcher jetzt das Finanzministerium übernahm, nachdem er sich im Orient so oftmals als Feind des englischen Einflusses erwiesen hatte. Von Bach sagte man, daß die Tage seines Ministeriums gezählt wären und Buol befand sich recht eigentlich im steten Kreislauf einer geschäftigen Action, wie das vorwärtsschreitende Pferd in der Tretmühle. Ein ausgezeichneter Beleg dieser niemals vom Fleck kommenden Bewegung war einer seiner Briefe vom 24. April an mich, worin er mir die Haltung Oesterreichs begreiflich zu machen suchte.

Durchlauchtigster Herzog!

„. . . . Vielleicht habe ich nicht ganz Unrecht gehabt, von der Erlaubniß Eurer Hoheit nicht früher Gebrauch zu machen, da uns die eigentlich kritische, über den Erfolg der Friedensconferenzen aller Wahrscheinlichkeit nach entscheidende Wendung erst jetzt bevorsteht."

„Mein Kaiser hat den großen Zweck vor Augen durch die Allianz mit Frankreich und England die Krisis zu überwinden, ohne die Welt einer allgemeinen Erschütterung der bestehenden Staatenverhältnisse auszusetzen; das

Mittel zu diesem Zwecke liegt einzig und allein in der loyalen und vollständigen Ausführung des Programms der vier Punkte. Dieses Programm ist im europäischen Interesse aufgestellt worden. Oesterreich hat sich für dasselbe, aber auch nur für dasselbe verpflichtet, und die Kriegsereignisse bedingen keine neuen Forderungen."

„Auf sein eigenes Urtheil über den schwierigen dritten Punkt kann Oesterreich nicht verzichten, es kann sich den Krieg nicht dictiren lassen, aber der Kaiser, mein allergnädigster Herr, hat sich gesagt, daß er eher zu streng gegen Rußland als nicht hinreichend gerecht gegen die Westmächte sein werde, und wir gehen in den Bedingungen, die wir zu stellen bereit sind, weit genug, um unbesorgt vor aller Welt behaupten zu können, daß wir das gegebene Wort redlich und auf jede Gefahr hin lösen."

„Lord John Russel, der gestern die Rückreise angetreten hat, wird uns in seinem Gewissen diese Anerkennung nicht versagen können und hat uns auch hoffen lassen, daß er in England für die Lösung sprechen werde, die wir in Vorschlag gebracht. Auch Minister Drouyn de l'Huys zeigt sich hiezu persönlich geneigt."

„Man kann über den Werth der verschiedenen Systeme von Neutralisation, Limitation und Gegengewicht der Mächte im schwarzen Meere streiten, aber alle enthalten einen entschiedenen Sieg der allgemeinen Interessen über den Ehrgeiz Rußlands. Diesen Sieg wollen wir so gut, wie England und Frankreich, wir unterschätzen nicht die Größe der Opfer, die diese Mächte gebracht haben, aber wir wollen Rußland keinen Vorwand geben zu sagen, daß es seinen Gegnern nicht um Garantien für den Frieden, sondern um seine Demüthigung und um den Krieg zu thun sei."

„Wenn Euer Hoheit Sich in die Einzelheiten einweihen lassen, so werden Sie dem einen oder anderen Systeme den Vorzug geben, aber gewiß nicht den Unterschied groß genug finden, um gegen so wesentliche Zwecke, wie die Wiederherstellung des Weltfriedens und die Fortdauer unserer Allianz mit dem Westen, in Anschlag kommen zu können. Läßt man sich in England und Frankreich durch Beweggründe der Eigenliebe hinreißen den Krieg gegen unsere Ansicht fortzusetzen, dann sehe ich allerdings neben dem materiellen auch den moralischen Triumph Rußlands vorher."

„Wie viel besser stellt sich die Zukunft dar, wenn England und der Kaiser Napoleon sich mit gerechten und gemäßigten Bedingungen begnügen und zur Ueberwachung des Vollzuges derselben mit uns im Frieden verbunden blieben. Das wahre Gegengewicht gegen das Anwachsen der Macht Rußlands liegt doch nur in der Permanenz des durch seine Uebergriffe hervorgerufenen Allianzen-Systems und diesem System dürften im Grunde Preußen trotz aller Schwan-

kungen und die deutschen Höfe trotz aller Gelüste nach russischem Schutze sich im Laufe der Zeit nothwendig anschließen müssen."

„Die Ansicht und der Rath Eurer Hoheit, in diesem Augenblick von Ihren hohen Geschwistern in England gehört, ist gewiß geeignet großen Eindruck hervorzubringen, und Euer Hoheit werden den Kaiser und ganz Deutschland sich zu Dank verpflichten, wenn Sie dazu beitragen für einen ehrlichen und unter den Auspicien der Kaisermacht geschlossenen Frieden die Meinungen zu gewinnen."

„Ich bedauere, Euer Hoheit das ganze Detail der Unterhandlungen nicht vorlegen zu können. Ich würde dann meine These um so besser vertheidigen können. Von Dank erfüllt für Höchstihr ehrendes Vertrauen und wohlwollende Gesinnungen bitte ich um deren Fortdauer und verharre mit aufrichtigster Verehrung mein gnädigster Herzog

Euer Hoheit
ergebenst gehorsamer Diener

Wien, 24. April 1855. G. v. Buol."

Die Sprache, welche, wie man sieht, Oesterreich zu führen begann, war eine solche, die weder in Frankreich noch in England Glück zu machen geeignet war. Ich darf ehrlich behaupten und könnte, wenn ich den Leser nicht durch weitere urkundliche Mittheilungen ermüden würde, es mit zahlreichen Briefen belegen, daß ich mich wirklich und thatsächlich bemüht habe, sowohl in Paris wie in London für die österreichische Auffassung wenigstens einigermaßen Raum zu gewinnen; allein ich that es gleich damals mit geringen Hoffnungen, denn was sollte doch den beiden, mitten in dem opfervollen Kriege stehenden Westmächten bei der nationalen Aufregung, die allerwärts herrschte, eine Redensart wie die, daß man unter den Auspicien der österreichischen Kaisermacht einen Frieden und noch obenein einen faulen Frieden machen sollte!

Es war nicht zu leugnen, daß die günstige politische Situation und insbesondere der Umstand, daß Preußen so ganz in den Hintergrund getreten war, Oesterreich verleiten konnte, eine Sprache zu sprechen, als wäre man wieder in der Lage, in der alten Metternichschen Weise ganz Europa, dem Osten und Westen Maß und Ziel zu setzen, leider bewirkte dieser schöne Traum nichts anderes, als daß in Paris und London eine außerordentliche Mißstimmung gegen Oesterreich zu Tage trat.

Kaiser Napoleon, welcher eben noch den Plan gehegt hatte, selbst in die Krim zu gehen und dem Kriege vor dem 15. Mai womöglich ein Ende zu machen, schloß sich mit erneuertem Enthusiasmus an England und seine nationalen Aspirationen im Oriente an. Er plante seit Ende März einen Besuch der englischen Herrschaften in Begleitung der Kaiserin und führte seinen Ge-

danken rasch und energisch schon im April durch. Die Franzosen erhielten einen neuen Beweis des herzlichsten Einvernehmens zwischen ihrem Kaiser und dem populären und mächtigen königlichen Hause von England, und die diplomatische Welt von Europa erlebte das Schauspiel einer neuen Befestigung der Allianz gegen den russischen Trotz.

Am 16. April langten der Kaiser und die Kaiserin von Frankreich, von Prinz Albert erwartet, in Dover an, und wurden vom Hofe und von der englischen Nation, eine Reihe von glänzenden Tagen hindurch, fast unausgesetzt gefeiert und mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. War mein Bruder schon durch seinen Aufenthalt in Boulogne im vorangegangenen Herbst in seiner Meinung von Napoleon umgestimmt worden, so war nun die Königin gleicherweise verwandelt. Die Tagebücher der Königin sind bekanntlich voll Entzücken von dem Kaiser, und die schöne Eugenie erscheint jetzt als das „vollkommenste Wesen, welches je gesehen wurde, so sanft und anmuthig und so freundlich, von einer so reizenden Höflichkeit und zugleich so bescheiden und zurückhaltend*)."

In der großen Conferenz, welche am 18. April um 11 Uhr bei dem Kaiser gehalten wurde und in welcher Prinz Albert das Protokoll führte, wurde eine kräftige Fortsetzung des Krieges und die Einnahme von Sebastopol um jeden Preis beschlossen, doch wurde der Kaiser entschieden abgemahnt selbst nach der Krim sich zu begeben. Die Nachricht von diesem Beschlusse steigerte den Enthusiasmus der Engländer auf das Höchste.

Trotz der überschwänglichen Freude, welche aus allen englischen und französischen Berichten über die glückliche Harmonie der höchsten Herrschaften hervorleuchtete, war die factische Lage der Dinge indessen keineswegs als rosig angesehen worden. Zwar war auf dem Kriegsschauplatze die Aenderung im obersten Commando der französischen Armee, wo Pelissier an Stelle Canroberts getreten war, sehr günstig aufgenommen worden, aber die fast gleichzeitige Ersetzung Drouyn de l'Huys durch den Grafen Walewski an der Spitze des französischen Cabinets wurde in England als ein Fehlgriff des Kaisers betrachtet. Und während die auswärtige Diplomatie der Westmächte nichts als Niederlagen zu verzeichnen hatte, gestalteten sich die Parlamentsverhandlungen in London von Tag zu Tag ungünstiger und verwirrter. Es ist ein trauriges Bild, welches die scharfe Feder meines Bruders, recht im Gegensatze zu den Festlichkeiten des kaiserlichen Besuches schon wenige Tage nachher, am 1. Mai zu zeichnen veranlaßt war:

„Durch die Einfahrt unserer light draught steam flotille in das Asowische Meer ist uns die Möglichkeit gegeben, die russischen Verpflegungslinien auf die

*) Aus dem Tagebuche der Königin im Leben des Prinzen Albert III. 255.

Straße von Perekop zu beschränken und bis in den Don vorzudringen und ihre großen Getreidemagazine unterwegs aufzuheben oder zu zerstören. Dadurch wird ihre Truppenmasse in der Krim auf ein Quantum reducirt, dem wir ganz gewachsen sind. In General Pelissier haben die Franzosen endlich wieder einen Anführer, der entschluß- und unternehmungsfähig ist und der den durch die Weichheit Canroberts gesunkenen Geist der französischen Armee wieder heben wird. Die englischen Truppen sind wieder 30 000 Mann unter Gewehr und der Geist ist vortrefflich."

„So gut es bei den Armeen steht, so schlecht steht es in der Diplomatie; Oesterreich wird wahrscheinlich seine eigene Schande vor ganz Europa constatiren. Das neue französische Ministerium ist so unfähig, wie man es von .... Walewski erwarten konnte und die Stellung des Kaisers höchst unerfreulich. Hier scheint jeder das Seinige dazu beitragen zu wollen, alle Regierung unmöglich zu machen. Lord Derby und die Protectionisten wollten mit Layard und Consorten cause commune machen, zum Sturz des Palmerstonschen Ministeriums. Durch die Ungeschicklichkeit Lord Ellenboroughs, der den Sturm im Oberhause führen sollte, dort geschlagen, greift ihn Disraeli aufs Neue im Unterhause auf; da nehmen Gladstone und die Peeliten das Friedensgeschrei auf, erklären sich gegen alle Fortführung des Krieges und laden auf Aberdeen und seine ausgetretenen Collegen alle Schuld für die frühere schwache und schlechte Kriegführung, für die das Publikum so lange nach einem Träger gesucht hatte."

„Disraeli, der hauptsächlich Lord John zu schaden gesucht und seine friedliche Politik in Wien und die Unsicherheit des Palmerstonschen Cabinets angegriffen hatte, ist in den Stand gesetzt, von der ganzen liberalen und patriotischen Partei unterstützt, Alles auf die Peeliten zu hetzen. Palmerston bekommt eine große Majorität, ist aber nun gezwungen, zu den äußersten Kriegsmaßregeln überzugehen, und befreit von aller Controlle, die ihn zur Moderation in seiner auswärtigen Politik zwingen könnte. Zugleich ist die russische Partei in Europa in den Stand gesetzt worden, die Aussagen der bedeutendsten englischen Staatsmänner zu ihren Gunsten auszubeuten und den Krieg als einen bloßen Kampf wilder Leidenschaften gegen Rußland hinzustellen. Alles hat aber Lord Grey überboten, der in der Wollust schwelgend dem ganzen House of Lords, vielleicht der ganzen Welt zu widersprechen, in einer Motion soweit gegangen ist, selbst die Mentschikoffische Mission und die Invasion der Fürstenthümer gut zu heißen. Die Wiener Conferenzen, die es besser gewesen wäre offen zu lassen, müssen nun geschlossen werden, und wenn es nur wäre, um dem Ministerium im Parlamente Ruhe zu gewinnen."

„Oh! Oxenstirn, Oxenstirn!"

In der That hatte der Schluß der Conferenzen in Wien am 26. April stattgefunden; im letzten Augenblick hatte Gortschakoff fast zum Hohn, nachdem Lord Russell schon am 23. abgereist war, noch den Antrag gestellt, es möchte das schwarze Meer für alle Mächte gänzlich geschlossen und dem Sultan allein die Befugniß gelassen werden, die Meerengen jeder Flotte zu öffnen, wenn gewichtige Umstände ihm dies nothwendig erscheinen ließen. In Oesterreich sah man hierin einen Hintergedanken gegen dessen besondere Interessen und so lehnte auch Graf Buol den Vorschlag ab, mit welchem Gortschakoff die Erklärung verband, daß er die Conferenz verlasse, da alle seine Anträge abgelehnt worden seien.

Preußen erschien nun durch den ungünstigen Ausgang der Wiener Conferenzen augenblicklich in seinem Verhalten gerechtfertigt, aber es war weder über die erlittene Kränkung der Ausschließung von denselben beruhigt, noch auch geneigt, die für seine Anschauungen günstigere Lage zu benutzen, um durch ein energisches Auftreten den verlorenen Einfluß wiederherzustellen. Der Umstand, daß die Conferenzen resultatlos verliefen, brachte in Deutschland nichts als ein neues Aufleben russischer Sympathien hervor, und alle jene, welche seit einiger Zeit sich eine größere Zurückhaltung aufzulegen hatten, fingen neuerdings an, offen für Rußland Partei zu ergreifen. Die mittelstaatlichen Diplomaten, voran Herr von Beust in Dresden, waren glücklich von den bisherigen Rücksichten befreit zu sein.

Von größtem Interesse war für mich in dieser Zeit eine Zusammenkunft mit dem König Johann von Sachsen, welcher bei seinem Regierungsantritte einer alten Sitte freundlich gefolgt war, die sämmtlichen verwandten sächsischen Häuser mit seinem Besuche zu beehren.

Er war, wie ich wußte, in Weimar, sowie in Altenburg und Meiningen in Bezug auf die politischen Tagesfragen durchaus nicht zurückhaltend gewesen, und ich lebte daher der Hoffnung, daß ich Gelegenheit finden würde, mit dem innig verehrten und über die politische Lage gewiß genau unterrichteten Manne, dessen Gelehrsamkeit und großer Verstand mir stets Gegenstand aufrichtiger Hochachtung waren, ernsthaft zu conferiren. Ich schmeichelte mir sogar, daß es mir vielleicht gelingen möchte, den König im persönlichen Verkehr in Bezug auf die Politik seines gewandten Ministers ein wenig zu erschüttern. Allein es sollte ganz anders kommen. Mein guter alter Freund von Beust war mir offenbar schlau genug zuvorgekommen, den König zu dem Entschlusse zu bewegen, in Coburg überhaupt alle Politik zu meiden; so gnädig und verwandtschaftlich mir der König in jeder Beziehung in altgewohnter Weise persönlich entgegenkam, so bestimmt lehnte er es ab, die Fragen des Tages zu besprechen.

Am preußischen Hofe war man indessen über das Stadium des Schwankens

und der Hinneigung zu beiden Parteien, auch während der Krisis der Wiener April-Conferenzen, nicht einen Augenblick hinausgekommen. Ich hatte die Absicht Anfangs Mai nach Paris und London zu gehen, um mich über die in jeder Beziehung verworrene Situation zu informiren und um zu sehen, ob nicht noch einmal, wie im Jahre zuvor, zwischen den entscheidenden Monarchen ein genaueres Einverständniß zu Stande kommen könnte. Ich theilte dem Könige und dem Prinzen von Preußen meinen Entschluß mit und erreichte, daß das etwas gespannte Verhältniß zwischen Friedrich Wilhelm IV. und meinem Bruder durch die wieder in Gang gebrachte Correspondenz*) gemildert wurde.

„Wie sind Sie doch so lieb und gut gewesen,“ antwortete der König am 28. April 1855 auf die Anzeige meiner Reise, „mir den Treskow mit einem so willkommenen Briefe zu senden. Erlaubt es mein körperlicher Zustand, der durch einen sehr wirksamen Gebrauch des Kreuzbrunnens und durch vieles Exerciren etwas compromittirt ist, so werde ich Ihre gütige Offerte mit tausend Dank annehmen, um der lieben prächtigen Königin ein Brieflein zu schreiben. Geleite Sie Gott über Land und Meer, theuerster Herzog!“

„Ich bitte Ew. Hoheit überm Canal kein Geheimniß daraus zu machen, daß das englische Ministerium mich persönlich beleidigt hat, indem es für die 100 Millionen werthe Gewißheit, Preußen **für** und **nicht** gegen sich zu haben, mir nicht einmal die kleine Freundlichkeit hat machen wollen, Preußen zum Friedens-Congreß einzuladen. Doch das würde ich übersehen haben, wenn nicht eine Geringschätzung von Preußens Krone und Ehre damit verübt worden wäre. Und die darf, die will, die kann und werde ich nicht so hinnehmen.“

„Bewahren Sie, ich bitte Sie, theuerster Herzog, Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen Ew. Hoheit treu ergebenem Vetter

Friedrich Wilhelm.“

Klar und bestimmt lautete auch die Antwort des Prinzen von Preußen, dessen Darstellung von dem Stand der Dinge in Berlin, wie man dies jedesmal bemerken kann, das Muster einer wahrhaften und redlichen Beurtheilung in der Politik genannt zu werden verdient.

Berlin, den 28. April 1855.

„Für Deinen heute durch von Treskow erhaltenen Brief sage ich Dir meinen besten Dank. So sehr ich Dir Deine Reise nach London beneide, so sehr begreife ich, daß Du dies Mal nicht über Berlin reisest!“

---

*) Martin, Leben des Prinzen, III. Cap. 63 u. 64, kann durch das folgende einigermaßen ergänzt werden.

„Die Friedens-Aussichten, welche Du aus einem Briefe Buols entnimmst, streiten mit den heutigen hiesigen Nachrichten, die das Resultat der Conferenz von vorgestern als resultatlos darstellen, von welcher Conferenz Graf Buol in seinem Briefe an Dich wahrscheinlich mehr hoffte. Ob Oesterreich bereits fest entschlossen ist, bei Aufhebung der Conferenzen nun auch zur Action zu schreiten, ist noch durchaus nicht zu ermitteln."

„Du sagst, Rußland solle durch geringe Concessionen .... jetzt gewinnen. Worin diese Concessionen bestehen sollen, vermag ich nicht abzusehen, da die Hauptforderung, die Reduction der Flotte, doch nicht zu den geringen gerechnet werden kann, um so weniger als nichts bisher Rußland zu einem solchen Opfer zwingt."

„Ich muß aber nach wie vor diese Forderung als unbillig vor einem entscheidenden Siege ansehen, wie ich dies Dir und Deinem Bruder öfters schrieb. Dagegen sind die russischen Contrepropositionen so elastisch, daß auch auf sie nicht einzugehen ist, aber bei einiger bonne volonté wäre man doch wohl halbwegs sich entgegengekommen, denn daß jeder vorschlägt, um durch Negociationen manches nachzulassen, ist ein alter Satz."

„Für mich kommt alles darauf an, daß der zu schließende Friede Rußland eine politische Lection gebe, die dasselbe fürs erste von Wiederholungen abhält. Das finde ich erreicht in den drei angenommenen Punkten. Der vierte (dritte) als Hauptpunkt konnte meines Erachtens durch Gewinnung von festen Punkten Seitens der Alliirten im schwarzen Meere erreicht werden. Diese Nasenquetschen für Rußland bei Oeffnung der détroits wären eine gewaltige Belästigung für dasselbe gewesen und die Kosten für die Alliirten kommen bei dem zu erzielenden Resultate nicht in Anschlag. Werden die Kosten, wenn auch nur einmalig (aber vielleicht auf Jahre noch) nicht immens sein, wenn der Krieg fortgesetzt wird, um durch denselben nicht mehr als billiges zu erlangen???"

„Daß ich indessen einen Frieden nicht will, der Rußlands Unrecht zuletzt siegen läßt, weißt Du hinreichend und darum bleibe ich dabei, daß wir Andern es immer im Auge behalten müssen, daß Rußland nicht, auch nur indirect, die Möglichkeit gegeben werde, in diesem Kampfe zu siegen, weil alsdann sich das Blatt wendet und Rußland uns den Frieden dictirt! Dies wird aber geschehen, wenn die Alliirten nicht durch eine Diversion Oesterreichs in Bessarabien degagirt werden. Oesterreich wird diese Diversion aber nicht machen können, wenn Preußen nicht seine linke Flanke gegen Paskiewitsch sichert. Beide deutsche Großmächte werden sich aber zur Action nicht entschließen, wenn die Westmächte ihre Forderungen so hoch spannen wie die Flottenreduction. So paralysirt Eins das Andere und ich sehe kein Ende ab!"

„Das 13tägige Bombardement wird zu nichts führen vor Sebastopol. Auf

solche Distanzen schießt man keine practicablen Breschen. Der Schrecken des Bombardements ist gleich Null, wenn keine Einwohner vorhanden sind; die Munition muß nochmals, wie auch am 17. October erschöpft sein, und somit ist man nicht weiter wie damals. Das ist eine traurige Vermuthung!!"

„Wer weiß was geschieht in den 4 Wochen Deiner Abwesenheit."

Dein treuer Freund
Wilhelm."

Ich hatte meine Abreise nach Paris und London auf den 4. Mai festgesetzt und erhielt das vom König mir für die Königin von England zugesagte Schreiben erst später in London durch den Gesandten Grafen Bernstorff, da der König von einem Fieber ergriffen war, welches ihn längere Zeit am Arbeiten verhinderte. Dem kurzen Begleitschreiben, mit welchem mir das Schreiben an die Königin Victoria übermittelt wurde, fügte der König das folgende Postscript hinzu:

„Mein Brief an Ihre Majestät ist sehr confidentiell, werde Euer Hoheit ungemein verbunden sein, wenn Sie darauf wirken wollen, daß er nicht „unter die Leute" komme i. e. weder nach downing street noch nach „den Ziegelöfen" am Sequaner Strand, où l'on me veut infiniment de mal — On ne comprend pas que „Le ridicule échafaudage qu'on nomme le royaume de Prusse" (m. d. la marquise de Créqui) peut avoir un sentiment d'honneur et de dignité et faire paraître une volonté!"

Als ich am 5. Mai mich in den Tuilerien dem Kaiser und der Kaiserin vorstellte, fand ich eine über alles Erwarten freundliche Aufnahme und ich hatte die Empfindung, daß es mir an diesem Orte nicht an einigem Einfluß gebrechen würde, um auf die Herstellung eines dauernden Friedens und innigerer Verhältnisse zwischen Deutschland und den Westmächten förderud wirken zu können. Kaiser und Kaiserin waren noch ganz erfüllt von ihrem Besuche in England. Die Einigkeit und Freundschaft der Alliirten war nicht nur in vollstem Maße wiederhergestellt, sondern zu ihrem Höhepunkte gelangt.

Der Kaiser fragte mich mit Beziehung auf diese neue Befestigung seines Verhältnisses zu England und nicht ohne Anspielung auf die Triumphe, die er gefeiert, ob man in Deutschland noch immer nicht besser berathen wäre als bisher, und wie man über den Fortgang des abscheulichen Krieges dächte, welcher bei der Zweideutigkeit der deutschen Mächte niemals ein Ende finden werde?

Ich antwortete, daß bei der Mehrzahl im Volke die Furcht vor dem russischen Coloß keineswegs abgenommen habe, daß aber durch die Ungeschicklichkeit der englischen Presse, welche den schwierigen und traurigen Verhältnissen des zerstückelten Deutschlands keinerlei Rechnung trage, sondern lediglich fort-

fahre auf Deutschland loszuschlagen, viele Sympathien für die Westmächte verloren gegangen seien. Bei manchen Gouvernements sei die Vorliebe für Rußland nur noch mehr gewachsen und im Volke herrsche Abneigung gegen eine Theilnahme am Kriege. Ich könnte — so bemerkte ich — trotz aller meiner entgegengesetzten persönlichen Stimmung nicht verkennen, daß der Zeitpunkt für eine Kriegsaction vorbei zu sein scheine.

Der Kaiser ging dann sogleich auf Oesterreich über und fragte mich ein wenig ironisch, ob ich noch immer der Meinung wäre, daß dasselbe aufrichtig und ehrlich gesinnt sei. Ich bejahte es entschieden und führte alle mir nun schon seit Monaten nur zu geläufig gewordenen Gründe dafür an, warum es sich nicht entschließen könne eine offensive Action zu ergreifen. Er gestand jeden einzelnen Punkt zu und resumirte dann mit scharfer Betonung meine Einwände, indem er hinzufügte: Enfin un manque de courage.

Hierbei war das Ueberraschendste, daß der Kaiser über Preußen, ganz im Gegensatz zu seiner Beurtheilung Oesterreichs, im Tone größten Wohlwollens sprach. Er befinde sich, fügte er hinzu, auch jetzt mit dem König dans les meilleurs termes, obwohl er überzeugt sei, daß er niemals zu einer Action zu bringen sein würde, allein der König von Preußen sei nur schwankend in seinen Entschlüssen, er mache jedoch keine Versprechungen.

Napoleon hatte bereits in seinem Innern mit der österreichischen Allianz vollkommen gebrochen und es handelte sich bei ihm offenbar nur noch um einen für die Westmächte ehrenvollen Abschluß des russischen Krieges. Nichts desto weniger glaubte er doch die Chancen eines großen Kampfes gegen Rußland gleichsam theoretisch erörtern zu sollen. Wollte man den russischen Coloß für Europa unschädlich machen, so sähe er keine andere Möglichkeit, als die Wiederherstellung Polens. Da aber die Rußland benachbarten Staaten einem solchen Project widerstrebten, so erschienen ihm alle Maßregeln, um Rußland zu demüthigen, nur von ganz ephemerer Bedeutung. Deshalb wäre auch die an und für sich so wohlgemeinte Wedellsche Mission gänzlich unfruchtbar geblieben. Der König von Preußen habe in der letzten Zeit den freundlichen Wunsch gehabt, sich Frankreich anzunähern, aber ein Bündniß, welches keinen bestimmten Zweck habe, werde in der Politik nie etwas zu bedeuten haben.

Wir sprachen noch allerlei über die Umtriebe der russischen Partei in Deutschland und über die sehr kluge Art und Weise, wie die Russen die Conferenzen herausgeschoben und beendigt hätten. Ueber die Mittel zum Frieden zu gelangen schien er noch gänzlich im Unklaren zu sein, wie er auch die Lage vor Sebastopol als eine solche bezeichnete, die auf die Länge nicht haltbar wäre. Sei der Fall der Festung nicht in naher Zeit zu bewirken, so müßte die Belagerung aufgegeben werden.

Der Kaiser war mit dem Stande der politischen Dinge so unzufrieden wie möglich, und seine Projecte und Pläne schweiften bereits in ganz anderen Richtungen, als in den orientalischen Angelegenheiten umher, wie er denn viel von den Verdiensten Sardiniens sprach und sich eifrig nach den Augustenburgern erkundigte. Er hatte in letzter Zeit den Prinzen von Noer kennen gelernt, der ihm außerordentlich gefallen und von dem er behauptete, daß er sein Interesse für die Successionsrechte der Augustenburger wesentlich gesteigert hätte.

Ich versprach dem Kaiser nach der demnächst bevorstehenden Eröffnung der Weltausstellung gegen den Herbst hin nochmals nach Paris zu kommen, wo ich außerdem die Hoffnung hatte, eine meiner Opern im Laufe der Saison in Scene gehen zu sehen.

Zunächst eilte ich nach London, wo ich eben anlangte, als man sich zu der feierlichen Vertheilung der Krimmedaillen rüstete, welche die Königin zum ersten Male eigenhändig an die tapfern Soldaten vertheilen wollte, eine Ceremonie, die so rührend und erhebend war, wie ich wenig ähnliche gesehen habe. Das ungeheuere Elend des Krimkrieges war in jenen Tagen durch die fortwährende Ankunft von Verwundeten, Kranken und Reconvalescenten gleichsam Jedermann vor Augen gestellt. In Buckingham Palace war den Invaliden ein Dejeuner gegeben worden, welches meinen Bruder geschäftlich und mehr noch gemüthlich fast ganz in Anspruch nahm und zu welchem alle Spitzen der Armee und der Staatsämter sich eingefunden hatten, die Helden des Krimkrieges zu feiern.

In diesen bewegten Tagen war fast kein Raum für politische Geschäfte der Zukunft vorhanden. Die Ungewißheit, welche die Situation in sich barg, und die völlige Rathlosigkeit in Betreff des Abschlusses eines Friedens verbitterte alle Geselligkeit. Der heftige Kampf der Parteien im Parlament, der beginnende Zerfall des erst einige Wochen alten Palmerstonschen Cabinets und das laute Geschrei der Friedensapostel über grausames und nutzloses Blutvergießen, alles dies fand sein Echo im königlichen Palast, wo man Mühe hatte es zu verbergen, daß man im Grunde ähnlich gestimmt und doch außer Stande war, irgend etwas zu rathen oder zu thun.

Im Gegensatze zu Paris war es am englischen Hof gerade Preußen und sein König, welchen man die Schuld der abscheulichen Lage weit mehr beimaß, als Oesterreich, dem gegenüber man etwas milder und nachsichtiger gesinnt schien.

Ich übergab der Königin den Brief Friedrich Wilhelms IV., dessen wenig offizieller Inhalt eine Unsicherheit hervorzurufen schien. Es erhob sich hiebei eine in der Correspondenz mit dem König schon oft eingetretene Schwierigkeit, ob nach den constitutionellen Vorstellungen dem Ministerium von dem Inhalt

des Briefes Mittheilung zu machen sei oder nicht. Da der König jedoch in dem an mich gerichteten Schreiben dies so ausdrücklich verbeten hatte und da des Briefes auch sonst nirgends wieder Erwähnung geschah, so muß ich annehmen, daß der Zwischenfall keinerlei offizielle Erledigung fand. Was ich selbst dem Könige mitzutheilen beauftragt wurde, liegt mir noch in dem Concepte des Briefes vor, den ich an Se. Majestät richtete, und der daher ein über meine persönliche Meinung hinausgehendes Interesse in Anspruch nehmen dürfte.

21. Mai 1855.

„Gnädigster König!

„Gestern von meiner Reise zurückgekehrt, beeile ich mich Ew. Majestät sogleich von der Ausführung des mir gnädigst ertheilten Auftrages in Kenntniß zu setzen. Ich habe den Brief Ew. Majestät, der mir durch den Grafen Bernstorff zukam, der Königin übergeben, welche Ew. Majestät nächstens selbst antworten wollte.“

„Die Versicherungen unverändert freundlicher Gesinnung, zu denen Sie mich autorisirten, finden bei der Königin und dem Prinzen den lebhaftesten Wiederhall. Auch möchte ich diesen Anlaß nicht vorübergehen lassen ohne zu erwähnen, daß im Gegensatz zu einer Stelle in Ew. Majestät Schreiben auch der Kaiser Napoleon gegen mich äußerte, er befinde sich dans les meilleurs termes mit Ew. Majestät.“

„Ueber die politische Lage schreibe ich Nichts. Ew. Majestät werden darüber durch Graf Bernstorff und den Herrn von Usedom, der dort noch immer gute Aufnahme findet, vollständig unterrichtet sein. Der gnädigste Brief Ew. Majestät macht mir indessen zur Pflicht, Einen Punkt zu berühren. Ich habe nicht angestanden Ihrem Wunsche gemäß darauf hinzuweisen, wie die Unterlassung einer Einladung zu den Wiener Conferenzen Ew. Majestät nothwendig habe kränken müssen.“

„Man hat mir erwiedert, daß das keineswegs in der Absicht der beiden alliirten Regierungen gelegen habe, und daß man nur bedauere, daß Ew. Majestät Regierung nicht bestimmte positive Propositionen gemacht habe, die dem Westen die Gewähr gegeben haben würden, daß Preußen sich in seiner Auffassung der Lage mit denselben in gleicher Linie befinde.“

„Die Aussicht auf Frieden ist über dem unfruchtbaren Streit wegen Limitation und Gegengewicht im Schwarzen Meere so gut wie ganz verschwunden. Der Krieg wird seinen Fortgang haben und ich habe die frohe Hoffnung mitgenommen, daß er zunächst unserem deutschen Vaterland keine Gefahr bringen wird. Die Entscheidung liegt am Schwarzen Meer. Ist dieselbe gefallen und auch dann noch der Friede nicht da, so dürfte freilich der Krieg einen heftigeren Charakter und größere Dimensionen annehmen.“

„Ich möchte es immer für glücklich halten, wenn wenigstens Norddeutschland unter dem Schilde Ew. Majestät sich dem Westen annäherte, glücklich auch für die Zeit nach dem Kriege, wo es doch immer vom höchsten Interesse sein wird, wenn unter unausbleiblichen neuen europäischen Zerwürfnissen Preußen seinen Rücken an das stammverwandte und altbefreundete Inselreich anlehnen kann."

„Seien Ew. Majestät versichert, daß, wie auch die nächste und fernere Zukunft sich entwickelt, Sie an mir immer einen Fürsten finden werden, der Preußens Bedeutung für Deutschland zu würdigen weiß. Mit wahrem Leidwesen habe ich gleich den englischen Herrschaften vernommen, daß die Gesundheit Ew. Majestät in letzter Zeit angegriffen war. Gottlob, daß Sie jetzt wieder hergestellt sind. Mit den besten Wünschen für Ihr Wohlsein verharre ich Ew. Majestät etc.

Ernst."

„P. S. Der Inhalt Ew. Majestät Briefes an die Königin ist, Ihrem Wunsche gemäß, streng confidentiell behandelt worden."

Wenn es mir bei meinem Aufenthalte in London gelungen war, auf die Beziehungen des Hofes zu dem Könige von Preußen vielleicht keinen unvortheilhaften Einfluß zu üben, so hatte ich doch durch meine Conferenzen mit den englischen Ministern die Ueberzeugung gewonnen, daß zunächst der hochgradigen Erbitterung gegen alles, was deutsch und vor Allem, was preußisch war, in keiner Weise mit Erfolg entgegengetreten werden konnte. Wenn Napoleon damals geneigt gewesen wäre, die kriegerische Action der Westmächte gegen Deutschland und Preußen zu wenden, so hätte er nicht viel Widerstand in England erfahren.

Die Minister versicherten mir, daß sie nur deshalb Preußen nicht angreifen möchten, weil sie ihrerseits die Mittel dazu nicht besäßen und den Krieg gegen Rußland nicht in Deutschland führen wollten. Man scheute sich auch, durch die Verwickelung der Angelegenheiten „die Habgier der eigenen Alliirten" anzuregen. Gegen das außerpreußische Deutschland herrschte damals in England eine von allen Classen getheilte Geringschätzung, wie ich sie selbst in der Zeit der vorhergegangenen Revolutionsepoche nicht vorgefunden hatte.

Dennoch fand ich auf der anderen Seite bei einzelnen englischen Staatsmännern, insbesondere bei Lord Clarendon, ein fruchtbares Feld, für die nationalen Interessen zu wirken. Ich schilderte wahrheitsgetreu die Situation der einzelnen Regierungen, die mit der Erstarkung Rußlands zunehmende Reaction, den sicheren Untergang jeglichen constitutionellen Lebens, die immer weitere Entfernung von allen Ansichten, welche in England geschätzt werden, und schließlich die Gefahr, welche England laufe, wenn Deutschland von seinen Regierungen

getrieben immer mehr gegen Osten gedrängt werde. Ich suchte die gedrückte Stimmung der deutschen Nation, repräsentirt in ihren liberalen, intelligenten Classen verständlich zu machen, um die Nothwendigkeit hervorzuheben, daß von England aus das National-Interesse wieder angeregt und den liberalen Ansichten ein Stützpunkt verschafft werden müßte.

Wirklich erreichte ich damals von dem englischen Ministerium das Versprechen einer thatkräftigen Unterstützung der von mir vertretenen Richtung, und ich war in der Lage Verhandlungen anzuknüpfen, auf welche ich später in einem anderen Zusammenhang eingehend zurückzukommen gedenke.

Hier, wo ich die allgemeine Lage zunächst zu schildern habe, will ich nur noch bemerken, daß auch bei der englischen Regierung so gut wie in Paris das Bewußtsein vorherrschte, die diplomatischen Mittel, zu einem Frieden zu gelangen, seien vollständig erschöpft. Niemand hielt es für möglich, in der Frage des Schwarzen Meeres nachzugeben und Niemand hatte eine Ahnung, wie es möglich wäre, die abgebrochenen Wiener Conferenzen noch einmal in Gang zu bringen.

Mehr und mehr verstummte die geschäftige Diplomatie aller betheiligten Staaten. Nur Oesterreich ließ sich nicht ermüden, am 4. Juni noch einmal mit einem schwächlichen Vorschlag hervorzutreten, indem es die Beschränkung der russischen Flotte im Schwarzen Meer ausschließlich dem freien Uebereinkommen zwischen den Türken und Russen anheim geben wollte; aber die Westmächte wiesen das Ansinnen als ihrer wenig würdig zurück und Oesterreich benutzte die Gelegenheit, um hierauf abzurüsten, die galizische Aufstellung abzubrechen und es den Russen zu ermöglichen, starke Truppenabtheilungen aus Polen nach der Krim zu senden.

Jetzt wußte Jedermann in Europa, daß die Zeit des Verhandelns vorbei sei; es sprach nur noch der eherne Mund der Kanonen vor Sebastopol über die Frage, wie der Krieg zu schließen wäre, und der letzte furchtbare Akt des Dramas nahm seinen Lauf.

Von der Erschöpfung der Kräfte, welche dieser Krieg vergeudete, hatte man im Publikum nur eine geringe Kenntniß. Eine mir aus Pariser offiziellen Quellen zugekommene Berechnung der Verluste besagte Folgendes: Jusqu'au 1. Juillet on a expédié pour l'Orient deux-cent-un mille et 500 hommes.

Tués jusqu'au 1. Juillet trente-sept mille 500; renvoyés, blessés ou malades soixante quatorze-mille; mais ce qui est affreux, c'est que sur ce dernier nombre trente-quatre mille sont morts.

Wenn dem gegenüber die als offiziell in den Zeitungen angegebene Ziffer von 14 000 Todten des Krimkrieges sprach, so begreift sich, daß mein Bericht-

erstatter sagen konnte: Le chiffre officiel des morts en Crimée provoque un sourire amer au Département de la guerre.

Viel entsetzlicher waren aber noch die Verwüstungen, welche der Krieg in Rußland und unter seiner ohnehin dünnen Bevölkerung bewirkte. Ein ergreifendes und sehr authentisches Bild der Zustände des heiligen Czarenreichs erhielt ich im Mai durch meinen Schwager Wilhelm von Baden. Seine Mittheilungen waren sowohl in Betreff der politischen wie militairischen Lage so genau, daß ich sie wortgetreu aufzeichnete und sie werden bei dem Dunkel, welches damals im Westen Europas über Rußland immer noch herrschte, ohne Zweifel in ihrer Vollständigkeit für die Geschichte beachtenswerth bleiben. Ich setzte auch meinen Bruder von denselben in Kenntniß und schrieb am 31. Mai 1855:

„Seit gestern weilt mein Schwager Wilhelm hier, der uns folgende interessante Mittheilungen gemacht hat, die ich Dir nicht vorenthalten will. Wilhelm war von der preußischen Grenze aus den gewöhnlichen Landweg nach Petersburg gegangen und nach einem längeren Aufenthalt daselbst war er per Eisenbahn nach Moskau und von dort zu Wagen über Warschau wieder zurückgereist. Ich erwähne die Reiseroute nur aus dem Grunde, um damit anzudeuten, daß er gerade durch alle die Districte des russischen Reichs gekommen ist, in denen ihre großartige Aufstellung stattfindet."

„Die kaiserliche Familie soll im Ganzen sehr artig gewesen sein. Es ist von den höchsten Herrschaften selbst wenig über die Politik und über Kriegsereignisse gesprochen worden. Wenn dies geschehen ist, so betraf es nur oberflächliche Aeußerungen über die Treue Preußens und Untreue Oesterreichs. Von den übrigen deutschen Staaten wurde mit tiefer Verachtung gesprochen: „Sie hätten kein Nationalgefühl." Es ist dies um so bezeichnender, da ja gerade unsere deutschen Regenten in der Art ihres Benehmens eine Belobung Rußlands erwartet hatten."

„Der Hof sowie die höheren Militairs und Staatsbeamten haben sich jedoch lauter ausgesprochen. Ein unbesiegbarer Haß und ein Durst nach Rache gegen England war überall zu finden. Dem gegenüber aber die offenbare Absicht, Frankreich und den Kaiser in Schutz zu nehmen. Die französischen Truppen wurden über alle Maßen gelobt und ohne Rückhalt das Bedauern ausgesprochen, sich nicht mit ihnen vereinigen zu können, um über Europa herzufallen."

„Wenn auch gerade kein Kriegsjubel durch ganz Rußland geht, so ist das Nationalgefühl doch auf das Aeußerste angestachelt, die Kräfte aber auch auf das Aeußerste angespannt. Petersburg soll durch die Blockade noch wenig gelitten haben, wie im Ganzen die Blockade selbst wenig genützt und den Alliirten die Gemüther der Finnen nur noch mehr entfremdet hätte."

„Was nun die militairischen Operationen anbelangt und die Aufstellungen, so hat mein Schwager zunächst das bestätigt, was wir hier in Deutschland aus den geheimen nach Berlin geschickten Berichten schon gewußt haben. Die ganze disponible Macht ist auf die Grenzen vertheilt. Im Innern, wie in Petersburg und Moskau stehen nur noch Reserven, welche theils aus Kindern, theils aus Greisen gebildet sind, per Compagnie nur ein Offizier, oft gar keiner, die Ausrüstung jedoch und das Material vortrefflich."

„Das Garde- und Grenadier-Corps, welches in Alt- und Neupolen steht, hat übrigens seit seinem Ausmarsch nach den Listen, die mein Schwager selbst gesehen, schon ein Drittel seiner Leute am Typhus und Cholera verloren, ein Schicksal, welches auch die österreichischen Truppen in Galizien trifft. Die Hungersnoth soll den höchsten Grad erreicht haben und es nicht selten vorkommen, daß man verhungerte Menschen an den Straßen liegen findet."

„Dabei sind alle noch disponibeln Vorräthe aus Polen ins Innere geschafft worden. Es scheint Absicht der russischen Regierung zu sein, in der Befürchtung, Polen bei einem etwaigen Angriff der verbündeten Mächte doch nicht halten zu können, es noch gründlich zu schwächen. Eine vierfache Conscription hat bereits alle waffenfähigen Jünglinge und Männer aus dem Lande entfernt und gleichfalls sind alle Waffen bis zu den kleinen Beilen und Schnitzern des Holzhauers weggeschafft worden. Viele Gewerbe können aus dem Grunde schon kaum noch betrieben werden. Der Zustand soll ein furchtbarer sein. Nichtsdestoweniger haben die Warschauer Damen den Muth, die Trauer um ihr Vaterland noch immer in ihren Anzügen zu beweisen, zum Hohn der russischen Herrschaft."

„Fortwährend hat Wilhelm bestätigt gefunden, daß nicht hinreichende Truppen nach der Krim geschickt worden seien, ja sogar, daß man vermuthe, die Alliirten seien numerisch stärker. Die Operationen der russischen Armee seien deswegen bis jetzt so wenig glücklich gewesen, weil die russischen Befehlshaber nicht hinreichende Verantwortlichkeit hätten übernehmen dürfen und vielleicht auch wollen. Die obere Leitung wäre immer von Petersburg ausgegangen. Die Befestigungswerke von Warschau und Modlin seien nun bis auf das Kleinste vervollständigt, sie dürften nur einer colossalen Armee weichen. Dies ist auch einer der Gründe, warum Oesterreich so sehr zögerte eine Offensive zu ergreifen."

„Ueber Kronstadt, welches Wilhelm en détail besichtigte, stimmen seine Ansichten mit den unsrigen genau überein, daß es eine Unmöglichkeit sei, es vom Wasser aus zu zerstören und zu nehmen, desto leichter aber es zu blockiren. Die russische Armee mag im Ganzen, wie sie jetzt aufgestellt ist, 870 000 Mann betragen, die Festungsbesatzungen und die Truppen im Kaukasus und Asien

natürlich mitgerechnet. Es sind allein 83 mobile reguläre Kosakenregimenter der Armee zugetheilt. Der Mangel an Offizieren ist durchweg unendlich fühlbar, die höhere Leitung in den Händen von Greisen und für eine längere Campagne untauglichen Männern."

„So sehr auch der Kaiser den Willen hat, mit der gewohnten Energie seines Vaters fortzuhandeln, so soll man doch bereits durchfühlen können, wie bald diese Kraft erlahmen dürfte an der Opposition, welche von allen Seiten zu keimen beginnt, natürlich am meisten am Hofe und in der nächsten Umgebung. Das Haupt ist durch den Tod des Kaisers Nikolaus dem Colosse genommen. Dennoch ist der übrige Körper noch immer gefährlich genug."

Auf dem Kriegsschauplatze in der Krim sollte die letztere unbeabsichtigte Prophezeiung schon nach 14 Tagen eine unendlich traurige Bewahrheitung finden. Seit Mitte Mai hatten die Franzosen ihre Laufgräben näher und näher an die russischen Verschanzungen herangerückt. Am 7. Juni erstürmten sie den sogenannten grünen Mamelon, und auf den Jahrestag der Schlacht von Waterloo, 18. Juni, beabsichtigten die Generäle den Hauptsturm zu verlegen. Es sollte ein Unglückstag für die Franzosen bleiben, und auch die Engländer hatten keinen Grund ihn für einen Ehrentag zu betrachten. Denn trotz der ungeheuersten Anstrengungen mißglückte der Versuch mit einem Verluste von 5000 Franzosen und 1570 Engländern. Was der treffliche Prinz von Preußen schon einige Zeit zuvor mit richtigem militairischen Blicke von Berlin aus gesehen hatte: „aus so weiten Distanzen lassen sich keine praktikabeln Breschen schießen," hatte sich am Tage der Schlacht nur zu richtig erwiesen.

Man hatte in London bereits am 17. Abends die Nachricht von dem am nächsten Tage beabsichtigten Sturm auf Sebastopol empfangen. Die Spannung in den nächsten Stunden war daher ebenso maßlos, wie die Enttäuschung und Niedergeschlagenheit in Folge der Unglücksbotschaft.

„Du kannst Dir unsern und ganz Londons Zustand denken!" schrieb mein Bruder noch am 24. Juni, „in Paris fehlt seit dem 18. auch jede Nachricht."

Man war auf das Allerschlimmste gefaßt, da erfolgte ein neuer Schlag durch den Tod des alten Lord Raglan, der am 28. Juni an der Cholera gestorben war. An seine Stelle wußte man im Drange des Augenblicks nur den General Simpson zu setzen, der wenig bekannt war und daher nur geringes Vertrauen erwecken konnte. Dem politisirenden Theile des englischen Publikums blieben diese Schreckenstage des Krieges lange in den Gliedern liegen.

Erst die furchtbare Schlacht an der Tschernaja am 16. August vermochte das westmächtliche Publikum, welches sich gewöhnt hatte, dem Gladiatorenkampfe in der Krim wie einem Spiel im Circus zuzusehen, neuerdings zu er-

muthigen. Noch war man mit der Lectüre der endlosen Details des blutigen Kampfes beschäftigt, welcher dem Sieger fast nicht den geringsten Vortheil verschaffte, als man sich von Seite der alliirten Armeen zu einem neuen Sturm auf Sebastopol rüstete.

Seit dem 5. September unterhielten die Alliirten das Feuer aus 800 Geschützen schwersten Kalibers durch vier Tage und Nächte ununterbrochen und man behauptete, daß das Bombardement allein 5000 Russen das Leben gekostet habe. Die Geschütze waren so nahe an die Mauern herangebracht worden, daß nichts mehr Widerstand leistete und die russischen Batterien im Schutte der eigenen Bastionen begraben wurden. Alle Kunst, Energie und Schlauheit Todlebens, dessen Befestigungen durch ein Jahr lang den Alliirten getrotzt hatten, schien zu Ende zu sein.

Kaiser Napoleon war über die üble Lage der Vertheidiger von Sebastopol schon Ende August unterrichtet gewesen, und er konnte daher an Pelissier schreiben, die russische Armee werde keinen Winter mehr die Krim behaupten. Als dieser Brief am 27. August im Moniteur veröffentlicht wurde, war man erstaunt, daß der Kaiser sich dabei auf Nachrichten berufen konnte, welche er als positiv bezeichnete.

Thatsächlich waren ihm solche über Berlin zugekommen, wo damals das Depeschenstehlen so sehr an der Tagesordnung war, daß der französische Gesandte in den Besitz der Berichte des preußischen Militairbevollmächtigten in Petersburg gelangt zu sein scheint. Da dieser, Graf Münster, am Czarenhofe sehr beliebt gewesen, so waren seine Immediatberichte an den General von Gerlach außerordentlich gut unterrichtet und glaubwürdig. Die Lage der russischen Armee in Sebastopol mag wahrscheinlich auf diesem Wege dem Kaiser Napoleon bekannt geworden sein*), und er hatte daher allen Grund, auf die Beschleunigung der Belagerungsarbeiten zu drängen. Das am 5. September begonnene Bombardement wurde gewissermaßen auf eine ausdrückliche Anordnung des Kaisers zurückgeführt. Doch hatten jedenfalls auch die regelrechten Belagerungsarbeiten der Alliirten eben um diese Zeit einen solchen Fortgang ge-

*) Von den Vorgängen der Berliner Depeschendiebstähle weiß auch Geffcken a. a. O. S. 192 — doch ist mir damals nicht das, was hier behauptet wird, mitgetheilt worden, es habe sich um eine specielle Aeußerung des Kaisers Alexander gehandelt, die ja ohnehin von geringerem Werth für die militairische Beurtheilung der Lage Sebastopols gewesen wäre. Mir berichtete Graf Beust aus Berlin, daß ein Bediente des Herrn von L. besonders die Situations- und Operationspläne der Russen aus General Gerlachs Schreibtisch habe mittheilen können. Bekanntlich wurde später die ganze Affaire niedergeschlagen.

nommen, daß an die Erstürmung des Malakoff und Redan mit mehr Aussicht auf Erfolg gedacht werden konnte als am 18. Juni.

Die furchtbare Katastrophe des 8. September hier des Näheren zu schildern, liegt mir fern; ich wüßte aus meinen Erinnerungen nichts Besonderes hinzuzufügen, was nicht auch ohnedies schon durch die bekannt gewordenen Briefe meines Bruders heute Gemeingut der geschichtlichen Darstellungen geworden ist. Von dem allgemeinen Eindrucke der Begebenheit aber würde Niemand zu schweigen vermögen, welcher die erlösende Nachricht davon erlebt und im Gedächtniß bewahrt hat.

Die vorangegangenen mehrfachen Täuschungen über den wirklichen oder vermutheten Fall der Festung hatten einem hohen Grade von Zweifelsucht Vorschub geleistet. Dazu kam, daß die Meldungen sehr widersprechend lauteten. Man sprach vom Falle Sebastopols und bald darauf zeigte sich, daß es nur der Malakoff war, welcher sich in Händen der Alliirten befand.

Daß dieses gewaltige Fort thatsächlich den Schlüssel Sebastopols bildete, wußte man erst, als man es in Besitz genommen, und als diejenigen durch die Ereignisse Recht behielten, welche schon vor Monaten es getadelt hatten, daß nicht alle Kräfte gegen den Malakoff concentrirt worden wären.

Noch aufregender waren die Nachrichten über die Schicksale der Engländer am 8. September. Der Redan sei genommen und wieder verloren, so lautete die unliebsame Botschaft, mit welcher die ersten Eindrücke des großen Ereignisses abschlossen. Die lakonische Mittheilung des Generals Simpson, der Sturm auf den Redan sei nicht gelungen, erhielt manchen wenig schmeichelhaften Commentar zu den Operationen der englischen Armee, welche jeder sicheren Führung ermangelt hätte.

Erst nach vielen Tagen war man in der Lage, die Tragweite der blutigen Eroberung des Malakoffs zu begreifen und das große Wort ohne Furcht einer erneuerten Täuschung in England und Frankreich auszusprechen: „Sebastopol unser und die russische Flotte vernichtet!“

Was weiter geschehen sollte, darüber machte man sich, wie dies aus der von Martin schon veröffentlichten Correspondenz meines Bruders ohnehin ersichtlich, in englischen Regierungskreisen gar keine klare Vorstellung. Trotzdem daß kurz zuvor zwischen den französischen und englischen Herrschaften auch mündlich der lebhafteste Verkehr herrschte, sollte alles und jedes in diesem abscheulichen Kriege bis zum letzten Ende unsicher und zufällig sich gestalten. In England hatte man sogleich große und kühne Projecte der Eroberung der gesammten Krim zur Hand genommen und machte sich Hoffnungen phantasiereicher Art über die Möglichkeit, die russische Armee abzuschneiden und auf der Halbinsel

wie in einer Mausefalle zu fangen. Daß aber General Gortschakow diese Gefahr schon um so gewisser ins Auge gefaßt hatte, je weniger man sich russischerseits über die Haltbarkeit Sebastopols getäuscht hatte und je mehr man entschlossen war, die wichtigste Eroberung Katharinas II. dem russischen Reich zu erhalten, leuchtete den englischen Staatsmännern, wie es scheint, nur wenig ein.

Die Franzosen dagegen hatten ihren Krieg so gut wie als beendigt betrachtet und was weiter geschah, war wie ein langsames Austoben des furchtbaren Kampfes, ohne irgend welche Absicht Eroberungen zu machen oder zu behaupten. Pelissier ließ zwei Bewegungen gegen die feste Stellung Gortschakows, die ihren Mittelpunkt in Simpheropol hatte, ausführen, die eine von Sebastopol aus durch das Baiderthal, die andere von Eupatoria her. Aber beide Colonnen waren auf weit überlegene russische Kräfte gestoßen und fanden das Terrain ungünstig und die Position der russischen Armee viel zu stark, um sie anzugreifen.

Der Krieg hatte nur noch in Transkaukasien eine Fortdauer gefunden, bis am 27. November die Türken die von Murawiew belagerte Festung Kars den Russen übergeben mußten. Man war merkwürdiger Weise der Ansicht, daß nun auch der Kaiser von Rußland sich leichter entschließen könne, Frieden zu schließen, weil die Eroberung von Kars dem Falle von Sebastopol als Aequivalent gegenübergestellt werden konnte und also der Waffenehre allerseits genügt worden sei.

Thatsächlich aber hatten die Friedensverhandlungen, Vermittelungen und Conferenzen wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges fast kaum mehr mit Rücksicht auf die Kriegsereignisse ihren Fortgang genommen. Die Diplomaten saßen wie einstens in Osnabrück und Münster mit beneidenswerther Ruhe an ihrem ewig grünen Tische, während im Feld noch manches Leben den Folgen des Krieges zum Opfer fiel und in Europa die Ueberzeugung wuchs, daß der schwere Krieg nutzlos für die inneren Fragen und für die äußere Machtstellung der Westmächte geführt worden war.

Fünftes Capitel.

Friede und Congreß.

Während noch im Schwarzen Meer und in der Ostsee der Krieg in seiner unheimlichsten Gestalt tobte, war in Paris die erste französische Weltausstellung am 15. Mai 1855 programmmäßig eröffnet worden. Alle Nationen versammelten sich in der jüngst verschönerten Hauptstadt des Kaiserreichs, um sich gegenseitig zu versichern, wie nothwendig und erwünscht der Friede unseres Welttheils wäre.

Den Glanzpunkt der Epoche bildete ein Ereigniß, welches in mehr als einer Beziehung auch als ein politisches angesehen worden ist: der Aufenthalt der Königin von England und des Prinz-Gemahls am Hofe Louis Napoleons, welcher Alles aufbot, um die seit Kurzem gewonnene Freundschaft der englischen Herrschaften zu befestigen und zu vertiefen.

Eben diese Absicht versicherte man von beiden Seiten auf das Vollkommenste erreicht zu haben, und wiewohl mein Bruder an Onkel Leopold schrieb, daß von Politik wenig gesprochen worden sei, so war doch bei den schwebenden Kriegs- und Friedensfragen die Aufmerksamkeit aller Welt auf die Zusammenkunft der westmächtlichen Herrscher gerichtet*).

Einige Wochen später indessen, als ich meinerseits in die Lage gekommen war, Paris und seine Weltausstellung zu besuchen, war der politische Horizont schon gründlich verändert, und der inzwischen stattgefundene Fall von Sebastopol gab einen willkommenen Anlaß, die Fragen, an deren Lösung die Diplomatie mit erneuerten Anstrengungen herangetreten war, mit Louis Napoleon zu durchsprechen. Ich darf mithin sagen, daß ich mich, im Gegensatze zu meinem Bruder, zufällig in einem politisch viel wichtigeren Momente in Paris eingefunden und daher mehr Gelegenheit hatte, Napoleons weitere Pläne zu studiren.

---

*) Der englische Besuch in Paris ist von Martin, Leben des Prinzen Albert III. 333—365 ausführlich geschildert; das Schreiben des Prinzen Albert an König Leopold, vgl. III. 367.

Bevor ich jedoch von dem Gange der Friedensunterhandlungen und meinen hierauf bezüglichen Erfahrungen und Eindrücken zu sprechen habe, muß ich vorerst noch einer rein persönlichen Angelegenheit Erwähnung thun, durch welche meine Reise und mein längerer Aufenthalt in Paris vorzugsweise veranlaßt wurden. Hing derselbe auch keineswegs mit der großen Politik und dem Wohle der Staaten zusammen, so beschäftigte er in desto größerem Maße meinen kleinen Ehrgeiz in Sachen der Kunst, der ich die eine, und ich will hinzufügen die bei weitem heiterere Hälfte meines Daseins und meiner Zeit seit Langem traulich gewidmet hatte.

Schon bei meinem ersten Aufenthalte am kaiserlichen Hofe in Paris im vorangegangenen Jahre bemühte ich mich, Einleitungen zu treffen, um meiner Oper Santa Chiara dort Eingang zu verschaffen. Der Kaiser interessirte sich selbst in freundlichster Weise für die Aufführung meines Werkes in der großen Oper, aber ehe dies gelingen konnte, gab es außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. „Je crois, schrieb mir Napoleon in einem seiner Briefe am 25. Juli von Biarritz, que le public Parisien sera charmé d'applaudir l'opéra de Votre Altesse royale et de la juger comme maestro après l'avoir déjà jugé si favorablement comme Prince." — Aber die kaiserliche Patronanz konnte nur helfen, den Minister Fould für die Aufnahme der Santa Chiara in das Repertoire der großen Oper zu entscheiden. Die Durchführung hing von einer Menge von persönlichen Umständen ab, die sich zu unüberwindlichen Hindernissen gesteigert hätten, wenn mir nicht Meyerbeer hilfreich die Hand geboten hätte. Der alte Meister hatte mich schon im März 1854 in Paris besucht und verhandelte seit jener Zeit in freundschaftlichster Weise über die Aufführung der Oper mit mir; ich darf daher glauben, daß er sich für meine musikalischen Arbeiten wirklich und sachlich interessirte, wie er es oftmals versichert hat.

Die französischen Verhältnisse in Kunst- und insbesondere in Musiksachen waren niemals leicht zu verstehen, und ich mußte eben erst damals dieselben praktisch kennen lernen, wo ich bereits aller Uebung bedurft hätte, um meiner Oper eine gelungene Aufführung und Aufnahme zu sichern. Wirklich sollte ich auch die merkwürdigsten Erfahrungen machen, bevor ich ans Ziel gelangte. Wenn man alle Schwierigkeiten überwunden zu haben glaubte, tauchten wieder neue auf. So wurde mir im Augenblicke, als schon der Theaterzettel gedruckt werden sollte, erst gesagt, zur guten Aufnahme einer deutschen Oper wäre unbedingt nöthig, daß das Libretto doch wenigstens in der Umarbeitung eines französischen Autors mit hervorragendem Namen erschiene.

Man unterhandelte daher mit Scribe; da aber dessen Forderungen für

das Zugeständniß, seinen Namen auf dem Theaterzettel benutzen zu dürfen, sehr ungewöhnlicher Natur waren, so wandte man sich an den bekannten Librettisten St. George; endlich blieb aber der eigentliche Uebersetzer, ein Belgier Namens Oppelt, Sieger und stand mit seinem deutsch klingenden Namen wirklich auf dem Zettel gedruckt.

Ich machte in Begleitung von Meyerbeer allen hauptsächlichen Künstlern meinen Besuch und fand bereitwilligste Unterstützung. Nur in einigen wenigen Kreisen soll eine Verstimmung darüber laut geworden sein, daß meine Oper gerade zur Zeit der Ausstellung in Paris aufgeführt werden sollte, da man dies als eine Beeinträchtigung der französischen Kunst auf Kosten eines fremden Compositeurs ansehen müßte. Wenn es übrigens überhaupt wahr ist, daß gegen mich Stimmung gemacht worden ist, so waren Vorgänge dieser Art ziemlich tief zu suchen. Von Franzosen wie Auber hatte ich mich nicht nur des freundlichsten Entgegenkommens, sondern auch einer regen Theilnahme und des vertrautesten Umgangs während der ganzen Zeit meines Pariser Aufenthaltes zu erfreuen.

Die Aufführung wurde auf den 24. September festgesetzt. Ich war vom Kaiser eingeladen worden, sein Gast in den Tuilerien zu sein, wie im Jahre zuvor, doch bat ich dringend, bei meinem Freunde, dem Prinzen Chimay, wohnen zu dürfen, der auch für das Gelingen meiner Pariser Kunstfahrt sich die größte Mühe gegeben hatte.

Ich war eben recht in Paris angekommen, um die Proben leiten zu können, und durfte mit Bezug auf die höchste Vollendung der Aufführung mit aller Beruhigung der ersten Vorstellung entgegensehen. Was die große Oper nur immer aufzubieten im Stande war, wurde mit dem den Franzosen eigenen Enthusiasmus geleistet. Dennoch war mir nur zu wohl bekannt, von welchen Zufällen der Erfolg erster Aufführungen, insbesondere fremder Produkte in Paris stets bleibt, und ich war doppelt gespannt, da ich an der Seite des Kaisers und der Kaiserin, die ich in die Loge begleitete, das Schicksal meiner Santa Chiara abzuwarten hatte.

Sehr bald konnte ich indessen die Stimmung des Publikums an jenem Abend als eine freundliche erkennen, und die Vorstellung gelang aufs Glänzendste. Die Oper wurde mehr als 60 mal hintereinander gegeben.

In dem getheilten Interesse von Kunst und Politik und in dem Wechsel der Eindrücke, welche ich bald durch die Ausstellung in den Champs Elysées, bald durch die militairischen und politischen Conferenzen mit dem Kaiser und den Ministern erhielt, fand ich mich in die Zeiten versetzt, von denen man erzählt, daß die Politik sich eines Deckmantels bedienen mußte und die großen Staatsgeheimnisse der Könige und Minister durch reisende Maler oder Musiker von einem Lande in das andere getragen worden seien.

Wiewohl man von Seite der gewohnheitsmäßigen Politiker und Diplomaten meine Reisen sonst nicht ganz unbemerkt ließ, so hatte ich in dieser Weltausstellungszeit die angenehme Genugthuung, so angesehen zu werden, als hätte ich lediglich den Interessen der Musik und des Theaters meine Zeit gewidmet. Um so ungestörter konnte ich meine Erfahrungen über die Lage der Dinge in Europa sammeln und meine Beobachtungen über die Absichten der Mächte für die nächste Zeit in aller Stille feststellen.

Bei allem meinen lebhaften Verkehr mit Sängern und Componisten und trotz meiner eifrigen Beschäftigung mit dem Theater hatte mir der Kaiser sehr häufig Gelegenheit gegeben, ihn lange und allein zu sprechen und tiefere Blicke in die Falten seines Herzens zu werfen. Wenn ich je daran gezweifelt hätte, welcher Unterschied zwischen dem offiziellen Treiben, wenn man so sagen soll, der äußerlichen politischen Arbeit und den eigentlichen Ideen und Absichten der im Hintergrunde wirkenden Mächte in der Welt zu sein pflegt, so hätte ich in jenem Moment, wo noch offizielles Kriegsgeschrei und diplomatisches Friedensgeplänkel an der Tagesordnung war, ersehen können, daß die Gedanken des mächtigsten Mannes in Europa kaum noch bei diesen Angelegenheiten betheiligt waren, sondern sich bereits in ganz anderen Richtungen bewegten.

Es war von größtem Interesse, gerade in diesem für die Zukunft Europas entscheidenden Zeitpunkte den Kaiser Napoleon in dem vertraulichen Tone, den er mir gewährte und gestattete, über die Lage sprechen zu hören. Der Kaiser hatte die schönen Septembertage zu einigen Jagdpartien in Versailles und Fontainebleau benützt, da er wußte, daß er mir dadurch ein großes Vergnügen bereitete. Er selbst war ersichtlich krank, und wenn ich früher den Nachrichten, die wiederholt seinen schlechten Gesundheitszustand meldeten, weniger Bedeutung beigelegt hatte, so mußte mich jetzt sein Aussehen, sein leidender Zug im Gesicht überzeugen, daß ihm kaum eine lange Lebenszeit zugemessen sein möchte. Ich sah deutlich, daß es sich um den Beginn eines schweren Uebels handle. Er war häufig von Schmerzen geplagt, so daß er in der Rede innehalten mußte; wenn er saß, war er zuweilen nicht im Stande ohne Unterstützung sich zu erheben. Es war ein recht trauriger Anblick, den Mann, der sich eben jetzt auf der Höhe seiner Stellung und im gesicherten Besitze seiner Macht wußte, in einem Zustande des deutlichsten Rückgangs seiner physischen Kräfte zu sehen.

Doch hinderte ihn dies nicht, mit vollem Interesse und aller Lebendigkeit, die ihm überhaupt gegeben war, sich über die Friedens- und Kriegsaussichten auszusprechen. Nur war, was er sagte, in jeder Beziehung und nach jeder Richtung hin verschieden von dem, was die Diplomatie der Zeit beschäftigte. Die Art und Weise Napoleons, über den Kopf seiner eigenen Minister hinweg

und ohne Rücksicht auf das momentane Thun der Staatsmänner in großen Zügen politische Pläne zu entwerfen, hat mein Bruder einmal in einem späteren Briefe sehr treffend als „die gemüthliche Gleichgiltigkeit dieses Herrschers gegen alle Dinge, die im Einfädeln begriffen sind", bezeichnet.

Wie man über die augenblicklichen Schwierigkeiten hinweg zum Frieden gelangen könnte, welche Wege einzuschlagen seien, um den Krieg zu beendigen, ob er überhaupt beendigt werde, Alles dies schienen mindere Angelegenheiten zu sein, die den Kaiser gleichsam persönlich nichts angingen. Aber er hatte zwei Dinge fest in seinem Herzen beschlossen und war durch den Gang des Krieges in dieser Beziehung ganz verhärtet worden. Er wollte die Beseitigung der Verträge von 1815 nun erst recht bewirken und sah in Oesterreich das hauptsächlichste Hinderniß seiner Pläne.

Ich würde mich scheuen, bestimmte für die nächsten Jahre entscheidend gewordene Aeußerungen unter Angabe des Zeitpunktes, wann Napoleon sie zuerst gethan hat, bloß nach meiner Erinnerung wiederzugeben; aber ich habe glücklicherweise gleich damals alle Gespräche mit dem Kaiser zu Papier gebracht oder wenigstens resumirend zusammengefaßt:

Paris, 25. September 1855.

„Die Resultate meiner beiden eingehenden Unterredungen mit dem Kaiser von gestern und heute lassen sich in Folgendem zusammenfassen. Der Kaiser, der im letzten Mai mit seiner Lage nicht ganz zufrieden war, hält jetzt seine und Englands Position für sehr günstig. Er sieht das Wünschenswerthe des Friedens ein, glaubt aber durch nichts gezwungen zu sein, einen Frieden zu schließen, der Frankreichs Interesse nicht entspricht. Er meinte, ein solcher werde sich leicht machen lassen, wenn Rußland nur einige Nachgiebigkeit zeige. Dennoch, meinte der Kaiser, werde ein Frieden, der jetzt zu Stande komme, bei England und Frankreich einen gewissen Grad von Unzufriedenheit (regret) zurücklassen. Denn ein jetzt geschlossener Friede werde nichts als den Charakter eines großen Waffenstillstandes haben."

„Größere Befriedigung könnte nur gefunden werden, nicht nur für die beiden Mächte des Westens, die ja im Concert européen nicht allein ständen, sondern auch für alle übrigen Staaten — wenn der Friedensschluß zugleich eine Lösung derjenigen Fragen brächte, die entweder beim Wiener Congreß schlecht erledigt worden, oder seitdem erst entstanden seien."

„Polen, Italien u. s. w., sagte der Kaiser, gehören zu diesen offenen Fragen."

„Der Kaiser meinte, man müsse für die Idee eines großen Friedenscongresses werben. Er sagte mir geradezu, ich möge mit dem König von Preußen davon als von einer Idee sprechen, die er mir mitgetheilt habe."

„Der Kaiser denkt sich einen Congreß, auf dem alle größeren und kleineren Souveraine persönlich erscheinen müßten. Ich erwiederte ihm, daß ein solcher Congreß meinen Ansichten gewiß sehr entspräche, daß aber der Congreß nur die Form sein könne, die Sache selbst aber vorher schon vorbereitet sein müsse. Der Kaiser entwickelte dann allgemeine politische Ansichten, daß es in unserer Zeit eine Unmöglichkeit sei, große Kriege zu führen und große politische Arrangements zu treffen, die den Interessen der Völker zuwider seien. Die Stimme der Völker breche doch immer wieder durch und mache Alles zu nichte, was gegen ihr Interesse geschehen sei: Er erinnere an die Freiheitskriege."

„Schließlich sagte der Kaiser, Oesterreich habe seine Rolle so schlecht gespielt, daß mit diesem Staate nichts anzufangen wäre; es sei vor Allem wünschenswerth, Preußen für die Sache des Westens zu gewinnen. Der Kaiser erzählte dabei, er habe dem Minister von der Heydt neulich gesagt, je trouve toujours, que la Prusse est un peu trop maigre. Dann erzählte der Kaiser, Oesterreich habe zur Einnahme von Sebastopol nicht einmal gratulirt. Er fügte mit der bittersten Ironie hinzu, dies wäre doch ein bischen zu stark, daß man gratulirt habe, da Sebastopol nicht eingenommen worden sei, nun aber, da es wirklich gefallen, nicht gratulire."

„Am letzten Tage meines Aufenthaltes theilte mir der Kaiser mit, daß Oesterreich sich wegen der Unterlassung der Gratulation damit entschuldigt hätte, es habe erst die Angabe der Größe der Verluste abwarten wollen. Eine Entschuldigung, fügte der Kaiser hinzu, fast schlimmer, als die Unterlassung selbst."

Paris, 26. September 1855.

„Der Kaiser meinte heute, bei so großen Verlusten, wie sie der Krimkrieg gebracht hätte, müsse man entweder einen guten Frieden oder einen ewigen Krieg haben. Ehe man überhaupt von Bedingungen sprechen könne, müsse man wissen, ob Rußland zum Frieden geneigt sei. Die Waffenehre sei auf beiden Seiten salvirt. Von Conferenzen, wie die Wiener, könne nicht wieder die Rede sein."

„Wir sprachen von der Haltung der beiden deutschen Mächte darauf. Ich äußerte, es könne immer nur Eine von beiden die Vermittlung übernehmen. Der Kaiser stimmte zu und sagte, ihm werde Preußen immer die liebste sein. „Das ist ganz klar, daß es besser ist, sich an eine Frau zu hängen, die uns haßt, als an eine, die uns schon ein Mal betrogen hat, und das Letztere ist bei Oesterreich der Fall."

„Er führte dann weiter aus, daß er dem Könige von Preußen seine Handlungsweise nicht übelnehmen könne; er sei ja nie in eine Allianz mit den Westmächten getreten."

„Aus Allem ging hervor:

1. daß der Kaiser nicht gern einen Frieden schließen würde, wie Rußland voraussichtlich einen solchen annehmen würde;
2. daß er hofft, es werde möglich sein, die Allianz mit Oesterreich durch eine Allianz mit Preußen zu ersetzen, und zwar auf Kosten Oesterreichs;
3. daß der Plan der Reconstitution der unterdrückten Nationalitäten noch immer der seinige ist, daß er aber noch meinte, ihn auf dem Wege des Friedens und nicht des Krieges ausführen zu können."

Man wird auf Grund der vorstehenden Aufzeichnungen nun wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Gedanken des Kaisers nach dem Falle von Sebastopol sich sofort in ganz anderen Linien bewegten, als der offizielle Notenwechsel, den die europäische Diplomatie nicht nur mit geschäftiger Hand in Scene gesetzt hatte, sondern auch mit vieler Publicität und mit einer bis dahin kaum bekannten Raschheit der Mittheilungen an die Kammern und Journale betrieb. Ich hatte Grund anzunehmen, daß man besonders in Wien sich im Zustande großer Täuschungen befand, denn trotz der bedauernswerthen persönlichen Lage, von welcher der österreichische Gesandte in Paris allerdings eine nur zu deutliche Vorstellung hatte, war man doch weit entfernt, an eine Gefahr zu glauben, welcher Oesterreich entgegengehen könnte. Die Leidenszeit, welche Herr von Hübner in Paris durchzumachen hatte, war für jedermann bereits sichtbar. Die österreichischen Staatsmänner in Wien dagegen mochten sich kaum eine Lage eingestehen, in welcher ihre unermüdlichen Friedensvermittlungsversuche fast als diplomatische Phantasien erschienen. Während schon zur Zeit der Anwesenheit der Königin von England Herr von Hübner eine sehr schwierige Rolle am Tuilerienhofe spielte, hielt derselbe es noch immer für das Gerathenste, seinerseits versichern zu sollen, daß Oesterreich seine wohlwollenden Gesinnungen für die Westmächte nicht einen Augenblick geändert habe.

„Monsieur de Hubner," schrieb man mir schon im August, „n'a pas paru au bal; on se demandait s'il y avait rancune de sa part à la suite des soirées plus intimes de St. Cloud où il n'avait plus été prié. D'autres disaient qu'il avait peut-être pris en mauvaise part les sourires de la loge impériale, au moment où dans les Demoiselles de St. Cyr un acteur se plaint du coeur noir de l'Autriche!!"

Es war unter diesen Umständen erklärlich, daß Herr v. Hübner mich auf das Dringendste bat, ich möchte in Wien dafür wirken, daß die Regierung mit einer That hervortrete. Als ich mich etwas reservirt verhielt, wünschte er, ich möchte wenigstens an Buol schreiben, wie die Sachen hier ständen, denn seine Berichte fänden nicht hinreichenden Glauben.

Ich erfüllte den Wunsch des österreichischen Diplomaten, der früher und später viel unverdientes Mißgeschick bei seiner schweren Mission erfuhr, gleich nach meiner Rückkunft aus Paris mit weit mehr Offenheit und Deutlichkeit, als jener vermuthet haben dürfte. Ich muß es aber dem Leser selbst überlassen, aus dem Inhalt meiner Correspondenz mit dem Grafen Buol sich ein Urtheil darüber zu bilden, ob meine wohlgemeinten Bemühungen irgend welchen Nutzen gehabt haben.

„5. October 1855.

„Euer Excellenz habe ich während langer Zeit nicht geschrieben; die Beobachtungen, welche ich aber während meines Aufenthaltes in Paris gemacht habe, flößen mir den Wunsch ein, mich wieder einmal Ihnen gegenüber auszusprechen."

„Der Fall von Sebastopol hat die Ansichten des französischen Hofes über seine Stellung zu den beiden deutschen Mächten offenbar noch nicht definitiv verändert; aber ich habe mich der Bemerkung nicht verschließen können, daß die Politik Frankreichs in Folge jenes Ereignisses zu einer anderen Auffassung geführt werden könnte. Es ist mir vorgekommen, als ob man Oesterreich weniger als früher in die Berechnungen der zukünftigen Action aufnehme und als ob man glaube, Oesterreich wolle ein für allemal eine gesonderte Stellung behaupten, als ob sich eine Erkältung des guten Verhältnisses zwischen Oesterreich und Frankreich vorbereite."

„Ich bin immer der Meinung gewesen, daß der jetzige Kaiser der Franzosen nicht bloß der Ordnung, sondern durch die Richtung seiner auswärtigen Politik auch Deutschland speziell große Garantien einer uns Allen günstigen Haltung gegeben habe. Ich hielt es auch stets für richtig, ihm Vertrauen zu zeigen und die Gunst der augenblicklichen Lage der Dinge in Frankreich zu benutzen, um Deutschland eine bessere Stellung nach Osten zu verschaffen, als es seit lange im Südosten und seit 1815 im Nordosten einnahm. Wann wird eine Zeit wiederkommen, wo sich das ohne große Opfer erreichen läßt, was wir jetzt durch nicht viel mehr als Demonstrationen gewinnen können."

„Ueber dasjenige, was Oesterreich zu diesem Ende in politischer Hinsicht thun könnte, will ich mir ein entscheidendes Urtheil nicht anmaßen. Nur darüber glaube ich, nach meinen in Paris gemachten Beobachtungen, mich bestimmt aussprechen zu dürfen, daß, wenn Ihr gnädigster Herr, soweit ich sehe, sich noch immer als den Alliirten des Westens betrachtet, es sehr wünschenswerth sein dürfte, dem Kaiser der Franzosen dies auch in äußeren Formen zu erkennen zu geben, auf die der Kaiser wegen seiner Stellung zum französischen Volke Werth legen muß, und die der englischen Allianz den hohen Grad von Inti=

mität gegeben haben, welcher dieselbe über die gewöhnlichen politischen Allianzen emporhebt."

„Ein gutes Verständniß mit Frankreich dürfte für Deutschland um so mehr von Werth sein, als der Fall von Sebastopol den Frieden eher entfernt als näher gebracht hat. Man weiß, daß die Bedeutung Rußlands nur noch in seiner Widerstandskraft vermöge seiner räumlichen Ausdehnung liegt, daß mit einem Worte die Entfernungen und nicht mehr die Truppen sein Schutz sind."

„Alle diese Thatsachen aber sind nicht nur in Paris und London wohl bekannt, sondern selbst vom preußischen Hofe zugestanden."

„Indem ich Sie bitte, Ihrem gnädigsten Herrn mich unterthänigst zu empfehlen, verbleibe ich Ew. Excellenz etc.

Ernst."

Die Antwort des Grafen Buol ließ längere Zeit auf sich warten. Man war in Wien wirklich zu der Ueberzeugung gekommen, daß man etwas Entscheidendes thun müsse, aber die Vereinbarung über eine von England und Frankreich gleicherweise anzuerkennende Friedensbasis war nicht sehr rasch zu erreichen gewesen. Mehrmals standen die französischen und englischen Anschauungen sich schroff gegenüber und Graf Buol hatte Mühe, die erwünschte Mitte herauszufinden, welche ihm möglich machen sollte, ein Ultimatum in Petersburg zu stellen.

Da sich während dieser Verhandlungen das Verhältniß Oesterreichs zu Frankreich momentan wieder etwas gebessert zu haben schien, so konnte Buol meinen Brief endlich am 16. December mit einer Art von stolzem Bewußtsein beantworten:

„Ew. Hoheit

„haben die Gnade gehabt, mir nach Ihrer Rückkehr aus Paris höchst werthvolle Winke über die Politik und die Stimmung des französischen Hofes zu geben. Ich habe solche nicht ungenützt gelassen, und es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, hier des wahrhaft intimen Verhältnisses zu erwähnen, welches dermalen zwischen den beiden kaiserlichen Cabineten besteht. Die guten Früchte werden sich, wie ich hoffe, demnächst in der Behandlung der orientalischen Angelegenheiten kundgeben."

„In Folge eines Ideenaustausches mit Paris und des Einflusses des Kaisers Napoleon auf das englische Cabinet haben sich soeben Oesterreich, Frankreich und England über eine Friedensbasis geeinigt, welche meines Erachtens die Frage, welche den Krieg herbeigeführt, recht vollständig lösen würde."

„Unser Gesandter geht heute mit selber nach Petersburg ab und wir haben die Aufnahme zu gewärtigen, welche diese von Uns mit allem Nachdruck vor-

gelegten Anträge dort finden werden. So wie wir uns während der Unterhandlungen das strengste Geheimniß gegenseitig auferlegt hatten, so gebietet mir die Rücksicht für den russischen Kaiser, den Text nicht zu verlautbaren, bis solcher Ihm unterlegt sein wird. Indessen wollte ich mir die Genugthuung nicht versagen, Euer Hoheit jetzt schon in Kenntniß davon zu setzen und zugleich die beruhigende Versicherung beizufügen, daß die Bedingnisse der Art sind, daß die Uebermacht Rußlands gründlich gebrochen wäre und Deutschlands Interessen gebührend berücksichtigt würden."

„Ob Rußlands Stolz deren Annahme zugeben wird, ist außer dem Kreise meiner Berechnungen. Jedenfalls scheinen mir sehr gewichtige Gründe vorzuliegen, um die schweren Folgen einer abschlägigen Antwort einer sehr ernsten Erwägung zu unterziehen."

„Sollte Rußland auch dieses Mal den Weg zur Ausgleichung ausschlagen, so blieben die ferneren Schritte einer gemeinschaftlichen Berathung vorbehalten. Ich habe allen Grund zu hoffen, daß auch in dieser letzten Phase das gute Einvernehmen zwischen den drei Mächten fortdauern wird. Ueber die Rolle, welche Deutschland dabei spielen wird, finde ich mich hingegen weniger beruhigt, und zwar aus Gründen, über die ich mich nicht näher auszulassen habe, weil sie Ew. Hoheit zu gut bekannt sind. Sollte ich in den Fall kommen, diesen vorläufigen Notizen irgend ein interessantes Factum nachtragen zu können, so erbitte ich mir hierzu die gnädige Erlaubniß. Bis dahin verharre ich in tiefster Verehrung

Ew. Hoheit

gehorsamst ergebener Diener

Wien, 16. December 1855.

Gr. Buol."

Diesen Brief ergänzte der österreichische Minister wirklich schon nach wenigen Tagen:

„Gnädigster Herzog!

„In Verfolg der Mittheilung, die ich jüngst so frei war an Eure Hoheit zu richten, bitte ich um Erlaubniß, jetzt auch den Text der Präliminarien, die wir nach Petersburg gesendet haben, dem erleuchteten Urtheile Eurer Hoheit unterziehen zu dürfen. Auch erlaube ich mir, eine Abschrift der einbegleitenden Weisung an Graf Valentin Esterhazy beizufügen."

„Die Bedingungen dieses Programms können Rußland und seinen unbedingten Anhängern vielleicht strenge erscheinen, aber sie finden ihre Rechtfertigung in der Lage der Dinge, und daß die Verschärfung, welche die verlangten Garantien seit den Wiener Conferenzen erfahren haben, besonders den deutschen Donau-Interessen zu Gute kommt, sollte unserm Schritte in Deutschland zum

Verdienste gereichen. Leider scheint in Berlin ein ungünstiges Gefühl zu überwiegen, und um so weniger zähle ich auf den ersten Eindruck in Petersburg, da nur ein nachhaltiger allgemeiner Druck Rußland zur Nachgiebigkeit zu bewegen im Stande sein dürfte. Wir wissen heute durch den Telegraphen, daß Graf Esterhazy*) gestern Nachmittag dort eingetroffen ist, aber noch nichts über seine ersten Verrichtungen."

„Ohne Frankreichs Loyalität würde es übrigens in Deutschland nicht an Werkzeugen fehlen, die an einer directen Verständigung zwischen Frankreich und Rußland mitarbeiten würden, ohne es dabei mit gegenwärtigen Nachtheilen und künftigen Gefahren für Deutschland allzu genau zu nehmen. Hoffen wir, daß die richtigere Einsicht auch die allgemeine sein möge."

„Ich verharre mit dem erneuten Ausdrucke tiefster Verehrung

Eurer Hoheit

ergebenst gehorsamster Diener

Wien, 27. December 1855.

Gr. Buol."

Für den Augenblick hatte Oesterreich durch die in den voranstehenden Briefen signalisirten Maßnahmen Rußland gegenüber sich allerdings in eine bessere Position zu setzen gewußt. Obwohl man in England nicht daran glaubte, daß die Russen dem österreichischen Ultimatum weichen würden, und obwohl von Preußen aus die Meinung verbreitet wurde, das Ultimatum sei ein Stück Papier, an dessen Bedeutung das österreichische Cabinet selbst nicht glaube, so wurden dagegen in Frankreich die kühnsten Hoffnungen des Friedens an die österreichische Intervention geknüpft.

Ich schrieb um Neujahr dem Kaiser der Franzosen, daß mich die Mittheilungen des Grafen Buol neuerdings überzeugt hätten, daß es Oesterreich vollkommen ehrlich meine, und ich suchte auf alle Weise der persönlich gereizten Stimmung Napoleons gegen Oesterreich entgegenzutreten; zugleich gab ich meiner Hoffnung Ausdruck, daß sich mit Oesterreich, wenn schon keine dauernde Verbindung, so doch eine Verständigung finden lassen müßte, wie sie mit England gefunden wurde, um endlich im Interesse der Civilisation eine Friedensallianz zu stiften.

*) Das österreichische Ultimatum entsprach genau dem Text der französisch-österreichischen Redaction der Friedensbasis vom 5. December und ist vollkommen correct bei Geffcken a. a. O. 201 mitgetheilt. Die Instruction für den Gr. Esterhazy dürfte wahrscheinlich auch schon gedruckt sein und sie enthält nichts, als die gewöhnlichen und bekannten, damals in allen Zeitungen mitgetheilten Weisungen.

Für die feste Gruppirung der Mächte Rußland gegenüber war indessen die Stellung Preußens noch immer eine offene Frage geblieben. In England war die Erbitterung gegen dasselbe gerade so groß, wie diejenige Frankreichs gegen Oesterreich; man wünschte weder Preußens Vermittlung, noch seine Allianz, noch auch seine Theilnahme an irgend welchen Verhandlungen oder Conferenzen. Das vorwiegende Interesse an einer vollständigen Demüthigung Rußlands und der ausgesprochene Wunsch der Fortsetzung des Krieges brachte die Engländer in eine Richtung, bei der es ihnen ganz natürlich zu sein schien, wenn im Frühjahre der Krieg gegen Rußland von den Franzosen am Rhein fortgesetzt werden sollte. Sie hofften dann, mit Hilfe von Oesterreich, — ich weiß nicht welche Eroberungen in Bessarabien, in der Krim und im Kaukasus zu machen.

Unzähligemale prophezeite mein Onkel, der vorzugsweise aus englischen Quellen schöpfte, in seinen Briefen an mich den französisch-preußischen Krieg als eine nothwendige Fortsetzung des unglückseligen Kampfes, und es war schwer, den englischen Politikern begreiflich zu machen, daß Napoleon an nichts weniger denke, als an eine Schwächung Preußens, und daß ihm nichts ferner liege, als Deutschland zu bekriegen, dessen Freundschaft vielmehr in jenen Zeiten sein glühendster, man möchte sagen schwärmerischer Wunsch war.

Die persönliche Stimmung des Kaisers der Franzosen kam auch wirklich dem preußischen Ministerium in seiner unangenehmen Lage einigermaßen zu Hilfe. Denn seit dem Falle von Sebastopol hatte der König sich fast ganz von der großen Politik zurückgezogen. Ich war Ende September unmittelbar nach meinem Pariser Aufenthalte nach Coblenz gereist, um daselbst mit dem Könige und dem Prinzen von Preußen zusammenzutreffen. Ich fand den König in einer sehr erregten Stimmung, welche der Prinz von Preußen zu mäßigen und zum Guten zu wenden strebte. Bei den Gesprächen über die politische Lage war es unendlich schwer, den leidenschaftlichen Aeußerungen des Königs zu folgen, und es wäre unmöglich, sich derselben heute noch zu erinnern, wenn ich mich nicht gleich damals bemüht hätte, die hervorstechendsten Punkte in der Auffassung des königlichen Herrn zu Papier zu bringen.

Das Sonderbarste an der damaligen Anschauung des Königs war die Unterschätzung der Macht und Stellung seines eigenen Staates. Er wiederholte beständig, daß es ganz gleichgiltig wäre, ob Preußen oder Baden die Vermittlung übernehme. Man thue ihm fortwährend Unrecht, wenn man behaupte, er wäre gegen den Westen eingenommen. Er wünsche immer das Gleichgewicht, aber als Deutscher habe er überhaupt gar keine Interessen am orientalischen Krieg; wolle man eine bloße diplomatische Intervention, so könne es Baden ebensogut besorgen.

Er gab zu, daß eine „Partei" im Lande ihn zu einem unmöglichen Ziel treiben wolle und ihn überall als russisch gesinnt zu compromittiren suche. Er sei aber selbst so gescheidt, um diese Leute zu durchschauen und brauche dazu keine Belehrung von Fremden.

Die russische Wirthschaft möge er jetzt so wenig wie früher, und der Krieg habe bewiesen, daß die Armee nichts werth sei, weshalb es eine Thorheit wäre, sich mit Rußland zu verbinden.

Als ich ihn bei diesem Worte zu fassen suchte und auf die günstige Lage, in welche sich Preußen in Folge dessen befände, hinwies, antwortete der König, daß Niemand auf Preußen höre, und daß das, was er sage, bei den Mächten zuletzt oder gar nicht in Betracht gezogen werde. Hierauf behauptete er, daß alle Rathschläge nach dem Falle von Sebastopol auch überflüssig wären, denn es müsse sich jetzt zeigen, ob der Kaiser der Franzosen ein Mann von Wort wäre. Er hätte ihm versprochen, Frieden zu machen, sobald Sebastopol gefallen sei.

Die letzte höchst auffallende Bemerkung bestimmte mich, nachzuforschen, wer dem Könige dieses Zugeständniß Napoleons eigentlich hinterbracht hatte; ich konnte aber niemals erfahren, wie der König zu dieser Behauptung gekommen war, da Hatzfeldt, Wedell und Usedom von der Sache durchaus nichts zu wissen versicherten.

Wiewohl sich der König seit meiner Unterredung mit ihm in Coblenz offenbar von der Kreuzzeitungspartei etwas weiter entfernt hatte und man mir kurze Zeit nachher aus Berlin berichtete, „Gerlach, Niebuhr, Dohna seien ins Vorzimmer verbannt", so brachte dies doch nur einen geringen Unterschied in den Gang der auswärtigen Politik Preußens. Als der König dem Minister Manteuffel Vorwürfe wegen des schlechten Standes der preußischen Politik machte, soll dieser geantwortet haben: „Ew. Majestät wissen, daß seit drei viertel Jahren Alles in Ihrem unmittelbarsten Auftrage geschehen ist."

In dieser Lage der Dinge traf die Nachricht ein, daß Oesterreich ein Ultimatum gestellt habe. Der Kaiser Franz Joseph theilte den Inhalt mittelst Handschreibens selbst dem Könige mit und bat, die Annahme in Petersburg zu unterstützen*). Der König zögerte einige Tage, endlich aber wurde er sowohl wie Manteuffel von einer Art Friedensfieber ergriffen und Beide thaten alles Mögliche, um die Annahme des österreichischen Ultimatums zu bewirken. Es war nicht nur der Brief des Königs an den Kaiser Alexander, sondern vor Allem Manteuffels stricter Auftrag an Baron Werther in Petersburg, den

*) Geffcken a. a. O. 209.

Friedensschluß entschieden und ohne Bedingungen zu verlangen, was thatsächlich die Entscheidung herbeiführte.

Man unterschätzte dieses Verdienst Preußens, wenn es überhaupt ein Verdienst war, einen so zweifelhaften Friedensschluß herbeizuführen, wesentlich nur deshalb, weil der König und sein Minister ungewöhnliche Rücksichten auf die Rußland begünstigenden Kreise im eigenen Lande nahmen, so daß sie es für nöthig erachteten, ihren Antheil an der Herbeiführung des Friedens selbst zu läugnen oder wenigstens so weit wie möglich herabzudrücken. Indem ich aber kurze Zeit nachher in Veranlassung anderer Geschäfte, von denen in einem nächsten Capitel die Rede sein wird, in Berlin anwesend war, konnte ich leicht noch das Richtige erfahren, und auch Herr von Usedom hatte sich die Ueberzeugung zu verschaffen gewußt, daß die Annahme der österreichischen Vorschläge eigentlich nur durch das Drängen Preußens in Petersburg bewirkt worden war. Das Sonderbare lag aber darin, daß der König, während er im eigentlichsten Sinne des Wortes gegen die Wünsche der ihm so verhaßten englischen Kriegspartei den Frieden herbeiführte, sich doch scheute, seine friedliche Petersburger Vermittlung offenkundig werden zu lassen.

Dieser Unsicherheit entsprechend war auch des Königs Schreiben an die Königin von England, worin er, früher als alle anderen Mächte von Alexanders Entschluß unterrichtet, die Annahme der Friedenspunkte meldete, kühl und objectiv bis auf das Aeußerste, und nicht ohne das Bewußtsein, daß man in England dem Könige am wenigsten Dank wissen werde.

Allein die ganze Friedens- und Kriegsfrage bewegte sich längst, über den Köpfen der Diplomaten und Minister hinweg, rein in den obersten Regionen der höchsten Herrschaften. Es wurden noch viele diplomatische Arabesken in den endlosen Schriftstücken gezeichnet, mit welchen man sich die bitteren Pillen allerseits zu versüßen suchte. Man wird hier gern auf eine Darstellung der Einzelnheiten der Friedensverhandlungen verzichten.

Was den Kaiser der Franzosen betraf, so war ihm die Beendigung des Krieges unter allen Umständen erwünscht, so lange die Engländer nicht dazu gebracht werden konnten, das Princip des „Desinteressement“ bei der Fortsetzung desselben aufzugeben. Dazu war aber keine Hoffnung, und so konnte Napoleon die Nachricht Friedrich Wilhelms IV. von der in Petersburg erfolgten Annahme der Friedenspunkte mit unverhohlener Freude seinen Parisern mittheilen. Er hatte die Genugthuung, der sprichwörtlich gewordenen „Uneigennützigkeit der englischen Kriegslust“ eine kleine Niederlage beigebracht zu haben.

Zugleich war er in der Lage, bevor man noch in England sich recht über die Situation klar geworden, bereits Paris als den Sitz der künftigen Con-

ferenzen zu bezeichnen; und wenn auch noch Niemand recht eigentlich von einem Congreß etwas hören mochte, so waren doch Zeitungen und Diplomaten bereits bei der Hand, um allerlei Gegenstände und Fragen, welche die Conferenzen erledigen sollten, in die öffentliche Discussion zu bringen.

Die Engländer rächten sich ein wenig dadurch an Preußen, daß sie demselben den Eintritt auch in die Pariser Conferenzen verwehren wollten; schließlich war doch einzusehen, daß eine Ausschließung der fünften Großmacht bei einem Congreß, der bereits seine Thüren für Sardinien zu öffnen sich anschickte, ein in den Annalen Europas unerhörter Vorgang gewesen wäre. Aber die englischen Politiker hatten sich in Folge des jahrelangen Zauderns Preußens zu einer solchen Erbitterung fortreißen lassen, daß selbst mein Bruder dem Einfluß der öffentlichen Meinung völlig zu erliegen schien und seiner sarkastischen Ader gegen die fünfte Großmacht jeden Zügel schießen ließ.

So schrieb er nicht unwitzig einmal über Berlin, man müsse mit Schillers Taucher sagen: „Da unten aber ist's fürchterlich!" „Die Confusion im Reiche der Gedanken muß etwas Heilloses sein, und es läßt sich nur staunen und als einen Beweis der gesunden Natur des preußischen Staates anerkennen, daß sie denselben noch nicht ganz ruinirt hat."

„Das Protokoll ist nun in Wien figuirt worden und die Negociationen sollen in drei Wochen in Paris beginnen. Ich fange an, zu glauben, daß es den Russen ernst um den Frieden ist; daß sie uns bei der Gelegenheit über den Löffel zu balbiren gedenken, versteht sich am Rande, und es darf den König von Preußen nicht wundern, wenn man hier nicht wünscht, daß er uns dabei die Serviette um den Hals halte. In Paris giebt es Viele, die um etwas Geld den Seifenschaum dazu zu machen bereit sind."

Ich hielt es für meine Pflicht, dem allen gegenüber von meinem bescheidenen Theile aus darauf aufmerksam zu machen, wie unmöglich und unerhört es wäre, Preußen von einem europäischen Congresse auszuschließen. Ueberdies hatte das preußische Cabinet am 3. Februar 1856 eine Depesche zur Kenntniß der österreichischen Regierung bringen lassen, welche allen Bedingungen des Eintritts in die Conferenzen gerecht wurde*). In der Noth des Augenblicks dachte

*) Manteuffels Depesche vom 3. Februar 1856 an den preußischen Gesandten in Wien:

„Mein unter dem 26. v. M. an Euer Excellenz gerichteter Erlaß wird sich bereits in Ihren Händen befunden haben, als mir die anliegende österreichische Mittheilung vom 25. durch Graf Esterhazy am 28. v. Monats übersendet wurde."

„Wir haben deren Beilage, die von Oesterreich demnächst beabsichtigte Erklärung am Bunde, natürlich zum Gegenstande reiflichster Erwägung gemacht. Hätte sich

man in Berlin sogar daran, den Eintritt in die Conferenz lediglich als Bevollmächtigter des deutschen Bundes zu fordern, und der sächsische Minister, Herr von Beust war es, welcher diesen wenig großmächtlichen Gedanken besonders empfahl.

In einem Berichte, welchen ich meinem Bruder über die Lage der Dinge machte, suchte ich die angegebenen Gesichtspunkte genauer darzulegen, ich unterlasse es aber, das umfangreiche Schriftstück hier vollständig mitzutheilen, weil es kaum etwas sachlich Neues enthält und beschränke mich auf die Hervorhebung einiger Hauptpunkte desselben:

„Beiliegend übersende ich Dir die neueste preußische Auslassung, welche Dir vielleicht auf anderem Wege nicht zukommt. Sie enthält so ziemlich Alles, was man von Preußen fordern kann, ehe man es in den Conferenzsaal einläßt. Sie enthält sowohl das Erbieten, die Präliminarien zu zeichnen, als auch die Verheißung, dieselben nicht beeinträchtigen zu lassen. Wenn Ihr es wollt, wird der König einen dem österreichischen Decembervertrage ähnlichen Vertrag zu zeichnen sich entschließen. Er fühlt, daß er durch die Ausschließung von den Conferenzen Europa und seinen eigenen Unterthanen gegenüber geschädigt würde. Die Gelegenheit ist jetzt günstig .... Für Preußen und nicht bloß für den König von Preußen ist es von wirklichem Interesse, daß es an der Abmachung einer anerkannt europäischen Frage wenigstens formell betheiligt werde. ....“

„Die Sorge, nicht zu den Conferenzen zugelassen zu werden, verleitet den König daran zu denken, daß, wenn er nicht als König von Preußen zugelassen werden sollte, man ihm doch wohl als Vertreter von Frankfurt Einlaß gewähren würde. Daher die erneuerte Verbrüderung mit Sachsen. .... Beust will durch dieses Bündniß Preußen den Eintritt in die Conferenzen noch mehr erschweren. Preußen soll aufhören, Großmacht zu sein und sich bescheiden mit dem Antheile Baierns und Sachsens an der europäischen Politik zufrieden

das Wiener Cabinet darüber, bevor dieselbe festgestellt war, mit uns ins Benehmen gesetzt, so würden wir vielleicht in der Lage gewesen sein, manche Veränderung als wünschenswerth zu bezeichnen. Dies hat indessen nicht abgehalten beizustimmen, daß Deutschlands Einmüthigkeit mit den beiden Großmächten kund gegeben werde. Es wird die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die angenommenen Präliminarien von ganz Deutschland als Friedensbasis freudig begrüßt werden und Preußen verspricht für die Verwirklichung derselben seinen Einfluß geltend zu machen. Man solle auch die Ansicht des Bundes in dieser Beziehung feststellen: daß hierzu eine geeignete Vertretung des Bundes selbst bei den Verhandlungen ein besonders geeignetes Mittel und daher ein allseitiges Interesse wünschenswerth wäre, wird das kaiserliche Cabinet mit uns anerkennen.“

geben. Der König glaubte allen Ernstes, daß er auf diesem Wege weiter kommt. . . ."

„Diese neuesten Nachrichten hat N. N. mitgebracht, der längere Conferenzen mit dem Könige und dem Minister gehabt hat und ganz in meinem Sinn denkt und handelt. Ehe Beust kam, war der König bereit, durchaus einmüthig mit Oesterreich zu gehen, jetzt aber findet er wörtlich: daß die Trias einen schönen Uebergang zu den deutschen Dingen bilden könnte. . . ."

Die Frage der Vertretung des deutschen Bundes bei den Conferenzen in Paris hatte indessen im Laufe des Monats Februar eine immer gewichtigere Gestalt angenommen, und in patriotischen Kreisen wurde nachgerade der Gedanke wachgerufen, ob nicht für Deutschland eine analoge Stellung bei dem Congresse anzustreben wäre, wie sie Sardinien jetzt einzunehmen im Begriffe war.

Mir schien der Moment jedenfalls günstig, um bei den bevorstehenden Unterhandlungen die Bundesreform und die schleswig-holsteinische Frage nicht unbesprochen zu lassen und wenigstens die Gelegenheit nicht zu versäumen, immer und immer wieder auf unsere deutschen Wundmale hinzuweisen.

Wiewohl meine Bestrebungen ziemlich nutzlos verklungen sind, darf ich doch hier einen Brief einschieben, den ich in dieser Beziehung schon am Schlusse des Jahres an meinen Schwager von Baden geschrieben habe.

„Lieber Fritz!

„Was ich von den Aeußerungen der verschiedenen größeren deutschen Regierungen über die Reform der Bundesverfassung lese, läßt mich glauben, daß sich uns jetzt eine Möglichkeit darbietet, aus unserer Lage herauszukommen."

„Die Bewegung, welche der Katastrophe von 1848 vorausging, schloß mit dem Verlangen der Bundesreform — die Bewegung, welcher eine neue Erschütterung folgen kann, beginnt mit diesem Verlangen. Darin wäre eine gewisse Logik; es würde auch ganz den bisherigen Erfahrungen entsprechen, wenn die deutschen Regierungen der beginnenden Agitation Polizeibegleitung beigeben, bis diese und die Regierungen selbst in denselben Abgrund stürzen."

„Wir haben das Beispiel hinter uns, nur daß sich schwerlich aufs Neue eine große Partei finden wird, welche die Bewegung vor dem Throne halt machen hieße. Ich weiß, daß Dein klarer Blick dieselben Gefahren sieht, und daß Deine Vaterlandsliebe bereit ist, sie mit Opfern abzuwenden. Daß es gegenwärtig nicht möglich sein wird, eine gründliche Aenderung zum Bessern vorzunehmen, versteht sich von selbst. Der wirkliche Schaden besteht in dem Dualismus, dessen Folgen wir gerade in dieser europäischen Krisis klar genug

vor Augen haben. Dieser Dualismus wird sich vielleicht später, wenn die beiden Großmächte zur Erkenntniß ihrer wahren Interessen kommen sollten, aufheben lassen. Jetzt ist es unmöglich. Aber auch unter der Voraussetzung der Fortdauer dieses Dualismus lassen sich doch Reformen bewerkstelligen, welche den Versprechungen und Hoffnungen von 1815 und 1848 wenigstens theilweise entsprechen und als eine Abschlagszahlung an die Nation gelten könnten."

„Du bist, lieber Fritz, vor Allen berufen, die Sache der Reform des Bundes in nationalem Sinn in die Hand zu nehmen. Du hast nicht nur den persönlichen Beruf hierzu. Baden ist als der größte unter den nichtköniglichen Staaten vor allen übrigen befähigt und durch seine Lage veranlaßt, auf dem Wege einer nationalen und gesunden Politik voranzugehen. Ich, meinestheils, bin bereit, Dir auf diesem Wege zu folgen und dazu mitzuwirken, daß ein Zustand verbessert werde, den alle Regierungen für verderblich erklärten, und der von jedem Menschen in Deutschland für unwürdig und unhaltbar angesehen wird. Sei so freundlich etc."

Ernst."

Einige Wochen, nachdem ich diesen Brief in Angelegenheit der Bundesreform an meinen Schwager gerichtet hatte, bot sich mir eine Gelegenheit dar, die schleswig-holsteinische Frage aus Anlaß der Friedensunterhandlungen in Erinnerung zu bringen. Ich hatte durch den Präsidenten Francke in Erfahrung gebracht, daß sich Herr von der Pfordten in München sehr abfällig über das sogenannte Londoner Protokoll geäußert haben sollte. Es lag also nahe, Baiern aufzumuntern, „bei den bevorstehenden Verhandlungen des Bundes über die Aneignung der Friedensvorschläge die schleswig-holsteinische Frage, wenn auch nur demonstrativ und ohne die Aussicht auf einen unmittelbaren praktischen Erfolg, zur Sprache zu bringen."

„Ihr gnädigster Herr," fügte ich in meinem Schreiben an Herrn von der Pfordten noch hinzu, „könnte allerdings um so eher den Anlaß dazu geben, als derselbe von dem Londoner Protokoll Seine Hand ferngehalten und verhindert hat, daß auch der Bund in seiner Majorität das Gegentheil von dem beschließe, was er früher beschlossen hat."

Im weiteren Verlaufe meines Briefes bemerkte ich, daß eine Gelegenheit sich nicht leicht wiederholen werde, wo Deutschland in der Lage wäre, vor Europa zu erklären, daß nicht nur Schwärmer und obscure Patrioten, sondern auch deutsche Regierungen der nationalen Rechte gedenken, welche der augenblicklichen Convenienz geopfert worden sind. Herr von der Pfordten antwortete:

„Durchlauchtigster Herzog!
„Gnädigster Herr!

„In dem gnädigsten Schreiben vom 6. d. M. haben Eure Hoheit die Frage aufgestellt, ob es nicht möglich sei, bei den Bundesverhandlungen über die Aneignung der Friedensvorschläge die schleswig-holsteinische Frage zur Sprache zu bringen. Ich bin nach reiflicher Erwägung zu der Ueberzeugung gekommen, davon abrathen zu müssen. Die österreichische Vorlage hat anfänglich so verschiedene Ansichten hervorgerufen und insbesondere gingen die Auffassungen in Wien und Berlin so sehr auseinander, daß es nicht leicht war, zu einer Einigung zu gelangen."

„Diese würde aber vollends unmöglich geworden sein, wenn nun auch noch die dänische Successionsfrage hineingezogen worden wäre, weil in dieser der Standpunkt von Wien und Berlin ganz verschieden ist und weil Oesterreich jetzt, wo es Frieden herbeiführen will, jede Andeutung neuer Schwierigkeiten ablehnen muß."

„In der That scheint auch Präsident Francke meine Aeußerung etwas mißverstanden zu haben. Nicht von den Friedensconferenzen sprach ich, sondern von dem europäischen Congreß, der möglicherweise an den Friedensschluß sich anreihen wird. Dort wird die Frage der Herzogthümer zu lösen sein und dann wird wohl auch Oesterreich noch weniger Bedenken tragen, darauf einzugehen."

„Eure Hoheit erwähnen auch noch der Werrabahn . . . . ."

„Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, hat mir aufgetragen, Eurer Hoheit für die freundliche Erinnerung zu danken und dieselbe zu erwidern. In tiefster Ehrerbietung etc., etc.

München, 18. Febr. 56. v. d. Pfordten."

Immer wieder war die Erfahrung zu machen, daß Dinge, wie Schleswig-Holstein und die Bundesreform ein zu tiefes Grauen erregten, als daß man gewünscht hätte, sich den Russen und Engländern damit im Mindesten unangenehm zu machen. Mit verwunderlicher Bescheidenheit wetteiferten alle deutschen Staaten mit einander, Angelegenheiten solcher Art im Schooße der Eschenheimer Bundesversammlung zu begraben. So wurde auch in aller Stille die Frage über den Beitritt des Bundes zu den Friedenspräliminarien, nach einem kleinen, wenig erbaulichen Geplänkel zwischen dem Präsidium und der preußischen Bundestagsgesandtschaft ohne viel Lärm vor Europa zu bewirken, stillvergnügt zum Austrag gebracht.

Die Bundesversammlung hatte sich noch eben durch einige tapfere Rück-

wärtsbewegungen gegen alle neuerlichen Versuche einer größeren Publicität der Bundes-Protokolle gewehrt, und so wurde die seit längerer Zeit schon erwartete Erklärung Oesterreichs über den Abschluß der Präliminarien des sogenannten Friedens in der 6. Sitzung den vereinigten Ausschüssen für politische und militairische Angelegenheiten zugewiesen.

Die österreichische Erklärung pries die ungemeinen Verdienste des k. k. Cabinets um das Zustandekommen der Friedensbasis mit einer Art von naiver Selbstbewunderung und mit verschämter Versicherung des ungeheueren Einflusses, dessen sich Oesterreich in Europa jetzt wieder zu erfreuen hätte. Nicht ohne einige Seitenblicke auf Preußen wies das kaiserliche Cabinet vor Allem darauf hin, wie es sich durchaus von den Beschlüssen der Bundesversammlung habe leiten lassen und wie es die Interessen Deutschlands stets dabei im Auge gehabt habe.

Der bairische Bundestagsgesandte legte in der darauf folgenden Sitzung am 9. Februar einen wenig besagenden Antwortsentwurf vor, über welchen Herr von Bismarck erst noch nach Berlin zu berichten wünschte. So kam endlich am 21. Februar das große Werk zu Stande, daß der deutsche Bund „mit Dank und Befriedigung" die Präliminarien als die Grundlage eines allgemeinen Friedens anerkannte. Das Eigenthümliche dabei war, daß Graf Rechberg den Beschluß mit ausdrücklicher Erklärung annahm, sich die Motive nicht aneignen zu können, und daß Herr von Bismarck die Veröffentlichung des Beschlusses nur zulassen wollte, wenn auch der Ausschußantrag und die Motivirung publicirt würden. So wurde denn die Bescheidenheit soweit getrieben, daß in den Zeitungen nur mitgetheilt werden durfte, es habe die Bundesversammlung über die von Oesterreich gemachten Mittheilungen bezüglich der orientalischen Angelegenheiten einstimmig einen den Ausschußanträgen entsprechenden Beschluß gefaßt. „Der K. preußische Gesandte habe sich bei diesem Anlaß", so wurde mir gemeldet, „sehr conciliant bewiesen, denn wenn er es verlangt hätte, würde die Mehrheit sich mit ihm wohl für die Motive der Ausschüsse ausgesprochen haben."

Wahrhaftig! Es war jede Gefahr beseitigt, daß bei den Pariser Conferenzen auf die Existenz Deutschlands oder des deutschen Bundes irgend eine Rücksicht genommen zu werden brauchte. Auch von der vielbesprochenen Idee des Königs von Preußen, als Bevollmächtigter dieses deutschen Bundes in den Conferenzsaal einzutreten, war weiter nicht die Rede. Einige schmerzliche Wochen waren noch dahingegangen, ehe die Bevollmächtigten Preußens es erreicht hatten, zu der Conferenz zugelassen zu werden. Bis zum 18. März, wo der unmittelbare Streit über die Differenzen der Kriegführenden ausgeglichen schien, war die deutsche Großmacht — man kann es ja noch heute nicht

ohne die tiefste Trauer aussprechen — zum Antichambriren verurtheilt; sie durfte nachher bei denjenigen Geschäften Antheil nehmen, welche „die allgemeinen Interessen Europas“ betrafen.

Die politische Situation war in diesem Augenblicke bereits eine vollständig veränderte; und die tiefe Umwandlung der französischen Politik, welche ich Schritt für Schritt seit meinem September-Besuche in Paris zu verfolgen in der Lage gewesen war, trat jetzt in unerbittlicher Deutlichkeit vor die Augen von Europa. Das leise Schmollen, welches zwischen den westmächtlichen Verbündeten sich bemerkbar machte, zeigte sich auch in meines Bruders Briefen, es war aber nie stark genug, um für die Dauerbarkeit der Allianz besorgt sein zu dürfen. Dagegen veränderte sich die Lage der beiden deutschen Großmächte mit jedem Tage, an welchem zwischen Frankreich und Rußland nicht nur der Friede, sondern auch das gegenseitige Einverständniß sich befestigte.

Treffend schrieb Prinz Chimay schon am 28. Februar: L'empereur est heureux et très fier du rôle vraiment incroyable et magnifique que la Providence lui assigne dans les affaires d'Europe. Und ein anderer Berichterstatter meldet von dem Beginn der Feierlichkeiten aus Anlaß des Eintreffens der Gesandten zum Congreß am 25. „Gestern Abend war Concert bei S. M. mit wenigen, aber ausgesuchten Einladungen. Einer der glücklichen Assistenten erzählte mir, daß alle Artigkeiten und Aufmerksamkeiten für den Grafen Orloff und Herrn von Brunnow gewesen seien, wogegen man ein sichtbares Erkalten gegen den österreichischen Bevollmächtigten bemerken konnte.“

Der Kaiser selbst war völlig entschlossen, den Frieden um jeden Preis mit den Russen zu Stande zu bringen. Ich hatte noch vor dem Zusammentritt der Conferenz durch den Prinzen Chimay vorstellen lassen, daß der Zeitpunkt gekommen zu sein scheine, wo eine Verständigung mit Preußen und folglich mit Deutschland doch für die Zukunft möglich wäre, aber der Kaiser antwortete mir lediglich mit unverhohlener Freude darüber, daß er den widerwärtigen Orientkrieg los wäre.

Palais des Tuileries, le 11 Mars 1856.

„Mon cher Duc,

„Je n'ai pas répondu plus tôt à Votre Altesse Royale parce que je voulais lui donner quelques nouvelles sur les conférences. Aujourd'hui je puis Vous dire, que la paix est assurée, car on est d'accord sur toutes les conditions principales. Certes, j'ai apprécié comme elles le méritent les communications dont Vous avez chargées le Prince de Chimay de me faire part, mais aujourd'hui la paix me donne bien des avantages et la guerre en Crimée était trop coutante pour pouvoir être prolongée. Les

sacrifices n'étaient pas en rapport avec les bénéfices qu'on pouvait espérer en retirer. Je suis toujours bien reconnaissant à Votre Altesse Royale des sentiments d'amitié qu'Elle me conserve et j'espère qu'Elle ne doutera jamais des miens. Je les lui renouvelle donc avec toute l'assurance de mes sentiments d'estime et de véritable affection

votre frère Napoléon."

Diese Friedensseligkeit des französischen Kaisers konnte nur derjenige richtig beurtheilen, welcher die Hintergedanken verstand, die der Kaiser bereits damals hegte. Niemals ist ein Congreß so sehr als bloßer Vorhang der Scenerie betrachtet worden, die man eben aufzubauen im Begriffe war, wie der Pariser. Was die Diplomaten sich zu sagen hatten, mochte sehr vieles Schätzbare enthalten; es hatte aber lediglich decorative Bedeutung und braucht daher hier kaum im Einzelnen erwähnt zu werden. Ueber das, was hinter dem Vorhange vorging, lagen mir vielfache und übereinstimmende Berichte vor, aus denen zur Genüge sich erklärte, warum die Engländer in dem gleichen Maße unzufriedener wurden, je länger die Conferenzen dauerten.

„Es liegt ein Eifer und eine Schnellkraft, so schrieb man mir Ende März, in Allem, was die Russen hier thun, sprechen und vorbereiten, daß deutlich daraus zu ersehen ist, das Kriegsunglück habe, statt sie zu erdrücken, der Regierung neue Schwingen verliehen. Sie eilt und drängt zum Friedensschlusse, läßt sich von kleinen unerwarteten Forderungen nicht abschrecken, fügt sich und gibt nach, um ihre Kräfte zu sammeln, zu ergänzen und neue zu schaffen. Es ist eine elastische Nation, die mit Kühnheit ihre Pläne concipirt und mit Energie ausführt. Zuerst soll Rußland in der Allianz mit Frankreich den Platz einnehmen, den jetzt England und Oesterreich besitzt. Man wirft sich dem Kaiser Napoleon ordentlich an den Hals. Alle hiesigen Russen affichiren eine Bewunderung für Alles, was der französische Monarch thut und spricht, die an Begeisterung grenzt."

„Bei streitigen Congreßfragen appellirt Graf Orloff an den Ausspruch Louis Napoleons mit der Erklärung, seinem Entscheid sich fügen zu wollen. Le Nord hat Weisungen bekommen, wonach dieses bisher gegen Napoleon so gehässige Blatt in einem Monat eifrig bonapartistisch sein wird, und der Debit ist demselben bereits für jene Zeit in Frankreich zugesichert."

„Unter den hiesigen deutschen wie französischen Schriftstellern wird für weitausgreifende Pläne rekrutirt; bevor ein Jahr verläuft, werden mehr als zehn Journale ihre Parole von der russischen Gesandtschaft erhalten. Auch sollen am Rhein, in Leipzig, Stuttgart, Wien, Prag und Pesth neue Zeitungen gegründet oder bereits bestehende erworben werden. Dieser Plan ist eine Thatsache."

„Das Resumé des russischen Programms für die nächste Zukunft läßt sich somit in den drei Momenten zusammenfassen: Allianz mit Frankreich, rasche Erbauung der militairischen Eisenbahnlinien im Innern des Reiches, Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Mittel-Europa."

Der März des Jahres 1856 schien in jeder Beziehung die Bestimmung zu haben, den Kaiser der Franzosen auf den Gipfelpunkt seines Glückes emporzuheben, und mein Oheim bezeichnete kurz und bündig die Lage, wenn er sagte: „Mein Nachbar vermag Alles im Guten und im Bösen, wir werden sehen, wie er es versteht, denn sein Glück kann er mit Recht in den letzten Jahren loben und sein Stern glänzt mehr als je."

Und nicht allein die politische Welt sah Louis Napoleon in diesem Augenblick zu seinen Füßen, auch seine kühnsten Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft seines Hauses glaubte er erfüllt. Denn während alle Aufmerksamkeit der Welt auf die Beschlüsse der Conferenz in Paris gerichtet war, wollte das Schicksal gleichsam noch in besonderer Weise das Glück des Hauses Bonaparte besiegeln. Am frühen Morgen des 16. März war auch mir eine der unzähligen Depeschen ins Haus geflogen, welche lautet: L'impératrice est heureusement accouchée d'un prince. Sa Majesté et l'enfant se portent bien.

Der Abgesandte, den ich mit meinem Gratulationsschreiben an den Kaiser schickte, fand Paris im Jubel. Der Congreß schien nur noch da zu sein, um die Rolle der heiligen drei Könige vor der Krippe zu spielen. Die Vaterfreuden des Kaisers spiegelten sich in dem liebenswürdigen Dankbrief, den er mir schon am 27. März mit eiliger Hand sendete: „L'impératrice a bien souffert, mais elle va toute bien aujourd'hui aussi que le petit garçon, qui est gros et gras," hieß es unter anderem darin.

Drei Tage später, am 30. März, wurde um 1 Uhr der Friede unterzeichnet und der Congreß geschlossen. Noch am selben Abend strahlte Paris im Glanze der großartigsten Illumination, um gleichsam zu beweisen, wie wenig populär der Krieg war.

„La France trouve certainement une magnifique compensation," schrieb Prinz Chimay in einem längeren Bericht am nächsten Tage, „à ses projets intimes dans la position qui lui est moralement faite et d'ailleurs, la guerre lui devenait une trop lourde charge dans les conditions données, mais enfin, je crois, que Votre Altesse pensera avec moi qu'elle espérait peut-être autre chose."

„Peut-on considérer la Sardaigne et la Turquie comme satisfaites? Au point de vue Anglais la situation de la Russie n'est-elle pas fortifiée

en Asie? De toutes ces graves réflexions que j'aborde à peine, il me semble bien difficile de conclure à un long repos pour l'Europe."

In der That war es ja nicht schwer, in jenem Augenblicke den Propheten zu spielen, und das Gefühl war ziemlich allgemein, daß der Krieg nutzlos gewesen. Für uns in Deutschland war eine Gelegenheit versäumt worden, die Fehler der Jahre 1848 und 50 gut zu machen. Es mag sein, daß man in hundert Jahren, wenn es die Geschichte mit einem Jahrzehnt oder einem halben Menschenalter nicht mehr so genau nehmen wird, gleichgiltiger über das Capitel deutscher Unterlassungssünden denkt, die Generation aber, welche einen großen Theil ihres Lebens im Kampf gestanden und in ihrer nationalen Existenz um volle 20 Jahre, fast möchte man sagen, verkümmert wurde, wird nicht leicht kühl und ruhig an jene Jahre zurückdenken können. Und so mag dieser Abschnitt meines Lebens mit den folgenden an meinen Bruder gerichteten Zeilen schließen:

„Wohl noch nie hat eine Friedensnachricht einen so betrübenden Eindruck auf eine patriotische Partei gemacht, als die jetzige. Die Geschicke Deutschlands wollen aber nun einmal erfüllt sein. Ich predige nach allen Seiten Geduld und stilles Vorbereiten auf den Kampf, der da kommen und nicht ausbleiben kann."

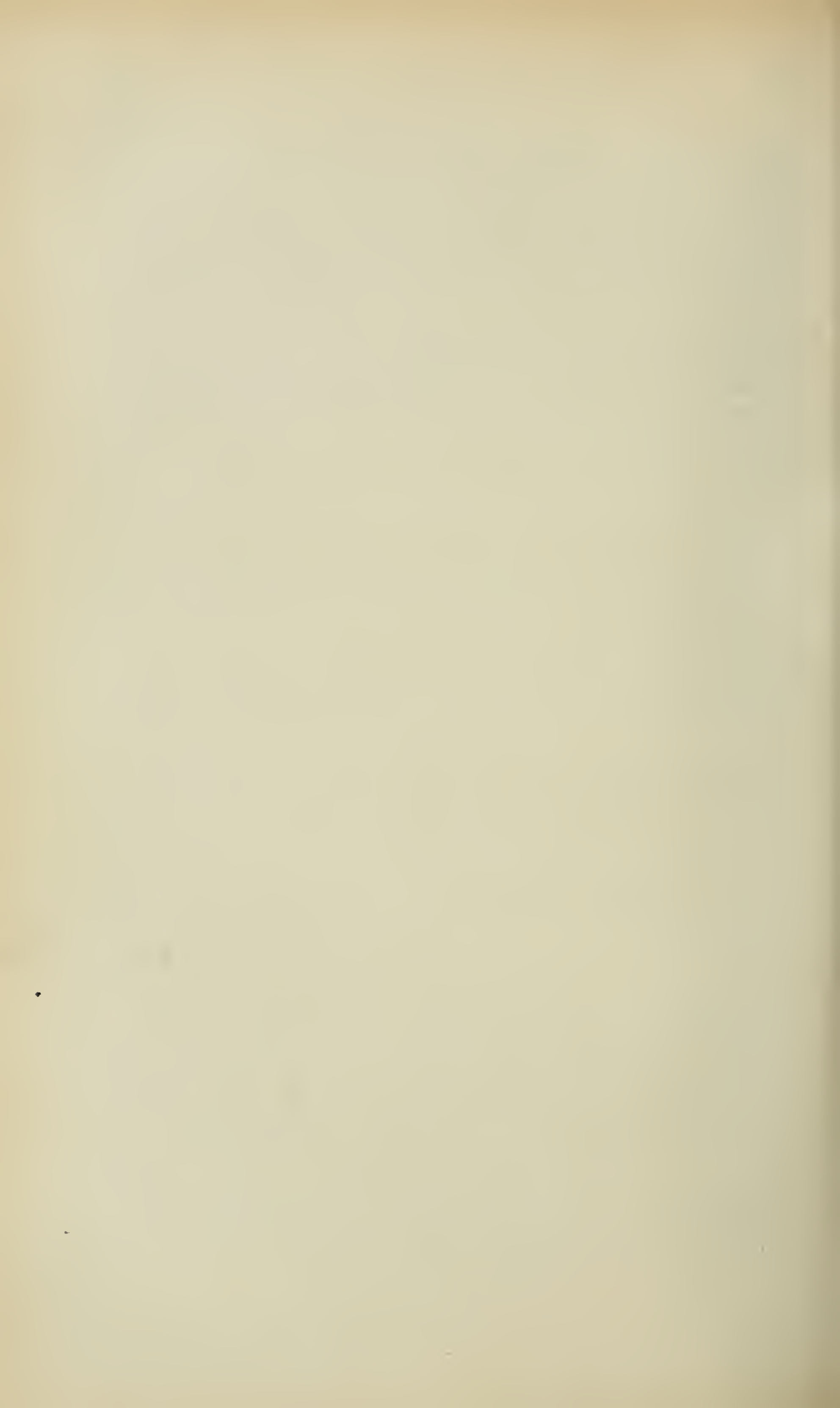
„Wenn auch der Friede selbst eine vollständige Erfüllung des zu Anfang des Krieges aufgestellten Programms enthält und vielleicht noch etwas darüber, so möchte Einem das Herz bluten bei dem Gedanken, was man hätte erreichen, welche Erfolge erlangen können."

„Die Russen scheinen jetzt den Fehler des Kaisers Nikolaus wieder gut machen zu wollen; überall schließen sie sich an Frankreich an und wollen glauben machen, daß einem Bündniß mit Frankreich nichts mehr im Wege stehe. Dieses Bündniß war in der That schon unter der vorigen Regierung das Eldorado der altrussischen Partei; sie hoffte dadurch die Grenzen Rußlands bis an die Weichselmündung vorrücken zu können und war bereit, den Franzosen dafür das linke Rheinufer zu geben. Sie machten es dem Kaiser zum Vorwurf, daß er das französische Bündniß nicht wollte."

„Noch im vorigen Sommer sprachen hochgestellte Russen die Ansicht aus, daß die echten Russen die kaiserliche Familie als ein eingewandertes Adelsgeschlecht betrachten, welches der Familienverbindung mit Preußen die Größe Rußlands aufopfere. Dieser Vergrößerungstrieb auf Kosten Deutschlands wird nach den Niederlagen in der orientalischen Frage jetzt um so stärker hervorbrechen. Das mot d'ordre der Russen und Russenfreunde ist: Russisch-französische Allianz, Rache an Oesterreich, Rache an England."

„In den nächsten Wochen und Monaten werden wir die rührigste Thätigkeit der Russen in Deutschland erblicken. Es sollen sämmtliche bedeutende

deutsche Journale von Rußland angekauft werden, welche dann unter dem Schutze der Polizei und der Polizeiministerien das ohnehin sehr confuse größere Publikum bearbeiten sollen. Eine Oppositionspresse ist ohnehin beinahe unmöglich; bei dem leisesten Worte erfolgt Confiscation des Blattes, gerichtliche Untersuchung und Ausweisung der Redacteure und Litteraten. Dauert der Zustand fort und tritt man zu stark auf, so wird im Innern des Volkes eine furchtbare Reaction nach links erzielt. Ist man aber vorsichtig und erhält das Publikum in dem krankhaften Schlaf, unterstützt es dabei in dem neu erstandenen Geldschwindel und dem Hange, die unreifen Früchte ökonomischer Verbesserungen auf einmal zu pflücken, so dürfte eine ähnliche Zersetzung des Volkes stattfinden, wie sie in Frankreich jeden Tag zunimmt."



Achtes Buch.

Vorspiel ernsterer Kämpfe.



Erstes Capitel.

Ein litterarisch-politischer Verein.

Mit der zunehmenden Reaction der fünfziger Jahre schien eine gesunde und fruchtbare litterarische Thätigkeit in der Politik immer mehr zu verschwinden. Dem unberufenen Lärm der Presse in den Sturmjahren folgte Einschüchterung und Resignation gerade in den gemäßigten und gebildeten, in den besten Kreisen des deutschen Volkes. Nur die extremsten Parteien fanden Mittel und Wege mit gehässigen und leidenschaftlichen Anschauungen und Programmen auf dem Bücher- und Zeitungsmarkte zu erscheinen.

Je mehr so manche Regierung sich zum bloßen Werkzeuge der Restauration machen ließ, desto besser gelang es den Revolutionscomités, in und außerhalb Deutschlands, eine demokratische Gährung in den Massen zu erhalten und den Boden überall dort zu unterwühlen, wo die militairische und polizeiliche Gewalt des Staates nicht hinzureichen pflegt. Gerade den mittleren Ständen gegenüber war man genau wieder bei den Karlsbader Principien angelangt, nur daß die Methode ihrer Anwendung eine andere geworden war. Der Irrthum, in welchem man befangen blieb, war immer derselbe, daß man die Ideen der Zeit verbannen werde, wenn man nur verhindere, sie auszusprechen und zu drucken.

Die preußische Regierung jener Jahre drückte auf die besseren, ja vielfach auf die gebildetsten Elemente des politischen Lebens durch eine langanhaltende Verfolgungssucht, insbesondere gegen Schriftsteller und Beamte. Auch in den Mittelstaaten waren die zahlreichen Mitglieder der früheren Gothaischen und Erfurter Versammlungen den Aufmerksamkeiten der Staatsverwaltungen verfallen und mit jeder Art von Polizeimaßregeln bedacht worden.

Das deutsche Schriftstellerthum, welches nicht zu Stahl und Gerlach umkehren oder aber auswandern wollte, fand nur wenige Quadratmeilen deutscher Erde für freie Existenz und Thätigkeit geöffnet und es war gerade so, als wollte die Reaction selbst ihren Gegnern den Werth der Kleinstaaterei dadurch beweisen, daß sie die Unabhängigkeit schätzen lehrte, welche die Presse nur noch in kleineren und kleinsten Staaten genoß.

Meine Herzogthümer waren zu diesen Oasen der Wüste gerechnet worden, welche der litterarischen Bedrängniß Schutz gewähren konnten, und nicht gering war die Zahl der Männer, welche sich hier einfanden und die politische Gastfreundschaft von Coburg-Gotha in Anspruch nahmen.

Mir lag daher der Gedanke nahe, die ganz zersplitterten und in ihrer Vereinzelung fast wirkungslosen guten Kräfte zu einer innigeren Verbindung zusammenzufassen und mit ihrer Hilfe dem politischen Geiste eine freiheitlich-gemäßigte und praktische Richtung anzuweisen. Die Verwickelungen in der orientalischen Frage eröffneten die Aussicht, die politischen Interessen des Vaterlandes neu zu beleben, und so faßte ich 1853 den Entschluß, an die Spitze eines Vereins zu treten, der durch feste Gliederung und Lauterkeit der Gesinnung seiner Mitglieder ersetzen sollte, was ihm an äußeren Machtmitteln auch fehlen mochte.

Ich verfaßte eine Denkschrift, welche als festes Banner eine Anzahl von ehrenwerthen und zuverlässigen Männern verbinden konnte und die als Richtschnur politischer und publicistischer Thätigkeit zu dienen hätte. Wiewohl das Schriftstück etwas lang ist, so wird es den Leser doch interessiren davon Kenntniß zu nehmen. Ich finde keinen Grund dasselbe zu verheimlichen, da es denen, welche seine Grundsätze damals bekannten, heute sicherlich nicht mehr zum Nachtheil gereichen kann:

Denkschrift über die Gründung des „Vereins“.

Enggeschlossene Vereinigungen Gleichgesinnter zu gemeinsamem Handeln werden überall zu einer politischen Nothwendigkeit und staatsbürgerlichen Pflicht, wenn die Gegenwart keine gerechte Anforderung erfüllt, oder die Zukunft große Gefahren droht.

Ein Blick auf den gegenwärtigen Zustand Deutschlands zeigt, daß nicht bloß Eine dieser Voraussetzungen, sondern beide vorhanden sind.

Nur zu viele Regierungen Deutschlands stehen unter dem Einflusse einer Partei, welche, durch die nächste Vergangenheit unbelehrt, kein Bedürfniß der Nation befriedigen will, dagegen gerade das Gegentheil desjenigen thut, was der Inhalt der gerechten Wünsche jeder Nation ist. Und auf der anderen Seite: hinter dem Vorhang, der die Zukunft verhüllt, steht eine weitverzweigte Partei, um hingerissen von dem Fanatismus der Ideologie und Unwissenheit, gestachelt von Begehrlichkeit und den Gefühlen der Rache, den ersten günstigen Moment zu benutzen und ein Regiment zu errichten, welches mit der Zerstörung alles desjenigen, was Werth für den Menschen hat, anfangen und vielleicht erst mit der gänzlichen Erschöpfung der Nation enden würde.

Schon hierdurch ist für alle diejenigen, welche dem Vaterlande die Gegenwart zurückgeben und die Zukunft retten wollen, die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens gegeben.

Die Richtung, welche ihr Handeln zu nehmen hat, folgt aus der Thatsache, daß die Nation selbst weder der einen, noch der anderen jener beiden Parteien angehört.

Die Nation steht zwischen ihnen. Der Kampf macht bald die eine, bald die andere Partei zum Hammer oder zum Ambos, immer aber nimmt die Nation die Stelle des Eisens ein, welches sich zwischen Hammer und Ambos befindet.

Reaction sowohl als die Demokratie verfolgen egoistische Zwecke. Jede dieser Parteien wünscht nur die Nation in ihrer Weise zu beherrschen und für ihre Interessen auszubeuten. Beide aber haben den nackten Egoismus ihrer Bestrebungen mit Doctrinen zu vergolden gesucht, von denen die der Reaction auf Abstractionen des Gefühls, der Romantik des Mittelalters, die der Demokratie auf Abstractionen des Verstandes, der Philosophie, der französischen Revolution beruhen. Beide wollen keine naturgemäße und freie Fortentwicklung der Nation, sondern gewaltsam sucht jede die Nation in die Zwangsjacke ihres Ideals zu zerren; die eine nach rückwärts in ein nie Dagewesenes, die andere nach vorwärts in einen Zustand, der nie Dasein wird, weil er mit der menschlischen Natur selbst in Widerspruch steht.

Die eine Partei kann, wie die andere freilich nie etwas Dauerndes schaffen, aber beide können unendlich vieles zerstören.

Vergebens wird, solange diese beiden Parteien sich allein gegenüberstehen, die Nation erwarten, daß sie endlich einmal von dem unfruchtbaren Streit über Verfassungsformen befreit werde. Denn jede Form wird in der Hand dieser Parteien nur eine Handhabe zur Erreichung ihrer Parteizwecke. Alles wird ihnen Mittel; auch die Person des Fürsten ist der Reaction nur so lange unverletzlich, als sie dieselbe in ihrem Interesse glaubt gebrauchen zu können, und der Demokratie nur so lange verhaßt, als sie dieselbe entschieden auf der Gegenseite sieht.

Vergebens wird die Nation, während dieser Parteikampf dauert, auf den Genuß bürgerlicher Freiheit und auf materielle Verbesserungen hoffen. Denn beiden Parteien sind nur die Parteigenossen Vollbürger, und die Parteizwecke Staatszwecke. Die Junker-Reaction ist mit der bureaukratischen darauf gestellt, die Beförderung der Rechte und Interessen der ungeheueren Mehrzahl auf ein Minimum zu beschränken, und die Demokratie hat von jeher gezeigt, daß sie die rücksichtslose Vernichtung individueller Rechte und individuellen Glückes zugleich als Zweck und Mittel betrachtet.

Vergebens endlich wird Deutschland, so lange diesen Parteien das Feld allein gehört, auf eine nationale Erstarkung, auf Schutz seiner materiellen Interessen, gegen das Ausland, auf eine Zurückweisung jedes ausländischen Einflusses, auf die Zeit hoffen, wo dem Bekenntniß Deutscher zu sein, nicht mehr ein beschämendes Gefühl beigemischt ist. Selbst die Beziehungen zum Ausland sind jenen Parteien nur ein Mittel.

Daß die Reaction jedes Gefühls für die nationale Ehre und Unabhängigkeit entbehrt, haben die letzten fünf Jahre zur Genüge dargethan und wenn man sich bis 1850 noch durch Phrasen täuschen lassen und glauben konnte, daß dieser Partei nur die gerade damals eingeschlagenen Wege nicht gefielen, so hat seitdem die Wirksamkeit des Bundestags von der Preisgebung eines deutschen Bundeslandes bis zur Versteigerung der deutschen Flotte jeden Zweifel entfernt. Die Demokratie hat freilich mehr Interesse für die Ehre und Macht Deutschlands gezeigt, aber auch nur gezeigt, — weil sie in der Ausbeutung der auswärtigen Politik ein Mittel der Agitation für ihre Zwecke erblickte.

Beide Parteien stehen mit ihren Sympathien und Hoffnungen auf Seiten des einen oder des anderen der beiden großen militairischen Nachbarstaaten Deutschlands. Die Reaction betrachtet Rußland, die Demokratie Frankreich als den Verbündeten, der in Fällen der Entscheidung ihr über die entgegenstehende Partei, über die Nation selbst, zum Sieg verhelfen soll. Jede Partei würde unbedenklich in Zeiten der Entscheidung die Fremden noch einmal auf die deutsche Erde rufen.

Und für den Augenblick liegt hier gerade der wundeste Fleck unserer Zustände. Wenn der Kaiser von Frankreich einen Krieg beginnen sollte, so würde er ohne Zweifel der Stärke seiner Bataillone die Propaganda desjenigen Princips hinzufügen, welches dem Erwählten des Volkes trotz des 2. Dezembers noch immer sehr nahe liegt. Wer möchte glauben, daß die demokratisirten unteren Volksklassen Westdeutschlands einem solchen Aufrufe nicht folgen würden? wer glauben, daß die Reaction im Stande wäre, zugleich den französischen Armeen und einer solchen Bewegung zu widerstehen?

Wiederholen wir es, so lange diese beiden Parteien sich gegenüberstehen und zwischen ihnen nur eine Ebene liegt, die ihrem Kampfe den Raum gibt, wird die Nation sich nur in Extremen bewegen. Hin und her gestoßen, bald in äußerster Aufregung, bald in äußerster Erschlaffung wird auch die deutsche Nation dahin gelangen, wohin die französische schon gelangt ist, dahin, daß heute kein wohlhabender, morgen kein freiheitsliebender Mann seines Lebens oder seiner Freiheit sicher ist, dahin, daß der Despotismus eines Einzigen ein Rettungsanker vor dem Despotismus der Parteien wird — wird aber die deutsche Nation nie dahin kommen, daß sie wie die französische trotz dessen bei

dem Auslande, wenn nicht Hochachtung doch Furcht findet. Im Gegentheil auf dem Wege dieser Parteikämpfe und vielleicht dieser bürgerlichen Kriege, auf diesem Wege zur Auflösung dürfte ihr altes Loos großer Territorialverluste wiederkehren. Das Schicksal Luxemburgs und Holsteins zeigt, wie wenig Ueberwindung es den Parteien kosten würde, solche Verluste zuzugestehen.

Die Hoffnung, daß jene Parteien durch Milderung ihres Gegensatzes der Nation Ruhe und Frieden zurückgeben könnten, ist ein frommer Wunsch. Es liegt in der Natur des Deutschen, so lange nicht die materielle Gewalt eintritt, auf seinen Meinungen mit wachsender Heftigkeit zu beharren, und wenn die materielle Gewalt eintritt, sich schnell zu unterwerfen.

Das einzige Mittel, um die Nation vor dem moralischen und vielleicht auch vor dem politischen Untergang zu bewahren, ist:

> die Bildung einer enggeschlossenen großen Partei, welche, indem sie die Interessen der Nation selbst vertritt, sich zwischen jene Extreme stellt und dieselben, wenn nicht vernichtet, doch unschädlich macht.

Die Bildung einer solchen Partei ist möglich. Denn es finden sich dafür schon jetzt zahlreiche und starke Bestandtheile vor. Schon haben sich in den Kammern einzelner Staaten und namentlich Preußens neue Parteien gebildet, die sowohl gegen die Reaction als die Revolution kämpfen und denen nur eine Vereinigung und eine starke Organisation fehlt. Dazu sind außerdem die Trümmer der alten Gothaer Partei, der ersten größeren Parteibildung, die Deutschland gesehen hat, zu rechnen, und endlich werden sich von den beiden extremen Parteien einer mittleren Viele anschließen, welche nur deshalb zu jenen gehören, weil diese nicht existirt. Gestützt aber wird dieselbe sein auf der Zustimmung der großen Masse der Nation, die nur in den großen Kreisen sich für Augenblicke den extremen Richtungen hinzugeben pflegt, weil sie führerlos ist. Der großen Masse der Nation sind jene Parteistreitigkeiten, deren Kosten sie zu zahlen hat, ebenso zuwider, als sie die Unabhängigkeit und Ehre des Vaterlandes und die friedliche Fortentwicklung seiner inneren Verhältnisse wünscht.

Die Vereinigung der oben erwähnten Bestandtheile zu Einer Partei wird in den Grundsätzen und der früheren Geschichte derselben kaum eine Schwierigkeit finden. Die Gothaische Partei namentlich hat jeden Zusammenhalt verloren und ihre vormaligen Mitglieder sind seit dem Bündnisse mit der Demokratie in einen Gegensatz zu derselben gerathen, der stärker ist, als der zu dem Junkerthum. Die Vereinigungspunkte liegen aber für jene Bestandtheile in dem Gegensatze zu den beiden extremen Parteien, in der trostlosen gegenwärtigen Lage der Nation und den größeren Gefahren der Zukunft. Sie können auch

in einer mehr persönlichen Erwägung gefunden werden. Wenn der gegenwärtige Mangel an Vereinigung und Organisation fortdauert, so werden bei einer künftigen Erschütterung die Patrioten vereinzelt, ohnmächtig und einflußlos dastehen, und, wie die Nation selber, der siegreichen Demokratie zum Opfer fallen.

Hat der Verfasser versucht in diesen wenigen Worten ein umfassendes Bild der deutschen Zustände zu geben, hat er die Bildung jener enggeschlossenen Partei als eines der wirksamsten Mittel bezeichnen müssen, um zu besseren Zuständen zu gelangen, hat er endlich zu beweisen gesucht, daß jenes Mittel auch wirklich erreicht werden kann, so bleibt nur noch übrig, einerseits genauer den Zweck nach allen Richtungen hin anzugeben, andererseits die innere Gliederung darzustellen, in welcher obige Partei constituirt werden muß.

Die Partei würde, wenn sie ihre Aufgabe vollständig erreichen soll, vieles direct zu bezwecken, vieles indirect zu verhüten haben.

Die Partei hat zu bezwecken:

1. Alle diejenigen Regierungen, welche aufrichtig der deutschen Sache zugethan sind und in ihren Ländern gesetzmäßig, verfassungswahr und volksfreundlich regieren, in jeder Weise zu unterstützen und in ihren heilsamen Bestrebungen sowohl durch directen Einfluß in den Ständeversammlungen, als durch indirecten Einfluß im Volke zu fördern suchen.
2. Den Nationalgeist, das Gefühl, daß wir eben Deutsche sind, das Gefühl der deutschen Ehre in allen deutschen Bundesstaaten zu heben; und dies im Gegensatze zu den Bestrebungen, den Begriff eines ideellen Deutschlands zu verwischen und dafür particuläre Bestrebungen an die Stelle treten zu lassen.
3. Sich in jeder Weise des Volkes anzunehmen, es zu belehren, aufzuklären und auf die Versittlichung desselben thätig hinzuwirken.
4. Die Parteigenossen nach sorgfältiger Prüfung für die ständische Vertretung der einzelnen Staaten zu designiren und durch erlaubte Wege ihnen bei den Wahlen Eingang zu verschaffen.
5. Den Sinn für Constitutionalismus d. h. für eine gesetzmäßige rege Theilnahme am Staatsleben zu heben.

Zu verhüten hat die Partei:

1. Daß es einzelnen Regierungen nicht gelinge, verfassungswidrig und das Gesetz nicht achtend zu verfahren.
2. Daß der Nationalgeist nicht wie bisher irregeleitet werde durch die Presse und einzelne Personen, daß nicht auswärtige Verlockungen wie bisher eine Macht auf die Volksmeinung ausüben.

3. Daß sich die Möglichkeit nicht fände, daß deutsche Völkerstämme, daß deutsche Fürsten eigennützigen Plänen folgend, sich mit dem Auslande verbinden, um deutsches Blut, deutsches Recht, deutsches Land zu opfern.
4. Daß nicht der confessionelle Friede in Deutschland, sei es durch Religionsparteien oder Einzelne gestört werde.
5. Daß nicht die vielen Ständeversammlungen in einem Mißverstehen ihrer Natur und Aufgabe den Regierungen hinderlich in den Weg treten, daß das häufig mißverstandene Wort Opposition nicht, wie es so oft geschieht, an die Spitze gestellt werde, wenn es sich darum handelt, den Regierungen zu volksfreundlichen Zwecken die verfassungsmäßige Zustimmung zu geben.

Die Mittel, deren sich die Partei bedient, sind:

1. Die Presse,
2. die Aussprache in den Kammern,
3. das indirecte Wirken auf die Regierungen und die Volksmenge im socialen Leben.

Wie soll nun aber eine Partei obigen Zweck durch obige Mittel erreichen, wenn sie nicht selbst zu einer Thatsache wird, wenn sie nicht selbst umfassend verbreitet, streng gegliedert und enggeschlossen das Gefühl, daß sie ein Ganzes ist, daß sie eine weithinreichende Macht vertritt, in sich trägt.

Wir haben zur Genüge gesehen, daß es in Deutschland Männer von Gesinnung und Willen gibt, wir haben erfahren, daß die Nation noch politisch bildungsfähig ist und daß sie noch die Sehnsucht nach einem Besseren in sich trägt, aber wir haben noch nicht erlebt, daß eine Partei, wenn auch in den Gesinnungen ihrer Glieder sich ziemlich gleich, je zu einem großen Zweck, wenn es sich um ein gleichmäßiges Vorschreiten gehandelt hat, als ein wirkliches Ganzes aufgetreten ist. Wir alle, die es mit dem Volke und Deutschland wohl meinen, haben zwar viel gesprochen und geschrieben, wir haben aber nie einstimmig und gleichmäßig gehandelt.

Ist ein entscheidender Moment gekommen, so haben wir uns zersplittert, ein Jeder nach seinem Gutdünken handelnd, ein Jeder seinen Weg gehend. Was wir damit erreicht haben und welche Schuld dadurch auf uns lastet, beweist der gegenwärtige Zustand Deutschlands.

Und warum ist es so gekommen und konnte nicht anders werden?

Diese Frage ist leicht zu beantworten, wenn man sich den Gang der Ereignisse in den letzten Jahren vergegenwärtigt und die Verhältnisse unbefangen betrachtet: Wir haben zwar äußerlich ein parteiähnliches Band gehabt, aber innerlich nie den Muth und den Willen gehegt, unseren Gesinnungen Verpflichtungen und Opfer aufzuerlegen!

Der Mensch will viel, er führt es nur aus, wenn er eine Nöthigung dazu erhält, sie komme durch ihn selbst oder Andere. Wir bedürfen zu unserem großen Zweck einer Nöthigung, die wir uns selbst auferlegen. Wir müssen uns mit einem Band umgeben, das uns selbst eng bindet und verhindert, in dem Augenblick der Gefahr ohnmächtig auseinanderzufahren, in den Zeiten des ruhigen Wirkens planlos und vereinzelt zu handeln.

Unsere Partei sei keine lose Vereinigung von Individuen von ziemlich gleicher Gesinnung, sondern ein fester Bund von wirklich Gleichgesinnten, die sich gegenseitig verpflichten, zum Hauptzweck ihres Handelns die Verbreitung jener Ansichten zu machen, die oben dargelegt sind.

Es bedarf einer förmlichen Bundesorganisation mit Bundestreue und Aufrichtigkeit unter den Gliedern und Gehorsam gegen die Oberen des Bundes.

Hier folgen die Ansichten des Verfassers über die etwaige Constituirung jener bundesähnlichen Partei.

Bürgerliche Ehre, Gleichheit der Gesinnung und das Gefühl der Nothwendigkeit unbedingt den Führern zu gehorchen, seien die inneren Bande, welche das Ganze der Partei zusammenhalten.

Einzutheilen würde die Partei sein in

1. einen Hauptverein mit einem Ausschuß;
2. Zweigvereine.

Als weiterer Kreis würden sich an diese letzteren die durch bloße Gleichheit der Gesinnung, nicht aber durch die Organisation mit der Partei Verbundenen schließen.

I. Der Hauptverein.

A. Die Mitglieder.

Der Hauptverein besteht und finde seine Macht in der Einsicht, in dem festen Charakter, der Energie und der äußeren Stellung von Männern, welche sich freiwillig entschlossen haben, zu dem erwähnten Zweck als gleichberechtigte Glieder zusammenzutreten.

Die Zahl seiner Glieder sei nur durch das Erforderniß obiger Eigenschaften beschränkt. Der Hauptverein gehöre ganz Deutschland an, er strebe danach, seine Mitglieder aus allen einzelnen deutschen Landschaften zu erhalten.

Die Aufnahme in den Hauptverein sei mit einem feierlichen Akt verbunden, das Mitglied verpflichte sich so mündlich als schriftlich den Statuten der Partei nachleben zu wollen.

Austritt finde nicht statt. Dagegen sei es jedem Mitglied gestattet, sich durch seine Erklärung für alle Zeit der Verpflichtung zu entziehen, für den Verein positiv thätig zu werden.

Der Hauptverein sei kein heimliches Bündniß. Er äußere seine Wirksamkeit durch den Ausschuß und die Generalversammlung.

B. Der Ausschuß.

Dieser sei die Seele des Ganzen, wenn man so will das Directorium. Von ihm allein gehen die Anordnungen in dem Hauptverein und die Aussprachen gegen die Zweigvereine aus.

Er führt die gesammte Correspondenz des Vereins. Er muß von Allem in Kenntniß gesetzt sein, was von einzelnen Mitgliedern zum Besten des Ganzen ausgeht. Er gibt sonach der politischen Thätigkeit des Ganzen die einheitliche Richtung.

Dagegen ist jedes Mitglied verpflichtet, nach Möglichkeit seinen Anordnungen sich zu fügen.

Ihm allein steht wiederum das Recht zu, in der Generalversammlung neue Mitglieder zur Aufnahme vorzuschlagen.

Die Wirksamkeit des Ausschusses hat alle Zwecke der Partei zu umfassen. Er richte seine Aufmerksamkeit vorzüglich darauf:

a) Daß die Wahlen für die Volksvertretungen der einzelnen Länder den Zwecken der Partei entsprechend ausfallen.
b) Daß die Volksvertretungen nach einem übereinstimmenden Plane handeln.
c) Daß überall Preßorgane entstehen, welche die Grundsätze der Partei, einem einheitlichen Impulse folgend, vertreten.
d) Daß die Zweigvereine zur unmittelbaren Lösung der so wichtigen socialen Fragen aufgemuntert und angehalten werden.
e) Daß die Regierungen mehr wie sonst sich veranlaßt finden, direct sich der Wünsche der Nation, der politischen und socialen, anzunehmen.
f) Daß dieselben auf diesem Wege von factiöser Opposition und schädlichem Parteiegoismus befreit werden.

Mit Einem Worte: das Wirken des Ausschusses personificire den ganzen Zweck der Partei. Ihm liege eine dreifache Verantwortlichkeit ob, eine Verantwortlichkeit gegenüber der Generalversammlung des Hauptvereins, gegenüber der Nation und gegenüber den Regierungen. In denjenigen Ländern, in denen die Absicht vorherrscht, in einem gesetzmäßigen und ruhigen Entwicklungsgang das Heil der Nation zu erkennen, sei er die eigentliche unsichtbare Stütze der Regierungen und zum großen Theil ihr Organ.

Die Mitglieder des Ausschusses seien nur dem Hauptvereine als solche bekannt, sie werden desungeachtet in oben angegebener Weise handeln können. Für die große Menge sei die Zusammensetzung des Ausschusses ein Geheimniß.

Der Ausschuß bestehe Anfangs vielleicht aus 20 Personen; derselbe werde

nicht gewählt, sondern entstehe ursprünglich durch freie Vereinbarung und freies Aneinanderschließen von Männern, welche die ganze Organisation der Partei in dem angeführten Sinn wollen.

Im Laufe der Zeit wird der Ausschuß die Zahl seiner Mitglieder durch Selbstergänzung in dem Maße erhöhen, als der Hauptverein sich erweitert.

Wünschenswerth ist es, daß eine gewisse Anzahl Mitglieder des Ausschusses in der Nähe von einander wohnen, so daß von denselben in dringenden Fällen Entschließungen für den gesammten Ausschuß ausgehen können.

Näheres muß fernerer Bestimmung vorbehalten bleiben.

C. Die Generalversammlung.

Sie umfasse bei einem jährlichen Zusammentreten alle Mitglieder des Hauptvereins und bilde die gemeinschaftliche Berathung derselben, so wie sie den Jahresbericht des Ausschusses empfange und mit ihm die weitere Thätigkeit der ganzen Partei berathe.

II. Die Zweigvereine.

Sie seien wie gewöhnliche politische Vereine bestimmt, die an jedem Orte Gleichgesinnten in dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit der politischen Ueberzeugungen zu verbinden.

Sie stehen nicht außerhalb der Partei, finden aber ihre Vereinigung mit dem Hauptverein und in den Personen, die ihnen vorstehen oder den größten Einfluß in ihnen haben, diese Personen mögen nun schon zum Hauptverein gehören oder zu demselben durch ihre Persönlichkeit gezogen werden.

Zweck der Zweigvereine sei einerseits die Vorbereitung zum Uebertritt in den Hauptverein für diejenigen Mitglieder, welche dazu befähigt erscheinen, für die große Menge der Uebrigen andererseits die Möglichkeit in einem näheren Aneinanderschließen die Zwecke der Partei zu verfolgen, auf diese Weise das Terrain für den Hauptverein vorzubereiten und demselben als breitere Grundlage für seine Einwirkung auf die große Masse des Volkes zu dienen. Den Zweigvereinen ist es sonach auch möglich, für eine Menge speciell partikulärer Interessen sich zu bethätigen, welche die Aufmerksamkeit des Hauptvereins nicht wohl auf sich ziehen können.

Zweigvereine können sich überall bilden, sie behalten stets einen localen Charakter. Sie seien der Ausdruck der politischen Meinung der großen Masse. Ihnen liege es ob, auch für materielle und sociale Zwecke sich zu bethätigen, indem sie Wohlthätigkeitsanstalten, zweckmäßige Vertheilung der Arbeitskräfte, Auswanderung u. s. w. zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit machen.

Auch sie seien in der Weise, wie oben vom Hauptverein angegeben, den Regierungen eine Stütze und eine willige Hand, wo sie verlangt wird.

Wenden wir uns zu unserem Ausgangspunkte zurück, wo wir sagten, daß in einer wenig erfreulichen Gegenwart und gegenüber den drohenden Gefahren der Zukunft eine enggeschlossene, fest organisirte Partei, die sich im Gegensatze zu den bestehenden extremen Richtungen die Vertretung der Interessen der Nation selbst zu ihrer Aufgabe stellt, ein sicherer Rettungsanker ist, so schließen wir diese Darlegung mit dem frommen Wunsche, daß sich jetzt auch Männer finden mögen, welche sowohl Patriotismus, als Energie wie Aufopferungsfähigkeit besitzen, um jene Stellen auszufüllen, wie sie hier in Bezug auf den Hauptverein und den Ausschuß bezeichnet sind.

Der Verfasser braucht wohl nicht hinzuzufügen, daß, was seine Person anbelangt, er täglich bereit sein wird, sich unter die angeführten Maßnahmen zu fügen; er muß es dagegen mit Bestimmtheit aussprechen, daß er auch nur einer fest organisirten Partei seine persönliche Wirksamkeit widmen werde, indem er nicht gesonnen ist, ein Werk errichten zu helfen, aus dessen losem Bau dem Gesammtvaterlande kein wirklicher Vortheil erwachsen würde.

Man wird aus der Denkschrift selbst am besten erkannt haben, wie sehr ich auf die Organisation des Vereins Gewicht legen zu müssen glaubte, und ich darf wohl hinzufügen, daß dies deshalb geschah, weil in Deutschland unter den besseren und gebildeteren Ständen, namentlich in gemäßigtem, nicht revolutionärem Sinne die Bildung von Parteien in damaliger Zeit etwas fast Neues gewesen ist. Daß ich mich die Mühe nicht verdrießen ließ, Vereine ähnlicher Art bei unseren westlichen und südlichen Nachbarn zu studiren, um das Brauchbare und dasjenige, was sich mit legaler Wirksamkeit vereinbaren ließ, daraus zu gewinnen, wird der Kenner solcher Dinge leicht bemerken.

Zehn Jahre später theilte eine große Anzahl von Männern in Deutschland bereits die Grundsätze, welche ich in meiner Denkschrift über die Bildung wirksamer politischer Parteien ausgesprochen habe, und mit der Fortbildung der hier zuerst als nothwendig erklärten nationalen Bestrebungen werden sich noch spätere Capitel meines Werkes zu befassen haben.

Die Anregung, welche ich zunächst gegeben hatte, fiel dann auch sofort auf ein fruchtbares und wohlvorbereitetes Erdreich. Wenn auch in den ersten Jahren eine stärkere und ausgiebigere Bildung von Zweigvereinen nicht eingetreten ist, so hatte sich doch alles das, was in Bezug auf den Hauptverein und den Ausschuß in meiner Denkschrift gesagt war, rasch verwirklicht.

Im Laufe der Zeit bildete sich unter den Mitgliedern des Vereins die Gewohnheit aus, mich als den Protector zu bezeichnen, und indem es mir überlassen war, die Versammlungen einzuberufen, die Beschlüsse zu genehmigen und die Rechnungen zu prüfen, war die Leitung in vielen Hauptsachen gleichsam von selbst in meine Hand gerathen.

Als der eigentliche Gründungstag dieses Vereins konnte der 29. Mai 1853 gelten, wo ich auf dem Schlosse Callenberg den aus der schleswig-holsteinischen Bewegung bekannten, jetzt zum Regierungspräsidenten von Coburg ernannten Francke, den Hofrath Becker aus Gotha, Gustav Freytag, den Bibliothekar Sammer und einige andere Personen zu einer Besprechung darüber eingeladen hatte, in welcher Weise auf Grund der Denkschrift der Verein ins Leben treten könnte.

Die genannten vier Freunde waren ihrerseits mit mehreren hervorragenden Männern schon vor der Callenberger Zusammenkunft in Verbindung getreten, um über die Möglichkeit der Ausbreitung des Vereins, insbesondere in Preußen, zu einer Klarheit zu gelangen, und es wurden Briefe von Max Duncker und Bethmann-Hollweg vorgelegt, welche im Allgemeinen der Sache sehr günstig schienen.

So wurde meine Denkschrift als Basis aller weiteren Thätigkeit des Vereins erklärt und mit dem Datum des 3. Juni 1853 versehen. Mit derselben in der Hand und auch im Herzen, begann das kleine Häuflein treuer Genossen zunächst in immer weiteren Kreisen Mitglieder zu werben und zu einer Versammlung nach Gotha einzuladen. Es liegt mir ferne, von den Namen aller Personen ohne weiteres Gebrauch zu machen*), welche alsbald eine rege Theilnahme an dem vaterländischen Vereine zeigten.

Die deutsche Welt hat aus den von Freytag jetzt veröffentlichten Lebensnachrichten schon einiges über seine Thätigkeit in der angedeuteten Richtung vernommen. Auch gedenkt der Dichter an derselben Stelle seiner Aufzeichnungen mit herzlichen Worten der Freundschaft, welche in jenen Tagen zwischen ihm und mir für immer geschlossen wurde. Unsere Beziehungen sind den Zeitgenossen nicht verborgen und sie werden um so sicherer ein Gegenstand eifrigster Nachforschungen bleiben, je mehr ich überzeugt bin, daß der verehrte Freund der so bekannten Methode biographischer Analysen denn doch nicht entgehen wird.

Wenn nun die eigenen Aufzeichnungen Freytags überhaupt diesem Zwecke weniger Stoff bieten werden, weil er dieselben mehr als einen Commentar zu

---

*) Vgl. auch G. Freytag, Leben Mathy's, welcher sich in hervorragendster Weise an dem Vereine betheiligte.

seinen poetischen Werken aufgefaßt hat, so müßte man es insbesondere vom politischen Standpunkte bedauern, wenn der Nation die reiche patriotische Thätigkeit ihres Dichters nicht völlig zum Bewußtsein käme. Ich darf daher den Wunsch aussprechen, daß mir der Freund nicht unhold sei, wenn in den folgenden Blättern und Büchern gerade von diesen Dingen etwas genauere Kunde gegeben wird und wenn ich einen reichlichen Gebrauch von seinen freundschaftlichen Mittheilungen und Briefschaften hier mache. Es gehört zu der individuellsten Erscheinung an Gustav Freytag, daß er, der weit mehr als andere dichterische Zeitgenossen seine Muse von dem politischen Lied entfernt zu halten wußte, durch sein publicistisch wohlgeschultes Wirken politisch eingreifender war, als die meisten Freiheits-Sänger des jungen Deutschlands.

Mein persönliches Verhältniß zu Gustav Freytag war und blieb ein rein menschliches, wie es in seinem Ursprung auf dem wärmsten Antheil für seine poetischen Schöpfungen von meiner Seite, auf dem Bedürfniß verständnißvoller Theilnahme von der seinigen beruhte. Freytag durfte daher in seinen „Erinnerungen" die volle Unabhängigkeit betonen, in welcher wir uns zu einander gefunden und gehalten haben, und ich erblicke gerade darin ein Gut und eine Besonderheit unserer Freundschaft im Vergleiche zu anderen ähnlichen Lebensverhältnissen, wie sie deutsche Vergangenheit nicht selten überliefert.

Es ist richtig, was Freytag bemerkt, daß ich nie im Stande gewesen wäre, ein Ansinnen an ihn zu stellen oder seine Feder in Anspruch zu nehmen. Sich lieber zu versagen auch da, wo wir etwa in Bezug auf Politik, Kunst oder Theater ganz gleiche oder ähnliche Ziele verfolgten, blieb in unserem langjährigen intimen Verkehr der freien Wahl des reich begnadeten Dichters und selbstgemachten Mannes keinen Augenblick entzogen.

Auch in den Vereinsangelegenheiten, in welchen er sich nachher mit der größten Ausdauer und der ihm so sehr eigenen Pflichttreue den beschwerlichsten Geschäften, Correspondenzen, Verlagsverhandlungen, Budgetaufstellungen, Cassenverwaltungen unterzog, war er selbst anfänglich nur schwer heranzuziehen und wünschte er andererseits mich nicht exponirt und betheiligt zu sehen. Wie sehr man geneigt war, bei der damaligen Lage die heute fast harmlos erscheinende Sache als hochpolitisch und nicht als ungefährlich zu betrachten, zeigt eins der ersten jener zahlreichen Schreiben, welche ich von dem Freunde verwahre.

Leipzig, den 23. April 1853.

„Ew. Hoheit

haben mir durch das Zeichen stets wohlwollenden Vertrauens eine sehr große Freude gemacht, welche wenigstens nicht ganz egoistisch ist. Dürfte doch das ganze Volk wissen, wie warm ein Fürstenherz für Deutschlands Glück und

Ehre schlägt! Schon diese Ueberzeugung würde für Viele, die jetzt zu verzweifeln geneigt sind, eine Stütze und Hoffnung sein. Es ist unnöthig, daß ich, dem das Glück geworden ist, einen Blick in Ihre Intentionen zu thun, Eurer Hoheit mit Versicherung meiner treuen Ergebenheit antworte, ich wünsche mir die Gelegenheit, sie Ew. Hoheit zu beweisen."

„Zunächst hat dies Gefühl persönlicher Anhänglichkeit mich in der Angelegenheit, welche Euer Hoheit mir mittheilten, doppelt nachdenklich gemacht. Als ich Ihre Mittheilung mit einem Gemisch von Bewunderung und Rührung las, wurde mir klar, daß die sorgfältigste Prüfung der Sachlage für alle Freunde Ew. Hoheit Pflicht ist, bevor die Thatkraft und die Ehre eines so ritterlichen Herrn einer so folgenschweren Sache verpfändet wird. Ich bin allein mit meinem Gewissen zu Rathe gegangen und würde Ihr Vertrauen wenig verdienen, wenn ich Ew. Hoheit nicht die Bedenken, welche ich habe, vollständig darlegen sollte. Diese Bedenken sind zum Theil allerdings von der Art, daß Eurer Hoheit bessere Einsicht mich widerlegen und belehren könnte, bei einzelnen wird selbst Ew. Hoheit Urtheil kaum mich bekehren, denn sie entspringen aus ehrfurchtsvoller Sorge um Ew. Hoheit selbst, um die Zukunft eines schönen, edlen Menschenlebens, welches ich zu lieben gelernt habe und glücklich zu sehen aus vollem Herzen wünsche."

„Da Ew. Hoheit mir gnädigst erlauben, Ihnen in Coburg meine Aufwartung zu machen und persönlich zu sagen, was einem unzuverlässigen Briefe anzuvertrauen schwierig ist, so möchte ich die zweite Hälfte des Mai wählen und werde mir die Freiheit nehmen, Ew. Hoheit in dieser Zeit um Festsetzung des Tages zu bitten, an welchem ich kommen darf."

„Erhalten Sie etc.

Freytag."

Je weniger übereilt, wie man sieht, Freytag an die schwierige Sache herantrat, desto eifriger widmete er sich derselben, nachdem er einmal dazu entschlossen war. Schon am 7. Juli schrieb er mir nach meiner Rückkehr aus England*), daß er neue Freunde gewonnen hätte, und kurze Zeit nachher vermochte er auch von den Werbungen, welche Max Duncker in Halle und an anderen Orten für die schriftstellerischen Aufgaben des Vereins geglückt waren, erfreuliche Kunde zu geben. Ebenso waren Buddens, Gerstäcker und noch viele andere tüchtige Kräfte bestimmt worden, nach Gotha zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalte zu kommen, um Fühlung mit unserem Verein zu nehmen.

---

*) S. oben VI., 3, S. 94.

In Betreff der politischen Verhältnisse selbst war G. Freytag beim Ausbruche der orientalischen Verwickelung der Ansicht, daß die Zeit für einen neuen Aufschwung der nationalen Empfindungen allerdings günstig sein müßte, wenn auch zunächst Rußlands Politik nur wenig Eindruck in Deutschland hervorbrachte. Noch waren die Hoffnungen sehr bescheiden:

„Unterdeß hat sich der deutsche Himmel", hieß es in Freytags erwähntem Schreiben vom 7. Juli, „umwölkt. Es ist merkwürdig, wie hartnäckig die öffentliche Meinung selbst der Geschäftsleute an den Friedenshoffnungen festhält. Niemand will an die Wahrscheinlichkeit zukünftiger Conflicte auch für uns glauben. Sollte aber die allgemeine Entrüstung, welche sich auch in den Cabineten gegen Rußlands Kriegseifer geltend macht, nicht etwas dazu beitragen, die Majestät von Preußen — von Rußland und was daran hängt, zu emancipiren? — Wir hoffen so gern." u. s. w.

Uebrigens fehlte es in Freytags Mittheilungen doch auch nicht an herben Klagen über Theilnahmlosigkeit gerade in den gebildeten Ständen für die idealeren Interessen des deutschen Volkes. „Es wird wenig gelesen", schrieb er mit Rücksicht auf die für den Buchhandel berechneten Unternehmungen unseres Vereins, „und die Zahl der Gebildeten ist unverhältnißmäßig klein. Darin liegt auch die Schwäche unserer Partei. Gute Leute in Menge, aber keine Führer, Niemand im Lande, der den Ton angäbe und zu einem Mittelpunkt für gemeinsame Thätigkeit geeignet wäre."

Unter diesen Umständen war es denn auch sehr schwierig, das Programm unseres Vereins vollständig durchzuführen. Im Besonderen erhoben sich Bedenken gegen die Bestimmung, daß sich die Mitglieder des Vereins durch einen Revers ausdrücklich verpflichten sollten, die Zwecke und Aufgaben desselben zu erfüllen. Das Formular, welches vorgelegt wurde, lautete:

„Der Unterzeichnete verpflichtet sich auf Grundlage der ihm übersandten Denkschrift vom 3. Juni 1853, seine Thätigkeit den bezeichneten Zwecken mit allen Kräften widmen zu wollen. Dessen zur Urkunde habe ich Vorstehendes unter Beidrückung meines Siegels mit meiner eigenhändigen Unterschrift versehen."

Dabei war noch der jährliche Mitgliedsbeitrag angefügt, zu dem sich Jeder nach freiem Ermessen verpflichtete und dessen Höhe in manchen Fällen sehr erheblich war.

Eine große Anzahl von Männern aller Stände und Lebenskreise fand kein Bedenken, den Revers zu unterzeichnen.

Unter den hervorragendsten und einflußreichsten Personen, welche dem Verein unbedingt angehörten, nenne ich nur den mir so engbefreundeten Fürsten Hermann Hatzfeldt, zugleich ein Grand-Seigneur und Patriot von jener vollen-

deten Form des äußeren und inneren Menschen, wie sie zu allen Zeiten selten gewesen und von denen man immer wieder befürchten zu sollen meint, daß sie auszusterben scheinen. Bei voller Wahrung seines gesellschaftlichen Standpunktes hatte der Fürst das größte Verständniß für alle Bewegungen der gebildeten Classen. Sein Haus in Gotha stand jedem Patrioten offen. Bei der unbedingten Achtung, deren er sich bei allen Parteien erfreute, gab sein Name einer Sache, wie der des Vereins, ein ungemeines Ansehen und Gewicht. Er gehörte zu den thätigsten Verbündeten.

Im Juli 1853 wurde aber zuerst von einer uns sehr zugethanen Persönlichkeit die Bemerkung gemacht, daß durch eine wenn auch falsche Interpretation der Urkunde Männer, die von Regierungen abhängig waren, leicht Gefahr liefen, ihre Stellungen zu verlieren. Unter diesen Umständen war man in der Folge genöthigt, von der Unterzeichnung des Reverses bei vielen Theilnehmern selbst des Hauptvereines abzusehen, was allerdings nicht eben zur Stärkung der ganzen Sache diente.

Indessen konnte am 16. August 1853 eine Hauptversammlung in Reinhardsbrunn abgehalten werden, bei welcher ich die Lebensfähigkeit des Unternehmens zu constatiren und den Wunsch auszusprechen in der Lage war, nunmehr dem Verein eine festere Gestaltung zu geben, die Erweiterung anzustreben und die Wirksamkeit desselben in den Organen der Presse zu beginnen. Man einigte sich über die folgenden Statuten:

1. Der Verein besteht aus denjenigen Personen, welchen die Denkschrift mitgetheilt ist und welche die daran geschlossene Verpflichtung unterzeichnet haben, wenn nicht in Ausnahmefällen besonderer Zuverlässigkeit eine Dispensation von der Unterschrift rechtfertigt.

2. Die Zeichnung und die Zahlung eines Geldbeitrags ist zur Mitgliedschaft erforderlich, doch kann die Verpflichtung zur Zahlung einer bestimmten Summe auf drei Jahre beschränkt werden.

3. Es wird die Denkschrift nur solchen Personen mitgetheilt werden, welche bei politischer und sittlicher Befähigung für die Zwecke des Vereins Geld oder Arbeit beitragen können. Politisch bedeutende Personen, welche weder das Eine noch das Andere in vorzüglichem Maße beitragen können, sind vorläufig nur ausnahmsweise zuzuziehen.

4. Die Leitung des Vereins steht den in Coburg-Gotha ansäßigen Mitgliedern zu, welche den vorläufigen Ausschuß desselben bilden. Bei wichtigen Fragen setzt sich der Ausschuß nach seinem Gutbefinden mit auswärtigen Mitgliedern in Verbindung.

5. Niemandem kann die Denkschrift vorgelegt werden, welcher dem hohen Protector nicht vorher angezeigt und von dem leitenden Ausschusse einstimmig

als zuverlässig bezeichnet ist. Es wird hierbei als Grundsatz festgehalten, daß die Denkschrift nur solchen mitgetheilt wird, welchen man eine Mitleitung einräumen und welche man erforderlichen Falls von allen Verhältnissen in Kenntniß setzen will.

6. Die Aufforderung zum Beitritt geschieht in der Regel durch persönliche Besprechung.

7. Die Geldbeiträge werden vom Hofrath Becker und Justizrath von Meibom eingezogen und verwaltet.

8. Es wird ein besonderes Comité für die Presse gebildet.

9. Die Mitglieder des Vereins werden jährlich an Einem Orte oder in verschiedenen Abtheilungen zusammenberufen, wobei sowohl der Kassierer als das Preßcomité Rechenschaft von ihrer Geschäftsführung ablegen, wogegen die Mitglieder des Vereins über die politische Stimmung ihrer Kreise schriftlich referiren.

10. Jedes Mitglied des Vereins übernimmt mit seinem Beitritt die Verpflichtung, in weiterem Kreise Personen zu jährlichen Geldbeiträgen zu veranlassen. Diesen lediglich zahlenden Affiliirten des Vereins ist nur der Name des Hofraths Becker und die Namen von Mitgliedern des Preßcomité's bekannt zu geben. Die Namen der Affiliirten werden dem Ausschuß mitgetheilt.

In der That, die wichtigste Aufgabe fiel, wie leicht zu begreifen, nach der Reinhardsbrunner Zusammenkunft dem Preßcomité zu, welches aus Gust. Freytag und Max Duncker gebildet wurde und in kurzer Zeit sehr erhebliche Leistungen aufzuweisen hatte. Selten dürfte wohl mit so geringen Mitteln ein rascherer Erfolg erreicht worden sein, als der des Vereins vom Jahre 1853; und wer einst die Biographie Freytags zu schreiben haben wird, der wird finden, daß es nicht die unbedeutendsten Lorbeerblätter sind, die er dem Dichter in Betreff seiner politisch-litterarischen Thätigkeit der fünfziger Jahre zu widmen haben wird. Freytag konnte sich schon nach Verlauf eines Jahres rühmen, daß er mit manchem gut dotirten staatlichen Preßbüreau den heimlichen Kampf mit Glück aufgenommen habe; und wenn ich, wie aus meinen in früheren Capiteln mitgetheilten Erzählungen zu sehen, in Wien und Berlin, in London und Paris überall der Frage begegnete, aus welchen Quellen die stark national gefärbte und antirussische Strömung in der deutschen Presse hauptsächlich stamme, so konnte ich mit stiller Genugthuung unseres Preßcomité's Ruhm und Verdienst hierin erblicken.

Unter den Unternehmungen, welche der Verein in das Leben rief, war die einer lithographirten Correspondenz in Leipzig ohne alle Frage die wichtigste

und glücklichste. Diese Art der Beeinflussung der Presse war damals noch verhältnißmäßig neu und weniger verbraucht, als heute. Durch die Mittheilungen, welche ich über den wirklichen Gang der öffentlichen Geschäfte zu machen im Stande war, erfreute sich die Correspondenz eines großen Ansehens bei den Blättern aller Richtungen und wurde bald eine kleine Macht in Deutschland.

Zunächst war auch die Broschüren-Litteratur mit allem Fleiße ins Auge gefaßt worden, und neben vielen anderen Flugschriften verdankten Mathy's „vaterländische Blätter" der Anregung des Preßcomité's ihr wirkungsreiches Erscheinen. Als höchstes Ziel hatte sich der Verein die Gründung eines großen Blattes gesteckt, und mannigfache Anstrengungen waren in dieser Richtung gemacht worden.

In den preußischen Kammern stand die Partei von Bethmann-Hollweg durch persönliche Beziehungen und sachliche Gesichtspunkte dem „Verein" am nächsten. Die Tendenzen derselben waren in dem preußischen Wochenblatte vertreten worden. Durch eine Coalition hoffte man die Umwandlung dieses Organs in ein Tagesblatt bewerkstelligen zu können. Max Duncker hatte im September in Frankfurt eine Conferenz mit den hervorragendsten Vertretern dieser Richtung und man näherte sich in erwünschter Weise, so daß eine Anzahl von preußischen Politikern, wie von Usedom, Graf Pourtales, Graf von der Goltz u. A. in dauernde Verbindungen mit dem „Verein" getreten waren. Die Gründung eines großen Blattes scheiterte aber großentheils an der Schwierigkeit, die nöthigen Geldmittel durch Actienzeichnung aufzubringen.

Dagegen fand ich bald Gelegenheit, in London für ein deutsches westmächtlich gesinntes Journal Interesse zu erwecken und Lord Clarendon wäre bereit gewesen, die nöthige Unterstützung zu gewähren. Es entspann sich eine umfangreiche Correspondenz über diesen Gegenstand, der jedoch an dem Umstand scheitern sollte, daß einem großen Theile der Mitglieder des Vereins der Gedanke unbehaglich war, eine Subvention von Seite Englands zu genießen. Es mangelte nicht an gründlichster Erörterung der Frage, und die Liberalität, mit welcher Lord Clarendon erhebliche Mittel bedingungslos in die Hände des Vereins zu legen sich bereit erklärt hatte, schien diesen Antrag selbst der strengsten deutschen Gewissenhaftigkeit immerhin beherzigenswerth zu machen.

Die Zeitungsangelegenheit gab mir indessen den willkommenen Anlaß, Lord Clarendon in ausführlicher Weise über die deutschen Verhältnisse und Zustände zu orientiren. Der englische Minister wollte an einen unmittelbaren Einfluß der Zeitungspresse gegenüber den deutschen Cabineten überhaupt nicht recht glauben. Es hatte daher schon sehr viel zu bedeuten, daß man einmal einen englischen Staatsmann dahin brachte, die Berechtigung des nationalen Stand-

punktes, welchen England in Italien in jeder Weise schützte und beförderte, auch für Deutschland zuzugestehen und demselben Unterstützung zu versprechen*).

Trotz aller Anläufe und Bemühungen war die Gründung eines größeren Blattes nicht zu erreichen. Wenn es auch nicht an Mitteln gebrach, so stellten sich doch mancherlei andere nicht zu unterschätzende Wenn und Aber der Ausführung des Gedankens entgegen. Auch die Beziehungen zum preußischen Wochenblatt und dessen Genossen wurden in manchen Kreisen unserer Parteifreunde ungern gesehen. Die in der preußischen Kammer wirksame Fraction war nach der damaligen Stimmung — und man weiß ja, wie wechselnd eine solche ist — wegen ihrer Stellung zu den confessionellen Dingen wenig populär; manche Mitglieder des Vereins fürchteten durch diese Verbindung die Zahl der rein für die nationale Sache zu gewinnenden Genossen zu beschränken.

---

*) Es würde viel zu weit führen, meine Correspondenz mit Clarendon über diesen Gegenstand mitzutheilen; doch darf ein Theil seines Schreibens vom 6. October 1855 hier schon deshalb nicht fehlen, um über die lauteren Tendenzen, welche der Verbindung des Vereins mit dem englischen Cabinete zu Grunde lagen, nicht den mindesten Zweifel aufkommen zu lassen.

„In advancing English funds for what I consider to be a great and legitimate English object, I am sure, Your Royal Highness will approve of my desire to learn what funds will be forthcoming from other quarters for objects that are German as well as English, and what prospects exist of the paper not perishing for want of money."

„I should wish to leave the appropriation of the funds which I might contribute entirely to the parties whom Your Royal Highness might make responsible, and the only condition I should beg to propose would be as much for my own security that a subscription list of responsible names should be forthcoming and a certain sum should be thus guaranteed."

„I think Your Royal Highness suggested that L. 12 000 should be contributed from hence and the sum shall be advanced. It will probably not be all required at once and Your Royal Highness will perhaps have the goodness to inform me at the proper time, in what instatements and through what channel it should be paid."

„A paper conducted upon the principles and in the manner proposed ought soon to be selfsupporting, if not remunerative, and the fall of Sebastopol together with the liberal movement which is now taking place in Germany renders the present moment singularly propitious for raising a standard against Russian influence and advocating the cause of national freedom. My services in this cause and in promoting a more harmonious action between our respective countries will always be at the command of Your Royal Highness."

Freytag berichtete, es seien ihm aus Sachsen und Schlesien viele Antworten zugegangen, welche besagten: „wenn wir selbst eine Zeitung gründen wollten, so würden Tausende leichter zu erhalten sein, als für die Bethmann'sche Richtung Hunderte."

In der Natur der deutschen Verhältnisse zeigten sich mehr und mehr Hindernisse für die Gründung einer großen einheitlichen Partei, auch wenn es sich um die allgemeinsten Interessen der Nation handelte. Es war nur zu deutlich geworden, daß die Wirksamkeit des Vereins immer nur Sache eines kleineren Kreises sein und bleiben werde. Eine Anzahl von Schriftstellern schrieben fleißig Berichte an den Vereinsausschuß über Stimmungen und Verhältnisse in den verschiedensten Theilen und Kreisen Deutschlands, und auch die Correspondenten zahlreicher Blätter waren von der Preßleitung des Vereins gewonnen worden, in der Richtung unserer Denkschrift zu schreiben.

Aber in Bezug auf die eigentliche Vereinsthätigkeit mußte ich bald die Bemerkung machen, daß meine persönlichen Beziehungen viel weiter reichten als das Interesse, welches sich für den Verein als solchen im allgemeinen äußerte. Ich besaß namentlich in der liberalen Partei Preußens viele Freunde und Anhänger, die gleichwohl eine engere Verbindung mit Parteigenossen der Mittel- und Kleinstaaten nur wenig begünstigten.

Ebenso hatte sich in den ziemlich regelmäßigen Versammlungen, welche bei mir abgehalten wurden und an welchen stets 15—20 Personen betheiligt waren, die Ueberzeugung festgestellt, daß eine Organisation von Zweigvereinen, durch welche bekanntlich so viele Gesellschaften in Frankreich und Italien bedeutend geworden sind, in Deutschland damals undurchführbar war.

Doch auch schon in der bescheidenen Form, in welcher der Verein sich thätig zeigte, war er den Gegnern äußerst beschwerlich und unangenehm. Besonders in Preußen war die Aufmerksamkeit der Polizei erregt und Hinckeldey gab, weniger aus eigener Bewegung als in Folge des Antriebs der herrschenden Partei, strenge Befehle zur Unterdrückung der Aeußerungen unseres Vereins. Unter den voranstehenden und mehr exponirten Persönlichkeiten hatte die preußische Polizei zunächst Gustav Freytag als preußischen Unterthan fassen zu können geglaubt und erließ einen geheimen Verhaftsbefehl gegen ihn, welcher uns jedoch von befreundeter Hand mitgetheilt wurde.

Es war unendlich charakteristisch für jene Jahre, daß man in Preußen lüstern war, zu den sonstigen Thaten der Reaction auch den vormärzlichen Ruhm hinzuzufügen, den damals eben gefeiertsten und beliebtesten lebenden Schriftsteller der Nation herauszugreifen und mit einer, wenn auch voraussichtlich nicht allzu schweren, Märtyrerkrone auszuzeichnen.

Der Verfolgungsplan der preußischen Polizei gegen Freytag erhielt durch einen Zufall eine eigenthümliche Folie, da zu ebenderselben Zeit in deutschen und auswärtigen Blättern die Schreckenskunde zu lesen war, die österreichische Regierung hätte den Dichter Moritz Hartmann, der sich als harmloser Correspondent in der Walachei befand, verhaften und in Ketten nach Wien bringen lassen*). Wiewohl die Nachricht falsch war, und Moritz Hartmann, der in einem Dorfe krank gelegen hatte, sich vor dem Einmarsch der österreichischen Truppen noch flüchten konnte, so unterließ es insbesondere G. Freytag, der in diesem Augenblicke selbst allen Gefahren polizeilicher Ueberwachung ausgesetzt war, doch nicht in der Presse Deutschlands ebenso warm für den österreichischen Dichter wirken zu lassen, wie er mich dringend bat, meinen Einfluß bei meinem Bruder oder direct bei dem österreichischen Cabinet geltend zu machen, um eine endliche Begnadigung Hartmanns zu erwirken.

Ich meinte in der Lage zu sein, beiden Dichtern helfen zu können, und will nicht unterlassen, die kleine Episode der deutschen Litteraturgeschichte hier kurz zu skizziren, obwohl die Angelegenheiten Hartmanns in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit den deutschen Verhältnissen standen.

Allein der Zufall, welcher bekanntlich zuweilen ironisch ist, hatte es so eigenthümlich gefügt, daß die beiden deutschen Großmächte in denselben Wintermonaten von 1854/55 gleichsam zu wetteifern schienen, durch polizeiliche Maßregeln die kaum beruhigte Stimmung in Deutschland wieder möglichst zu verderben. Und so wies man in Preußen mit großer Uebertreibung auf das böse Schicksal Hartmanns hin, während österreichische Blätter sich recht absichtlich mit der Unpopularität Hinckeldeys und seiner Maßregeln in Deutschland beschäftigten.

Vor der angedrohten Verhaftung war Gustav Freytag durch den Umstand geschützt, daß die preußischen Staatsgrenzen nicht allzuschwer vermieden werden konnten, wenn man in Thüringen und Sachsen lebte; doch mußte er sich hüten, von Gotha über Erfurt nach Leipzig zu reisen, denn an die sämmtlichen Polizeibehörden Preußens war eine Cirkularverfügung ergangen, welche den folgenden ohngefähren Wortlaut hatte:

„Es sind bereits einige Aufsätze einer in Leipzig erschienenen autographirten Correspondenz durch verschiedene königliche Gerichte und namentlich durch von dem Stadtgerichte zu Berlin ergangene Erkenntnisse vernichtet worden. Der

*) Hartmann war, wie aus Mittheilungen eines Sohnes von Moritz Hartmann hervorgeht, durch einen Sturz vom Pferde in Gefahr gerathen von den Oesterreichern gefangen zu werden, flüchtete aber noch rechtzeitig und durfte erst im Jahre 1867 nach Oesterreich zurückkehren. Ich war der Meinung, daß seine Amnestirung schon früher erfolgt sei, vgl. unten S. 330, was ich mithin berichtige.

Dr. Gustav Freytag, der sich dem Vernehmen nach in Gotha aufhält, war der Verfasser einiger derselben. Da es sehr wünschenswerth ist, denselben zur Bestrafung zu ziehen, so werden sämmtliche Polizei-Verwaltungen aufgefordert, den Dr. G. Fr., sobald derselbe sich im preußischen Staate betreffen läßt, sofort zu verhaften. Es ist um so weniger zu bezweifeln, daß er die diesseitige Grenze ungescheut betreten werde, da er mit einem Heimathschein auf drei Jahre seit dem 5. Febr. 1852 versehen ist."

Unter diesen Umständen schien es das Sicherste, wenn Freytag die gothaische Staatsbürgerschaft erwarb; und in diesem Sinne schrieb mir mein Freund am 11. September 1854:

„Da die Frage über mein Heimathsrecht durch das Justizamt Gotha dahin entschieden ist, daß mir zur Zeit das hiesige Staatsbürgerrecht nicht zustehe, so flüchte ich, durch mein eigenes Gefühl getrieben, wie auf den Rath Meiboms, Schutz suchend, zu Ew. Hoheit Gnade."

„Durch huldvolle Ertheilung irgend eines kleinen Hofdienstes würde Ew. Hoheit mir zugleich das hiesige Staatsbürgerrecht verleihen und dadurch in hochfürstlicher Weise einen Conflikt lösen, für welchen eine so schnelle und würdige Beendigung anderweitig nicht zu finden ist."

„Möge Ew. Hoheit nicht zürnen, daß ich Etwas zu erbitten wage, was Ihr Wille sonst in Stunden frohen Sonnenscheins ohne Bitten zu schenken pflegt. Immer habe ich für eine Tugend Ihres fürstlichen Hauses gehalten, dem Flüchtigen ein Asyl zu gewähren, ich habe aber nicht geglaubt, daß auch ich in die Lage kommen würde, den Saum Ihres Herzogsmantels zu fassen und zu flehen, daß er sich über mich breite. Mich macht es glücklich, daß Sie, mein gnädigster Fürst, es sind, dem ich meine Bitten an's Herz legen darf, aber ich habe doch die leise Furcht, daß Sie vielleicht gewähren können, was Ihr edler Sinn auch einem Fremden nie verweigert hat, Rettung aus politischen Verfolgungen, daß Ihr Gemüth aber doch im Stillen meine Bitte als eine Zudringlichkeit betrachten wird und als ein stilles Unrecht, das ich begehe; denn wer das Glück gehabt hat, von seinem Fürsten menschliche Freundschaft zu erhalten, der soll von ihm nichts anderes erbitten."

„Ich möchte deshalb vor Allem gern wissen, was Ew. Hoheit hoher Sinn in dem vorliegenden Falle für das Beste hält, das ich zu thun habe. Ist es nicht vielleicht einfacher, daß ich geradezu nach Erfurt gehe und mir mein Recht hole? Ich habe Stunden, wo ich diesen Weg für den männlichsten halte. Und doch wieder, wenn ich denke, wie geringfügig die ganze Ursache dieser Verwicklungen und wie gewissenlos die preußische Administration, da erscheint mir eine Vermeidung des angebotenen Kampfes doch wieder als das Rathsamste."

„So flehe ich Ew. Hoheit an, meine Bitte nur dann zu gewähren, wenn

Sie selbst, gnädigster Herr, vollständig der Meinung sind, daß ich Recht thue, wenn ich mich dem Streit, zu welchem die Gegner so übermüthig herausfordern, entziehe."

„In jedem Falle aber bitte ich Ew. Hoheit, Ihre hochfürstliche Huld mir nicht zu entziehen, denn ob Preuße, ob Gothaer, von ganzem Herzen bin ich Ew. Hoheit rc. rc.

Freytag."

Wiewohl der Wunsch Freytags leicht genug zu erfüllen war, so blieb indessen immer noch die Gefahr vorhanden, daß er in Leipzig, wenn er sich dort aufhielt, auf Requisition der preußischen Polizei ausgeliefert werden konnte, da zwischen Sachsen und Preußen Verträge bestanden, deren Wortlaut eine für Freytag bedenkliche Auslegung zuließ. Ich war daher entschlossen, geradezu an König Johann zu schreiben, um ihm das Unpolitische eines solchen etwaigen Verlangens von Seite Preußens darzulegen und die Bitte auszusprechen, daß Se. Majestät in seinem Staate nicht die Hand zu einer Auslieferung Freytags aus Anlaß von politischen Artikeln bieten möchte, welche die sächsischen Gerichte völlig unbehelligt gelassen hatten.

Minister von Seebach war dagegen der Ansicht, ein Schreiben dieser Art wäre vielleicht wirksamer, wenn ich es an Herrn von Beust nach Dresden richten wollte; und wirklich nahm der sächsische Minister, dessen russenfreundliche Gesinnung freilich nur wenig mit Freytags Thätigkeit übereinstimmte, die Gelegenheit gern wahr, Sachsens Regierungsgrundsätze gegen die von Preußen in helles Licht zu stellen.

„Euer Hoheit geruhen", antwortete er am 31. December 1854, „gnädigst zu vergeben, daß ich so spät die hohe Zuschrift zu beantworten mich beehre, welche Höchstdieselben unterm 6. d. M. an mich die Gnade hatten richten zu wollen. Trotz der vielfachen Geschäfte, welche mir in letzterer Zeit in Folge unserer von früh bis in die Nacht fortgesetzten Kammerverhandlungen oblagen, würde ich mir diese Verzögerung nicht haben zu Schulden kommen lassen, hätte es nicht wiederholter Erörterungen und auch Vernehmungen mit dem ebenfalls sehr beschäftigten Justiz-Ministerium bedurft. Ich beehre mich nunmehr, die Anfrage wegen des Dr. Freytag in Folgendem zu erwidern:"

„Wenn der Herr Dr. Freytag seinen Aufenthalt auf einige Zeit in Leipzig zu nehmen beabsichtigt, so werden ihm, soweit ich seine Verhältnisse kenne, Seitens der Polizei keine Hindernisse in den Weg gelegt werden; jedenfalls werde ich es mir in Betracht der eingelegten hohen Verwendung zur Pflicht machen, diesfalls geeignete Weisung zu ertheilen. Was nun aber

die eventuelle Auslieferungsfrage betrifft, worüber das Justiz-Ministerium Entscheidung zu fassen hätte, so sind dabei zwei Gesichtspunkte zu unterscheiden. Es wäre nämlich möglich, daß Preußen einen Auslieferungsantrag begründete

a) auf den die Auslieferung politischer Verbrecher betreffenden Bundesbeschluß vom 18. August 1836 oder

b) auf den zwischen Sachsen und Preußen unterm 30. December 1839 abgeschlossenen, die Leistung gegenseitiger Rechtshilfe in Civil- und Strafrechtssachen betreffenden Vertrag stützte."

„Im ersten Falle würde es, ehe der Requisition diesseits sich zu fügen wäre, darauf ankommen, ob und in wieweit die preußische Regierung nachzuweisen vermöchte, daß der Dr. Freytag wegen eines nach der preußischen Gesetzgebung strafbaren politischen Verbrechens im Sinne obigen Bundesbeschlusses zur Untersuchung gezogen werden soll."

„Im zweiten Falle sub b wäre dagegen zu unterscheiden, ob der Dr. Freytag noch als königlich preußischer Staatsangehöriger zu betrachten sei oder nicht. Würde die preußische Regierung das Erstere nachweisen, so könnte sich die diesseitige Behörde nach § 39 des obigen Vertrags nicht entbrechen, der Requisition statt zu geben. Wäre aber Dr. Freytag nicht mehr preußischer Unterthan, so würde dem diesseitigen Staate das Recht zustehen, zuvörderst die herzoglich sächsische Regierung von dem preußischen Antrage in Kenntniß zu setzen und deren Erklärung sich zu erbitten, ob sie den Angeschuldigten zu eigener Bestrafung reklamiren wolle."

„Ew. Hoheit dürfen nun aber im Voraus überzeugt sein, daß der Herr Justiz-Minister, dem ich von Höchstdero Verwendung Kenntniß gegeben habe, jede mögliche Rücksicht wird eintreten lassen. Ich bin daher der Meinung, daß der Dr. Freytag seinen Aufenthalt unbedenklich in Leipzig nehmen kann und würde bitten, daß Euer Hoheit die Gnade haben möchten, denselben zu veranlassen, daß er sich solchenfalls auf einen Tag hierher begebe."

„Indem ich das Schreiben des Dr. Freytag gehorsamst wieder anschließe*), verharre ich in größester Ehrerbietung Ew. Hoheit

unterthäniger Diener

Freiherr v. Beust."

---

*) Bezeichnend für die damaligen Zustände war, daß mich Herr v. Beust in Erwiederung meiner Verwendung für Freytag bei dieser Gelegenheit bat, ich möchte für den Schriftsteller Prof. Biedermann eine Professur in Jena erwirken, nachdem derselbe wegen Preßvergehens in Sachsen zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt war. Dennoch wünschte aber Herr v. Beust, „obschon nun derselbe früher mir als politischer

Noch ehe die eigene Angelegenheit Freytags zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht worden war, fand er sich in der Lage, ein edles Wort für seinen unglücklicheren Collegen Hartmann zu sprechen, und ich theile sein in mehr als einer Beziehung denkwürdiges Schreiben der Hauptsache nach hier mit.

24. Sept. 54.

.... „Möge aber Ew. Hoheit nicht zürnen, wenn ich dieselbe fürstliche Huld, welche mir soeben zum Heile gereicht hat, gleich wieder für einen andern zu erbitten wage, dessen Schicksal im Ernst traurig und erschütternd ist. Sie, mein gnädigster Herr, haben bei dem deutschen Volke das so edel erworbene Ansehen und Vertrauen, daß Höchst Ihre Protection Allem wird, was Talent und geistige Kraft zeigt und hoher Hilfe bedarf, Sie sind gewissermaßen der natürliche Beschützer deutscher Poeten geworden."

„Der Mann, für welchen Ew. Hoheit allein grade jetzt ein rettender Engel werden könnten, ist Moritz Hartmann. In Oesterreich geboren, einer der vormärzlichen Freiheitsdichter des jungen Oesterreich, dann im Jahre 48 durch jugendliche Eitelkeit in eine politische Rolle hineingetrieben, hat er in der Politik der tollen Jahre keine vortheilhafte, obgleich vielbesprochene Rolle gespielt. Seit der Zeit hat er als Flüchtling in Paris und London gelebt, hat dort gute Haltung gezeigt und ist fleißig gewesen. Sein Gedicht „Adam und Eva" ist wenigstens gegen seine früheren Poesien als ein Fortschritt zu betrachten und sein Tagebuch aus dem südlichen Frankreich ist kein schlechtes Buch. Seit dem Frühjahr ist er als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung beim Heere Omer Paschas; in diesen Wochen haben die Oesterreicher ihn zu Bukarest ergriffen und fortgeführt. Diese haben mit ihm eine alte Rechnung abzumachen. Er gilt ihnen für einen gefährlichen Demokraten, hat sich in den Octobertagen als Deputirter der Linken von Frankfurt aus in Wien herumgetrieben, ist mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart gegangen u. s. w. Wenn die k. k. Gerichte nicht gehindert werden, ihm die ganze Sündenrechnung vorzuhalten, so wird sein Loos voraussichtlich lebenslänglicher Kerker oder vielleicht die Kugel."

„Sein Schicksal hat bei den verschiedenen Parteien die allgemeinste Theilnahme hervorgerufen und was die Hauptsache ist, eine große Bestürzung und einen kaum beruhigten Argwohn gegen die k. k. Regierung. Man konnte nichts Ungeschickteres thun, als den Unglücklichen gerade jetzt verhaften, eine sehr be-

---

Gegner hart zugesetzt, ihm eine sorgenfreie Existenz und seinem großen Talent einen neuen Berufskreis eröffnet zu sehen." Biedermann stand übrigens mit mehreren Mitgliedern unseres Vereins längst in näherer Verbindung.

kannte, von der öffentlichen Meinung als ungefährlich betrachtete Persönlichkeit, einen viel bekannten und von Vielen bewunderten Dichter."

„Gern gestehe ich, daß ich zu seinen Bewunderern nicht gehöre, ich kenne ihn nicht persönlich, stehe zu ihm in keinerlei Beziehungen . . . Das hindert freilich nicht, daß sein Schicksal mir sehr wehe thut und daß ich seine Gefangennahme in diesem Augenblicke für einen thörichten Streich der österreichischen Behörden halte. Es ist wohl möglich, daß Bach und Buol dieselbe Ansicht haben und daß ihnen dies Faktum ungelegen kommt."

„Aus diesen Gründen möchte ich bei Ew. Hoheit ehrerbietigst anfragen, ob Höchst Ihrem Einfluß in Wien nicht leicht möglich sein sollte, durch eine gnädige Fürsprache bei dem Kaiser oder durch einen Brief an Buol das Loos des Verhafteten zu verbessern, vielleicht ihm Begnadigung zu verschaffen."

„Gern bescheide ich mich, nicht zu wissen, ob nicht Ew. Hoheit durch wichtigere Rücksichten bestimmt werden, eine solche Intervention jetzt nicht eintreten zu lassen . . ."

Euer etc.

Freytag."

Unter den mancherlei Bemühungen, welche von vielen Seiten zu Gunsten Hartmanns in Wien gemacht worden sind, wird die meinige nicht entscheidend gewesen sein. Es wurde immerhin erreicht, daß Moritz Hartmann der kaiserlichen Gnade theilhaftig geworden ist und nachher noch durch eine Reihe von Jahren stiller, schriftstellerischer Thätigkeit sich erfreuen konnte. Ich vermuthe, daß er es niemals erfahren hat, wie sehr sich Gustav Freytag seine Sache hat angelegen sein lassen und wie viel der Letztere für den bedrohten österreichischen Dichter gethan hat.

Nachkommende Geschlechter aber, welche für das Leben deutscher Poeten ein offenes Herz behalten, werden mit Genugthuung die kleine Episode zur Kenntniß nehmen, welche in den Schicksalen Freytags und Hartmanns einige Berührungspunkte zeigt. Ich war eben durch den Verein zur Kenntniß von vielen persönlichen und thatsächlichen Verhältnissen gekommen und fand kein Bedenken, Coburg und Gotha zu einer Art von Hilfsstation litterarischer und politischer Nothstände zu machen.

Unter den Männern, welche in derselben Zeit sich mir näher anschlossen, war der schon in früheren Capiteln mehrfach erwähnte Gustav Diezel von nicht geringer Wirksamkeit; ein sonderbares Gemisch von Heißsporn und Realpolitiker. Die Art und Weise, wie er mir entgegenkam, hatte etwas Ungewöhnliches und bietet den Stoff dar, eine kleine Anekdote hier aufzubewahren: Im November

1854 war ich auf Diezels Broschüren über die nothwendige Stellung Deutschlands im russischen Kriege aufmerksam geworden. Besonders die zuletzt erschienene Schrift: „Rußland, Deutschland und die östliche Frage" zeigte ein gereiftes Urtheil, große Gewandtheit in der Erörterung und Darstellung der politischen Lage und einen populären Vortrag. Man sah ganz deutlich, daß Diezel, — wie sich einer meiner Freunde treffend ausdrückte — keineswegs zu den „Tendenzbären der demokratischen Partei" zu zählen war. Um ihn für den Verein thätig zu machen, wurde mit Diezel correspondirt. Er ließ hierauf durch Vermittlung eines Anderen ein offenes Bekenntniß seines Lebenslaufes an mich gelangen, worin er seine politischen Verirrungen und Leiden mit vieler Ehrlichkeit erzählte, und versicherte, daß er durch seine ganze Lebensstellung verhindert sei, sich persönlich mir zu nähern. Denn er mochte 1848 allen Grund gegeben haben, daß das Schwurgericht von Augsburg ihn wegen Majestätsbeleidigung zu einer 18 monatlichen Gefängnißstrafe, die er wirklich büßte, verurtheilt hatte. Aber das, was in den 50er Jahren so verbitternd wirkte, war die polizeiliche Chicane, welche gegen die sogenannten politisch Verdächtigen gar nicht enden wollte. Diezels Leben von 1852 bis zu dem Momente, wo er zu mir in Beziehungen trat, war eine Kette der unbegreiflichsten Verfolgungen, Ausweisungen aus allen größeren Städten und ungerechtfertigten Verhaftungen.

Ich beschloß, den gefährlichen Mann nach Coburg kommen zu lassen. Als Alles abgemacht schien, schrieb er jedoch abermals einen Brief, worin er dem Bedenken Ausdruck gab, seine Anwesenheit in Coburg möchte mir Anlaß zur Unzufriedenheit geben. Einer seiner Freunde, der bekannte Feodor Streit, sei wegen Preßvergehens eben verurtheilt und im Gefängniß; wenn die Verordnungen es nicht geradezu verböten, so müßte er wenigstens seinen alten Gesinnungsgenossen in Coburg besuchen dürfen.

Da ich an der Ehrlichkeit des guten Schwaben keinen Anstoß nahm, so kam er endlich zu mir und erhielt auch die Erlaubniß, seinen Feodor Streit zu sehen. Auf einem öffentlichen Balle, der eben stattfand, traf ich den Bürgermeister Oberländer von Coburg, der mir angstvoll mittheilte, einer der gefährlichsten Demokraten sei eben hier angelangt, er wisse nicht, welche Folgen das haben könnte. Ich antwortete, der Mann wäre leicht zu ergreifen, er wohne bei mir im Schloß. Diezel hat alsdann dem Vereine manche gute Dienste geleistet. Später traf ihn das Schicksal eines frühzeitigen Lebensendes, indem er zu Ostende im Seebade ertrank.

Im Jahre 1854 sind auch Gerstäcker, Hederich, Meißner u. a. m., später Fischel mit dem Vereine in Verbindung getreten, und es geschah Vieles im Sinne und zur Verbreitung nationaler Grundsätze. Es erschienen noch manche

weitere Broschüren und Volksbücher, um sowohl der herrschenden Reaction als auch den fortdauernden demokratischen Bewegungen entgegenzutreten. Sie waren von unserem Preßausschusse theils angeregt, theils demselben angeboten worden. Ueberall war man von dem geheimen Einfluß des Coburger Vereins auf die politische Tagesliteratur überzeugt, ohne daß man die Möglichkeit besaß, mit Erfolg dagegen einzuschreiten.

In Berlin selbst erkannte man, daß die gewöhnlichen preßpolizeilichen Mittel nicht ausreichten, um die fortschreitende nationale Bewegung zu unterdrücken. Die einflußreiche Partei faßte den Entschluß, meine Person selbst direct anzugreifen, um den Kampf gegen den geheimen Verein nachher wirksamer betreiben zu können. So wurden mannigfaltige Anstrengungen gemacht, um meine Stellung und meine Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. zu untergraben. Es schien aber bei dem eigenthümlichen Charakter des Königs nicht leicht, mich aus seiner Gunst gänzlich zu verdrängen. Da erfuhr ich durch einen Zufall, daß dem Könige Mittheilungen von Briefen gemacht worden wären, welche angeblich von meiner Hand geschrieben sein sollten, und in denen meine loyale und gerechte Opposition gegen das dort herrschende System in der That das erlaubte Maß weit überschritten hätte, wenn die verhängnißvollen Schreiben nur nicht den einzigen Fehler gehabt hätten, daß sie unecht waren.

Fälschungen und Depeschendiebstähle, Verletzungen des Brief- und Amtsgeheimnisses gehörten in den letzten Regierungsjahren König Friedrich Wilhelms IV. bekanntlich nicht zu den Seltenheiten, und ich war daher gar nicht verwundert, als mir zu sicherster Kenntniß gebracht wurde, daß untergeschobene Briefe von mir dem Könige in die Hände gespielt worden seien.

Ich setzte jedoch Alles daran, um der Sache auf den Grund zu kommen, und es gelang mir wirklich, die Person ausfindig zu machen, welche meine Handschrift nachahmte, und deren zum Theil ganz alberne Briefe dem Könige als Intercepte vorgelegt worden waren. Der Fälscher gestand mir selbst auf die Versicherung, daß ich gegen ihn nicht vorzugehen beabsichtige, seine Schuld rückhaltslos ein. In einer Zeit, wo alle Welt auf den Ausgang des Processes Techen gespannt war, und wo bei den Gerichtsverhandlungen die bekannten Enthüllungen über die Gegensätze von Manteuffel, Gerlach und Niebuhr zu Tage kamen, blieb glücklicherweise die Geschichte von der Fälschung meiner Briefe im größeren Publikum unbekannt, und ich begnügte mich selbstverständlich, die Sache mit dem Könige allein ins Reine zu bringen.

Der König war übrigens von dem Bestande des „Vereins" und der Thätigkeit unserer Partei sehr wohl unterrichtet. Er bediente sich einer Person aus dem Mittelstande, um in selbständiger Weise über Stimmungen und Par-

teibildungen in Deutschland unterrichtet und nicht durchaus und ausschließlich von der Kreuzzeitungs- und Regierungspartei abhängig zu sein.

Jener Vertrauensmann des Königs, welcher entweder ein Advokat oder ein bei der Stadt angestellter Beamter war, — eine Sicherheit über seine Person war niemals zu gewinnen, — hatte Fühlung mit unserer Partei und rapportirte dem König ziemlich gut und treu über die Vorgänge in derselben. Ich wußte dies und hatte keinen Grund, etwas dagegen zu unternehmen, denn nur auf diesem Wege war es möglich, dem Herrn die Ueberzeugung beizubringen, daß außerhalb seiner Umgebung sich noch Mancherlei in Deutschland vollzog, was Preußen Stoff zum Nachdenken geben sollte und konnte.

Denn die andauernden Versuche, den König in seinem Hause wie im Staate fast hermetisch abzusperren, waren so erfolgreich, daß die herrschende Umgebung sich oft die kleinlichsten Scherze gegen anders Denkende gestatten durfte. So hatte man den König bei Gelegenheit einer Besichtigung einer Kirche in Ostpreußen einmal veranlaßt, sich in demonstrativer Weise zu entfernen, weil ein als Liberaler berüchtigter Organist die Orgel spielte. Bei einer gewissen Feierlichkeit, die in Königsberg stattgefunden hatte, erzählte man vom General von Plehwe, er hätte die Anwesenheit des Königs benützt, um aufs Dringendste zu empfehlen, man müßte das Bild des alten Präsidenten von Schön noch jetzt an den Galgen nageln lassen.

Es würde mich zu weit führen, meine Erinnerung an unzählige ähnliche Anekdoten früherer und späterer Jahre aufzufrischen, doch darf ich sagen, daß die Wege, welche ich bei der mir persönlich so wohlwollenden Gesinnung des Königs immer wieder zu ihm zu finden wußte, von den Gegnern mir nicht dauernd unfahrbar zu machen waren. Und so brachte auch die Briefverfälschungsaffaire gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Einige Monate darnach war Herr von Manteuffel gar sehr in die Ungnade des Königs gefallen, und zur Zeit des Pariser Congresses rüstete sich die Partei Bethmann-Hollweg, das ministerielle Erbe anzutreten. Nicht ohne Grund aber bemerkte Herr von Manteuffel, wie man mir schrieb, die Herren seien im Irrthum; denn wenn der König ihn entließe, wären nicht sie es, sondern Herr von Bismarck, der ihn ersetzen würde.

Und wirklich berichtete man mir schon nach wenig Tagen etwas verstimmt aus jenen Kreisen, daß alles beim Alten bliebe, denn „the King has more than ever his own way with Manteuffel. Er weiß zu viel von Manteuffel und hält ihn bei mehr als einem Strick um den Hals. Manteuffel ist völlig âme damnée, mithin brauchbarer als eine âme non damnée, denn die âme damnée thut Alles, während die andere doch mitunter bockt."

In der That war für die Vertreter der liberalen Richtung in Preußen

für den Augenblick kaum eine Aussicht vorhanden, empor zu kommen, und viele der verehrten Männer, welche zu mir oder dem coburg-gothaischen Verein Beziehungen angeknüpft hatten, suchten diese letzteren mehr im Hinblick auf den Prinzen von Preußen, von dessen Nachfolge man erst einen Umschwung der politischen Lage erwartete.

Ich besuchte öfters in Berlin die Versammlungen jener Kreise, in welchen auch allerlei Statuten, Pläne, Protokolle und Akten zu Tage gefördert wurden, ohne daß man hätte sagen können, es sei damit viel Ernstliches gethan. Ich hatte immer den Eindruck, daß bei diesen Parteiorganisationen, ebenso wie bei dem „Verein" in Coburg, zu viel Freiwilligkeit und zu wenig innere Disciplin herrschten.

Der Hauptgrund, warum der „Verein" nicht durchgreifender und in größerem Stile wirksam wurde, lag darin, daß die meisten Mitglieder zwar den hochgebildetsten und besten Kreisen der Gesellschaft angehörten, aber ihren Patriotismus nicht in eine Richtung zu bringen vermochten, welche es erlaubt hätte, auch die unteren Classen energischer zu den nationalen Zwecken heranzuziehen.

Wie die Sachen in Deutschland standen, ließ sich eine Erwartung von solchen Vereinigungen patriotischer Männer hauptsächlich nur deshalb hegen, weil die einfache Existenz derselben schon geeignet war, das erkannte Bedürfniß einer Veränderung der deutschen Staatsverhältnisse nicht einschlummern und das Vertrauen in die Zukunft nicht untergehen zu lassen. Und in diesem Sinne soll man es wahrlich keinem jener Männer vergessen, daß sie in Gefahren und unverdrossener Arbeit ihren guten Antheil an dem schließlichen Erfolge der Herstellung des Reiches hatten.

Ich für mein Theil war ja in der außerordentlich glücklichen Lage, von einer gesicherten Aussichtshöhe die Dinge beobachten zu können, und darf daher in meinen Erinnerungen diese Umstände mit Beiseitesetzung aller subjectiven Momente lediglich zum Zwecke des Verständnisses unserer thatsächlichen Entwickelung anführen.

Zweites Capitel.

Neue Familienverbindungen.

Nach den Stürmen des Krimkrieges war eine kurze Pause in der Entwickelung der großen europäischen Angelegenheiten eingetreten, welche von den Diplomaten benutzt wurde, neue Lagen und neue Allianzen hervorzubringen. Aber auch in den fürstlichen Häusern schien die momentane Ruhe des Welttheils ganz geeignet zu sein, neue Beziehungen zwischen den regierenden Familien zu knüpfen oder in Aussicht zu nehmen. Auf diese Weise geschah es, daß in der Zeit zwischen dem Fall von Sebastopol und dem italienischen Kriege eine Reihe von Ehebündnissen angebahnt oder geschlossen wurde, welche für Deutschland von Wichtigkeit und auf die gesammten monarchischen Machtverhältnisse Europas von erheblichem Einflusse geworden sind. Gerade im Krimkriege hatte sich recht deutlich die Schwierigkeit vor Augen gestellt, die Politik der alten Monarchien aus den gewohnten Geleisen alter Allianzen und bestehender Verwandtschaften herauszuführen. Aber die Ideen und Hoffnungen, welche auf den Wegen der Diplomatie und Politik gescheitert waren, schienen sich in der Gestalt von fürstlichen Verlobungen und Heirathen in einer ferneren Zukunft realisiren zu lassen, denn für die nachwachsenden Generationen — so dachte man damals — müßte durch die Pflanzung neuer Stammbäume auch eine ganz neue Gruppirung und Vertheilung der europäischen Machtverhältnisse sich ergeben.

Das preußische Königshaus bot in seinen genealogischen Verhältnissen seit lange ein eigenthümliches Bild von Schwankungen zwischen dem Westen und Osten Europas. Während Familienverbindungen zwischen dem orthodoxen Rußland und dem katholischen Oesterreich nahezu ganz ausgeschlossen waren, verhinderte das protestantische Bekenntniß der Hohenzollern keineswegs eine starke Anlehnung an die Familie der Czaren und die dadurch geknüpften Beziehungen übten unbestritten ihren Einfluß auf Deutschland. Man hatte noch eben im Krimkrieg eine politische Lection über diesen Zusammenhang der Dinge zu erhalten gemeint.

War es nun nicht höchst eigenthümlich, daß noch vor dem Abschluß des Friedens mit Rußland das preußische Königshaus in seinen matrimonialen Plänen eine ganz entschiedene Richtung nach dem Westen Europas zu nehmen im Begriffe stand? Ohne Zweifel war die Verbindung eines preußischen Thronerben mit einer Prinzessin meines weitverzweigten Hauses ein Ereigniß, welches den russischen Traditionen wenigstens für jenen Augenblick sich entgegenzustellen schien; und wenn man in Erwägung zog, wie sehr man meinen Bruder am Ende des Kriegs recht im Gegensatz zu dessen Anfang als bewegende Kraft gegen Rußland zu betrachten pflegte, so konnte es nicht anders sein, als daß man der Verheirathung eines zur Thronfolge berufenen preußischen Prinzen mit einer Tochter der Königin von England einen hervorragend politischen Charakter beilegte.

Mein Bruder liebte indessen seine älteste Tochter zu sehr und zärtlich, als daß er von vornherein bei ihrer künftigen Vermählung ausschließlich politischen Gesichtspunkten hätte nachgeben mögen. Es stand ihm seit vielen Jahren, wie ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte, der Herzenswunsch vor Augen, sein geliebtestes Kind, an dessen Entwickelung er den größten persönlichen Antheil genommen, einst in einer großen Stellung zu erblicken. Er vermochte mit väterlichem Behagen sich seine vielversprechende, talentvolle, frühgereifte Tochter auf einem mächtigen Throne zu denken, aber vor Allem wußte ich, wie sehr er wünschte sie auch innerlich glücklich zu machen.

Unter den Prinzen königlicher Häuser hatte schon seit dem Beginn der fünfziger Jahre der Sohn des Prinzen von Preußen in jeder Beziehung die höchsten Erwartungen auf sich gezogen. Es mag sein, daß man an die Möglichkeit einer Verbindung schon etwas frühzeitiger gedacht hat, als die äußeren Daten vermuthen lassen, indessen bestand doch zwischen dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der Prinzessin Victoria ein so merklicher Altersunterschied, daß eine Berechnung von sehr langer Hand her nicht auf allzuviel Wahrscheinlichkeit rechnen konnte. Trotzdem finden sich in dem Werke über das Leben des Prinzen Albert Anhaltspunkte, welche die Voraussetzung zulassen, als habe Baron Stockmar die Verbindung des preußischen und englischen Hauses, ich weiß nicht seit wann schon, als ein politisches Ziel in's Auge gefaßt*).

Die Eltern des Prinzen Friedrich Wilhelm hatten die Prinzessin Victoria im Jahre 1853 bei ihrem Aufenthalte in England häufig gesehen, wo sie, dreizehnjährig, den gewinnendsten Eindruck wie auf alle Herzen, so auch besonders auf die damals anwesenden Gäste des englischen Hofes**) gemacht hat. Vor dieser

*) Martin, Leben des Prinzen Albert III 384, IV 168.

**) Siehe oben VI, 3 S. 93.

Zeit dürfte kaum irgend ein beachtenswerther Gedanke an eine Vermählung des zukünftigen preußischen Kronprinzen mit der Tochter meines Bruders vorhanden gewesen sein. Im Jahre 1855 war davon die Rede, daß sich Prinz Friedrich Wilhelm in der Absicht auf Reisen begeben werde, um seine zukünftige Gemahlin zu wählen. Er war zur selben Zeit, als ich zur Weltausstellung nach Paris gegangen war, nach England gekommen und traf am 14. September in Balmoral ein, wo sich der Hof eben aufhielt. Als ich mich auf der Rückreise von Paris zum Besuche der preußischen Herrschaften nach Coblenz begab, war als strenges Geheimniß die vertrauliche Nachricht von der unterdessen stattgefundenen Verlobung der jungen Leute eingetroffen.

In Coblenz hatte sich in jenem Augenblicke aber noch ein zweites Familienereigniß zugetragen, welches mich und meine Frau nicht weniger freudig bewegte und uns, sowie die Mutter meiner Frau, die verwittwete Großherzogin von Baden, speziell dahin geführt hatte. Mein Schwager, der Prinzregent von Baden, verlobte sich am 30. September mit der Prinzessin Louise, der Tochter des Prinzen von Preußen und der Prinzessin Augusta.

Friedrich Wilhelm IV., welcher zu dieser Zeit mit der Königin in Stolzenfels weilte, begrüßte die beiden Verlobungen der Kinder seines Bruders mit dem größten Enthusiasmus, und mein Bruder legte einen besonderen Werth darauf, daß die Verbindung seiner Tochter mit den Wünschen des Königs und Oheims des Bräutigams so sehr übereinstimmte.

Es konnte unter diesen Umständen nicht verhindert werden, daß die Nachricht von dem glücklichen Ereignisse frühzeitiger ins Publikum gelangte, als in der Absicht der höchsten Herrschaften gelegen hatte. Je mehr man in Deutschland diese Verlobung gewünscht, desto rascher und lieber wurde das Gerücht davon schon geglaubt. Man machte sich wohl selten ein freudigeres und zukunftsreicheres Bild von dem voraussichtlichen Glück und von der politischen Bedeutung einer bevorstehenden Heirath!

Trotzdem wünschte mein Bruder nicht, daß die Verlobung jetzt schon offiziell verkündigt würde. Seine Auffassung von dem ganzen Ereigniß wird man heute doppelt gerne aus den vertrauten Aeußerungen entnehmen, die er an mich gelangen ließ; und wenn ich auch wohl weiß, daß Einzelheiten dieser Art keine allgemeine geschichtliche Bedeutung haben können, so darf ich doch sicher sein, daß bei dem außerordentlichen Interesse, welches für alle und jeden Einzelnen der hierbei betheiligt gewesenen Personen besteht, meine Mittheilungen mit einer Art von Pietät werden aufgenommen werden, wie ich selbst pietätvoll stets an diesen Familienerinnerungen gehangen habe.

„Gestern erhielt ich," so schrieb mein Bruder am 24. September, „Deinen Brief vom 20., wonach Du heute in Coblenz eintreffen wirst, schon von Paris

zurück. Du wirst dort vielleicht vernommen haben, was ich Dir heute schreibe, daß unser Gast uns seinen Wunsch, sich mit Vicky zu verbinden, ausgesprochen hat, mit des Königs Zustimmung. Wir haben bereitwillig eingewilligt, aber gebeten, den Antrag an V. selbst erst nach ihrer Confirmation nächstes Frühjahr zu stellen; an eine Vermählung wird vor ihrem 17. Geburtstag November 1857 nicht zu denken sein. Du wirst die Wichtigkeit dieses Ereignisses mit uns erkennen und Dich über dasselbe mit uns freuen. Die Eltern in Coblenz sind höchst beglückt, und die Verlobung der Schwester mit Deinem Schwager schließt auch Dich und Alexandrine um so fester in diese Bande."

„Wenn ich schließe, so zwingt mich meine lahme Hand und böse Schulter dazu. Seit gestern kann ich erst wieder die Feder, wenn auch nur schlecht, halten. Fritz Wilhelm verläßt uns morgen wieder. Nun noch eine allgemeine Aufforderung, unter gegebenen Umständen das Geheimniß zu bewahren. Es wird alle Welt von dem Ereigniß sprechen, so lange es aber keiner von uns thut, so macht das nichts."

Die letztere Vermuthung meines Bruders war um so begründeter, als trotz der anfänglich beabsichtigten Verschiebung die förmliche Werbung des Prinzen bei der Prinzessin doch schon während der folgenden Tage stattgefunden hatte und der Prinz als Verlobter abreiste. Ohne Zweifel war es gerade die Geheimhaltung der Sache, welche einige heftig gegen Preußen erbitterte Zeitungen, wie die Times, in die Möglichkeit versetzte, sich gegen die bloß gemuthmaßte Verbindung in einer Weise vernehmbar zu machen, welche der Königin und meinem Bruder tiefes Leid verursachte. Es waren die härtesten Worte zu hören, die je in der englischen Presse gegen Preußen und das hohenzollernsche Haus gefallen sind.

Aber auch in manchen reactionären Kreisen der preußischen Hauptstadt erregten die Familienereignisse von Balmoral und Stolzenfels allerlei Mißvergnügen. Je mehr die liberaleren Blätter in Deutschland denselben zujubelten, desto unangenehmer empfand man auf der entgegengesetzten Seite die Ungunst der Zeitumstände, welche den Einfluß von fürstlichen Verwandten, deren Gesinnungen wenig beliebt waren, am Berliner Hofe zu verstärken drohte. Zu den Besonderheiten Friedrich Wilhelms IV. gehörte es jedoch, daß er in Bezug auf seine persönlichen Sympathien sich am wenigsten von jenen, welchen er in der Politik und in Staatssachen vertraute, irgend einen Zwang gefallen ließ, und so mußten die heimlichen Gegner sich sehr sorgfältig hüten, ihren Unmuth über die neuen Familienverbindungen laut werden zu lassen.

Im Anfange des Jahres 1856 gab nun das schwarze Adlerordensfest einen besonderen Anlaß, die intimeren Wendungen der königlichen Gnade recht an den Tag zu bringen. Mein Schwager von Baden und ich waren zu dem

Capitel berufen worden, um die Kette zum schwarzen Adlerorden zu erhalten und der König benutzte diese Gelegenheit, um uns Beide in sehr auffallender Weise auszuzeichnen. Er hatte mich am 15. Januar zu der Feierlichkeit eingeladen und sein Brief gab mir zugleich einen recht deutlichen Einblick in die Gegensätze, die er zu überwinden hatte, um mir und meinem Schwager Sitz und Stimme im Capitel des schwarzen Adlerordens zuzuwenden.

Berlin, 15. Januar.

„Mein theuerster Herzog!

„Man hat mich versichert, daß es Ew. Hoheit lieb sein würde, Inhaber des Colliers des Schwarzen Adlers zu sein. Da nun bei der Wiedereinführung des Ordens-Capitels im Jahre 47 als Grundsatz festgesetzt worden ist, daß denjenigen regierenden Herren, welche vor der gedachten Wiedereinführung des Capitels und der Ordens-Investitur bereits das Orangeband erhalten, von Letzterer befreit, jederzeit Sitz und Stimme im Capitel verlangen können: So wage ich die Frage an Ew. Hoheit, ob Sie etwa Solches zu thun gesonnen sein sollten? Dann würde Ihnen nach dem Ordensherkommen Mantel und Kette unmittelbar vor der heurigen Investitur-Ceremonie am 18. d. hier im Rittersaal des Schlosses eingehändigt und Sie eingeladen werden, in dem unmittelbar nach der Ceremonie zu haltenden Capitel Ihren Sitz einzunehmen."

„Da ich heute erst von dem Wunsche Ew. Hoheit unterrichtet worden bin und zwar unter Umständen, die mich fürchten machen, daß eine so späte Einladung als ein Mangel an Rücksicht gegen Sie, lieber Vetter, (von Anderen wenigstens) ausgedeutet werden könnte, so wage ich nur diese Anzeige."

„Wie willkommen Ew. Hoheit jederzeit in unseren Kreisen sind, wissen Sie Gottlob und benutze ich nur diese Gelegenheit, um mich aufs Neue Ihrem und der Frau Herzogin so theuerem Andenken angelegentlichst zu empfehlen. Die Königin thut dasselbe und ich bitte um die Fortdauer Ihrer Freundschaft und nenne mich Ew. Hoheit treu ergebener Vetter und Freund

Friedrich Wilhelm."

P. S. „Sollten Ew. Hoheit Ihren Capitularsitz einnehmen wollen, so scheint mir's fast am Gerathensten, wenn Sie gegen Andere äußerten: „Sie hätten Kenntniß von Ihrem guten Recht und von meiner Freude darüber erhalten, daß Sie es ausüben wollten." Von der verspäteten Einladung aber sollten Sie aus Schonung für mich (der ich wie ein butor erscheinen würde) nichts sagen, si tel est Votre bon plaisir. Ich bin heut ein mit besonders viel Hunden gehetzter Hase. Darum übersehen Sie gütig die Correc- und Rasuren auf diesem Blatte."

Ich fand mich, wie gesagt, mit meinem Schwager, dem Regenten von Baden, bei dem Capitel wirklich ein. Man muß sich nun erinnern, daß gerade in jenem Augenblicke in Berlin ein Versuch gemacht worden war, den König aus Anlaß der Friedensverhandlungen zwischen Rußland und den Westmächten möglichst scharf in die Bahnen des östlichen Nachbarn zurückzulenken. Man stellte die beabsichtigte Forderung der Abtretung russischen Landes in Bessarabien Friedrich Wilhelm IV. als die unerhörteste Kränkung und Schädigung seines Neffen in Petersburg vor und behauptete überhaupt, daß sich Preußen nicht dazu hergeben dürfe, die Rachegedanken des liberalen Westens gegen Rußland zu unterstützen. Und wiewohl man nachträglich kaum leugnen könnte, daß in jenem Augenblicke für Preußen wirklich kein Grund vorhanden war, auch Rußland zu reizen, wie es die Westmächte erzürnt hatte, so schien doch bei dieser politischen Sachlage das Ordensfest nicht eben sehr erfreulich verlaufen zu sollen.

Um so mehr war ich erstaunt, wie wohlwollend und mit welchen ganz besonderen Aufmerksamkeiten der König mein und meines Schwagers Eintritt in das Ordenscapitel behandelte. Der König hielt vor den versammelten Rittern an uns eine Ansprache, welcher man einen hochpolitischen Charakter hätte beilegen müssen, wenn man nicht gewöhnt gewesen wäre, des Königs Aeußerungen hauptsächlich aus den Stimmungen des Gefühls und der augenblicklichen Lage zu verstehen. Er betonte mit solcher Lebhaftigkeit die nationalen deutschen Bestrebungen, wie man seit vielen Jahren dies nicht mehr von ihm zu hören gewohnt war; ja, es hatte den Anschein, als ob ihm die Gelegenheit erwünscht gewesen wäre, gerade diejenigen Grundsätze und politischen Anschauungen deutscher Regenten in einer schwungvollen Rede preisen und empfehlen zu können, von welchen er wußte, daß sie meinem Schwager und mir besonders am Herzen gelegen hatten.

Ich reiste von Berlin über Dresden nach Hause, indem ich dort über Friedens- und Kriegsaussichten der nächsten Zeit durch manche alte Bekannte und Freunde, sowie auch durch den österreichischen Gesandten Fürsten Richard Metternich, dessen richtiges Urtheil und gute Kenntniß der Dinge ich nun schon wiederholt schätzen gelernt hatte, reichliche Informationen erhielt. Wie schon in einem früheren Capitel erzählt wurde, überwog in diesem Augenblicke überall das ausgesprochenste Friedensbedürfniß so sehr alle kriegerischen Zukunftspläne, daß man auf den günstigen Ausgang des Congresses in Paris als sicher rechnete.

So durfte man sich mit dem beginnenden Frühling des Jahres 1856 mit Vorliebe den Geschäften des Friedens widmen. Festlichkeiten und Hochzeiten tauchten gleichsam aus dem Boden empor. Mein Oheim in Brüssel gehörte vorzugsweise zu jenen Regenten, welche durch den Frieden wie von einem

schweren Alp befreit schienen. Er hatte sich noch während des Pariser Congresses über eine arge Verlegenheit zu beklagen gehabt, welche ihm der französische Minister Walewski bereitet hatte, indem dieser die belgische Presse beschuldigte, fortwährend in einer den Westmächten und besonders Frankreich feindlichen Weise zu agitiren. Als die englische Diplomatie den französischen Minister hierüber interpelliren zu müssen glaubte, beging dieser, wie mir mein Bruder am 12. Mai schrieb, „die noch größere Dummheit, die Sache so darzustellen, als hätte der Onkel den Angriff selber gewünscht."

Der König befand sich seinem gefährlichen Nachbar gegenüber immer in einer gewissen Sorge, welcher er schon mit Rücksicht auf den Pariser Congreß wiederholten Ausdruck gab*). So schrieb er mir auch damals: „Die Zukunft bringt nun auf alle Fälle neue Kriege. . . . . . Man konnte die Sache im alten Stil abmachen, so aber muß höchst wahrscheinlich bald wieder Etwas mit dem Schwerte geschlichtet werden."

Bei solchen Bedenken, welche der König vielleicht etwas schärfer, als augenblicklich gerechtfertigt war, über Pläne und Absichten Napoleons hegen zu sollen meinte, gewährte es ihm nun die größte Genugthuung, daß er im Juli seinem 25 jährigen Regierungsjubiläum in einer Weise entgegensehen konnte, welche die Zustände dieses Königreichs in erneutem Glanze erscheinen zu lassen und zugleich die Anhänglichkeit des Volkes an das Haus neuerdings zu stärken geeignet war. Man machte im ganzen Lande die großartigsten Vorbereitungen zu den Festlichkeiten, welche ich hier nicht unerwähnt lassen darf, da der König in treuer Anhänglichkeit an das coburgische Gesammthaus meine Antheilnahme an denselben im höchsten Maße gewünscht hatte.

Anfangs Juli war mein Oheim mit seinem jüngeren Sohn und seiner Tochter nach England gegangen und hatte die Absicht, auch meinen Bruder zu bestimmen, die Feierlichkeiten des Regierungsjubiläums mitzumachen. Indessen schien es bei der weniger freundlichen Stimmung, welche zwischen den beiden Westmächten seit dem Ende des Congresses herrschte, nicht gerathen, daß der Prinz Gemahl von England persönlich erscheine, wenn nicht auch die anderen Großmächte offiziell benachrichtigt und eingeladen wurden. So entschied man sich von Seite Englands, bloß Lord Westmoreland nach Brüssel als Vertreter der königlichen Familie abzusenden. An mich hatte mein Oheim noch von England aus das folgende Schreiben nach Ems gerichtet, wo ich mich durch einige Wochen zum Zwecke der Wiederherstellung meiner sehr angegriffenen Gesundheit damals befand. Das Schreiben des Königs traf mich aber erst nach meiner Abreise, als ich bereits in die Heimath zurückgekehrt war.

*) S. oben S. 299 Abs. 2.

Camp of Alderscot, 7. Juli 56.

„Mein theurer Ernst!

„. . . Ich würde schon früher geschrieben haben, aber bei der kurzen Zeit, welche ich hier zubringe, fehlt dieses Element, von dem man immer zu wenig oder zu viel hat. Es freut mich sehr, zu hören, daß Ems wohlthätig auf Deine Gesundheit wirkt, es ist mir nur leid, daß Du es wirklich nöthig fandest, es für Deine Gesundheit zu brauchen. Ich weiß nun nicht, wie es mit der Zeit Deiner Kur aussieht, aber gar sehr sollte es mich freuen, wenn ich Dich verführen könnte, uns in den Julitagen zu besuchen. Du bist der Chef der Familie und es bleibt doch immer eine angenehme Phase für dieselbe, daß wir 25 Jahre feiern können, in denen die Dinge vorwärts gegangen sind. Noch bin ich zwar selbst nicht wieder zu Hause, doch wollen wir hoffen, daß ich wieder glücklich über das Wasser zurückgelangen werde. Wir haben leider hier sehr böses Wetter."

„Ich gehe bereits am 9., i. e. übermorgen, wo die preußische Familie en masse anlangt und an Platz allerdings für so viel Volk nicht zu denken ist."

„Nun schließe ich diese Zeilen mit dem herzlichen Ausdruck meiner treuen Liebe.

Dein treuer Onkel Leopold."

Schon am 14. Juli wiederholte der König sein Anliegen, da er gehört, daß ich inzwischen Ems verlassen hatte:

„Ich hatte meinen letzten Brief an Dich noch nach Ems adressirt, höre aber, daß Du seitdem schon von dort weg bist. Ich komme nur, zu wiederholen, daß ich Dich bewegen möchte, zu unseren Festen am 21.—23. hierher zu kommen. Es bleibt immer eine ehrenwerthe Anerkennung der Stellung der Familie und Du als der Chef solltest daher nicht fehlen."

Man muß sich bei diesen liebenswürdigen Briefen meines Oheims daran erinnern, daß zu jener Zeit das coburgische Haus in der Meinung der meisten Menschen in Europa den Charakter einer gewissen Einheit und Einheitlichkeit noch bewahrt hatte. König Leopold suchte auch in der Familie selbst diese Idee zu pflegen und zu erhalten; und in der That konnte, so lange er lebte, in vielen Dingen von dem coburgischen Hause als solchem in der Politik die Rede sein. Erst nach seinem Tode änderten sich diese Verhältnisse; die Traditionen eines intimen Familienzusammenhanges, wie sie sich in so seltener Weise innerhalb der älteren Generation bemerkbar gemacht hatten, wichen naturgemäß mehr und mehr den Besonderheiten der Interessen jener Länder, in welche die verschiedenen Zweige des Hauses verpflanzt worden waren. Mein Bruder und ich waren aber noch ganz und gar in diesen Vorstellungen eines innigeren Zu-

sammenhanges der Familie aufgewachsen, und es hätte mir daher undenkbar geschienen, einer Aufforderung, wie der meines Oheims, das Haus bei seinem Regierungsjubiläum zu repräsentiren, nicht unter allen Umständen nachzukommen.

Ich reiste deshalb, trotz meines noch immer wenig sicheren Gesundheitszustandes sofort nach Brüssel und durfte mich an der Beobachtung erfreuen, wie fest das Königthum meines Oheims in dem jüngsten der damaligen Staaten von Europa wurzelte. König Leopold stand im Zenith seines Ansehens in Belgien und in der Welt.

Die Ungezwungenheit und Aufrichtigkeit, mit welcher im ganzen Lande das königliche Fest gefeiert wurde, machten einen tiefen Eindruck in ganz Europa, und das constitutionelle Princip schien durch dasselbe von Neuem in glänzender Weise gerechtfertigt. Die Worte, welche der ehemalige Präsident des Congresses vom Jahre 1831 an der Spitze der noch lebenden Mitglieder jener glänzenden Wahlversammlung, jetzt nach 25 Jahren, an König Leopold richtete, fanden einen gewaltigen Wiederhall, besonders in jenen Staaten, wo das persönliche Regiment ganz oder in Formen eines Scheinconstitutionalismus vorherrschte.

Die starrsten Anhänger der absoluten Monarchie, so wenig Beweiskraft sie einem so jungen Staatswesen, wie dem belgischen, auch zuschreiben mochten, konnten doch nicht gleichgiltig an der Bemerkung des greisen Herrn von Gerlache vorübergehen: Au milieu des commotions qui ont ébranlé tant de gouvernements, la Belgique est demeurée fidèlement attachée à son prince et aux institutions qu'elle s'est données. Cette sorte de phénomène, rare dans notre siècle, ne put s'expliquer que par l'heureux accord du roi et du peuple, cimenté par leur mutuel respect pour la foi jurée et pour la constitution nationale.

Drei Tage dauerten die Brüsseler Feste, an welchen außer mir auch Prinz Georg als Vertreter des sächsischen Hauses Theil nahm. Die seit jener Zeit in ganz Europa vielfach nachgeahmten costümirten Aufzüge der Bürgerschaften kamen eben bei diesem Jubiläum des Königs wieder in Aufnahme, und man konnte leicht erkennen, daß dieselben hier durchaus den Charakter einer ursprünglichen und auf diesem Boden entstandenen und gewachsenen Festlichkeit an sich trugen. Sie machten trotz des vielen Regens, der die Tage trübte, einen unendlich malerischen Eindruck und dienten, nachdem sie bekanntlich in schönen Beschreibungen und Zeichnungen der Nachwelt erhalten worden, zu Vorbildern vieler ähnlicher Schauspiele. Das ganze Regierungsjubiläum verlief in so wahrhaft erfreulicher Weise, daß ich es wol zu bedauern hatte, wenn es mir nicht vergönnt war, in der Begleitung des Königs verbleiben zu

können, da dieser seine Rundreise durch Belgien antrat, die im eigentlichen Sinne ein Triumphzug für ihn war.

Nicht ohne innerste Genugthuung schrieb er mir daher: „Noch einmal danke ich Dir für Deinen lieben Besuch und Deine herzliche und freundliche Art, an unserem Feste Theil zu nehmen. Für das Haus als ein Ganzes ist es immer ein schönes Monument, worauf es mit einigem Stolze blicken kann."

„Wir fahren fort, ungemein schöne und im höchsten Grade erfreuliche Feste zu feiern. Namur kam nach dem guten alten Brügge und war bei dem herrlichsten, nur zu heißen Wetter ungemein enthusiastisch; Dinant desgleichen. Luxemburg gar gut und herzlich; ich sah einen Theil des Landes, der recht schön ist, und den ich noch gar nicht kannte, an der Semoy, an Frankreich stoßend. Das gute alte Antwerpen hat sich ganz besonders ausgezeichnet. Ein neues Bassin wird eingerichtet, welches die größten und schönsten Schleusen hat' die bis jetzt existiren. Leider hat sich das schöne Wetter in Sturm und Regen umgewandelt. Vermuthlich gehst Du demnächst zu der Heirath Deines Schwagers nach Berlin."

Die Vermählung des Prinz-Regenten von Baden mit der Prinzessin Louise von Preußen fand am 20. September statt. Ich war mit meiner Frau schon am 18. in Berlin zusammengetroffen, wohin ich direct von den Herbstmanoeuvern aus Ostpreußen gekommen war, um gemeinschaftlich mit ihr der erfreulichen Verbindung des gesinnungsverwandten Bruders und Freundes mit der geistes- und willenskräftigen Tochter des künftigen Königs und, wie wir wenigstens zu träumen nicht aufgehört hatten, des künftigen Kaisers von Deutschland beizuwohnen. Ich hatte meinerseits zu den Freuden der Hochzeitsfeier durch die Composition eines Marsches beizutragen gesucht, welcher bei dem am preußischen Hofe seit Alters gebräuchlichen Fackeltanz gespielt werden sollte.

Die musikalische Forderung, welche zu diesem Zwecke an den Componisten gestellt ist, bietet große Schwierigkeiten, denn es handelt sich dabei um eine Art von Polonaise im dreiviertel Takt, welche doch weit entfernt von der Leichtigkeit eines Walzers, den Charakter des Feierlichen und Ernsten bewahren soll. Unter den Concurrenzarbeiten, die vorlagen, waren die meinige und die von Meyerbeer angenommen worden.

Die Berliner Festlichkeiten fanden am 27. September ihre Fortsetzung in Karlsruhe, wo das jung vermählte Paar seinen feierlichen Einzug hielt, und wohin auch der König und der Prinz von Preußen auf zwei Tage gekommen waren. Man hatte in Süddeutschland in diesen Tagen mehr als je zuvor das Gefühl, daß die altpreußische Idee einer politischen Bedeutung der Mainlinie immer hinfälliger wurde.

Wenige Wochen vor diesen Ereignissen war den neu sich bildenden Verwandtschaftskreisen noch eine andere fürstliche Familie eingefügt worden, welche durch ihre Schicksale und ihre Existenz gewissermaßen ein lebendiger Protest gegen das alte Europa der Congresse und Protokolle genannt werden konnte: die holsteinische.

Ich war von dem alten Herzog von Augustenburg gebeten worden, für den Erbprinzen Friedrich eine Frau zu wählen, was bei der damaligen Lage eine leicht erkennbare Schwierigkeit darbot; ich schlug meine Nichte, zugleich die der Königin von England, die Tochter von Victorias einziger Schwester, Ada Hohenlohe vor und die Vermählung wurde rasch schon am 11. September ins Werk gesetzt. Hierdurch war das schwer gedrückte und fast verlassene Haus von Holstein-Augustenburg in die nächsten Beziehungen zu einem der mächtigsten Throne von Europa gekommen. Welche Lösung die holsteinische Frage auch erhalten mochte, das Eine war ja gewiß, daß sie unter allen Umständen dereinst eine bedeutende Rückwirkung auf die gesammten deutschen Verhältnisse nehmen mußte. Der dramatische Knoten war um so fester geschürzt, je mehr das augustenburgische Haus in die großen und maßgebenden Familien hineinwuchs.

Von unvergleichlichster Wichtigkeit für den ganzen Cirkel neuer europäischer Constellationen blieb es nun aber selbstverständlich, daß das im schottischen Hochlande im Vorjahre, man möchte sagen, romantisch gegebene Versprechen zwischen dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der jungen Prinzessin Victoria von England wirklich zu seiner Ausführung kam. Daran wurde zwar nie gezweifelt, aber man wartete doch mit Spannung und Sehnsucht auf das officielle Wort, welches den Bann des tiefen Geheimnisses lösen sollte, und dessen so lange fortgesetzte Verschweigung den Gegnern doch nur Gelegenheit gab, zu stören, während den Freunden der Ausdruck der offenen Freude verkümmert war.

Endlich im April machte mein Bruder wenigstens ein halbes Zugeständniß, indem er im engeren Kreise, gleichsam wie im Cardinalscollegium, die Munderöffnung vornahm.

„Die Kürze", schrieb er am 4., „muß heute durch den Inhalt aufgewogen werden. Die hinterlegte Confirmation Vickys und der geschlossene Friede zu Paris wirken vereinigt entsiegelnd auf unsere Lippen, und wir dürfen nun unseren Verwandten sagen, was sie auch ohne Erlaubniß sich vielleicht zu denken die Freiheit genommen haben, daß Vicky und Fritz Wilhelm von Preußen ein versprochenes Paar sind. Du wirst den vollsten Antheil an diesem Ereigniß nehmen und bedarfst keines Commentars, da Dir alle Persönlichkeiten, sowie

alle Situationen, Relationen etc. etc. genau bekannt sind. Nun will ich nur erwähnen, daß, bevor Vicky ihren 17. Geburtstag zurückgelegt hat, an eine Hochzeit nicht zu denken ist, und wir, ehe die Zeit näher rückt, dem Publicum, englischem wie deutschem, keine Mittheilung machen wollen. Es mag sich inzwischen denken, was es will. Fritz wird uns im Mai besuchen."

Fast gleichzeitig erhielt ich die officielle Anzeige über die Verlobung von dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen, deren Briefe außer dem familiären Interesse auch noch manche Einblicke in die eben laufenden politischen Verhältnisse gewährten.

„Wenngleich", schrieb der Prinz, „ich Dir keine Neuigkeit mittheile, wenn ich Dir die nun in beiden königlichen Familien zu declarirende Verlobung meines Sohnes mit Deiner Nichte, der Princeß Royal, hierdurch officiell mittheile, so konnte diese Annonce doch bei unseren schon so nahen und nun noch näher tretenden verwandtschaftlichen Verhältnissen nicht unterbleiben, um Deine und der Deinigen Theilnahme für die Verlobten zu beanspruchen, die meine Frau und ich von Euch überzeugt sind. Mein Sohn wird zum 24. Mai nach England gehen, wir selbst hoffen, im Juli einen Besuch drüben zu machen."

„Du wirst durch Deinen Bruder wohl erfahren haben, daß pro forma die Verkündigung der Verlobung nur in den respectiven Familien stattfinden soll, so daß die officielle öffentliche Anzeige unterbleibt, bis in künftiger Session dem Parlament die Anzeige gemacht sein wird."

„Wir haben also Frieden! Das russische Manifest dorirt die Pille nach allen Seiten; dennoch bleibt die Demüthigung für Rußland sehr ernster Art, aber auch wohl verdient. Die russisch-französische Kurmacherei ist etwas zu handgreiflich, man sieht die Absicht! Die zwischen dieser kaiserlichen Einigkeit in spe mitten innen liegenden Länder müssen nun sehr auf ihrer Hut sein. Ich möchte wohl la vraie pensée in Petersburg kennen über das Te deum in Charlottenburg und über den telegraphirten schwarzen Adlerorden nach Paris, gerade, als wenn man seit drei Jahren keine andere Seligkeit gewünscht hätte, als diesen und solchen Frieden für Rußland zu erlangen!!" etc.

„Dein treuer Vetter und Freund
Prinz von Preußen."

Auch die Prinzessin von Preußen legte der Verbindung eine die allgemeinen und besonderen Verhältnisse bezeichnende Bedeutung bei, und ich darf mich der freundlichen Erlaubnis wohl für versichert halten, wenn ich der Vollständigkeit halber auch das liebenswürdige und gnädige Billet der Kaiserin Augusta über die Vermählung ihres Sohnes hier beifüge, obgleich es kaum

unter die politischen Acten gerechnet sein wollte und dürfte. Dennoch wird es der Nachwelt zum Andenken an die edlen Gesinnungen der hohen Frau nur erwünscht sein können.

Coblenz, den 12. April.

„Lieber Ernst!

„Es ist nicht nur der Form zu genügen, sondern um einem wahren Zug des Herzens Folge zu leisten, daß ich Dir in diesen Zeilen meine Freude über die nunmehr nicht länger zu verschweigende Bestätigung unserer theuersten Hoffnung ausspreche: Gott segne diese Verbindung für die geliebten Kinder, für unsere Familie und für das arme deutsche Vaterland, das sich naturgemäß nur im Bunde mit England aus seiner jetzigen Lage erheben kann. Dir, unserem treuen Freunde, bei dieser Gelegenheit Dank zu sagen für die vielen Beweise Deiner Theilnahme, ist mir um so lieber, als ich gern an Gotha zurückdenke und Deine treffliche Frau herzlichst grüße. Lebe wohl und behalte lieb Deine treue Cousine

A."

Prinz Friedrich Wilhelm selbst schilderte mir in enthusiastischen Worten das große Glück, welches er in dem Besitze des liebenswürdigsten Geschöpfes gefunden hätte; und wiewohl es allgemein bekannt ist, so möchte ich doch nicht unterlassen, an diesem Orte ausdrücklich auch von meinem Theile aus zu bestätigen, was die Correspondenzen des Bräutigams aus jenen Tagen mir lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen haben, in wie seltenem Maße diese Verbindung ein Product wahrster und innigster Herzensneigungen gewesen ist.

Ich will hier nicht in eine detaillirte Schilderung der beiden vortrefflichen Menschen eingehen, welche vom Schicksal zu einer von ihnen selbst kaum erwarteten hohen Stellung bestimmt wurden und denen es gleichsam vorbehalten war, Alles das als reifen und gesicherten Besitz zu genießen, was der deutsche Patriotismus jener Jahre für den höchsten Zweck seiner idealen Bestrebungen betrachtete. Das hohe Paar besaß in seinen Jugendjahren, wie ich an meinen Bruder damals schrieb, gemeinsam alle jene Eigenschaften, welche die Menschen befähigen, rasch und nachhaltig Liebe und Enthusiasmus zu erwecken. Die männliche kräftige Erscheinung des Prinzen, sein offenes Wesen, seine vorurtheilslose Beurtheilung der Dinge, machten ihm auch den älteren Mann gar bald zum wahren Freunde. Bei seiner großen Begabung und seinem seltenen Wissen und Können hatte man fast nur die Befürchtung, es möchte der enge Kreis der Geschäfte und Thätigkeit nicht ausreichen, um seinen reichen Geist in schöner Weise zu entwickeln und höher zu heben. Es war, als könnte die gewaltige Natur des physisch und geistig so groß angelegten jungen Mannes

in seiner damaligen Stellung keine würdige Arbeit finden, die ihn zu vervollkommnen vermochte.

Seine um so viel jüngere Braut besaß ein reichliches Verständniß für die geistigen und politischen Interessen, welche Friedrich Wilhelm ihr entgegenbringen konnte. Bei reicher Entfaltung ihrer Herzenseigenschaften war sie fast zu sehr im Wissen und Können voran und in recht eigentlich männlicher Schule gereift. Sie erfüllte in sich gewissermaßen die pädagogischen und ethischen Ideale, in deren Aufstellung mein Bruder seit frühester Zeit geradezu erfinderisch war. In dieser Beziehung war die Prinzessin vollständig der Zögling des Prinzen Albert und ist, wie sein Liebling, so auch in vielen Dingen sein Ebenbild geblieben. Daneben hatte es nur eine untergeordnete Bedeutung, daß mein Bruder sie auch in den positiven Wissenschaften zum Theil selbst unterrichtet hatte und für einige Gegenstände im eigentlichen Sinne ihren Lehrer machte. Das was das jugendliche Wesen damals schon in eigenthümlicher Weise von den meisten Altersgenossinnen unterschied, lag in der frühen Annahme des überall „grundsätzlichen" Wesens, das mein Bruder selbst besaß und auf seine geliebteste Tochter zu übertragen wußte.

Mein Bruder verlor deshalb auch mit der Prinzessin eine ihm lieb gewordene pädagogische Beschäftigung, die für ihn etwas ungemein Erfrischendes gehabt hatte. Die Knaben des Hauses hatten zu wenig Weichheit, um eine unmittelbare Beschäftigung mit denselben angenehm zu machen; die übrigen Mädchen waren noch zu klein und so erklärt sich die große Verstimmung und Trauer, welche die Briefe des Prinzen in Rücksicht der Trennung von der jungen Prinzessin lange Zeit bekundeten. Der Zeitpunkt der Verheirathung war nicht fixirt worden und mein Bruder beharrte bei seinem ursprünglichen Entschlusse, dieselbe nicht vor dem vollendeten 17. Jahre der Prinzessin zuzulassen*).

Während dieses längeren Zeitraums fand ich häufig Gelegenheit, den Prinzen Friedrich Wilhelm zu sehen. Wiewohl ich für mein Theil weit davon entfernt war, einen unbescheidenen Einfluß auf die Denkungsart des künftigen Thronfolgers von Preußen zu suchen, so darf ich doch nicht zu sagen unterlassen, wie mir die Prinzessin von Preußen in wiederholten Schreiben, die ich noch heute dankbar bewahre, den Wunsch ausgesprochen hat, den eifrigsten Verkehr mit ihrem Sohne zu pflegen und namentlich die politischen Angelegenheiten und die deutschen Fragen genau in dem Sinne mit ihm zu erörtern, in

*) Aller dieser Familienverhältnisse glaube ich hier nur insofern gedenken zu sollen, als vielleicht zu den Charakteristiken, welche das Werk Martins in ausgedehntestem Maße über diese Dinge enthält, Beiträge und Ergänzungen nicht unerwünscht sind; vgl. III Cap. 67, 71; IV Cap. 82, 83.

welchem ich dieselben in vollster Uebereinstimmung mit den Gesinnungen der Prinzessin Augusta jederzeit vertreten hatte.

Insbesondere hatte die Prinzessin von Preußen allezeit die bestimmteste Ansicht darüber, daß bei ihrem Sohne eine gewisse Einseitigkeit des politischen Umgangs, wie er sich durch den ausschließlichen Aufenthalt an einzelnen Garnisonsorten Preußens gar zu leicht entwickelte, recht sehr zu vermeiden wäre. Ich antwortete der Prinzessin auf die mir hierüber gemachten Mittheilungen unter anderem:

...... „Es liegt in der Natur junger Leute, wenn sie der Kinderstube entwachsen sind und nach eigener Vorzeichnung ihre Bahnen wandeln, den einen oder den anderen Weg gleichsam instinktmäßig einzuschlagen. Dies gilt besonders von den näheren Bekanntschaften, von dem Sichhinneigen zu der einen oder zu der anderen Unterabtheilung von Personen. Man muß eben erwarten, welchen Weg der junge Mann gehen will, um demnach bestimmen zu können, welchen Menschen er sich vor Anderen anschließen dürfte. Ein Herandrängen oder sich Octroyiren würde sicher das entgegengesetzte Resultat zur Folge haben. Sollte es in unserem Falle daher in dem Gefühl und in den Intentionen von Fritz liegen, meinen besonderen Umgang zu wünschen oder zu suchen, so kannst Du wohl versichert sein, liebe Cousine, daß er keinen treueren und ergebeneren Freund finden dürfte, und daß mein Herz ihm warm entgegenschlagen würde."

„Ich bin zu einer jeden Art von Dienst, zu Mittheilungen oder was es nur betreffen mag, stets gern bereit, wenn ich darum angegangen werde und wenn ich die wirkliche Absicht erkenne, sich unserem Ideenkreise anzuschließen. Im entgegengesetzten Falle halte ich es geradezu für gefährlich, sich mehr zu nähern, als Convenienz und Verwandtschaft erheischen." ....

..... „Das körperliche Leiden unseres verehrten Prinzen, Deines Gemahls, die entsetzliche Situation, in der er aushalten muß, die Last der Geschäfte, die ihn, ohne ihn zu erquicken, nur ermüden, sind so oft der Gegenstand meiner schmerzlichen Betrachtungen." ......

In dem Moment, in welchem diese Correspondenz geführt wurde, beschäftigten sich nicht bloß Verwandte und Freunde in herzlicher Theilnahme mit dem vielversprechenden liebenswürdigen jungen fürstlichen Paare, sondern alle Welt und jedes Zeitungsblatt war voll von Erörterungen und Prophezeiungen, und Niemand in Deutschland glaubte etwas Anderes, als daß an dem Leben dieser beiden gottbegnadeten Königskinder Alles das hinge, was man von der Zukunft der deutschen Nation Gutes zu erwarten haben werde.

Der Eindruck, den die Neuvermählten bei ihrer Ankunft in Deutschland

persönlich hervorbrachten, nachdem am 25. Januar 1858 in London das Hochzeitsfest gefeiert worden war, konnte nicht erhebender gedacht werden. Ich kann es unterlassen, eine Beschreibung sowohl von den Ereignissen in England wie in Deutschland aus Anlaß der erwünschten Verbindung der beiden königlichen Familien hier zu liefern, da in dem Buche über das Leben des Prinzen Albert alle diese Dinge mit der weitgehendsten Genauigkeit geschildert sind, und sich den aus Tagebüchern und Briefen gegebenen Details kaum etwas Wichtiges hinzufügen ließe.

Ich kann aber diesen Abschnitt meiner Lebenserinnerungen nicht schließen, ohne von zwei weiteren Sprossen des coburgischen Hauses zu sprechen, welche in denselben Jahren, ohne daß jemand die dunkle Zukunft derselben zu ahnen und zu ermessen gewußt hätte, unter den glücklichsten Umständen Ehebündnisse geschlossen haben: Die Prinzessin Charlotte von Belgien und der König Pedro von Portugal, beides Persönlichkeiten von der seltensten Begabung des Geistes und einer großen Energie des Charakters.

Am 27. Juli 1857 fand die Vermählung zwischen dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich und der Tochter des Königs Leopold in Brüssel statt, und fast zu gleicher Zeit verlobte sich König Pedro mit einer Tochter des Fürsten von Hohenzollern. Erzherzog Max war im Juni zu Besuch an den englischen Hof gekommen, und da er als Gouverneur von Mailand Enthusiasmus für Italien besaß und zugleich große Weltkenntniß erworben hatte, so konnte es nicht fehlen, daß er meinem Bruder außerordentlich wohlgefiel.

„Erzherzog Max ist seit dem 14. bei uns“, schrieb mir Albert am 21. Juni 1857, „Wir haben in ihm einen recht ausgezeichneten, viel versprechenden jungen Mann kennen gelernt, den es uns freut, durch seine Heirath mit Charlotte in unsere Familie eintreten zu sehen. Seine religiöse Toleranz und politische Freisinnigkeit geben einige Aussicht auf ein glücklicheres Schicksal der Italiener und auf Ruhe in jenem Lande. Er freut sich, der coburgischen Familie näher zu treten.“

„Unter dem Siegel der Verschwiegenheit muß ich Dir ein anderes, für Dich interessantes und für unsere Familie einflußreiches Ereigniß mittheilen, daß ich nämlich seit einiger Zeit für Don Pedro als Brautwerber beschäftigt bin, und zwar mit der Tochter des Fürsten von Hohenzollern, der Dir, glaube ich, gut bekannt ist. Die junge Dame soll hübsch und sehr wohl erzogen sein und wird eine Lebensansicht mitbringen, welche nicht die der anderen altkatholischen Häuser wie der Spanischen und Italienischen sein wird. Neues Blut und deutsche Bildung mit Stützpunkt auf Preußen und den Norden werden Dir als Vortheile der Wahl sogleich in die Augen springen!! . . . .“

Leider sollte wenig Segen auf den erwähnten Verbindungen ruhen. Zu der Hochzeit des Erzherzogs Max war ich am 25. Juli nach Brüssel geeilt und traf dort auch meinen Bruder, welcher zu der Haupthandlung am 27. auf wenige Stunden nach Brüssel herübergekommen war. Mein Oheim und selbst mein Bruder waren in hohem Maße von der Mission erfüllt, welche das erzherzogliche Paar in Mailand zum Zwecke der Beruhigung Italiens durchführen zu können hoffte. Nur zu rasch war freilich die Enttäuschung eingetreten, welche den Inhalt eines nächsten Buches meiner Erinnerungen bilden wird.

Daß dagegen die glückverheißende Ehe zwischen Don Pedro und der Fürstin Stephanie von Hohenzollern durch den Tod so rasch und frühzeitig gelöst werden würde, hätte Niemand vermuthet, der das lebenskräftige Paar bei seiner Vermählung am 18. Mai 1858 gesehen hatte.

Ich lernte den ausgezeichneten Sohn meines Vetters Ferdinand schon im Juli 1854 genauer kennen, wo er mir mit seinem jüngeren Bruder, dem jetzigen König Louis, einen längeren Besuch in Reinhardtsbrunn und Coburg gemacht hatte. Er blieb mir seit jener Zeit bis an seinen am 17. November 1861 erfolgten Tod in der freundschaftlichsten Weise zugethan. Als er am 16. September 1855 die Regierung selbständig übernommen hatte, schienen die portugiesischen Verhältnisse einer kräftigen Ordnung entgegenzugehen. Alles beugte sich im Lande vor dem wahrhaft überlegenen Geiste des jugendlichen Monarchen, und alle auswärtigen Regierungen blickten mit dem größten Vertrauen auf die neue und feste constitutionelle Gewalt, die aus dem von Parteien so lange zerrissenen und erschütterten Staate gleichsam ein neues Belgien zu schaffen schien.

Unter den zahlreichen Mittheilungen des jungen Königs verwahre ich in meinen Papieren heute noch ein umfassendes Memoire vom 15. Juni 1856, welches über die finanzielle und politische Lage Portugals ein außerordentliches Bild gibt und eine Klarheit des Geistes und Stärke des Willens verräth, welche es mir unzweifelhaft gemacht haben, daß Don Pedro einer der bedeutendsten Monarchen Europas geworden wäre. Der König handhabte die deutsche Sprache mit einer merkwürdigen Gewandtheit, welche durch manche fremde Ausdrucksweisen und Wendungen seines Stils nur wenig litt, und er wußte in fast allen Sprachen des Westens in gleich sicherer Weise zu verkehren. Seine Erziehung hatte noch unter dem Einflusse des schon früher genannten Hofraths Dietz gestanden, welcher auch in dieser Beziehung bewies, daß seine Wirksamkeit trotz der Anfeindungen der Engländer für den König Ferdinand und die ganze portugiesische Familie ein wahrer Segen war.

In der Tochter des Fürsten von Hohenzollern hatte Don Pedro eine

geistig ebenbürtige Frau gefunden. Prinzessin Stephanie hatte sich rasch und voll Verständniß in die Verhältnisse des romanischen Südens gefunden; sie ergänzte den König in seiner durchaus deutschgebildeten Denkungsweise und wurde wieder durch den liebenswürdigen Charakter ihres Gemahls den portugiesischen Ideenkreisen gewonnen. Die Prinzessin besuchte uns mit ihren Eltern vor ihrem Abgange nach Lissabon in Gotha und hat mir und der Herzogin einen durch ihren frühen Tod nicht verwischten, ganz unvergeßlichen Eindruck hinterlassen.

Drittes Capitel.

Preußen und der Ausgang Friedrich Wilhelms IV.

Die preußische Regierung war durch den Abschluß des Krimkriegs und durch die mannigfaltigen Verlegenheiten, die sie bei den Friedensunterhandlungen und selbst noch beim Congreß in Paris erfahren hatte, in eine Art von innerer Auflösung gerathen, welche sich kaum vor den Augen der Welt verbergen ließ. Die mannigfachen Gegensätze, welche zwischen den persönlichen Anschauungen des Königs und der schwankenden Haltung des Herrn von Manteuffel in den großen Angelegenheiten hervortraten, übten ihre Rückwirkung auch auf die inneren Verhältnisse. Die Beamtenkreise waren von den Parteien völlig durchsetzt. In der Verwaltung zeigte sich der Einfluß persönlicher Interessen. Ueberall schien es dem Staate an der Steuerung zu fehlen. In der Monarchie Friedrichs des Großen trat der Mangel einer starken Hand um so bedenklicher zu Tage, je mehr sie auf den guten Grundlagen des Gehorsams und der Staatstreue beruht.

Es liegt mir fern, in die Einzelheiten einer Reihe von höchst traurigen Ereignissen einzugehen, welche damals alle Welt in Aufregung versetzten und einen großen Grad von Verderbniß in einzelnen Classen der preußischen Hauptstadt erkennen ließen. Ich hatte selbstverständlich weder ein Recht noch eine Veranlassung, auf diese inneren Verhältnisse der befreundeten Monarchie mein besonderes Augenmerk zu richten. Aber es lag in der Natur der Sache, daß man mehr als erwünscht von diesen Dingen erfuhr, wenn man mit Männern, welche in Preußen Stellungen hatten oder nehmen mußten, befreundet war.

Von allen Seiten, selbst aus den obersten Kreisen, wurde man mit Nachrichten über die unerquicklichsten Angelegenheiten gleichsam überschüttet, und es ist nur eine kleine Auswahl von Mittheilungen, die ich dem Leser hier doch nicht vorenthalten darf, wenn ich nicht auf die Darstellung der unerfreulichen Zustände Deutschlands in jenen Tagen ganz verzichten soll, wie sie uns älteren Männern noch vor der Seele schweben, und ohne deren Kenntniß das historische Bild jener Zeiten ein äußerst unvollkommenes wäre.

Unter den Persönlichkeiten, welche durch die strenge Aufrechthaltung der guten alten preußischen Beamtentraditionen sich die Feindschaft der radicalen neuen wie der alten ständischen Staatsparteien am meisten zugezogen hatten, stand der Polizeipräsident von Hinckeldey obenan. Ich kannte Herrn von Hinckeldey seit Jahren als Mann von Charakter und bewunderte an ihm stets die Offenheit, Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, mit welcher er in seinem schweren Amte seinen König und Herrn über die politische Lage und die politischen Parteien unterrichtete.

Bekanntlich fiel der Polizeiminister im Duell, und weil er gleichsam mit einer gewissen Planmäßigkeit vor die Pistole eines ausgezeichneten Schützen gestellt worden war, so wurde das Publikum in und außerhalb Deutschlands nicht müde, die Sache unter die Rubrik eines politischen Mordes zu bringen. So thöricht diese Auffassung war, so mußte man doch zugeben, daß manche Aeußerungen der Parteiblätter zu einer solchen aufforderten, so etwa wenn conservative Ultras sich vernehmen ließen, der Tod des Polizeipräsidenten müsse in der That „als ein warnendes Exempel" aufgefaßt werden und dergleichen mehr.

Zu derselben Zeit hatte die Parteileidenschaft selbst die Person des Prinzen von Preußen nicht mehr verschont, und man verbreitete plötzlich in England eine Reihe von Verleumdungen über denselben, wie mein Bruder glaubte, um die Verbindung der beiderseitigen Familien entweder zu stören, oder doch wenigstens so viel wie möglich unpopulär zu machen. Ich war mit dem ganzen gegen den Prinzen von Preußen unternommenen Intriguenwerk, dessen Ausläufer in der englischen Presse zu Tage traten, bekannt geworden und es wurden mir selbst die Personen genannt, die besonders für diesen Zweck arbeiteten. So war ich in der Lage, dem Prinzen Nachrichten und Rathschläge über die Sache zukommen zu lassen.

Die Prinzessin von Preußen hatte bei einem freundlichen Besuche, welchen sie uns Anfangs März in Gotha machte, mich von der übeln Lage unterrichtet, in welche ihr Gemahl durch die in England zuerst verbreiteten Verleumdungen in Berlin leicht hätte kommen können. Der Prinz von Preußen selbst schrieb mir von Weimar am 13. März 1856 darüber einen Brief, welcher um so größeres Interesse erregen dürfte, als derselbe gleichzeitig die sachgemäßeste Auffassung des Hinckeldeyschen Duells enthielt.

Weimar, den 13. März 1856.

„Leider bin ich nicht im Stande mein Versprechen zu halten, Dich bei meiner Durchreise in Gotha zu besuchen, indem meine Abreise von Berlin sich von Tag zu Tag verzögerte und noch im Momente der Abreise nochmals um

24 Stunden verschoben werden mußte wegen Conferenzen beim Könige. Es thut mir dieser contre temps sehr leid, weil wir uns vieles zu erzählen hätten."

„Meine Frau hat Dich unterhalten von den Verleumdungen, die mich trafen; Du selbst und S. haben so guten Rath gegeben, daß ich Dir unendlich dankbar bin. Ich bin malgré les ultras so weit gegangen, wie noch Spuren sich zeigten; als diese versiegten, mußte ich mich für jetzt begnügen, bewiesen zu haben, daß ich das Licht nicht zu scheuen brauchte und das ist un avis au lecteur gewesen."

„Die tragische Hinckeldeysche Angelegenheit ist ungemein traurig. Bei seinen Fehlern war er doch ein seltener Mensch, der viel Uebles abgehalten hat, wenn auch nicht alles Ueble richtig vermieden. Sein Tod hat ihn populärer gemacht, als er es je bei Lebzeiten war. Der Parteigeist nennt sein tragisches Ende einen politischen Mord; das ist Unsinn. Aber der Parteigeist hat es unbedingt zum Duell gebracht, die Kreuzzeitungspartei hatte ihm den Untergang geschworen, weil er es wagte, dem König über dieselbe offen zu sprechen; die Animosität, die aus vielen Reibungen zwischen Militair und Polizei entstanden war, hat jene Partei benutzt, um Offiziere und Junkerthum gegen Hinckeldey zu hetzen — und hat réussirt. Dies gestattet trübe Blicke in unsere Zustände."

„Lege mich der Herzogin zu Füßen und grüße Holsteins herzlich von mir Alt und Jung; ihnen auch hatte ich einen Besuch versprochen, aber der Palmsonntag ruft mich bestimmt nach Coblenz." . . . .

Während der Prinz von Preußen durch die erwähnten ihn selbst nicht unberührt lassenden Ereignisse Gelegenheit fand, einen tiefen Blick in das verhängnißvolle Treiben des Parteigeistes im Staate zu werfen, wenn eine starke und energische Führung fehlt, hatte sich der König persönlich an meinen Bruder gewendet, damit von seiner Seite etwas gegen die Verbreiter der erwähnten Verleumdungen bewirkt werde.

Mein Bruder, welcher mit Rücksicht auf das Schicksal des Herrn von Hinckeldey eben noch seiner Mißstimmung über die „gräulichen Dinge" überallhin Ausdruck gab, „welche sich in Berlin zutragen"*), schrieb mir am 19. Mai in Bezug auf die den Prinzen von Preußen betreffende Angelegenheit:

. . „Die Geschichte . . . ist mir schon vom Könige mitgetheilt worden, als gegen den Prinzen gerichtet und ihn, den König, besorgt machend, daß sie noch die Heirath zerstören oder unmöglich machen werde. Ich habe das Ganze auf das Register des Bangemachens geschrieben . . . . Aber ich ignorire die Sache. Solche Publicationen machen hier wenig Wirkung, weil sie zum täglichen Brot gehören."

*) Vgl. Martin, Leben III 484.

Trotz dieser nüchternen englischen Auffassung glaubte ich von meinem Standpunkt aus nicht versäumen zu sollen, den Prinzen von Preußen in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam zu machen, wie sehr eine feste und entschlossene Haltung des Thronfolgers in Preußen unter den bestehenden Verhältnissen täglich mehr zur Nothwendigkeit würde, und in diesem Sinne erlaubte ich mir ihm auf das mitgetheilte Schreiben zu antworten:

„. . . . Ich war in voriger Woche in Braunschweig zur Jubelfeier und mußte von den dort versammelten Herren Aeußerungen über die Berliner Verhältnisse hören, die ich Dir kaum wiedererzählen möchte. Wenn sich Ereignisse, wie der Depeschendiebstahl, die Hinckeldeysche Affaire und das Sturmlaufen gegen die Verfassung und die Gesetzgebung der Stein-Hardenbergschen Periode wiederholen, . . . so ist der Schwarzenbergische Wunsch, Preußen zu aviliren, überboten.“ . . . .

„Es schmerzt, Nichts thun zu können, um einem solchen Gange der Dinge entgegenzutreten. Du hast wenigstens das Mittel diesen Leuten zu erkennen zu geben, daß, was sie auch jetzt aufzurichten und festzumachen trachten, sie darauf rechnen können, daß Du oder Dein Sohn ihre Personen zur Rechenschaft ziehen und ihre Werke umstürzen werden — ein Mittel, das sie doch dazu bringen wird, mindestens etwas mehr Rücksicht zu nehmen.“

Wenn ich in der angedeuteten Richtung, bei der mir so freundlich zugewendeten Gesinnung des Prinzen von Preußen, auf dessen energischeres Vorgehen zu wirken suchte, so that ich dies hauptsächlich auf den Wunsch von befreundeten Politikern in Preußen selbst, welche eben in jenem Augenblicke sich mehr als je einer Schwarzseherei überließen, die nach keiner Seite hin zweckmäßig sein konnte.

So wurde mir in den schon oft erwähnten Briefen eines Berliner Freundes geklagt, daß man schon jetzt behaupte, der Prinz von Preußen sei keineswegs gewillt, dereinst durchgreifende Veränderungen vorzunehmen: „wie Goltz sagt, wolle man sich mit einigen wenigen Veränderungen begnügen, denn jeder Uebergang müsse sehr allmählich gemacht werden, das heißt, Augias soll nicht ausmisten, sondern nur einiges trockenes Stroh obenauf streuen.“ . . . .

Es war damals und ist heute nicht meine Aufgabe gewesen, über die zum Theil recht harten Urtheile Untersuchungen anzustellen, welche gerade von hochgestellten Preußen über die dortigen Zustände in erster Linie gefällt wurden. Von meinem Standpunkte hatte ich die politische Lage lediglich unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen europäischen und der deutschen Bundespolitik zu betrachten. So stark die Versuche auch sein mochten, eine vollständige Zurückführung Preußens in die Arme der russischen Politik zu bewerk-

stelligen, in Bezug auf den König hielt ich doch immer ein Wort für das zutreffendste, welches mir einmal Herr von Usedom gesagt hatte: „Dem König wäre es am liebsten, wenn er die eine Hand nach England, die andere nach Rußland hin ausstrecken könnte."

Nichts aber war der führenden Partei in Berlin gerade unbequemer erschienen, als eine solche Theilung der preußischen Interessen. Es fehlte nicht an Wunsch und Entschluß, durch einen großen Coup den König mit den Westmächten gründlich zu entzweien und von der russischen Unterstützung abhängig zu machen. Zu diesem Zwecke wurde die seit einiger Zeit glücklich schlummernde Neuenburger Angelegenheit in diesem Augenblicke aufgerollt und eine nicht unerhebliche Kriegsgefahr heraufbeschworen, bei der man, wie in keinem anderen Falle, der persönlichen Festigkeit des Königs ziemlich sicher sein zu können meinte.

Auf das Londoner Protocoll vom 24. Mai 1852 gestützt, in welchem die Großmächte die Rechte der preußischen Krone auf Neuenburg formell anerkannt hatten, glaubte Herr von Manteuffel beim Pariser Congreß die Frage des factischen Besitzes des seit 1848 verlorenen Landes anregen zu dürfen, wurde aber von Frankreich und England in einer für Preußen wenig erfreulichen Weise im Stiche gelassen. Am 2. September 1856 versuchten nun die Neuenburger Royalisten einen Gewaltstreich gegen das Schweizer Regiment und stürzten die republikanische Verfassung des Cantons um, nachdem sie sich des Neuenburger Schlosses mit leichter Mühe bemächtigt hatten. Aber fast ebenso rasch waren sie von den Regierungstruppen überwältigt worden.

Die Schweizer Regierung behandelte unter dem Hochdrucke der erregten Stimmung aller Cantone die Gefangenen nicht eben glimpflich und erhob gegen etwa sechzig zum Theil vornehme Herren eine Anklage auf Hochverrath. Da der König von Preußen die Freilassung seiner Unterthanen forderte und im Weigerungsfalle die Schweiz mit Krieg bedrohte, so wurde eine Bewegung der sämmtlichen Mächte Europas hervorgerufen, welche kaum im Verhältniß zu der Geringfügigkeit der ganzen Frage stand.

Aber die am Ruder befindliche Partei in Preußen hatte die schwache Seite ihres Königs zu fassen gewußt und mit glücklicher Voraussicht berechnet, daß derselbe in diesem Falle nicht leicht zur Nachgiebigkeit zu bestimmen sein werde. Selbst die gewiegtesten Diplomaten vermochten den Eindruck nicht abzuwehren, daß die kriegerische Stimmung Friedrich Wilhelms IV. diesmal einen ernsthafteren Hintergrund habe. Wenigstens zeigte er den sehnlichsten Wunsch, seine Truppen in Neuenburg einrücken zu lassen, wenn er auch nicht im Ernste daran dachte, mit einer der großen Mächte Krieg zu führen.

Der König träumte sich gleichsam in die zuversichtliche Hoffnung hinein, daß ihm Oesterreich und Rußland einen legitimen Vorgang gegen die Schweiz unmöglich mißgönnen würden und meinte, Napoleon werde ein Auge zudrücken, um seine neuen Anknüpfungen an die russische Macht nicht zu stören. Der König ließ daher getrost Herrn von Manteuffel das schwere diplomatische Geschütz seiner vollen und unveräußerlichen Rechtsansprüche enthüllen und zeigte sich entschlossen, das Werk der Restauration in Neuenburg zu vollbringen.

Diese Politik entfesselte aber den kriegerischen Geist der alten Schweiz in einer die europäischen Mächte erschreckenden Weise; während man dort nicht säumte, die Rüstungen zu beginnen, hatte der König in Berlin seine gefügigen Kammern durch energische und patriotische Worte gegen die Feinde des preußischen Adlers gleichfalls zu rauschenden Beifallsstürmen fortgerissen. Monate hindurch dauerte der Lärm der Waffen, mit welchen sich beide Parteien bedrohten.

Ich war durch eine Reihe von zufälligen Umständen zu einer gewissen Theilnahme an der Frage aufgerufen worden, ohne daß ich an derselben ein aufrichtiges inneres Interesse zu gewinnen vermocht hätte. Gleich Anfangs führte mich mein Weg zu einer Zeit nach Berlin, wo der König sich noch ganz unter dem Eindruck des Neuenburger Handstreichs in größter Aufregung befand.

Der König hatte mich eingeladen, bei den Anfangs September in Ostpreußen stattfindenden Manoeuvern das Commando einer Division beim ersten Armeecorps zu übernehmen, und indem ich diesem Rufe mit größter Freude folgte, reiste ich an eben dem verhängnißvollen Neuenburger Revolutionstage nach Berlin. Von dort ging ich gemeinschaftlich mit dem alten Feldmarschall von Wrangel nach Königsberg zum Armeecorps ab, und bemerkte auf der Bahnfahrt eine merkwürdig kriegerische Stimmung der Bevölkerung, die in den inzwischen bekannt gewordenen Ereignissen ihre Erklärung fand.

Auf allen Bahnhöfen wurde der beliebte Greis in demonstrativster Weise mit lautem Jubel empfangen und mit kriegerisch klingenden Anreden der Ortsvorstände ausgezeichnet. Es machte den Eindruck, als sollte man unmittelbar von den Exercierplätzen des äußersten preußischen Ostens nach den lachenden Fluren des Jura ziehen. Unter diesen Umständen hatten die Manoeuver bei Königsberg, auch militärisch genommen, eine sehr erhöhte Bedeutung.

Da man in militairischen Kreisen wußte, daß der König mir vorlängst das Versprechen gegeben hatte, im Falle eines Krieges mir ein Commando anzuvertrauen, so gaben sich meine Gegner große Mühe, mir bei den Manoeuvern mancherlei kleine Verlegenheiten zu bereiten. Die politischen Gegensätze, welche in Deutschland und besonders in Preußen so scharf ausgeprägt waren, machten sich in jener Zeit auch in der Armee einigermaßen fühlbar. Der damalige

Generalstabschef von Reyher, dem ich unendlich viel zu verdanken habe, und als dessen Schüler auch die meisten unserer ausgezeichnetsten späteren Führer der Armee zu betrachten sind, klagte mir einmal, obwohl er für seine Person gewiß nicht zu den Liberalen zu zählen war, daß sociale und politische Gesichtspunkte zuweilen in der Armee eine etwas zu große Rolle gespielt hätten.

Bei den Manoeuvern war mir eine nicht leichte Aufgabe zugefallen, und ich erinnere mich an einen Ausspruch des Königs beim letzten Manoeuvertage in seiner zusammenfassenden Kritik. Man sei hierher gekommen, sagte er, mich bei dem schwierigen Manoeuverterrain möglichst unvortheilhaft abschneiden zu sehen, ich hätte aber meinen Gegnern nicht den Gefallen gethan, mich in die gestellte Falle locken zu lassen. Der König lobte meine Führung, und vor dem Abmarsch der Truppen sprachen mir die Generäle mit Ausnahme des Generals von P., welcher gegen mich commandirt hatte, unter Glückwünschen viel Freundliches aus.

Während der Manoeuver hatte die schweizerische Verwickelung mit jedem Tage ein trüberes und bedenklicheres Aussehen erlangt, und man sprach mit Vorliebe von der nahe bevorstehenden Occupation des königstreuen fernen Ländchens, dessen heldenmüthiger Adel aus den Händen der „Jacobiner“ befreit werden sollte. Der König selbst war in Bezug auf die zu erwartenden oder zu ergreifenden Maßregeln ziemlich schweigsam und beschränkte sich darauf, seiner übeln Stimmung oft durch einzeln hingeworfene starke Worte Luft zu machen. Von einer ernsten politischen Unterredung über den Gegenstand war zunächst nicht die Rede. Erst nach einigen Tagen wurde mir in Berlin von ihm eine Gelegenheit geboten, der ich um so bereitwilliger zu folgen hatte, als man bereits wußte, daß an den deutschen Bund die Aufforderung kommen solle, zu der ganzen Angelegenheit alsbald Stellung zu nehmen.

Unmittelbar auf die Königsberger Manoeuver folgte in Berlin die Hochzeit meines Schwagers, von der ich im früheren Capitel gesprochen habe*), und am 23. September, als die Feierlichkeiten vorüber waren, hatte ich das folgende eingreifende Gespräch mit dem Könige:

Nach einer kurzen Einleitung über die Neuenburger Ereignisse und nach einem beweglichen Hinweis auf die Langmuth und Nachsicht, mit welcher er seit dem Jahre 1848 das Verhalten der Schweiz gegenüber seinem guten Rechte hingenommen hätte, erzählte der König, daß er sich nun entschlossen habe, dem Kaiser Napoleon die ganze Sache ans Herz zu legen. Er habe demselben einen sehr freundlichen Brief geschrieben und hoffe zuversichtlich, daß derselbe nicht ohne Wirkung bleiben werde.

---

*) Siehe oben S. 344.

Ich bemerkte hierauf, daß es dem Kaiser nicht leicht sein werde, den Willen des Königs zu erfüllen; um aber über das Ziel, welches der letztere eigentlich im Auge hatte, etwas mehr Klarheit zu gewinnen, stellte ich möglichst bestimmt die Frage: Euer Majestät haben also den Kaiser aufgefordert, Ihnen zur Wiedererlangung von Neuenburg behilflich zu sein?

Davon abstrahire ich, antwortete der König. Die überall in den Vordergrund gestellte Frage geht mich gar nichts an. Ich habe das Land niemals verloren und die Mächte haben meinen Besitz nie bezweifelt, ich kann also nur sagen, es ist die Sache der Mächte, es in meine Hände zurückzugeben. Darum handelt es sich aber gar nicht. Dagegen kann ich die Gefangenen, die meine Unterthanen sind, in keinem Falle sitzen lassen.

Als ich nun die Aeußerung machte, daß es wohl das Beste wäre, darüber mit dem Bundesrathe zu verhandeln, sagte der König sehr zornig: da liegt eben die Infamie! Man schreibt mir ja, der Bundesrath wolle die Gefangenen nicht loslassen.

Ich erwiederte, daß ich es dann wohl begriffe, wenn sich der König genöthigt sehen würde, ein Corps marschiren zu lassen.

Der König verneinte es und behauptete, daß dies die Sache des deutschen Bundes wäre; „der Fleck," sagte er, „wo jetzt die Neuenburger Frage entschieden werden muß, ist in Frankfurt." Nun müsse der deutsche Bund beweisen, wozu er eigentlich in Europa wieder reactivirt worden sei. Als ich hierauf bemerkte, daß die Neuenburger Frage in gar keiner Weise als eine Bundesangelegenheit betrachtet werden könnte, berief sich der König auf das Londoner Protocoll vom 24. Mai 1852. Dort stände es geschrieben, daß Neuenburg dem König von Preußen gehöre, einem deutschen Bundesfürsten, welcher in seinem Besitz gestört sei. Der Bund habe die Verpflichtung einzugreifen.

Ich versuchte noch einige bescheidene Einwendungen, die aber zu nichts führten, und da ich bemerkte, daß die Auffassung des Königs offenbar über das Stadium vorbereitender Ueberlegung hinaus war, so konnte ich nur noch vermeiden, daß die Unterredung nicht etwa einen peinlichen Charakter erhalte. Ich nahm das Gehörte zu meiner Kenntniß und trachtete das Gespräch auf gleichgiltigere Dinge zu bringen. Indem der König aber seinen Gedanken freien Lauf ließ, kam er wieder darauf zurück, daß er die deutschen Fürsten durchaus für seine Auffassung gewinnen wolle und müsse. Er erzählte, daß er nächster Tage mit dem König von Hannover ein Rendezvous verabredet hätte. „Ich stehe mit ihm à fleurs d'orange. Dem armen Herrn muß man helfen; den anderen ist es leicht geworden, den Dreck bei sich auszufegen, ihm hat man es schwer gemacht. Ich hoffe, daß der deutsche Bund auch in seinem Land seine Schuldigkeit thun wird."

Die eigenthümliche Dienstleistung, welche der König dem alten abgebrauchten Frankfurter Instrument in schöner Harmonie erst in Neuenburg und vice versa in Hannover zudachte, veranlaßte mich zu der scherzhaften Bemerkung, daß sich unter solchen Umständen für mich und meine beim Bunde ohnehin in der gothaischen Verfassungsangelegenheit verklagten Ländchen ja recht schlechte Aussichten eröffneten, worauf der König herzlich mitlachte und in bester Laune von allerlei Tagesbegebenheiten zu reden begann.

Er war zu jener Zeit überhaupt sehr geneigt, sich in den extremsten Stimmungen zu bewegen. Aus großer Heftigkeit und von Aeußerungen des Aergers sprang er leicht zu heiter satirischen Gesprächen über, bei denen man nicht recht wußte, wie weit das, was er sagte, Ernst oder Scherz war. So erinnere ich mich, daß während der Septembertage bei einem Diner die Rede auf die Kölnische Zeitung gekommen war. Der König behauptete, daß dieselbe einen Berner Artikel über die Neuenburger Vorgänge, ganz im schweizerischen Sinne abgefaßt, mit großen Buchstaben abgedruckt hätte. Der letztere Umstand beruhte durchaus auf einem Irrthum und die fetten Zeitungslettern waren wahrscheinlich von der erfinderischen Umgebung des Königs, wie in vielen solchen Fällen, zur Verschönerung der Sache in seine Idee übergegangen. Ohne daß er aber dagegen den mindesten Zweifel gestattet hätte, fuhr er fort: „die Kölnische Zeitung ist ein niederträchtiges Blatt; um ihre Bosheit deutlicher zu machen, ist sie gut geschrieben, ich hasse sie deshalb aber noch mehr. In meinem Lande soll nur gedruckt werden, was ich will."

Der Prinz von Preußen, der bei Tische sehr zurückhaltend war, sagte beim Nachhausegehen lächelnd zu mir: „Du siehst, es ist eine schöne Preßfreiheit, die der König will."

Inzwischen hatte der König bei seiner Action am deutschen Bunde in Betreff der Neuenburger Frage alle die Schwierigkeiten gefunden, die ich ihm bemerklich zu machen mir erlaubt hatte. Auf Hannover hatte der König allerdings nicht verfehlt den schwerwiegendsten Eindruck zu machen, denn schon am 7. October wurde mir aus Frankfurt gemeldet, daß dasselbe für die „eingehendste Berücksichtigung der preußischen Anträge" wäre und einen förmlichen Enthusiasmus für die Neuenburger Royalisten an den Tag lege.

Die Anträge der preußischen Regierung waren allerdings fürs erste sehr bescheiden, nachdem man von der ursprünglich vorhandenen Absicht, den Bund zu einem Einschreiten gegen die Schweiz zu veranlassen, zurückgekommen war. Man verlangte jetzt nichts weiter als den Beitritt zu dem Londoner Protocoll vom 24. Mai 1852, soweit es sich auf die Neuenburger Frage bezog.

Einem solchen Wunsche der preußischen Regierung konnte füglich kein Bundestagsgesandter ein wesentliches Bedenken entgegenstellen. Nur Baiern schien durch Vertagung der Frage die Consequenzen hintanhalten zu wollen, aber da Oesterreich, Sachsen und Hannover sich so außerordentlich entgegenkommend zeigten, so war der Widerspruch des Herrn von der Pfordten nicht sehr ernstlich zu nehmen, zumal von der Anerkennung des Londoner Protocolls bis zu einer Action des Bundes selbst gegen die Schweiz ein ungemein weiter Weg war.

Am 30. October legte der k. preußische Gesandte seinen Antrag in das Protocoll, indem er vertraulich bemerkte, daß er absichtlich die in der Mittheilung an die höchsten Höfe als Beilage angeführte Note des königlichen Gesandten zu London an die dortige Conferenz von 1852 nicht mit überreiche, weil in dieser Note in einer auf die jetzigen Zeitverhältnisse nicht mehr passenden Weise ausgesprochen sei, daß man sich unter keinen Umständen auf Verhandlungen wegen Abtretung des Fürstenthums Neuenburg einlassen werde. Herr von Fritsch fügte seiner Mittheilung über den Antrag des Herrn von Bismarck die folgende Bemerkung bei:

„Wenn nun auch dieser Antrag, wie ich bereits gemeldet, sich zunächst nur darauf beschränkt, den Beitritt des Bundes zu dem Londoner Protocoll zu verlangen, so ist doch der Schluß desselben von einer Entschiedenheit, welche ich nach den früheren Mittheilungen nicht erwartet hätte, und stellt die ernstesten Complicationen in Aussicht. Dem Wunsche des preußischen Gesandten entsprechend wurde sofort in der heutigen Sitzung zur Wahl eines Ausschusses geschritten."

In dem Ausschußberichte beantragte schon in der nächsten Bundestagssitzung Baiern, welches ganz plötzlich zu voller Uebereinstimmung mit den übrigen Mittelstaaten übergegangen war, nicht nur Preußens Ansprüche anzuerkennen, sondern auch durch die diplomatischen Agenten bei den Eidgenossen selbst unterstützen zu lassen. Die Vermittlung übernahmen Oesterreich, Baiern und Baden, aber alle drei erklärten am 18. Dezember in der Bundestagssitzung zu Protocoll, daß die von ihnen in der Neuenburger Angelegenheit bei der Schweizer Eidgenossenschaft gemachten Schritte von dem erwünschten Erfolge nicht begleitet waren.

Hierauf nahm der preußische Gesandte eine sehr kriegerische Miene an, und es wird selbst nach den jetzt bekannt gewordenen eigenen Depeschen des Herrn von Bismarck immerhin schwer zu entscheiden bleiben, ob er wirklich damals der Meinung war, daß sein königlicher Herr die ihm zugedachte Thatkraft besitze, oder ob die stolze Sprache am Bunde nur deshalb erhoben wurde, um die Ehre Preußens zu wahren.

Herr von Bismarck sprach am 18. Dezember seinen Dank für die Bereitwilligkeit aus, mit welcher der Bund und die gedachten drei Staaten Preußens Wünschen nachgekommen seien und erklärte, daß seiner Regierung, nachdem sie alle zur Vollziehung des Londoner Protocolls erforderlichen Schritte gethan, nichts mehr übrig bleibe, als ihren gerechten Forderungen durch Anfbietung einer dem Zwecke entsprechenden Heeresmacht Nachdruck zu verleihen. Sie habe daher bereits Verhandlungen mit den deutschen Nachbarstaaten angeknüpft, um die freie Bewegung ihrer Streitkräfte sicher zu stellen, und hoffe, daß ihr Verfahren von den deutschen Staaten eben so werde gewürdigt werden, als von den befreundeten Höfen des Auslandes.

Um die ganze Kleinlichkeit der Bundesverhandlungen auch bei dieser Gelegenheit zu offenbaren, vermochte der österreichische Gesandte die Bemerkung nicht zu unterdrücken, „es werde sich zunächst fragen, ob die an die Schweiz grenzenden Staaten eine Bedrohung des Nachbarstaates von ihrem Gebiet aus zugeben zu dürfen glauben, ohne die Entscheidung des Bundes, dessen Gebiet dadurch zugleich gefährdet erscheint, einzuholen."

Indessen wäre persönlich dem Könige gerade das Auskunftsmittel sehr erwünscht gewesen, daß der Bund selbst als solcher die Execution in Neuenburg vollziehen möchte.

„Der König würde mit Freuden die ganze Sache ungeschehen machen," schrieb ich am 26. März an den König Leopold, „aber die Partei hetzt und treibt ihn, und die Schweizer mögen zusehen, daß sie sich bei allzugroßer Unnachgiebigkeit nicht in eine verhängnißvolle Lage verwickeln. Der Krieg muß vermieden werden und wir sind alle in diesem Sinne bemüht. Auch haben die Schweizer ihre gefährliche Lage nicht verkannt, und auf eine Befragung durch dritte Hand bin ich soeben bestrebt, einen friedlichen Ausweg zu suchen und zu vermitteln."

Ich schrieb die voranstehenden Worte unmittelbar vor einer Reise nach Karlsruhe, wo ich in den letzten Dezembertagen eine Zusammenkunft mit dem Dr. Furrer hatte. Die Schweizer hatten sich durch ihren Generalconsul in Leipzig, Herrn Hirzel, zuerst an mich gewendet und in vertraulicher Weise meine Vermittlung bei dem Könige Friedrich Wilhelm IV. erbeten. Zu diesem Wunsche paßte es jedoch wenig, daß man schweizerischerseits eine Denkschrift veröffentlichte, in welcher dem Könige von Preußen auf Grund der radicalsten Staatsgrundsätze jedes Recht auf Neuenburg abgesprochen werden wollte. Diese officielle Uebertreibung rief geharnischte Erwiederungen Preußens hervor, und wenn man nur die Publicistik gehört hätte, so würde man nicht für möglich gehalten haben, daß 14 Tage später der Friede gesichert war.

Man mußte den Schweizern die Beruhigung schaffen, daß der König keinen Krieg gegen sie führen wolle, so sehr es auch die Partei der Reaction wünsche; und in diesem Sinne konnte ich in Karlsruhe einen guten Einfluß auf die jenseitige Regierung gewinnen. Es gelang mir wenigstens, den Punkt richtig zu bezeichnen, auf welchem die Herstellung des Friedens allein basirt sein konnte. Ich habe über meine Verhandlung mit Dr. Furrer selbst an den König berichtet, und man wird aus meinem Schreiben die Lage der Dinge daher am Besten erkennen.

„Allergnädigster König!

„Durch Ew. Majestät mir vielfach bewiesene Gnade bin ich so dreist, Ew. Majestät direct von Nachfolgendem in Kenntniß zu setzen mit der Bitte, diese unterthänigste Mittheilung mit gewohntem Wohlwollen und Nachsicht gnädigst aufzunehmen."

„Vor einigen Tagen wurde mir von schweizerischer Seite der Wunsch ausgesprochen, meinen Rath darüber zu ertheilen, was von der Schweiz geschehen könne, um die drohende Verwicklung zu lösen. Zu diesem Zwecke hat mich hier, wo ich eben meinem Schwager einen lange zugedachten Besuch mache, der Bundesrath Furrer aufgesucht."

„Von dem Standpunkt eines deutschen Bundesfürsten aus und ich hoffe, in Uebereinstimmung mit den Gefühlen und Ansichten Ew. Majestät habe ich, beseelt von dem Wunsche, den Frieden in ehrenvoller Weise bewahrt zu sehen, dem Bundesrath eine rückhaltslose Nachgiebigkeit angerathen."

„Das Wesentliche dessen, was ich ihm gesagt, finden Ew. Majestät auf dem beiliegenden Blatte*)."

*) Inhalt meines Gesprächs mit Furrer: „Die Eröffnung der Bundesversammlung macht es möglich, die von Preußen in den Vordergrund gestellte Vorfrage der Abolition rascher zu erledigen, als es vielleicht dem Bundesrath bisher möglich war. Die Schweizer Nationalvertretung schlage durch einen freien Act den Proceß der Neuenburger Gefangenen möglichst bald und vor dem Urtheilspruch nieder. Sie wird dafür das Recht in ihrer souveränen Machtvollkommenheit und die thatsächliche Motivirung in den eigenthümlich für Neuenburg obwaltenden Verhältnissen finden. Sie knüpfe diese Abolition an keine Bedingung und an keine die Gefangenen brandmarkende oder den König von Preußen verletzende und sein von Europa anerkanntes Recht in Frage stellende Motivirung.

Die Schweiz lasse Preußen die geschehene Abolition durch eine befreundete Regierung mittheilen und am Besten unter Anerkennung der Rechte des Königs den Wunsch aussprechen, über die Regelung der politischen Frage in Unterhandlungen zu treten!"

„Ich wage nach den Aeußerungen des Herrn Furrer die Hoffnung auszusprechen, daß bei dem Ernst der Lage mein Rath einigen Anklang finden werde. Ew. Majestät wollen in dieser Mittheilung einen Beweis sehen, wie gerne ich eine Angelegenheit nach den Wünschen Ew. Majestät beendet sähe, welche Ihr königliches und landesväterliches Herz tief bewegen muß. Ich würde es tief beklagen, wenn Ew. Majestät durch die unheilvolle Verblendung der Bundesversammlung sich genöthigt sehen dürften, der Gewalt der Waffen ihren Lauf zu lassen. Jedoch kann ich die erfreuliche Hoffnung noch nicht aufgeben, auf friedlichem Wege Ew. Majestät Wünsche und die gerechten Forderungen der Krone Preußen erfüllt zu sehen."

„In steter Anhänglichkeit verbleibe ich
Ew. Majestät
treu ergebener Diener
Ernst."

Für den Bundesrath war es entscheidend, mit der Ueberzeugung hervortreten zu können, daß die Schweiz durch die Freilassung der Gefangenen sich keineswegs eines werthvollen Pfandes entäußere. Es war mir daher angenehm, schon am 7. Januar dem Dr. Furrer nochmals brieflich versichern zu können, daß der König, wie man auf Grund seiner schriftlichen Erklärungen vertrauen könne, einer rechtlichen Verzichtleistung auf Neuenburg nicht widerstreben werde.

Meine Antheilnahme an der Neuenburger Angelegenheit hatte besonders mit Rücksicht auf die Haltung der liberalen Presse in Deutschland einigen Werth. Soweit der Einfluß jener Verbindungen reichte, welche in meiner Umgebung ihr Hauptquartier hatten, war doch dafür gesorgt worden, daß die Schweizer nicht in den unheilvollen Glauben verfallen konnten, sie würden bei Festhaltung der Gefangenen in Deutschland irgend eine Billigung ihrer Politik zu finden vermögen. Diesem Umstande mochte es denn auch zuzuschreiben sein, daß ich für meine Bemühungen noch von den Schweizer Blättern angegriffen worden bin, indem man den Karlsruher Verhandlungen völlig falsche Motive unterschob*).

*) Hirzel entschuldigte sich bei mir hierüber in einem Briefe vom 12. Januar 1857, worin es hieß: „Wenn seitdem durch die Schweizerische Presse zu meiner größten Bekümmerniß wahrheitswidrige Nachrichten verbreitet worden sind, so wage ich zu hoffen, daß Ew. Hoheit mich und meinen Begleiter von aller und jeder Veranlassung zu solchen freizusprechen und mit hohem Sinn gnädigst zu übersehen geruhen werden, was unverantwortliche, doch nicht böswillige Unbesonnenheit und Ungeschicklichkeit verschuldet haben."

Die öffentliche Meinung war durch das äußere Verhalten der preußischen Regierung, bei gänzlicher Unkenntniß der wirklichen am Berliner Hofe herrschenden Verhältnisse, mehr und mehr in den Wahn gerathen, als dächte der König thatsächlich an einen großen Krieg, und man liest noch heute in Geschichtsbüchern von der Kriegslustigkeit des Königs, welche aber niemals vorhanden war. Zu diesem Irrthum hatte insbesondere der Umstand beigetragen, daß der preußische Gesandte von Bern abberufen worden war, und daß man von Seite der vermittelnden Westmächte in den diplomatischen Verhandlungen die Miene angenommen hatte, als glaubte man an die kriegerischen Absichten des Königs, um die Schweiz ein wenig einzuschüchtern.

Die diplomatische Action Napoleons war im übrigen eine für Preußen in hohem Grade conciliante; der Kaiser hatte sich sehr genau mit dem König von Preußen und zwar auf ganz directen Wegen verständigt und konnte daher mit voller Sicherheit des Erfolges operiren. Friedrich Wilhelm überließ sich um so unbefangener und lieber der Vermittlung Napoleons, als dieser eben im Begriff war, sich mit Rußland auf den besten Fuß zu setzen. Der österreichischen Diplomatie wollte man keinesfalls den Erfolg ihrer diplomatischen Intervention einräumen, und so war in Paris am 5. Januar 1857 die entscheidende Uebereinkunft getroffen worden, durch welche der Neuenburger Handel als beendigt angesehen werden konnte.

Der Bundesrath hatte Herrn Kern in besonderer Mission nach Paris gesendet, und nach wenigen Unterredungen mit dem Kaiser war zwischen Walewski, dem Geschäftsträger Oberst Bormann und Herrn Kern eine Art von Vertrag zu Stande gekommen, in welchem die unbedingte Freilassung der Gefangenen als Basis jeder weiteren Negociation aufgestellt wurde. Das französische Cabinet verbürgte sich dagegen, die Renunciation des Königs von Preußen auf Neuenburg zu bewirken.

Ich hatte Copie der Note des Grafen Walewski mit den voranstehenden Bedingungen zugesendet erhalten*) und fand nur in dem einen Punkte eine

*) Die officielle Botschaft des Bundesraths an die hohe Bundes-Versammlung enthält einen Anhang, in welchem die Note Walewskis vom 5. Januar 1857, die englische Note vom 7., die russische vom 11. und die österreichische vom 9. Januar abgedruckt ist. Die entscheidende Stelle lautete: Il est également convaincu que la Prusse, qui a donné un gage de ses sentiments de conciliation . . . . renoncera . . . à toute mesure hostile contre la Suisse. Cowley berief sich darauf, daß Lord Clarendon schon am 25. November seine Bemühungen zugesagt habe, pour engager le Roi de Prusse à arranger la question Neuchâteloise conformément aux désirs de la Confédération Suisse et à reconnaître l'indépendance du Canton etc.

Abweichung von dem, was ich mit Furrer in Karlsruhe verhandelt hatte, daß nämlich das französische Cabinet ein viel unbedingteres Versprechen in Bezug auf die künftige Verzichtleistung des Königs gab, als dies von meiner Seite möglich war. Der König hatte also dem Kaiser Napoleon Zugeständnisse bereits Anfangs Januar offenbart, welche den deutschen Bundesfürsten noch geheim gehalten worden waren.

Wenn in der Botschaft der Schweizer Regierung an die Bundesversammlung am 13. Januar die Note Walewskis vom 5. und die übereinstimmende englische Note vom 7. Januar als entscheidend für die günstigen Absichten des Königs bezeichnet worden waren, so gestehe ich, daß der erste Eindruck bei mir der war, es möchten die Westmächte doch leicht mehr versprochen haben, als in den Intentionen des Königs lag.

Für den Erfolg der Anträge, welche der Bundesrath an die Bundesversammlung stellte, scheint es indessen erwünscht gewesen zu sein, darauf hinweisen zu können, daß auch deutsche Bundesfürsten von meiner Denkungsweise sich in Bezug auf die bedingungslose Befreiung der Gefangenen in loyalster Weise dem Könige von Preußen angeschlossen hatten. Der Bundesrath bemerkte hierüber:

„Es wird hier am Platze sein, der Mission des Herrn Bundesrath Furrer nach Süddeutschland zu erwähnen, worüber bereits vielfache, zum Theil ganz entstellte Berichte in Umlauf gesetzt worden sind. Wir haben in dieser Beziehung Ihnen folgende Mittheilung zu machen: Am 27. Dezember erhielten wir von dem schweizerischen Generalconsul in Leipzig eine telegraphische Depesche, worin er uns sehr dringlich ersuchte, sofort eines unserer Mitglieder nach Frankfurt abzusenden, um dort einer Besprechung mit Sr. Hoheit dem Herzog von Coburg-Gotha über unsere wichtige Angelegenheit beizuwohnen. Von der Ansicht ausgehend, daß in solchen Momenten jedes ehrenhafte Mittel benutzt werden müsse, welches geeignet erscheint zu einer befriedigenden Lösung der obwaltenden Schwierigkeiten beizutragen, oder auch nur weitere Aufschlüsse zu verschaffen, haben wir Herrn Bundesrath Furrer beauftragt, der Einladung des Herr Generalconsuls Folge zu geben. Es lag somit dieser Mission nicht ein specieller und bestimmter Zweck zu Grunde, sondern unser Abgeordneter hatte nur allfällige Eröffnungen anzuhören, erforderlichenfalls die hierseitige Politik zu vertheidigen und Bericht zu erstatten. Die beabsichtigte Besprechung mit Sr. Hoheit dem Herzog von Coburg-Gotha fand sodann statt, zwar nicht in Frankfurt, sondern in Karlsruhe. Es wurde natürlich die ganze Situation ziemlich einläßlich verhandelt, und unser Abgeordneter gewann die Ueberzeugung, daß es sich nicht, wie etwa auch vermuthet werden konnte, darum handelte, weitere directe Unterhandlungen

mit der Schweiz einzuleiten. Der Herzog, zwar in sehr freundschaftlicher Weise sich aussprechend, suchte dringend darauf hinzuwirken, daß zur Vermeidung eines unheilvollen Ereignisses die Schweiz den Neuenburger Proceß niederschlage, und eröffnete dann auf der anderen Seite in sehr bestimmter Weise seine Ueberzeugung, daß die Hauptfrage über die künftige Stellung Neuenburgs in einer für die Schweiz befriedigenden Weise ihre Lösung finden werde."

Was den weiteren Gang der Neuenburger Frage und die äußerlichen Thatsachen ihrer Beilegung anbelangt, so sind dieselben bekannt genug, doch kann ich aus meinen eigenen Papieren den Abschluß der Sache Schritt für Schritt verfolgen und theile aus denselben einiges nicht uninteressante Detail mit.

Schon am 10. Januar meldete mir Dr. Furrer die Beschlüsse, zu welchen der Bundesrath durch die Pariser Verhandlungen gekommen war: „In Folge der Unterhandlungen unserer Abgeordneten in Paris ist der Bundesrath über die endliche Lösung der Streitfrage in dem Maße beruhigt worden, daß er beschloß, die vorbereitenden Commissionen der beiden Kammern auf den 13. und die letzteren auf den 14. dieses einzuberufen und ihnen den Antrag auf Niederschlagung des Processes vorzulegen, in der Meinung jedoch, daß die Angeklagten bis zur definitiven Erledigung der Streitfrage das schweizerische Gebiet zu meiden haben. Die letztere Maßregel ist nicht im mindesten das Produkt einer Rache oder eines Hasses, sondern sie ist ausschließlich und nothwendig im Interesse der öffentlichen Ordnung und ich darf wohl hinzufügen, auch im Interesse der Angeschuldigten selbst begründet, was auch die Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich begriff, sowie das diplomatische Corps in Bern, welches bekanntlich unlängst, höhere Genehmigung vorbehaltend, collectiv ein Arrangement versuchte, worin eine ganz ähnliche Restriction vorkam. Wir hoffen daher Se. Majestät der König von Preußen werde deshalb keinen Anstand nehmen, den entgegenkommenden Gesinnungen des Schweizerischen Bundesraths Rechnung zu tragen. Auf der anderen Seite hoffe ich, daß unsere Kammern spätestens den 15. Januar den Antrag genehmigen werden, worauf wir dann sogleich die Befreiung der noch verhafteten Personen verfügen würden."

„Wenn sodann Euer Hoheit behufs einer baldigen und mein Vaterland befriedigenden Lösung der weiteren Frage Ihre gütige Verwendung gefälligst eintreten lassen wollte, so würden Sie mich zum tiefgefühlten Danke verpflichten. Immerhin werde ich das wohlwollende Interesse, welches Ew. Hoheit bis anhin in dieser Angelegenheit an den Tag legte, dankbar anerkennen und ich verharre mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hoheit ergebenster

Bern, 10. Januar 1857. Dr. Furrer."

Wenige Tage später gab mir mein Schwager von Karlsruhe aus Nachricht von der Annahme der Anträge des Bundesraths:

„Eine telegraphische Depesche aus Bern von gestern Abend 10 Uhr meldet: „daß die Bundes-Versammlung die Anträge des Bundesraths einstimmig angenommen, jedoch dabei nachdrücklich die Hoffnung betont habe, daß der Bundesrath die jetzige günstige Situation zur friedlichen Lösung der Sache benutzen werde. Herr Furrer hat sich über diesen Beschluß bei Meysenbug schriftlich gleichsam entschuldigt und ist nach Bern zurückgeeilt."

Fritz."

Einige interessantere Details folgten dieser Mittheilung in einem Schreiben des Ministers von Meysenbug.

„Durchlauchtigster Herzog!

„. . . . . . Die Schweizer Angelegenheit ist in ihr letztes Stadium getreten und bietet in demselben einige besonders beachtenswerthe Momente. Ich habe mir erlaubt, gestern schon die Nachricht an Euer Hoheit zu befördern, daß der Gang der Berathungen in den beiden Räthen zu Bern die Gewißheit baldiger und bedingungsloser Freigebung der Gefangenen bereits ergeben habe. Eine Verzögerung der formellen Beschlüsse kann dadurch eintreten, daß die beiden Genfer Abgeordneten Fazy und Carl Vogt auf die Discussion der Commissionsanträge nicht verzichten zu wollen scheinen. Dieser Aufschub würde höchstens bis morgen wirken. In Berlin weiß man, daß Freilassung der Gefangenen und die Niederschlagung des Processes erfolgen werden; man wird daher den heutigen Tag nicht als dies fatalis betrachten!"

„Der Bundesrath hat in der Stille Einleitung getroffen, um nach erfolgtem Beschlusse die Gefangenen unter starker militairischer Escorte an die französische Grenze bringen zu lassen. Graf Friedrich Pourtalis-Steiger hat einen Paß für sich und seine Familie nach Italien visiren lassen. Er dürfte jedoch mit einigen seiner Leidensgenossen noch vorher — einer von Berlin aus erhaltenen Insinuation folgend — nach Paris gehen, um „dem Kaiser" zu danken."

„Da es interessant ist die Phrasen der Schweizer Blätter auf ihren wahren Werth zurückzuführen, so beehre ich mich Eurer Hoheit anliegend Abschrift der neuesten Noten zu übersenden. Diese Grundlage der jetzigen Beschlüsse der Schweizer „Nation" enthält gar nichts mehr, als was man bereits vor Monaten als nothwendig und als genügend bezeichnet hatte. Von englischer Seite existirt nichts weiter als der Brief an Cowley. In der That hat sich demnach die Schweiz fügen müssen. Dies hindert nicht, daß man vom deutschen Standpunkte aus den Verlauf der Sache als einen unerfreulichen und für die Zukunft bedenklichen ansehen muß. In tiefster Ehrfurcht ꝛc. ꝛc.

Carlsruhe, 15. Januar 1857. Meysenbug."

Die letztere Klage des badischen Ministers war insofern nur zu sehr begründet, als in einer Sache, welche von vielen Seiten zu einer deutschen Bundesangelegenheit gemacht werden wollte, nichts als das entscheidende Uebergewicht Frankreichs zu Tage getreten war und der Kaiser Napoleon nicht ermangelte, das Schiedsrichteramt betonen zu lassen, welches ihm in Europa zugefallen wäre. Auch die Conferenz, auf welcher die Neuenburger Frage schließlich gelöst werden sollte, wurde in Paris abgehalten und mancherlei neu auftauchende Schwierigkeiten ließen die Nachgiebigkeit Preußens schließlich im Lichte einer Niederlage erscheinen.

In Berlin glaubte man durch die Art und Weise, wie die Neuenburger Gefangenen entlassen wurden, Grund zu neuen Beschwerden gegen die Schweiz erhalten zu haben und der König war in dem Entschlusse, auf seine Rechte zu verzichten, schwankend gemacht worden. Als er endlich den Grafen Hatzfeldt beauftragte in die Verhandlungen zu Paris einzutreten, hatte er demselben so wenig genügende Vollmachten ertheilt, daß nach der zweiten Sitzung am 7. März die Conferenz und die Verhandlungen mit der Schweiz unter ausschließlicher Vermittlung Napoleons separat geführt werden mußten. Ein außerordentlich wohlunterrichteter Berliner Politiker entwarf am 12. März von der entsetzlichen Confusion, welche in Folge dessen am Hofe und in den Regierungskreisen entstanden war, das folgende reizende Bild:

„In den letzten 3—4 Wochen ist die Neuenburger Frage in Berlin Ursache zu großen Agitationen gewesen. Sie wissen, wie die cantonale Regierung in Neuenburg — dumm wie gewöhnlich — den Royalisten bei ihrer Entlassung aus dem Gefängniß einen Revers oder Urphede hatte unterschreiben lassen, nicht zurückzukehren oder entgegengesetzten Falles sich den Strafen zu unterwerfen, welche nach den Gesetzen widerrechtlich zurückkehrende Ausgewiesene treffen. Dies war ein völlig überflüssiger Akt .... und der König nahm von diesem Revers Veranlassung zu sagen, man habe ihm Seitens der Schweiz das Wort gebrochen; die bedingungslose Freigebung der Gefangenen sei die Bedingung gewesen, gegen welche er sich zum Eintritt in die Unterhandlungen verstanden habe. Nun sei die Freigebung nicht bedingungslos erfolgt, so brauche auch er mithin nicht in Unterhandlungen einzutreten. Dies Alles mit einer Sauce von ungeheuerem Zorn gewürzt!"

„Vergebens ward hiergegen vorgestellt, daß der Revers vielleicht eine große Tactlosigkeit gewesen sei, aber doch in dem Stande der Sachen so wenig wie in der rechtlichen und factischen Lage der betreffenden Royalisten irgend etwas geändert oder ein novum creirt habe. Wollte der König deshalb von seiner Zusage gänzlich zurücktreten, so werde er als der Wortbrüchige und Carl Vogt als der wahrhafte Prophet erscheinen. Auch von Seiten der Schweizer Bundes-

behörden wurden Entschuldigungen gemacht, an der Sache jedoch festgehalten, in welcher man, wie hinzugefügt ward, die Unterstützung der Mächte namentlich Frankreichs und Englands habe."

„Hierauf nach etwa 3 Wochen post factum beruhigte sich der König soweit, daß er auf's Neue versprach, in die Unterhandlungen eintreten zu wollen. Einen bedeutenden Eindruck soll hierbei folgender Vorfall auf ihn gemacht haben. Man hatte preußischerseits zwei Häupter der royalistischen Partei in Neuenburg, die sich nicht beim Putsch betheiligt, nach Berlin gerufen, um ihren Rath in der Sache zu hören. Als diese nun vernahmen, welche krausen, confusen, mittelalterlichen Restaurationspläne mit allen staatsrechtlichen Impossibilitäten der Kreuzzeitungstheorien man ihnen preußischerseits einimpfen wollte, fielen ihnen die Arme am Leibe herunter. Und als nun einmal Feldmarschall Dohna einen von ihnen aufforderte, ihm die Bedingungen und Modalitäten dessen zu dictiren, was sie vom König wünschten, rief derselbe dem tauben Alten ins Ohr: la renonciation pure et simple, worauf letzterem vor Schrecken die Feder aus der Hand fiel. Diese Royalisten sehen vollkommen ein, daß, wenn sie ferner im dortigen Lande bleiben und eine haltbare Stellung wiedergewinnen wollen, sie sich nicht zu Drahtpuppen des Berliner Mittelalters hergeben dürfen. Die andere Putschpartei dagegen, namentlich Wesdehlen, fahren fort, dem König den Kopf zu erhitzen. Man hat in ihren Papieren den Beweis gefunden, daß sie früher einmal den Versuch gemacht, von dem Könige an den Kaiser Nicolaus zu appelliren, der damals für das europäische Obertribunal galt."

„Was nun der König thun will, ist noch nicht bekannt. Es wird sich wiederholen, was Aberdeen sagte, als der König ihm in Stolzenfels 1845 in einer langen Audienz seine Constitutionspläne dargelegt: all I could understand, was that he will do, as little as he can. Gerlach wünschte Lettres patentes erlassen zu sehen, worin dieses „little" formulirt und dann sich um die ganze Sache nicht weiter bekümmert werden sollte. Renonciation oder Abtretung sollte im Ausdruck vermieden und nur die Unterthanen ihres Eides entlassen werden. Damit hätte der König nur die Menschen aufgegeben, nicht das Land; er bliebe Prince de Neuchâtel, wenn auch nicht des Neuchâtellais, und könnte noch nach hundert Jahren das Land wieder nehmen. . ."

So weit mein Berichterstatter. Was das Resultat anbelangte, so war es nach zweimonatlichen Unterhandlungen in einer Weise zu Tage getreten, welche die denkbar ungünstigste genannt werden mußte. In keinem Stadium der Verhandlungen über die Neuenburger Frage waren seit 1848 Preußen jemals schlechtere Ausgleichsbedingungen vorgeschlagen worden, als diejenigen, welche der König am 26. Mai 1857 ratificirte. Er entsagte allen Souveränetätsrechten auf Neuenburg für immer, behielt zwar den Titel eines Fürsten

von Neuenburg, aber die Entschädigungssumme war von den vermittelnden Mächten auf eine Million herabgemindert worden, worauf er erklärte, gar nichts annehmen zu wollen. Nur für Kirchengüter und Stiftungen waren einige Sicherheiten gewährt und die Straflosigkeit der Angeklagten war zugesichert worden.

Im Juni 1857 befand ich mich im Bade Heilbrunn in Oberbaiern, wo ich mich von den Folgen eines typhösen Fiebers erholen wollte, von welchem ich im Frühjahre ergriffen worden war. Während ich mit Herrn von Usedom, fast meinem einzigen Begleiter in dem abgeschiedenen Winkel der bairischen Alpenwelt, in welchem damals weder von einem Cursalon noch von der dazugehörigen eleganten Welt die Rede war, rein akademische Politik betrieb, war Deutschland durch eine Nachricht aufgeschreckt worden, die an einen jähen Wechsel der gesammten politischen Lage erinnern konnte.

Der König von Preußen war nach dem Gebrauche einer Marienbader Cur auf der Rückreise in Dresden von einem leichten Schlaganfalle betroffen worden. Die officielle Bemühung, das traurige Ereigniß ganz zu leugnen, hatte die übertriebensten Gerüchte zur Folge, und vorahnend beschäftigte man sich mit der Bedeutung einer Thronveränderung. Das Schicksal schien allen Parteien einen Wink gegeben zu haben, sich auf die bevorstehende Eventualität gründlich vorzubereiten. Zunächst schien jedoch die Gefahr vorüberzugehen, in den officiellen Kreisen Berlins nahm äußerlich alles die gewohnte Physiognomie wieder an, und die regierende Partei bemühte sich, ihre Zeit so gut wie möglich auszunützen.

Im September waren große Manoeuver bei Halle in Aussicht, bei denen der König, um seine volle Wiederherstellung zu zeigen, persönlich erschien. Ich war schon im Mai von dem Könige zur Antheilnahme an den großartigen militairischen Uebungen, die man beabsichtigte, befohlen worden. Die Erkrankung des Königs schien jedoch alle Dispositionen ändern zu sollen.

Da erhielt ich zu meiner freudigen Ueberraschung von dem Fürsten Radziwill als Commandeur des IV. Armeecorps im Auftrage des Königs die Aufforderung, mich zu Anfang September in Halle einzufinden. Da man gleichzeitig auf dem nahen Petersberge die Vollendung der schön restaurirten Klosterkirche, wo sich die Gräber der älteren und ältesten Wettinischen Fürsten befinden, zu feiern beschloß, so versammelten sich in diesen festlichen Tagen bei dem Könige nicht nur die meisten preußischen Prinzen, sondern auch die Vertreter sämmtlicher sächsischer Fürstenhäuser.

Als ich Friedrich Wilhelm IV. hier wiedersah, fand ich ihn in erschrecken-

der Weise verändert, und es schien mir fast unbegreiflich, wie man den ruhebedürftigen Kranken den Strapazen dieser ereignißreichen Tage aussetzen durfte. Man hatte von der Umgebung des Königs die Versicherung erhalten, der König solle nicht als krank angesehen werden.

„Die durch das Unwohlsein des Königs — so schrieb ich damals an meinen Bruder — auf allen Gesichtern sich zeigende Ungewißheit und Unsicherheit wirft einen düsteren Schatten sowohl über militairische als andere Feste. . . . Mit kurzen Worten charakterisire ich den Zustand des Königs folgendermaßen: gänzliche Abspannung der Nerven, eine langsam vorschreitende Gehirnerweichung bei einer vorherrschenden Disposition zu gastrischen Leiden. Entweder überlebt er trotz seines Scheinwohlseins den Winter nicht, oder was eher zu vermuthen ist, der Schwachsinn geht Schritt für Schritt weiter. Alle Symptome sind vorhanden und man sieht den Kampf der Natur gegen das hereinbrechende Leiden. Diese Beobachtungen werden von Vielen gemacht, und Du kannst Dir denken, was dies für eine Stimmung hervorbringt. . . .“

Selbst auf den rein militairischen Angelegenheiten lastete die Beunruhigung und Ungewißheit der allgemeinen Lage. Zu alledem herrschte zur Zeit der Manoeuver eine furchtbare Hitze und Trockenheit und in Folge dessen ein undurchdringlicher Staub, so daß die Truppen, die ohnehin in sehr weiten Cantonnements lagen, viel zu leiden hatten. Bei dem Manoeuvriren der Divisionen hatte ich an den betreffenden Tagen die Führung bald der einen, bald der andern; auch war mir zuvor das Commando der gesammten Corpscavallerie, acht Regimenter anvertraut gewesen. Bei den Uebungen mischte sich jedoch Fürst Radziwill als Corpscommandant gerne in die Details der Operationen, so daß ich Anlaß zu gerechter Beschwerde zu haben glaubte. Glücklicherweise war der Prinz von Preußen als „Unparteiischer“ bei den Uebungen anwesend und hatte sich demnach sein Urtheil über die einzelnen Vorkommnisse zu bilden.

Da Fürst Radziwill an einem der entscheidenden Tage Anordnungen getroffen hatte, welche mich in der Ausführung eines glücklich eingeleiteten Umgehungsmanoeuvers geradezu verhinderten, während er nachträglich seine kritischen Bemerkungen gegen mich richtete, so glaubte ich dem Prinzen von Preußen gegenüber mein Verhalten ausführlich rechtfertigen zu sollen.

Ich kann es mir nicht versagen, die Antwort desselben hier beizufügen, und wäre es bloß, um einerseits den Ernst zu zeigen, mit welchem ich an diesen militairischen Uebungen Antheil nahm, und andererseits den gerechten Sinn des Prinzen von Preußen in das rechte Licht zu setzen.

Unmittelbar nach Empfang meines Memoires über den Verlauf der Manoeuver antwortete mir derselbe von Charlottenburg am 15. September: „So-

eben erhalte ich Deinen Brief vom 14. d., der Aufschlüsse und Erklärungen über das Manoeuver vom 11. enthält. Ich glaube, Dir keine größere Beruhigung über Dein Verfahren geben zu können, als wenn ich Dir sage, daß in meinem vorläufigen Bericht an den König genau der Grund zu dem letzten Angriff und die durch den Fürsten Radziwill bestimmte Anordnung, direct anzugreifen und nicht Deine Ansicht, gerade auf Halle zu marschiren, beizubehalten, wörtlich aufgenommen ist."

„Daß mir Deine Entwickelungen in Deinem Briefe nun noch sehr interessante Aufschlüsse geben, kannst Du denken, und danke ich Dir daher recht aufrichtig für diesen neuen Beweis Deines Vertrauens. Heute sagte mir der Fürst Radziwill, der, wie es mir scheint, selbst fühlen mag, daß er zu einseitig gegen Dich gewesen ist, daß er die Hauptschuld dem General Knoblauch beilegen müsse, nachdem er sich die Sachen klarer gemacht und überlegt habe."

„Es thut mir leid, in Deinem Briefe zu lesen, Du glaubst, daß Absicht gegen Dich dem Fürsten die Kritik dictire. Ich wüßte nicht, was ihn dazu veranlassen könnte oder dürfte, da im Gegentheil Dein Wunsch, Dich zum militairischen Führer heranzubilden, auf alle Art unterstützt werden muß, was dergleichen Absichtlichkeiten leicht hindern würden. Ich vermuthe, daß Du zur Relation Deiner beiden Commando-Tage aufgefordert werden wirst, wo Du Gelegenheit hast, wenngleich im Bericht-Stil, das auszuführen, was Du mir schriebst."

„Hier in Charlottenburg hat der erste Manoeuvertag so eben mit einem enorm heftigen Gefecht in einer Position, die Gröben ungern aufgab, obgleich er tournirt und mit sehr überlegenen Kräften angegriffen war, geendigt. Fürst Hohenzollern hat im Ganzen sehr gut manoeuvrirt, wenngleich Willisen ihm manches verdarb, der sich entre nous soit dit nicht als Cavallerie-Führer erwies. Der Anblick gab ein schönes Bild, was aber nicht wie am 11. als Hauptsache aufgegeben war."

„Nun nochmals tausend Dank für Dein Vertrauen, was Du immer erhalten willst Deinem treuen Freund und Vetter

Wilhelm."

Fast gleichzeitig mit dem Briefe des Prinzen von Preußen erhielt ich von dem Könige ein officielles Schreiben mit meiner Ernennung zum General der Cavallerie:

„Bei dem Schlusse der diesjährigen, in Meinem Beisein stattgefundenen größeren Uebungen Meines 4. Armeecorps ist es Mir eine angenehme Pflicht, Eurer Hoheit Meinen besonderen Dank dafür zu sagen, daß Sie sich auch bei diesen Uebungen wieder mit dem regsten Eifer betheiligt haben. Ich habe

Eurer Hoheit bereits mündlich ausgesprochen, wie sehr Ich das Beispiel, welches Sie hierdurch gegeben, anzuerkennen und zu schätzen weiß und benutze daher mit großem Vergnügen diese erwünschte Gelegenheit Eurer Hoheit Meine aufrichtige Zuneigung und Werthschätzung von Neuem zu bethätigen, indem Ich Sie hiermit zum General der Cavallerie ernenne. Ich verbleibe Eurer Hoheit freundwilliger Vetter

Charlottenburg, 17. September 1857.

Friedrich Wilhelm R."

Es war die letzte Gnadenerweisung und Auszeichnung, deren ich mich von dem Könige zu erfreuen hatte. Ich war bereits von Halle mit der Ueberzeugung geschieden, daß ich ihn nicht wieder im Besitze seiner Gesundheit sehen werde. Einige peinliche Erlebnisse, die mir mit dem unglücklichen Monarchen während der Manoeuverzeit begegneten, hatten sich zu tief in meiner Seele festgesetzt, als daß ich mich über sein tragisches Schicksal auch nur einen Moment zu täuschen vermocht hätte.

An einem der heißesten Nachmittage des September nach dem letzten Manoeuver ritt ich dem Könige zur Seite, als er das Gefechtsfeld verließ, um seine Equipage aufzusuchen. Plötzlich winkte er mich zu sich näher heran. Im selben Momente gab er seinem Pferde eine Wendung, als wollte er querfeldein reiten, während er dem Gefolge deutete zurückzubleiben. Ich faßte die Zügel seines Pferdes, welche ihm entfallen waren, da wir an einem scharfen Abhange standen. Ich meinte, er wolle mir eine Mittheilung machen und war gespannt seine Befehle zu vernehmen, aber in demselben Augenblicke stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen, er schien sprechen zu wollen, rang nach Athem und ergriff mich am Arme. Endlich brachte er einige mir unvergeßliche Worte hervor: „Ich bin sehr krank, lieber Herzog, viel kränker als man glaubt — Sie werden mich wohl nie wieder sehen — vergessen Sie mich nicht."

Die seltsame Scene hatte die Aufmerksamkeit der königlichen Suite inzwischen auf sich gezogen und ich war froh, daß seine Herren nicht länger säumten heranzukommen, nach seinen Befehlen und Wünschen fragten und dadurch den armen kranken König, der sich den Schweiß von der Stirn wischte, wieder zu sich selbst brachten.

Am nämlichen Tage ereignete sich eine noch viel drastischere Scene bei der großen Tafel, welche zu Ehren der sächsischen Majestäten und sämmtlicher anwesenden Fürsten auf dem Petersberg stattfand.

Schon vor dem Diner erregte das vielfach excentrische Benehmen des Königs Befürchtungen der schlimmsten Art. Man hatte sich zu gemeinschaftlicher Besichtigung der vollendeten Kirchenbauten und der Grabstätten eingefunden,

wobei der König bald die übermäßigste Heiterkeit, bald wieder eine tiefe Schwermuth bis zu Thränen an den Tag legte. Seine Gemahlin und die Königin von Sachsen suchten ihn zu zerstreuen und seine Aufmerksamkeit auf möglichst gleichgiltige Dinge hinzulenken, aber sie schienen sich umsonst zu bemühen, seinen ungewöhnlich erregten Zustand zu bemeistern.

Als wir uns endlich zu Tische setzten, erfolgte aus einem unbedeutenden Anlaß ein bedenklicher Zornausbruch gegenüber der Dienerschaft inmitten des Diners, und als der König einen Toast auf das sächsische Gesammthaus ausbringen wollte, verfiel der sonst so gewandte Redner in einen Zustand von tief ergreifender Geistesverwirrung. Die beiden Königinnen waren kaum im Stande, den König zu beruhigen, bis er endlich in eine vollständige Apathie versank. Das Diner wurde so rasch wie möglich beendigt und wir alle hierauf entlassen.

Der König begab sich nach Charlottenburg, wo man ihn möglichst von jeder Berührung mit der Außenwelt abhielt. Dem Publikum wurde dagegen erzählt, die Gesundheit des Königs habe sich so gekräftigt, daß er die Strapazen der Manoeuver und Feste in Halle vortrefflich zu ertragen vermocht hätte.

Indessen sollte sich die Täuschung über das rasch zunehmende Leiden des Königs beim besten Willen nicht lange behaupten lassen. Schon Anfangs October verschlimmerte sich der Zustand des Königs derart, daß der Prinz von Preußen Berlin nicht mehr verlassen zu können meinte. Ein neuer Schlaganfall schien dem Leben des Königs ein rasches Ende zu bereiten, aber die Gefahr ging vorüber, und während sich der König zu erholen schien, ohne daß es ihm jedoch möglich gewesen wäre, die Regierungsgeschäfte thatsächlich zu führen, traten bei allen Behörden, des Hofs wie des Staates, die beklagenswerthesten Irrungen zu Tage. Ueber die in Berlin, wie man noch immer hoffte, vorübergehenden Zustände war einer meiner Freunde in der Lage mir so genauen Bericht zu geben, daß ich denselben statt aller weiteren Geschichtserzählung hier einfügen kann.

„Euer Hoheit . . . . erlaube ich mir heute einige Notizen vorzulegen, welche zur Beurtheilung mancher gegenwärtigen Verhältnisse nicht unnütz sein möchten."

„Ich war vom Könige eigenhändig zum 11. October nach Berlin befohlen worden und langte also gerade mitten in der Krisis dort an. Euer Hoheit kennen den Verlauf."

„Weniger bekannt ist es geworden, daß die Partei, so lange sie den König gleich einem todten Mann ansah, sich mit aller Heftigkeit auf die Idee der Regentschaft warf und sofort nach dem § 56 der Verfassung vorzugehen beab-

sichtigte. Man hoffte dadurch den Prinzen für sich einzunehmen und später durch die Majorität in den Kammern dirigiren zu können. Allein die Königin vereitelte diesen Plan, indem sie durch ihre äußerst feste Haltung den Leuten imponirte und ein solches Ansinnen weit hinwegwarf. Denn der König, der wirklich in jenen Tagen auffallend schnell wieder zu Kräften kam, könne jeden Tag wieder gesund werden und selbst wieder die Regierung übernehmen."

„Hierdurch in Schrecken gesetzt, warf sich die Partei plötzlich auf die andere Seite. Die Regentschaft, deren Nothwendigkeit die Kammern zu berathen hätten, wurde als etwas Revolutionäres, den Eigenrechten des Prinzen und der Dynastie Derogirendes dargestellt. Dies recht plumpe Raisonnement fand beim Prinzen mehr Eingang als gut war, unerachtet ich ihm in mehreren Unterredungen darzulegen versuchte, wie die Mitwirkung der Kammern in diesem Falle zum Schutze der Legitimität gegen Usurpation und Palastintrigue gemeint sei, und zu verstehen gab, es kleide den Successor nicht wohl, Formalitäten zu mißbilligen, die zum Schutze des hinfälligen Antecessors etablirt worden sind."

„Unaufhörlich ward der Prinz gedrängt, falls der König nicht binnen einigen Tagen für die Substitution hinreichend dispositionsfähig werden sollte, alsdann die Geschäftsführung jure proprio zu übernehmen oder vielmehr zu usurpiren. Dies sollte ein juste milieu zwischen Substitution und Regentschaft vorstellen, dem Prinzen um so angenehmer, als es ihn von der „vorzeitigen" Beschwörung der Verfassung dispensiren würde. Hiermit war nun kein einziger Mensch, der es mit dem Prinzen wohl meinte, einverstanden. Eine solche That würde den Prinzen sowohl dem Könige, wie dem Lande gegenüber illegal gemacht haben; freilich war die Partei hiermit sehr zufrieden, indem es den Prinzen gleich bei seinem Debüt auf den erwünschten Weg einer Verfassungsverletzung geführt haben würde. Bei dieser Gelegenheit glaube ich dem Prinzen einen wirklichen Dienst geleistet zu haben, indem er auf mein Bitten den Termin der usurpatorischen Geschäftsergreifung noch um 6—8 Tage weiter, als die Minister wollten, hinausschob. Während dieser Zeit trat dann der Moment ein, wo der König klar genug wurde, um die Substitution zu vollziehen."

„. . . . . auch wurde ihm täglich auf jede Weise vorgehalten, wie er seine Pflicht gegen den armen kranken Bruder, welcher eben von den Pforten des Todes wiedergekehrt, nur durch völlige Verleugnung seiner eigenen Stellung, wie seiner eigenen Meinungen genügen und sich als wahrer „Hohenzoller", dem die Gehorsamspflicht über Alles gehe, erweisen könne."

„Vermöge der Reinheit seines Charakters ist der Prinz, wie ich glaube, zu gleicher Zeit allzu empfindlich gegen den falschen Schein, der auf ihn fallen oder dasjenige Ueble, was von ihm gesagt werden könne: es gehört das unter die guten Eigenschaften, welche uns von vielem Guten abzuhalten pflegen."

„Außerdem wissen Euer Hoheit nur zu wohl, wie in den höchsten Regionen oft gerade die wichtigsten Angelegenheiten der Politik am wenigsten politisch betrachtet und behandelt werden; Sie werden mir glauben, wenn ich sage, daß ich in jenen Tagen von Jedermanns „Stellung" dort habe reden hören, mit Ausnahme allein der Stellung Preußens, welches doch auch gewissermaßen einen Anspruch darauf hat, daß seine Lage und Interesse politisch richtig gewürdigt und gewahrt werde."

„Diejenigen Personen, welche man im Publikum als des Prinzen „Freunde" zu bezeichnen pflegt, haben ihm übereinstimmend den Rath gegeben, sich während der drei Monate seiner Substitution so passiv als möglich zu verhalten, sich zwar zu nichts Schlimmen herzugeben, aber auch nichts Gutes zu unternehmen, was er unter diesen Umständen doch nicht durchzuführen vermöge".

„Nachdem dieser Rath vom Prinzen wohl aufgenommen worden und in der That auch befolgt wird, haben diese Personen nach ausdrücklicher oder stiller Uebereinkunft unter sich gleichfalls das passive Theil erwählt und sich vom Prinzen fort etwas in die Ferne gestellt, ohne ihn mit weiteren Rathschlägen zu drängen, die bei der obschwebenden Bagatellregierung doch nicht auf große und würdige Dinge treffen könnten."

Im weiteren Verlauf seines Schreibens versicherte mein Freund, daß der Prinz von Preußen, wie er aus dessen Mittheilungen wüßte, immer noch strenge an den Ansichten festhielt, die er sich in den letzten Jahren gebildet hätte, und daß er mehr und mehr in die Lage gekommen sei, sich über Dinge jetzt actenmäßig zu unterrichten, welche er als „faul" bezeichnet hätte. Er habe große Bedenken sowohl im Aeußeren wie im Inneren gegen die ministerielle Geschäftsführung ausgesprochen, und es scheine nicht, daß sich der Prinz mit dem herrschenden System befreunden werde.

„Gleichwohl, fügt der Bericht hinzu, dürften die sogenannten „Freunde" des Prinzen, deren Anschauungen im „Preußischen Wochenblatt" vertreten würden, sich keineswegs für sicher halten, das Vertrauen desselben ausschließlich zu erlangen; „daß sie Freunde des Prinzen sind", bemerkt der Briefschreiber, „unterliegt keinem Zweifel, ob aber er in demselben Umfang ihr Freund sei, scheint nur unter gewissen Einschränkungen wahr."

Als eine Schwierigkeit für die Umwandlung der Verhältnisse bezeichnete es mein befreundeter Correspondent schon damals, daß der Prinz unter allen Umständen gegen Personen, welche einmal gegen die Regierung Opposition gemacht hatten, ein gewisses Mißtrauen nicht leicht bei Seite setzen werde. Zum Schlusse wurde gemeldet, daß sich allerdings eine Anzahl von liberalen Parlamentariern

rüste, unter den veränderten Verhältnissen sich im nächsten Sommer wieder in die Kammer wählen zu lassen.

Das Schreiben, welches mir so mannigfaltige Aufklärungen über die augenblickliche Lage der Dinge gewährte, zeichnete sich durch einen ungewöhnlichen Vorausblick aus, und ich habe mich sehr bald überzeugt, daß in der That eine ungemein große Schwierigkeit für die Entwickelung Preußens darin lag, daß der Prinz durch eine so geraume Zeit sich lediglich als der Stellvertreter seines Bruders betrachten durfte. Er war durch diesen Umstand genöthigt worden, sich bei weitem mehr, als es sonst in seiner Natur gelegen hätte, in dem Labyrinth der Regierungsweise seines kranken Königs zurecht zu finden, und er mußte sich gewissermaßen an ein System gewöhnen, welches er früher vielfach bekämpft hatte und nun aus Schonung für den Bruder keinesfalls ändern zu dürfen glaubte.

So sorgte der in der Geschichte spielende Zufall dafür, daß die politischen Gegensätze, welche die Welt zwischen den beiden königlichen Brüdern so lange vermuthete, in dem Regierungswechsel zunächst gar nicht zur Geltung kommen konnten, und daß es der Nachfolger für einen Act wirklicher Pietät zu halten genöthigt war, durch ein volles Jahr alle seine Gedanken nur darauf zu richten, dasjenige genau zu treffen, was der König gebilligt haben würde, wenn er seine Gesundheit wiedererlangt hätte. Fürwahr eine staatsmännische Schule von beschwerlichster Art für den Prinzen von Preußen! und im höchsten Grade geeignet, selbst den stärksten Geist in den trefflichsten Absichten zu ermüden, mit denen er an die Erfüllung einer großen Aufgabe herangetreten war.

So waren alle Beamten in ihren Stellen geblieben, keinerlei Wechsel war in den Ministerien eingetreten, jedermann arbeitete unter den Augen des Thronfolgers in dem gewohnten Geleise fort. Man gewöhnte sich an die sogenannte objectiv arbeitende, in ihrer einzelnen Verwaltungsthätigkeit auch sicherlich zu bewundernde preußische Staatsmaschine, nur daß sich unter diesen Verhältnissen die in Preußen und ganz Deutschland erwartete Veränderung im Geiste der Regierung zunächst nicht einstellen konnte.

Das erste Vierteljahr der Substituirung des Königs ging zu Ende. Um keine Aenderung in den Regierungsgewohnheiten eintreten zu lassen, war von gewisser Seite die Nachricht verbreitet worden, daß sich der Zustand des Königs täglich bessere und daß er am 23. Januar die Zügel der Regierung wieder ergreifen werde. Dicht vor dem Termin wollte man erklären, daß ein augenblickliches Unwohlsein den König noch 14 Tage an der Ausführung seines Entschlusses verhindere.

Inzwischen ließen sich die immer stärker auftretenden „Congestionen“ des Königs insbesondere der fremden Diplomatie gegenüber nicht ganz leugnen, und

durch diese war der wahre Sachverhalt auf dem Wege der ausländischen Presse auch dem deutschen Publikum bekannt geworden. Ende December 1857 wurde ein neues Project gemacht, welches die Königin selbst beförderte: der Prinz sollte zum Mitregenten ernannt werden, doch sträubte er sich in Folge eines von Herrn von Schleinitz erstatteten schriftlichen Gutachtens dagegen. Man trat in das neue Jahr, ohne die geringste Ahnung davon, wie sich die Zukunft gestalten sollte. Der Prinz selbst lebte in Folge dessen sehr still und in größter Zurückgezogenheit nur eben den laufenden Geschäften und sah absichtlich, außer im amtlichen Verkehre, Niemanden von irgend welcher Bedeutung.

Als der Prinz von Preußen zur Hochzeit seines Sohnes Ende Januar nach London kam, war bereits das Provisorium auf weitere drei Monate verlängert worden, und es war unmöglich, den wunden Fleck der preußischen Zustände in Gesprächen mit den hohen Herrschaften zu berühren. Selbst mein Bruder und mein Oheim betrachteten die üble Lage der Dinge schweigend wie ein Verhängniß, indem sie erkannten, daß der Prinz entschlossen war, keinen Schritt zu unternehmen, zu welchem er nicht von seinem hoffnungslos kranken Bruder autorisirt werden sollte oder konnte.

Hierbei war nun das Traurigste, daß der König für seine Person wirklich zuweilen den Wunsch aussprach, die Regierung wieder zu übernehmen und daß man dergleichen Aeußerungen einen geheiligten Charakter beilegte, wie den Träumereien sogenannter hellsehender Personen. Das ärztliche Gutachten über die Krankheit hatte Schönlein ebenfalls so gut wie möglich verclausulirt, und gewöhnlich äußerte er sich, daß dieselbe von der merkwürdigsten Art wäre und keinerlei Analogien in den bisherigen medicinischen Erfahrungen biete.

Zu solchen Aussprüchen, welche die Möglichkeit der Rückkehr zu den Regierungsgeschäften nicht ausschloß, berechtigte der Umstand, daß der König allerdings noch lange Zeit hindurch während des Jahres 1858 und darüber hinaus Momente hatte, wo er im Verhältniß zu seinem körperlichen Verfall auffallend vernünftig sprach. Noch im Juni hatte mein Bruder in Babelsberg, wo er sich zum Besuche seiner Tochter aufhielt, eben denselben Eindruck und machte folgende kurze Schilderung von der trostlosen Situation, die er am preußischen Hofe vorfand:

„Hier habe ich das junge Paar in inniger Liebe und Einigkeit, den Vater heiter, obwohl etwas vermessen im Vertrauen auf die Zulänglichkeit seiner isolirten Stellung und Kräfte gefunden. Der König kam mit der Königin und war eine halbe Stunde da, in der er nicht ein Mal irre sprach; aber sein Anblick ist schauerlich wehmüthig, die Ruine einer ehemaligen Persönlichkeit. Doch geht er als König umher, fühlt sich als solcher und hofft auf Besserung."

Für die Feinde Preußens in und außerhalb Deutschlands konnte es nichts

Erwünschteres geben, als daß dieser Zustand möglichst lange dauere. Mit übel verhüllter Schadenfreude sah man an manchen Orten, und am meisten in den radicalen und revolutionären Parteilagern, die wachsende Unmöglichkeit irgend einer Action Preußens und freute sich, daß der diplomatische Verkehr mit diesem Staate fast nur noch auf den Höflichkeitsaustausch herabgesunken war.

Ich erinnere mich einer ganzen Reihe von Aeußerungen, welche diese wachsende antipreußische Stimmung bezeichneten, da ich im März eine kleine Rundreise durch Deutschland gemacht hatte. Einer von jenen deutschen Staatsmännern, die mir persönlich immer befreundet geblieben sind, wenn auch unsere Wege und politischen Ansichten immer mehr auseinandergingen, sagte mir damals das unvergeßliche Wort: „Endlich stände Preußen tief genug, um Einiges für Deutschland hoffen zu können." Ich konnte dagegen nur warnen, daß man sich nicht zu sehr auf Oesterreich verlassen möge, da der Sturm furchtbar drohend wäre, der sich gegen dasselbe zusammenzöge. In Hannover hatte ich bei Gelegenheit eines mehrtägigen Besuches ein langes Gespräch mit dem Könige, der sich keineswegs dankbar für die Dienste bezeigte, welche Friedrich Wilhelm ihm noch vor wenigen Monaten hatte erweisen wollen. Indem, wie er meinte, Oesterreich bald in die Lage kommen werde, Deutschland zu bedürfen, so stände einer Constituirung des letzteren mit gänzlichem Ausschluß von Preußen nichts mehr im Wege.

Unter den traurigen Verhältnissen, welche in Berlin herrschten, glaubte König Georg seiner Abneigung die Zügel schießen lassen zu dürfen und erging sich mit Vergnügen in historischen Erinnerungen an ein geographisches Bild, auf welchem noch der Name Preußen weit im Osten außerhalb der deutschen Grenzen stand.

Graf Platen hatte dagegen einige praktischere am Bundestag spielende Angelegenheiten mit mir besprochen. Als eine erfreuliche Wendung der Berathungen des Bundestags in der schleswig-holsteinischen Frage durfte man die Sitzung vom 29. Oktober 1857 betrachten, in welcher Oesterreich und Preußen die Verfassungsangelegenheit der Herzogthümer an den Bund gebracht hatten. Seitdem war eine lebhaftere Bewegung in den Verhandlungen des Bundestags entstanden, welche während des Jahres 1858 andauerte.

Hannover hatte sich damals der schleswig-holsteinischen Sache mit besonderem Eifer angenommen und zeigte sich zu sehr schneidigem Vorgehen gegen Dänemark bereit. Graf Platen theilte mir seine Absichten in Bezug auf die Sache mit und forderte mich auf, ebenfalls für stramme Beschlüsse in der Bundesversammlung wirksam zu sein. Ich konnte mich aber kaum entschließen, etwas Bestimmtes in dieser Beziehung zu versprechen, so lange ich der weiteren

Anträge des holsteinischen Verfassungsausschusses, in welchem die Ansichten der beiden Großmächte zum Ausdrucke kommen mußten, nicht sicher war.

An eine Bundesexecution zu denken, bei welcher etwa nur Hannover und die Mittelstaaten betheiligt sein wollten, lag zwar in jenem Augenblicke eines in Preußen bestehenden Interregnums dem Grafen Platen gewiß sehr nahe, es war aber nicht meine Absicht, mich in dieser Frage von der preußischen Auffassung zu trennen.

Im weiteren Verlaufe der Bundesverhandlungen war es mir dann factisch unmöglich gemacht, mich einem Minoritätsvotum anzuschließen, welches im August von Hannover eingebracht worden war und nicht weniger als 58 Seiten umfaßte. Meine schließliche Abstimmung in der Sache behielt sich einen besonderen Standpunkt vor, stellte sich aber insofern auf die hannöversche Seite, als ich ebenfalls der Meinung war, es solle der Kgl. dänischen Regierung angezeigt werden, daß dieselbe durch die Erklärung vom 15. Juli dem Bundesbeschlusse vom 20. Mai d. J. nicht entsprochen habe.

Ohne übrigens hier auf die weitere Entwicklung der Bundesangelegenheiten eingehen zu wollen, darf ich wenigstens sagen, daß auch Herr von Fritsch sehr wenig Hoffnungen für ein günstiges Resultat der Verhandlungen in seinen Berichten an mich im Jahre 1858 aussprach.

Ich muß zwar dem Zeitpunkte, in welchen meine Unterhaltung mit dem Grafen Platen fiel, etwas vorgreifen, wenn ich eine Aeußerung unseres sächsischen Gesandten über die Behandlung des Gegenstandes hier mittheile; es wird aber nicht ohne Interesse sein, auch noch neben den bekannten Depeschen des Herrn von Bismarck über die Sache den gleichsam retrospectiven Gesammteindruck des Herrn von Fritsch kennen zu lernen, welcher am 30. Juli schrieb:

„. . . . . Der Standpunkt, auf welchen der Bund nach den Anträgen des Ausschusses gelangt, ist folgender: Statt die factische Erfüllung positiver Verpflichtungen Dänemarks zu verlangen, begnügt man sich mit vorläufigen Zusicherungen und tritt auf den Grund derselben in Verhandlungen, deren Umfang von dem Gutdünken Dänemarks abhängig gemacht wird. Es findet eine vollkommene Vertauschung der Rollen statt. Dänemark ist nicht der ungehorsame Bundesstaat, der in der Bundesversammlung seinem Richter gegenüber steht, sondern es macht seinerseits dem Bunde das Gesetz und thut nichts, als was es von Anfang an gewollt hat — es läßt sich auf Verhandlungen ein."

„Wenn man den Gang der bisherigen Verhandlungen am Bundestag verfolgt, wie dieselben Zug um Zug, gleich einem mit großer Geschicklichkeit geleiteten Schachspiel, ihrem Endresultat entgegengeführt werden, so könnte man versucht sein zu glauben, daß es der Mehrheit der Ausschüsse nicht sowohl darum zu thun ist, die Absichten Dänemarks zu durchkreuzen, als vielmehr

darum, die Durchführung derselben unter möglichster Wahrung des Scheins des Gegentheils zu begünstigen. Indessen findet die Sache allerdings schon eine genügende Erklärung in der Furcht vor einem europäischen Conflict, welcher sich leider mehr auf die Verhältnisse innerhalb als außerhalb des Bundes gründet. Wo aber die Furcht allein die Entschließungen leitet, kann von Aufrechthaltung des Rechts und der Ehre nicht die Rede sein."

„Ich vermag daher auf dem eingeschlagenen Wege kein anderes Ende abzusehen, als daß die durch ausdrückliche Zusicherungen der kgl. dänischen Regierung noch im Jahre 1851 gewährleisteten Rechte der Herzogthümer Holstein und Lauenburg wie des Bundes selbst beeinträchtigt, und die wichtigsten Interessen Gesammtdeutschlands und insbesondere des deutschen Nordens gefährdet werden, so daß das Ansehen der bestehenden Bundesverfassung, und des Bundestags insbesondere, den empfindlichsten Stoß erleiden muß."

„Es scheint mir, daß unter den jetzigen Umständen nichts mehr zu wünschen ist, als daß die zu beginnenden Verhandlungen möglichst hingezogen werden, bis günstigere Conjuncturen eintreten. Das Aeußerste, was jetzt zu erlangen ist, wäre die definitive Incorporation Schleswigs in Dänemark gegen den Preis einiger Zugeständnisse für Holstein und Lauenburg. Einem solchen Resultat scheint mir aber der bestehende factische Zustand, so lange er noch nicht ausdrücklich vom Bund sanctionirt ist, noch vorzuziehen zu sein. Denn so lange Holstein mit Schleswig zusammen im Reichsrath zu Kopenhagen vertreten ist, werden sie sich einen gegenseitigen Halt gewähren, welcher wegfällt, wenn Schleswig allein mit Dänemark in dem engeren Verband verbleibt . . . . ."

Uebrigens hatte Hannover zur Zeit meiner Verhandlungen mit dem Grafen Platen noch einen besonderen Formstreit mit dem Grafen von Rechberg auszutragen, welcher einer Erklärung des Gesandten in Betreff der invaliden holsteinischen Offiziere das Protocoll verweigert hatte. Herr von Bismarck hatte sich auch bei dieser Gelegenheit der holsteinischen Interessen auf das wärmste angenommen, und unterstützte deshalb auch die Forderung Hannovers wegen des Protocolls. Man hatte in jenem Augenblicke am Bundestage wahrlich keinen Grund, gegen Preußen Beschwerde zu führen. Dennoch ließ man keine Gelegenheit unbenützt, von der Schwäche und übeln Lage, in welcher die gesammte Regierung in Berlin sich befand, alle möglichen Vortheile ziehen zu wollen. Ich hatte mit Rücksicht auf alle diese Erfahrungen in den preußischen und deutschen Verhältnissen meinem Bruder im April die Lage in dem folgenden Briefe geschildert:

„. . . . An die Besserung des Königs glaubt Niemand mehr, und erst gestern sagte mir der Oberpräsident der Provinz Sachsen, daß es unmöglich sei, Preußen ohne Herren zu regieren, und daß bei dem thatsächlich persönlichen

Regierungssystem solchen Verhältnissen gegenüber nach unten hin die Geschäfte bereits still zu stehen beginnen. Die neue dreimonatliche Verlängerung des Provisoriums ist daher ein arges Unglück."

„Diesem Allen gegenüber wäre für den Prinzen, wie für ganz Preußen selbst in Kurzem eine Gelegenheit die Situation wesentlich zu verbessern. Ich meine den Zeitpunkt der Wahlen für die Kammern. Würde es uns gelingen, den Prinzen dahin zu bestimmen, daß er durch das Ministerium den directen Befehl ertheilen ließe, bei den bevorstehenden Wahlen sich von Seiten der Regierung aller officiellen Beeinflußung zu enthalten, so würde von allen Seiten dem Prinzen zugejauchzt werden und er eine Kammer bekommen, die ihm direct anhängen und indirect vieles anregen könnte, was der Prinz der Eigenthümlichkeit seiner Stellung wegen nicht selbst in Bewegung bringen kann: der Bestand des jetzigen Ministeriums müßte dann von selbst in Frage kommen. Geschieht dies nicht, so wird unbedingt unter dem Namen des Prinzen eine ähnliche Kammer gebildet, wie die jetzige. . . . Die Gefahr ist eine viel größere, als Du vielleicht glauben magst, um so mehr, als unsere Partei dann mit Gewalt der Verbindung mit der demokratischen entgegengetrieben wird, und ich bitte Dich zu erwägen, ob nicht von Deiner Seite ganz indirect der Prinz darauf aufmerksam gemacht werden könnte, als Verstärkung eines directen Schrittes, den ich mir zu thun vorgenommen habe."

„Wie Du weißt, habe ich neulich eine kleine Rundreise an verschiedene Höfe gemacht, und bringe von dort auch keine rosigen Bilder mit. In Hannover hat man, wie man sich dort selbst auszudrücken pflegt, in der Reaction etwas über den Durst getrunken, und man bemüht sich jetzt, mit der holsteinischen Sache zu klappern, um die allgemeine Volksstimmung sich etwas mehr zuzuwenden. Was die Herrschaften persönlich anbelangt, so waren sie unendlich freundlich, und ich habe Euch Allen die besten Grüße auszurichten."

„In Dresden ist das Verhältniß ein etwas anderes. Die materiellen Interessen haben sich dort so günstig gestaltet, daß das Beust'sche Ministerium seinen Kammern einen geringen Steuernachlaß bringen konnte, ein Umstand, der manches Geschehene vergessen machte. Obgleich sich der König wenig der politischen Geschäfte annimmt, so sucht er mit seiner Person doch oft versöhnend zwischen den Höfen der beiden Großmächte zu wirken, eben in dem Maße, in welchem sein Minister gegen ein wirkliches Verständniß zu machiniren bemüht ist."

„Aus Paris wird mehr oder minder stets dasselbe geschrieben, nämlich die Unhaltbarkeit der neuen Einrichtungen, der gefährliche Stand der Finanzen und die Unmöglichkeit der Aufrechthaltung der englischen Allianz. Man scheint sich von gewissen Seiten dort vorgenommen zu haben, letzteres Capitel stets zu

predigen. Dem Kaiser scheint auch persönlich manches zu toll geworden zu sein, und man erzählt sich von allerhand Auftritten, die es mit Plomplon gegeben habe."

„Das steht unbedingt fest, daß nach innen und außen der Kaiser in der öffentlichen Meinung viel verloren hat. Wie Ihr mit Pelissier auskommen werdet, darauf bin ich sehr begierig, und es wäre nur sehr wünschenswerth, wenn Du mir einiges über diese Verhältnisse von Eurem Standpunkt aus mittheiltest."

Die in meinem Briefe erwähnte Angelegenheit der bevorstehenden Neuwahlen in Preußen beschäftigte schon geraume Zeit vor Ausschreibung derselben die gesammte öffentliche Meinung. Insbesondere in denjenigen Kreisen, welche mit dem Coburg-Gothaischen Verein im Zusammenhange standen, ventilirte man die Frage, was geschehen könne, um bei der veränderten Lage und Stimmung den liberalen Candidaten in den Wählerschaften rechtzeitig die Wege zu bahnen.

Man mußte vornehmlich auf dem Wege der Broschürenliteratur einzuwirken suchen, da die Tagesblätter immer noch allzusehr der polizeilichen Unterdrückung unterlagen.

In den von unserem Verein ausgegangenen Schriften wurden mancherlei „Enthüllungen" über Verwaltungsmaßregeln der letzten Jahre an den Tag gebracht, wozu sich ein nur zu großer und heute wahrscheinlich von der jüngeren Generation kaum mehr für möglich erachteter Stoff darbot. Unverkennbar war auch allerorten eine Art von politischer Bewegung vorhanden, welche zu der seit Jahren eingetretenen Gleichgiltigkeit und der verbreiteten Verzweiflung an der Zukunft unseres Vaterlandes in erfreulichem Gegensatze stand. Mit größter Spannung blickte man in ganz Deutschland auf Berlin hin und erwartete mit Ungeduld den Umschwung in der Regierung, welcher sich dort vollziehen mußte.

Wie ich schon meinem Bruder schrieb, hatte ich die Absicht, dem Prinzen von Preußen direct mit einer Vorstellung zu nahen, in welchem ich die Vortheile unbeeinflußter Wahlen darlegen wollte. Ich war mündlich und schriftlich von ihm aufgefordert worden, meine Beobachtungen jederzeit rückhaltslos mitzutheilen. Dennoch zauderte ich, um nicht als Dränger zu erscheinen, verfaßte zwar ein Memoire über den wichtigen Gegenstand, ließ es aber doch nicht an den Prinzen gelangen, da man nicht vorsichtig und zurückhaltend genug dem Herrscher gegenüber sein konnte, so lange er nicht die Rechte des Regenten in Anspruch nahm und nehmen durfte.

Im August hatte die Königin von England mit meinem Bruder einen längeren Aufenthalt am preußischen Hofe genommen und ich hatte mich am 25. gleichfalls nach Berlin begeben, um den Geburtstag meines Bruders in dem Kreise der preußischen Familie mitzufeiern. Wie man aus den genauen Beschreibungen weiß, welche in der Geschichte des Prinzen Albert von dem Aufenthalte in Babelsberg und Berlin geliefert werden*), hätte man hier Gelegenheit zu beobachten, wie sehr das häusliche Glück des jungen prinzlichen Paares leuchtend und erheiternd in die dunkeln Verhältnisse des königlichen Hauses strahlte.

Kaum konnte man ohne tiefe Wehmuth und große Sorge den Blick auf die politischen Zustände richten, deren Ende nicht abzusehen war, da der König sich in steter Täuschung über seinen Zustand befand, ohne daß eine entschiedene und plötzliche Verschlimmerung seiner Krankheit zu behaupten gewesen wäre. Der Prinz von Preußen schien keine andere Pflicht anerkennen zu wollen, als die Rücksicht auf seinen kranken Bruder, auf den königlichen Willen und auf die Anordnungen, zu welchen Friedrich Wilhelm IV. noch immer befähigt schien. Nichts war dem Prinzen peinlicher als der Gedanke, daß er durch eine neugewählte — vielleicht liberale — Kammer zu einer Ordnung der Dinge gedrängt werden könnte, welche nicht durch die Initiative eines königlichen Befehls hervorgerufen sein möchte. Niemand wußte Rath oder Hilfe zu schaffen. Der Minister von Manteuffel, dem die Anwesenheit der englischen Herrschaften wegen des Einflusses, den mein Bruder auf den Prinzen von Preußen nahm, gewiß nicht angenehm sein konnte, verbarg so wenig seinen Unmuth, daß die Königin Victoria in ihrem Tagebuch seine Unliebenswürdigkeit und Verdrießlichkeit bekanntlich notirt hat**).

Als ich in Babelsberg anlangte, schien mein Bruder von der gesammten Lage der Dinge eine wenig erfreuliche und hoffnungsreiche Ansicht gewonnen zu haben. Ich hielt es unter diesen Umständen auch meinerseits für Pflicht, mir die größte Reserve aufzuerlegen; und wir verließen alle den Hof ohne die Ahnung, daß noch vor Ablauf des Jahres die „neue Aera" Preußens inaugurirt werden würde.

Diese plötzliche Wendung war im October einem Zufalle zu verdanken, welcher es möglich machte, den König zu dem Entschlusse zu vermögen, seinem Bruder die Regentschaft zu übertragen. Man hatte dem Kranken einen Winteraufenthalt in Italien angerathen und er nahm diesen Vorschlag mit einem

*) Martin, Leben IV, S. 284—306.

**) Ebd. S. 292, 14. August.

Eifer an, welcher mit seiner alten Vorliebe für das Land der Künste zusammenhängen mochte.

Er hoffte dort seine Gesundheit wiederzufinden und zeigte sich zu diesem Zwecke bereit, endlich auch in der Regierungsfrage einen entscheidenden Schritt zu thun. Der Prinz von Preußen sah hierin den passenden Moment, um energischer die förmliche Uebertragung der Regierungsgewalt zu fordern, und so kam es zu dem „Allerhöchsten Erlaß" vom 7. October an den Prinzen von Preußen betreffend die Uebernahme der Regentschaft: „Da ich nach Gottes Rathschluß durch den Zustand meiner Gesundheit jetzt noch verhindert bin, Mich den Regierungsgeschäften zu widmen, die Aerzte auch für den Winter Mir eine Reise nach südlichen Gegenden verordnet haben, so ersuche Ich bei dieser Meiner immer noch fortdauernden Verhinderung, die Regierung selbst zu führen, Ew. Königl. Hoheit und Liebden, so lange bis Ich die Pflichten Meines königlichen Amtes wiederum selbst werde erfüllen können, die königliche Gewalt in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott nach bestem Wissen und Gewissen in Meinem Namen als Regent ausüben und hiernach die erforderlichen weiteren Anordnungen treffen zu wollen."

Wie man sieht, hatte der König noch immer alle Hoffnungen der Wiedergenesung aufrecht erhalten, und viele von den Ministern, welche den königlichen Erlaß unterzeichnet hatten, mochten die Erwartung hegen, daß der Prinz-Regent unter diesen Umständen nicht so rasch an die Aenderung des Systems herantreten werde.

Aber der Prinz-Regent wollte in der That keinen Augenblick säumen, die Hoffnungen zu erfüllen, welche der Prinz von Preußen seit so lange erregt hatte. Die kurze Berufung des Landtags auf den 10. October zum Zwecke der Eidesleistung des Prinz-Regenten auf die Verfassung war der letzte Akt, welchen das Ministerium Manteuffel zu erfüllen hatte. Die Tage desselben waren gezählt. Die Freude und der Aufschwung in den Gemüthern war allgemein: seit 1840 erinnerte man sich nicht an eine gleich hoffnungsreiche, freudige Bewegung. Die „neue Aera" war da.

Bezeichnend für diese Stimmung waren die Worte, die mir mein Bruder schrieb: „Seit wir uns zuletzt geschrieben, ist in Preußen viel Wichtiges geschehen. . . . . . Der Prinz hat sich musterhaft brav in seinem schweren Kampfe gehalten. Die Bedeutung dieses großen Umschwungs in Berlin muß auf ganz Deutschland einen fühlbaren Einfluß ausüben, obgleich er praktisch sich vielleicht erst nach und nach äußern wird. Das große Reactionsnetz ist zerrissen und ohne Revolution vom Throne aus und ohne Bombast, ohne Versprechungen, ohne Nebenabsicht. Dies will viel sagen. . . . . . Nicht minder unangenehm ist es Frankreich, wo in letzter Zeit ein Fehlgriff nach dem andern gemacht

wird. In Oesterreich scheint man über Berlin weniger erschrocken, einmal, weil man dort gern mit ehrlichen Leuten zu thun hat, zweitens weil man Rußlands Einfluß vielleicht eben so sehr wie die Demokratie fürchtet. . . . . ."

Der einzige von den Ministern, welcher das Regentschaftsdecret des Königs nicht mitunterzeichnet hatte, war Westphalen. Er war am 7. October noch durch des Königs eigene Verfügung von seinem Posten enthoben worden, und Herr von Flottwell übernahm die Leitung der inneren Angelegenheiten. Für den Ausfall der Wahlen zu der neuen Kammer war dieser Wechsel im Ministerium von größter Bedeutung. Minister von Flottwell erließ schon am 19. October ein Circularschreiben, welches wesentlich andere Grundsätze vertrat, als die, welche in Bezug auf die Wahlen seit 10 Jahren von der preußischen Büreaukratie geübt worden waren. Dennoch verfaßten die meisten Oberpräsidenten ihre Instructionen noch ganz im Sinne des alten Regimes. In Pommern konnte der Regierungspräsident sogar gegenüber der Candidatur des Herrn von Usedom von „böswilligen und verblendeten Leuten sprechen, welche die politischen Leidenschaften aufregen und an die Person des erhabenen Regenten Erwartungen knüpfen, welche nicht selten dicht an das Beleidigende streifen", und in anderen Provinzen ereiferten sich die höchsten Beamten des Staates gegen die Vertreter der Opposition, welche nicht gewählt werden sollten, oder gegen das Schlagwort der „neuen Aera", unter welchem man das Hereinbrechen einer neuen demokratischen Sturmfluth verstand.

So lange der Name des Ministers von Manteuffel noch immer die höchste Regierungsgewalt bezeichnete, glaubten die Parteigänger des alten Regimes nicht an den Ernst einer politischen Wendung. Nur schüchtern trat die Nachricht auf, daß der Fürst Hohenzollern zur Bildung des Cabinets berufen werden würde. Desto größer war der Jubel, als der Staatsanzeiger vom 7. November die Entlassung des Ministeriums wirklich der Welt verkündigte.

Fürst Anton von Hohenzollern war am 5. November durch ein außerordentlich freundschaftlich gehaltenes Handschreiben des Prinz-Regenten an die Spitze des Staatsministeriums gestellt worden, und am folgenden Tage hatte er bereits sein Cabinet gebildet, in welchem Bonin, Auerswald und Bethmann-Hollweg einen scharfen Gegensatz gegen das bisherige System bezeichneten.

Es wäre unmöglich gewesen, für das neue Ministerium einen anderen Namen zu finden, als den des ehrenhaften, patriotischen und wahrhaft gebildeten Fürsten von Hohenzollern, welcher bessere Hoffnungen und größere Garantien einer gedeihlichen Entwickelung der preußischen sowie der allgemeinen deutschen Verhältnisse zu geben vermocht hätte. In dem trefflichen Regierungsprogramm, welches durch den Mund des Prinz-Regenten selbst am 8. November in der Anrede an das Staatsministerium verkündet wurde, schienen alle

irgend berechtigten Forderungen der Zeit ihrer Erfüllung entgegengehen zu sollen. Ich gestehe, daß diese Ereignisse meine höchsten Erwartungen übertrafen, und ich schrieb am 4. December in freudigster Stimmung meinem Bruder:

„Daß der Prinz an dem bezeichneten Tage sich zur Regentschaft verstehen würde, bezweifelte ich nicht, da es ihm bei der allgemeinen Stimmung, bei dem Drängen aller wahren Freunde und der neuen Kammer en perspective wohl nicht anders möglich gewesen wäre zu handeln. Daß er aber mit den Männern so schnell brechen würde, welche ihm als königliches Erbe die Geschäfte zurecht legen sollten, hatten wir Alle nicht erwartet, um so weniger, da er oft von Uebergangsphasen gesprochen hatte."

„. . . . Die Situation ist durchaus nicht ohne alle Gefahr . . . . . . Es ist uns zwar bisher gelungen, in den weiten Kreisen, welche unsere Gesinnungsgenossen ausfüllen, einigermaßen Disciplin einzuführen — das Maßvolle der deutschen Presse unter jetzigen Umständen wirst auch Du anerkannt haben — dennoch ist nicht zu berechnen, in welchen Schranken sich die neue Kammer wird halten lassen."

„Entschieden haben wir zwei Drittel mit unseren Leuten besetzt, das andere Drittel ist jedoch unberechenbar; man wird sich alle Mühe geben, besonders von Seiten der Junker und Katholiken, die gemäßigte Stimmung der großen liberalen Partei auf die Probe zu stellen und so indirect den Prinzen das Gespenst sehen zu lassen, er könne durch eine immer liberaler werdende Majorität weiter nach links getrieben werden, als er beabsichtige."

„Obgleich zwar das mot d'ordre ausgegeben ist, vorerst Alles in Reden, Amendements und Interpellationen zu vermeiden, was irgend dem Prinzen persönlich unangenehm sein könne, und unter allen Umständen das Ministerium Hohenzollern zu schützen und zu stützen, so ist doch nicht genau zu bestimmen, ob nicht auf der einen Seite Männer wie Vincke ihre Zunge in jeder Weise werden in der Gewalt haben, und ob nicht auf der anderen Seite der Prinz bei dem vorhandenen Maß constitutioneller Auffassung und instinctmäßigen Verständnisses eine unbedeutende Opposition schon sehr übel nehmen könnte."

„Vor Allem kommt es darauf an, dem Prinzen den Beweis zu liefern, daß er Preußen mit uns gedeihlicher und nach jeder Richtung hin besser zu regieren vermöge, als mit dem früheren System. Den Versuch hat er gemacht, und es ist schon Unendliches gewonnen. . . . ."

„Im übrigen Deutschland hat der Principwechsel in Berlin eine unendlich frohe Stimmung hervorgebracht und einen herrlichen Grund gelegt, auf dem der Prinz und seine Dynastie weiter bauen können."

Mein Bruder hatte seit dem großen Tage des Antritts der Regentschaft auch seinerseits mit dem Prinzen eine lebhafte Correspondenz geführt, und ich darf vielleicht an dieser Stelle an das schon bekannte scherzhafte Wort des Prinzen Albert erinnern*), mit welchem er den Prinz-Regenten über die etwas überschäumenden Gefühle der neuen Politiker in Berlin zu beruhigen suchte. Indem er der Schadenfreude gedachte, welcher man in reactionären Kreisen über jeden Fehlgriff der liberalen Richtung Ausdruck gab, bemerkte er: „Dies würde indessen nicht viel klüger sein, als sich über die Sprünge eines Pferdes zu freuen, weil sie dem Reiter unbequem sein könnten, dem man rathen sollte, statt ritterlich zu Pferde zu steigen, auf dem hölzernen Bocke sitzen zu bleiben."

Der Ausfall der Wahlen brachte eine Art von Bangigkeit in den neuen Regierungskreisen hervor, die mir unverständlich war. Denn wenn auch die Rechte, welche bisher mit 224 Abgeordneten die Kammer beherrscht hatte, auf die Minderheit von 38 Köpfen zusammengeschmolzen war, so bewies dies sicher nur den Grad der Unhaltbarkeit der bisherigen Zustände. Und wenn die früheren Wahlen so wenig der wirklichen öffentlichen Meinung entsprochen hatten, so war dies eben nur durch die Theilnahmlosigkeit und Wahlenthaltung von Seite der Mehrzahl des Volkes möglich gewesen**). Die weitaus größte Zahl der neuen Deputirten waren Männer von äußerst gemäßigten Gesinnungen, und nur in einer Minderheit waren eigentlich demokratische Elemente in die Kammer gekommen, welche in ihrem Verhältniß zu dem Ministerium nicht günstiger und regierungstreuer gedacht werden konnte.

Unter diesen Umständen hing alles von dem guten Geiste des Fürsten von Hohenzollern ab, welcher seine schwierige Stellung zwischen dem Prinz-Regenten und den liberalen und deutsch-patriotischen Richtungen der neuen Kammer wohl erkannte, aber durch seine persönliche und politische Stellung auch vorzugsweise geeignet schien, das glücklich vom Stapel gegangene Schiff in die hohe See zu steuern.

Ich war mit vielen Gesinnungsgenossen stets der Meinung, daß der Fürst berufen sein werde, eine neue Periode der deutschen Geschichte einzuleiten. Ich hatte in jahrelangem Verkehre mit ihm stets einen gleichmäßig denkenden, auf wahrhaft liberaler Grundstimmung der Seele beruhenden Charakter schätzen gelernt und unsere Beziehungen waren noch durch die Familienverhältnisse der letzten Jahre enger und freundschaftlicher geworden. Zur Zeit der Vermählung

---

*) Leben d. P. A. IV, 333.

**) Vgl. das preußische Wochenblatt vom 11. Dec., wo die Wahlergebnisse gründlich erörtert sind.

des trefflichen Königs Pedro mit des Fürsten Tochter Stephanie war bereits mehrfach davon die Rede, daß der Fürst eine activere Rolle ergreifen werde.

Unter diesen Umständen dürfte man dem Meinungsaustausch über die politische Lage zwischen mir und dem Fürsten am Ende des Jahres 1858 mit welchen ich diesen Abschnitt schließe, einigen Werth beilegen:

„Lieber Freund!

„Ich benütze die Gelegenheit, da Minister von Seebach in einigen nothwendigen Geschäften nach Berlin geht, um ihm einige Zeilen an Dich mitzugeben, welche weniger eine Empfehlung derjenigen Geschäftsgegenstände enthalten, die Seebach mit Eurem Ministerium abzumachen hat, als meine Person in Dein freundliches Andenken zurückrufen sollen."

„Wie groß meine Freude war, als ich vernahm, daß bei dem glücklichen Wechsel der Dinge unser verehrtester Prinz Dich nun wirklich mit der Stelle des Ministerpräsidenten betraut hat, brauche ich wohl nicht zu schildern. Ich will Dich nur daran erinnern, wie ich es schon im Jahre 1854 für nothwendig fand, daß bei irgend einem Wechsel im Princip Du an die Spitze eines neuen Ministeriums gestellt werden müßtest. Ja ich schmeichle mir sogar, vielleicht der Erste gewesen zu sein, der diesen Gedanken gefaßt und ausgesprochen. Jetzt aber, wo derselbe ausgeführt ist, und wo neben Dir mit nur geringer Ausnahme unsere Freunde und Gesinnungsgenossen zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen sind, muß es nun auch die Pflicht aller Derer sein, welche in dem Principwechsel das einzige Heil für Preußen und für die deutschen Verhältnisse erblicken, Euch Euren schweren Beruf nach Kräften erleichtern zu helfen, und Euch die Masse des intelligenten und gesitteten Publikums dauernd zugethan zu erhalten."

..... „Wie schwer die Bildung einer gemäßigten Partei zu erreichen ist, wird nur derjenige genügend begreifen, welcher es sich zur Aufgabe gestellt hat, die deutsche Nation gründlich zu studiren. Müssen wir doch leider bei uns oft die ehrenwerthesten Charaktere, die befähigsten Köpfe für politisch unbrauchbar erkennen, weil sie an dem Fehler übergroßer Empfindlichkeit, Doctrin und Eitelkeit leiden. In reichstem Maße habe auch ich bei meinen Bemühungen diese Thatsache bestätigt gefunden. Die wirkliche Organisation einer solchen eng geschlossenen Partei war nicht vollständig herzustellen. Freilich hat dies auch darin seinen Grund, daß alle Mittel, sich durch Presse und Vereinigung näher verständigen zu können, durch den polizeilichen Druck in den meisten deutschen Staaten fast unmöglich gemacht werden. Dennoch ist Vieles und Edles gewirkt worden, und die Partei, auf welche sich jetzt Euer preußisches Ministerium stützen muß, darf nicht mehr verwechselt werden mit den nur gering unter-

einander zusammenhängenden Persönlichkeiten, welche einst die Centren der Paulskirche bildeten."

„In wenig Wochen werden nun die neuen Kammern zusammentreten. Aus den Wahlen sowohl als aus dem meist ruhigen und anständigen Benehmen auch der liberalsten Blätter wirst Du ersehen haben, mit welchem wohlgesinnten Ernste das große Publikum die Lage der Dinge betrachtet. Ueber die Aufgabe der Freunde in den Kammern ist kein Zweifel, sie besteht darin, dem Prinzen ihre ungeheuchelte Ergebenheit, dem Ministerium und besonders den gleichgesinnten Männern in demselben ihre Achtung und Unterstützung an den Tag zu legen."

„Dem Prinzen, Deutschland, ja sogar dem aufmerksamen Europa müssen wir jetzt beweisen, wie nur in der Verbindung mit einem ehrenwerthen Liberalismus eine gedeihliche, nach innen und außen starke Regierung geführt werden kann; von dem Benehmen unserer Gesinnungsgenossen in der jetzigen Kammer wird dies ausschließlich abhängen; die preußische Kammer wird zu zeigen haben, daß wenn Ehrlichkeit und fester Wille obwalten, verfassungstreu zu regieren, eine Abgeordnetenkammer kein Hemmniß, sondern nur Stütze des Gouvernements ist."

„In diesem Sinne denken die Meisten von uns; nach dieser Richtung hin wird, so Gott will, die größte Majorität handeln. Jene Leute in dieser Stimmung zu erhalten, muß Eure besondere Aufgabe sein. So leicht aber, wie sich dies principiell darstellt, so schwierig wird es vielleicht in seiner vollständigen Ausführung werden; manches Mißtrauen ist nach einem Regierungssystem wie das frühere im Volke gesät, manche Persönlichkeiten aus jener Zeit sind noch in wichtigen Stellungen, und Junker, Pfaffen und Stockbüreaukraten werden uns auf Schritt und Tritt zu verdächtigen suchen. Es bedarf daher eines engen Aneinanderschließens und steter aufrichtiger Aussprache aller Gesinnungsgenossen innerhalb und außerhalb der Kammern. Jeder Hauch von Mißtrauen muß in der Wurzel zerstört und die frühere Kluft zwischen Volk und Gouvernement besonders durch Vermittlung der Kammern wieder ausgefüllt werden."

„Kann und darf ich Euch in diesen Bestrebungen nützlich sein, so habt Ihr über mich nur zu verfügen; bin ich der deutschen und speciell der preußischen Sache in Tagen der Noth und der Trübsal treu zur Seite gestanden, wie sollte ich nicht mit doppelter Freude bereit sein, ihr auch in leichteren Bahnen zu folgen?"

„Du hast nur über mich zu gebieten, wenn Du über diese oder jene Persönlichkeit Auskunft zu haben oder nach dieser oder jener Seite die Vermittlung eines gänzlich unparteiischen und außerhalb Preußens stehenden Freundes zu benutzen wünschest."

„Hoffentlich wird es mir vergönnt sein, Dir ab und zu schreiben zu dürfen,

da ich den Prinzen selbst mit Briefen zu behelligen Anstand nehme. Auch habe ich mir vorgenommen, in den ersten Wochen des bevorstehenden neuen Jahres meine Aufwartung in Berlin zu machen. Verzeihe meine lange Epistel, aber wenn das Herz voll ist, geht der Mund über und es lag mir daran, Dir und wenn Du willst auch dem Prinzen gegenüber mich aufrichtig auszuspechen."

„Ich verbleibe Dein treuer Freund

Ernst."

„Berlin, 10. December 1858.

„Gnädigster Herr!

„Deine theilnehmenden und freundlichen Zeilen, welche Staatsminister von Seebach mir einhändigte, sind mir ein eben so ermunternder als ehrender Beweis Deiner unsern preußischen Zuständen gewidmeten Aufmerksamkeit; daß Du dem neuen Umschwung der Dinge nicht gleichgiltig bleiben würdest, dafür bürgte mir Dein stets lebendig gebliebenes Interesse für unsere deutschen Zustände. Es zeugt von einem hohen vaterländischen Bewußtsein, von dem Festhalten einer sicheren Hoffnung, von dem ungebrochenen Glauben an Besseres, ja noch mehr von hoher geistvoller Begabung, wenn die Geschichte der letzten fünf Jahre nicht vermögend gewesen ist, gehegte Erwartungen und heiße Wünsche auf lange Zeit niederzuschlagen und den Gesichtskreis des Erreichbaren gründlich zu verdunkeln."

„Deine Auffassungen sind mir daher ein wahrer Trost und eine echte Stärkung gewesen, denn, ich gestehe es offen, meine Zuversicht hatte mich bereits verlassen und mein Glaube am charaktervollen Festhalten des großen nationalen Zieles war mehr als schwankend geworden."

„Wir stehen nunmehr, durch wunderbare Schicksalsfügungen geführt, am Vorabend besserer Tage, aber bis jetzt nur am Vorabend, denn die Nacht, die wir eben noch durchleben müssen, ist finster und unheimlich, ja unberechenbar."

„Der Prinz-Regent hat einen großen Wurf gethan, noch aber hat er seine Schiffe nicht verbrannt und daher ist es mir auch nicht möglich, einen klaren und zweckbewußten Blick in die Zukunft zu thun. Aus diesen wenigen Andeutungen mögest Du die gegenwärtige Situation erkennen. Die Consequenzen der ersten That, der Entfernung jener Männer, welche der Schmach Preußens gedient, wollen anerkannt sein. Im ersten Schritt liegt die Nothwendigkeit des zweiten, und nicht sehr viele Schritte hätten zum festen Ziele geführt; der Gang ist daher weder gefährlich noch ermüdend, allein wir stehen noch stets auf dem zum ersten Schritt bemessenen Raum und lassen uns einschüchtern von all dem Zeug, welches so plötzlich aufgescheucht worden und gegenwärtig zu Schreckbildern angewachsen ist."

„In diesem Stehenbleiben liegt eine große Gefahr und der Beweis des Erschrockenseins über die eigene That."

„Es wird wohl keiner weiteren Erklärung dieses Bildes bedürfen, um Dir unsere Lage verständlich zu machen. Deinem Scharfsinn überlasse ich getrost die Kennzeichnung der obwaltenden Verhältnisse und ich schließe daher, um zu praktischen Mittheilungen übergehen zu können, mit Sapienti sat!!!"

„Das Ergebniß unserer Wahlen ist ein glückliches. Man kann mit Zuversicht darauf rechnen, daß die Regierung weder gedrängt noch ihr irgend eine mißliebige Zumuthung gemacht werden wird, nach unten hin stehen wir fest und sicher. Nicht so den soit-disant conservativen Elementen gegenüber. Dieselben spielen ein geschicktes Spiel, kennen genau das Terrain und seine Schwächen und wissen sich in die innersten Falten des Hof-, Staats- und Gemüthslebens einzudrängen. Es wird ein heftiger Kampf entbrennen und der Sieg wäre zu erringen, wenn der maßgebende Factor zu berechnen wäre."

„Wir, d. h. die Minister, sind einig, und werden alle für Einen und Einer für Alle einstehen. Das zu erstrebende Ziel ist einfach: Verfassungstreue und Gesetzesachtung zur Wahrheit zu machen, daneben die preußischen Traditionen festhalten, welche eine starke und mächtige Hand wollen. In diesen wenigen Worten liegt die Aufgabe, deren glückliche Lösung in ganz Deutschland einen ermuthigenden Wiederhall finden muß; ermuthigend namentlich deshalb, weil in ihnen die Gegensätze zu denjenigen absolutistischen Strömungen enthalten sind, welche gegenwärtig in vielen Regierungskreisen sich geltend machen und leider außerhalb Deutschlands Begründung und Anlehnung suchen und auch finden."

„Daß Du unseren Bestrebungen ein treuer Bundesgenosse sein werdest, ist sehr ermuthigend. Deiner klaren, offenen, vorurtheilslosen Anschauung und Beurtheilung der Verhältnisse werde ich mich stets enge anschließen und wahrscheinlich in Deiner Billigung manchen Trost für getäuschte Hoffnungen erfahren müssen. Deine moralische Mitwirkung an unserer Wiedergeburt werde ich aber erst dann erbitten können, wenn die Nebel und Wolken entfernt sein werden. Das Ziel muß klar und hell vor Augen liegen. Es muß ein bewußtes und sicheres sein, um mit Ehren daran Theil nehmen zu können."

„Es wird demnach nothwendig sein, daß Du den schönen Plan Deines Hierherkommens bald realisirst. Vom Prinz-Regenten bin ich beauftragt, Dir seine Freude über Deine Absicht auszudrücken und Dich aufzufordern, Deiner Absicht nicht untreu zu werden. Er wird Dich daher mit großem Vergnügen hier empfangen, was Herr von Seebach bestätigen wird."

„Mir wird es eine unendliche Wohlthat und Herzensgenugthuung sein, meine innersten Gefühle, Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen mit Dir austauschen zu können. In dieser Hoffnung verbleibe ich mit der Bitte, mich

Deiner hochgeehrten Gebieterin zu Füßen legen zu wollen, in treuester Anhänglichkeit und reinster Verehrung, gnädigster Herr Vetter

Dein

treuergebenster Diener

Karl Anton, Fürst zu Hohenzollern-Sigm."

„P. S. Es bedarf wohl nicht der Bitte, diese Zeilen als im engsten Vertrauen geschrieben zu betrachten, und zwar in einem Vertrauen, welches ich ganz allein und ausschließlich nur Dir zuwenden kann."

Viertes Capitel.

Allgemeine Lage nach dem Krimkrieg.

Bald nach dem Schlusse des Pariser Congresses schrieb mir mein Freund Chimay einmal ein paar Worte, welche man als Motto für die kaiserliche Politik in den Jahren 1857 und 1858 gebrauchen könnte: „Les politesses exagérées de la Russie“, sagte er am Schlusse eines Briefes vom 16. Septbr. 1856, „sont acceptées sous bénéfice d'inventaire. On n'y ajoute qu'une confiance illimitée, mais au fond elles plaisent.“

Napoleon war zwar weit entfernt davon, auf die englische Freundschaft verzichten zu wollen, aber er hatte sich überzeugt, daß die Engländer ihn bei seinen continentalen Plänen nicht unterstützen können oder wollen. Alles, was er von dort zu hören bekam, war ihm im höchsten Grade unbequem geworden, denn in den Hauptfragen des Napoleonischen Programms, Polen und Italien, bewahrte sowohl der englische Hof wie das Cabinet eine auffallende Zurückhaltung. Alles Interesse concentrirte sich dort ausschließlich und um so mehr auf die orientalischen Angelegenheiten, als der indische Aufstand so eben die wundeste Seite der seebeherrschenden Nation zu enthüllen schien und die Idee aufzudämmern begann, daß Rußland den Engländern in Asien einmal gefährlich werden könnte.

Unter diesen Umständen war man von Seite Englands ebenso sehr bemüht, die stricteste Durchführung der Friedensstipulationen von den Russen zu verlangen, als die Franzosen ihrerseits geneigt gewesen wären, in manchen Punkten die der nordischen Macht eben genehmsten Interpretationen gelten zu lassen. Lord Palmerston schrieb die umfangreichsten und ernstesten diplomatischen Noten, bald über das wahre und falsche Bolgrad, durch dessen zweifelhafte Lage auf den Landkarten die Pariser Diplomaten in schwere Täuschungen verfallen waren, bald wieder über die Bedeutung der Schlangeninsel für die Donauschifffahrt und bald über die Demolirung der Festungswerke von Kars, Ismael und Reni. Es lag eine Gereiztheit und Unruhe in Allem, was das englische Cabinet ge-

genüber von Rußland unternahm, daß es dem Kaiser der Franzosen nicht schwer war, sich als die eigentliche Säule des europäischen Friedens darzustellen.

Vielerlei Gründe schienen es dem Kaiser wirklich räthlich zu machen, die Ruhe des Welttheils für einige Zeit zu bewahren. Nach dem Frieden führte die überspannte Geldspeculation alsbald zu einer Krisis, die auf Handel und Industrie zurückwirkte und die arbeitenden Klassen in Frankreich brodlos machte. Vielfache Anzeichen von Verschwörungen in Paris und in den Provinzen hielten die Polizei in fortwährender Thätigkeit, und da man wiederholt von glücklich vereitelten Versuchen auf das Leben des Kaisers berichtete, so gewöhnte sich die Börsenwelt an eine systematische Ausbeutung der ewig in der Luft schwebenden Attentatsgerüchte. An dem Leben des französischen Alleinherrschers hing nach der Vorstellung der meisten Menschen die Ruhe und Ordnung Europas.

Die italienische Emigration in London und in der Schweiz war thatsächlich entschlossen, den Kaiser bei Seite zu schaffen, und die Mordversuche Tibaldis, Bartolinis, Grillis und Pianoris schienen die Meinung Cavours zu bestätigen, daß die Revolution nur durch ein freies Italien verhindert werden könne. Am französischen Hofe selbst sprach man von einer „rothen Partei", welche die conservativen und loyalen Absichten des Kaisers durchkreuzte. Die italienischen Wünsche und Ansprüche, welche bei dem Congresse in gewaltigen Worten vernehmbar gemacht, aber von den Mächten nicht gehört worden waren, fanden ihre Vertreter unter den nächsten Verwandten des Kaisers und immer bereite Wortführer in dem Prinzen Jerome und dem Grafen Morny. Daß Cavour, bevor er den Congreß verließ, mit dem Kaiser offen und rückhaltlos gesprochen, erschien hinreichend, um den Letzteren nach der Meinung der Welt in die Nothwendigkeit zu versetzen, seiner moralischen Billigung der sardinischen Politik auch mit der Zeit thatsächliche Hilfe zu leisten.

Neben den allgemeinen politischen Fragen gab es einen bösen Streit in der Familie des Kaisers selbst über ein Regentschaftsgesetz, welches die Umstände als dringend erforderlich erscheinen ließen. Im Juli 1856 kam es zu argen Scenen zwischen dem Kaiser und dem Prinzen Napoleon, welcher sich zurückgesetzt fand, da nach einem Projecte die Prinzen der Familie von dem Regentschaftsrathe ausgeschlossen wurden, während Graf Morny nach der allgemeinen Meinung schon heimlich zum Regenten designirt sein sollte.

„On connaît trop l'absolutisme de Sa Majesté, surtout en pareille matière," schrieb mir Prinz Chimay und fand es erklärlich, daß Prinz Napoleon mit seinem Austritte aus dem Senat drohte und erklärte, er wolle sich lieber wieder in das freiwillige Exil begeben, fern von Frankreich:

„Quoiqu'il en soit," fügte Prinz Chimay hinzu, „Votre Altesse reconnaîtra dans ces faits une nouvelle preuve de tiraillements de tous genres

qui se produisent chaque jour autour et dans le sein même du gouvernement Impérial. On l'a dit et je le répète avec une conviction croissante: Ce repos est incompatible avec le caractère français et la paix sera bien plus difficile à maintenir que l'état de guerre."

Während des Sommers waren in Paris recht absichtlich die abenteuerlichsten Gerüchte, nicht bloß über den körperlichen, sondern auch über den geistigen Gesundheitszustand des Kaisers verbreitet worden. Man ging soweit zu sagen, daß ein Artikel des Constitutionell, worin behauptet wurde, Sokrates habe an Hallucinationen gelitten, keinen andern Zweck verfolge, als Frankreich auf die Geistesstörung seines illustren Chefs einstweilen vorzubereiten. Dabei war man, vermöge der Zustände in Italien und Spanien und durch die ungelösten Fragen im Orient, in einer fortwährenden Spannung und Kriegserwartung.

In Bezug auf die Angelegenheiten der Donaufürstenthümer war ich selbst in einige Mitleidenschaft gezogen worden, indem sich in Wien in einigen politischen Kreisen das Gerücht verbreitete, Frankreich und England hätten sich entschlossen, einen Thron an der unteren Donau zu errichten; ich brauche aber kaum zu sagen, daß, soweit meine Person mit der Frage in Zusammenhang gebracht wurde, zu keiner Zeit und bei Niemandem auch nur die entfernteste Absicht bestand, mir ein Opfer dieser Art zuzumuthen.

Leider hatte mein Geschäftsträger in Wien nicht rechtzeitig und entschieden genug dem müßigen Gerede Einhalt geboten, und ich war von ihm selbst zu spät davon unterrichtet worden. Meine strenge Weisung, die Sache zu dementiren, konnte nicht mehr verhindern, daß in Zeitungen die völlig nichtige Combination einige Zeit das Feld behauptete.

Sachlich war es dagegen ganz richtig, daß die Westmächte die Vereinigung der Moldau und Walachei zu einem rumänischen Fürstenthum immer ernstlicher beförderten, während Oesterreich in dem Aufkommen eines solchen Staates nur Gefahren und Verlegenheiten erkennen wollte. Wenn man sich erinnert, wie ich zwei Jahre vorher dem Kaiser von Oesterreich den Antrag zu stellen hatte, diese Provinzen seinem Hause zu erwerben, und jede solche Combination in Wien kühl von der Hand gewiesen wurde, so drückt sich die üble Lage, in welche Oesterreich durch den Pariser Friedensschluß gekommen war, in nichts schärfer aus, als daß es jetzt fürchtete, in Rumänien ein östliches Piemont entstehen zu sehen.

Nicht ohne ernsteren Hintergrund war die Candidatur von zwei anderen deutschen Fürsten in Erörterung gezogen worden, deren nahe freundschaftliche Beziehungen zu mir es wünschenswerth machten, mit meinem Bruder in Unterhandlung über diese Frage zu treten. Ich schrieb deshalb am 17. Juli nach London:

„Warum ich Dir gerade heute schreibe, betrifft eine Angelegenheit der Politik und eine directe Frage. Es ist viel die Rede, daß die Donaufürstenthümer — ob unter türkischer Oberhoheit oder souveraine ist unentschieden geblieben — einen deutschen Prinzen zum Regenten erhalten würden. Man sagt, daß Ihr und der Kaiser Napoleon den Prinzen Nikolaus von Nassau wünschtet. Von Berlin aus weiß ich, daß man den Erbprinzen von Augustenburg im Auge hat. In Wien wünscht man keinen von Beiden. Die Sache ginge mich weiter nichts an, da die Donaufürstenthümer an und für sich mit Deutschland nichts zu thun haben; beide Candidaten sind aber meine Freunde und gehören mit so vielen Anderen zu dem engeren Bande, welches politische Ansichten und patriotische Gefühle in Deutschland vereinigt; beiden jungen Leuten sind Winke von verschiedenen Seiten gegeben worden; Beide sind auch unter einander nahe befreundet und Keiner will dem Andern auf irgend eine Weise zu nahe treten, es herrschen andere Ansichten pro oder contra und nirgends besteht die Gewißheit, wie weit jene oben genannten Gouvernements denn auch wirklich gesinnt sind, ihren Absichten Folge zu geben. Ich müßte es als einen großen Beweis von Vertrauen von Dir ansehen, wenn Du mir über die Sache, soweit sie Euch betrifft, reinen Wein einschenkst. Stockmar behauptet von der Sache nichts zu wissen."

„Was uns Uebrige anbelangt, so sind wir entschieden der Ansicht, daß der Augustenburg für jene Stellung nicht gewählt werden möge . . . . . und es wird Dir über den Grund, jenen Candidaten aufzustellen, wohl auch kein Zweifel beikommen. So viel ist gewiß, die beiden Prinzen dürfen vis-à-vis von einander nicht compromittirt werden. Kenne ich Eure Ansichten, so wird es mir leicht werden, denselben auf unseren Wegen Eingang zu schaffen."

„Etwas Vertrauen mußt Du mir in dieser Sache schon zeigen und kannst Dich überzeugt halten, daß ich in dieser Angelegenheit, wie in jeder anderen, wenn ich sie von unserem deutschen Standpunkte billigen kann, nur ganz nach Eurem Wunsche handeln werde. Die gänzlichste Ungewißheit aber ist ebenso peinlich, als sie mir jede Möglichkeit nimmt, Bestrebungen entgegenzuarbeiten, welche uns ebenso unangenehm sind, als vielleicht Euch. Verzeihe meine Aufrichtigkeit und lasse mich in diesem Punkte von Dir hören."

Die Antwort meines Bruders bezeichnete in vollständigem Maße die Ansichten der Mächte in Bezug auf die rumänische Frage, welche bekanntlich erst nach drei Jahren in der Wahl des Fürsten Cusa ihre unglücklichste Lösung fand; ich halte es aber für überflüssig, in das weitere Detail derselben hier einzugehen. Mein Bruder machte mir, nach Empfang meines Briefes, am 24. Juli die folgenden Mittheilungen:

„Ich habe Deinen Brief vom 17. d. richtig erhalten. Die Geschichten, mit

denen man sich in Deutschland herumträgt, sind sämmtlich erfunden. Die Fürstenthümer-Angelegenheit ist noch sehr im embryo. Eine Commission der Mächte soll ihre Organisation bewerkstelligen. Frankreich wünscht, daß sie vereinigt werden und daß die Mächte ihnen diese Entscheidung ankündigen, Rußland ist hierzu bereit; Oesterreich und die Pforte wollen die Vereinigung nicht, und ersteres dringt darauf, daß die Vereinigung von den vom Divan der Fürstenthümer zu berathenden Gegenständen formell ausgeschlossen werde. Wir widersetzen uns beiden Richtungen, halten uns ans Protokoll, in dem gesagt ist, daß die Wünsche der Fürstenthümer consultirt werden sollen, und bestehen auf dem Princip, daß der freien Willensäußerung des Divans nichts in den Weg gelegt werden dürfe, da keine Einrichtung für die Zukunft Dauer biete, die nicht auf den Wünschen des Volkes selbst beruhe."

„Ob dieses die Vereinigung will oder nicht, hat noch nicht ermittelt werden können, die Pforte will ein Wahlreich mit Hospodars für Lebenszeit, von denen drei der Pforte vorgeschlagen und einer von ihr gewählt werde; unser Ministerium neigt sich dahin, ich eifere dagegen als einer Repetition der Polnischen Geschichte, dem Ursprung unendlicher Intriguen und der endlichen Theilung zwischen Oesterreich und Rußland. Ich glaube, daß das erbliche Princip siegen wird, der oder die Statthalter aber so gestellt werden, daß sie sich von der Türkei nicht als Souveraine losmachen können, da der ganze Krieg und Frieden doch die Integrität der Pforte im Auge hatten. Rußland besteht darauf, daß der oder die Regenten griechischer Religion seien. Ob nun dieser oder diese aus dem Lande genommen werden sollen, ist ungewiß, oder ob man einen ausländischen Prinzen wählen solle. Im ersten Falle bekommen wir uncivilisirte, ränkesüchtige Menschen, im zweiten müssen wir an die kleineren deutschen Höfe denken .... bei deren Erwähnung es hier sogleich heißt: What? Another king Otho? We have enough with one. Was man sich in Paris hierunter denkt, weiß ich nicht. Ich habe öfters Prinz Nikolaus von Nassau genannt ....."

„Nun hast Du die ganze Sache vor Dir und wirst daraus entnehmen, daß es lange dauern wird, bis von Candidaturen eigentlich die Rede sein kann. Ewig etc."

Die im vorstehenden Briefe geschilderte Uneinigkeit der Mächte gab schon im September den geeigneten Anlaß zu einem Vorschlage des russischen Cabinets, demnächst eine Nachconferenz der Mächte nach Paris einzuberufen, um die auf dem Congreß unklar gebliebenen Punkte zu regeln. In einer Note, welche Brunnow dem Grafen Walewski am 27. October überreichte, wurde auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die schwebenden Fragen durch die Zusammenberufung

der Signatarmächte endlich zu lösen, und über die mangelhafte Ausführung des Friedensvertrags Klage geführt. Insbesondere in der Donaufürstenthümerfrage wurde Oesterreich beschuldigt, die Occupation absichtlich hinauszudehnen, und dadurch den Art. 31, welcher die Räumung des türkischen Gebiets von allen fremden Truppen binnen 6 Monaten verlangt hatte, zu verletzen.

Frankreich war bereit, auf eine Art von Fortsetzung des Congresses einzugehen; eine Differenz, welche eben zwischen dem Kaiser und Lord Palmerston über die Besetzung des Gebietes von Neapel eingetreten war, schien alle weiteren Rücksichten des französischen Gouvernements gegen England aufheben zu sollen. Der Kaiser der Franzosen hatte damals die Stimmung Rußlands schon hinreichend verstanden und wußte, daß es ihm in allen Punkten seines Programms freie Hand lassen werde, mit Ausnahme der polnischen Frage. Louis Napoleon zögerte daher keinen Augenblick, den Russen alle Versicherungen zu geben, daß er an diese Wunde nicht wieder rühren wolle, und Rußland überließ dem Kaiser stillschweigend die Entscheidung über das Schicksal Italiens.

In Sardinien war nun durch den Grafen Cavour mit Glück und Geschicklichkeit dafür gesorgt worden, daß die Angelegenheiten der Halbinsel keinen Augenblick mehr von der politischen Tagesordnung abgesetzt werden sollten. Kaum hatte man von den Nachconferenzen gehört, so wurde von allen Seiten die erneuerte Berathung auch über jene Gegenstände gefordert, welche auf dem Congreß unerledigt geblieben waren.

Von dieser Gelegenheit suchte ebenso Dänemark zu profitiren, welches auf dem Bundestage keine Aussicht mehr hatte, daß die Klagen der holsteinischen Stände hier einfach begraben würden. Sowie daher von Seite Rußlands Nachconferenzen in Aussicht genommen worden waren, erklärte die dänische Regierung sogleich, daß sie entschlossen sei, auch die holsteinische Frage, welche ohnehin als eine europäische zu behandeln wäre, dem Pariser Congreß zu unterbreiten.

In Deutschland fürchtete man im höchsten Grade, Napoleon möchte sich auch hier dem russischen Einfluß und Interesse günstig erweisen und deshalb den dänischen Wünschen entgegenkommen. Ich wurde deshalb von vielen Seiten angegangen, meinen Einfluß in Paris dahin zu lenken, den Kaiser von allen Versprechungen in dieser Hinsicht abzuhalten. Durch den Prinzen Chimay ließ ich die mit dem Kaiser oft besprochene holsteinische Frage neuerdings in Erinnerung bringen und wurde vertraulich unterrichtet, daß die französische Regierung in keiner Weise die Mißregierung Dänemarks in den Herzogthümern unterstützen wolle.

Während man am Bundestage eben anfing, entschiedenere Schritte gegen

die Dänen einzuleiten*), wurde mir in der auswärtigen Politik zum ersten Male ersichtlich, daß diese Angelegenheit allmählich doch von einem anderen Gesichtspunkte aufgefaßt zu werden schien, als noch im Jahre 1852. In dem Verhalten des Kaisers der Franzosen war eine deutliche Veränderung eingetreten, seitdem er durch meine Bemühungen zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er dem Nationalgefühl in Schleswig-Holstein nicht nahe treten könne, ohne ganz Deutschland gegen sich zu erheben.

Nichts aber fürchtete Napoleon mehr als eine feindliche Stimmung in Deutschland in dem Augenblicke, wo er durch seine italienische Politik in immer leidenschaftlicheren Gegensatz zu Oesterreich gerathen mußte. Mehr und mehr machte sich der mir längst bekannte Entschluß des Kaisers allerwärts bemerklich, die Spitze seiner täglich wachsenden Macht gegen Oesterreich zu kehren.

Mit dieser politischen Haltung Louis Napoleons war man in England unzufrieden. Während ehedem die italienischen Unabhängigkeitsideen daselbst nicht bloß im Cabinet den ungetheiltesten Sympathien begegneten, verhielt man sich jetzt dort ziemlich kühl gegen Alles, was mit der Politik Cavours zusammenzuhängen schien. Galt vormals der Einfluß der französischen Politik in Italien für allzu reactionär, so war er jetzt mißliebig geworden, weil er sich gegen die Verträge Europas zu wenden begann.

Zwar war die persönliche Neigung für die Dynastien Italiens auch am englischen Hofe keineswegs größer geworden als früher, und bezeichnend genug war es, daß man bei der Anwesenheit des Erbgroßherzogs von Toskana im September 1856 für seinen Besuch in Balmoral dankte, „weil, wie mir mein Bruder schrieb, wir unsern kleinen Zufluchtsort nicht zum Rendezvous der europäischen Potentaten stempeln wollen"; aber die Verbindung Napoleons mit der italienischen Sache wurde deshalb nicht weniger ungünstig und ablehnend aufgefaßt. In dieser so scharf hervortretenden Richtung des Kaisers sah man lediglich nur eine Schwenkung zu Rußland hinüber, und das imperialistische Coquettiren mit dem verhaßten Russenthum warf einen Wermuthstropfen der bittersten Art in die Allianz der westlichen Mächte.

Mein Bruder vermochte sich gar nicht genug zu thun in scharfem Tadel über diese französische Wetterwendigkeit, und seine Briefe waren voll von harten Aeußerungen gegen Napoleon und seine Russenfreundlichkeit.

„In der Politik", schrieb er am 5. October, „sieht es confus aus. Rußland hat offenbar mehr gelitten, als es gestehen will und braucht ein paar Jahre Ruhe, aber nur, um dann sein Spiel wieder aufzunehmen. Inzwischen sucht

*) S. oben VIII. 3 S. 381.

es die westliche Allianz zu sprengen, wozu es in der Schuftigkeit der französischen Staatsdiener und der gemüthlichen Gleichgiltigkeit des Herrschers gegen Dinge, die erst im Einfädeln begriffen sind, gutes Material findet. Wir sind leicht mit dem Rücken gegen die Mauer zu stellen, weil wir von fixen Principien beherrscht werden."

Es konnte unter diesen Umständen auch in Paris nicht lange verborgen bleiben, daß man nicht mehr auf dem alten Fuße mit England stand, und wie ein unbewußtes Echo der eben citirten Worte meines Bruders mußte es mir erscheinen, wenn einige Zeit später Prinz Chimay mir berichtete:

„L'alliance Anglaise acceptée comme nécessité est encore sur les lèvres, mais elle n'est plus dans le coeur. Non pas que l'Empereur, très Anglais, ne soit vraiement affectionné à la Reine, mais je parle ici du cabinet et de l'Empereur représentant le sentiment national. Il me paraît impossible, Monseigneur, que si Lord Palmerston reste au pouvoir et continue à soulever partout le sentiment démagogique, le refroidissement ne dégénère avant peu en rupture complète. Voici ce qu'on m'écrit de Paris: „Les positions s'altèrent et n'ont guère de netteté" — les conférences qui vont avoir lieu s'engageront sous de fâcheuses influences. L'attitude de la Russie dans la haute Asie, en présence de l'Angleterre qui a déclaré la guerre à la Perse; le langage que tient le gouvernement Français au sujet de Neuchâtel, ne sont pas de nature à disposer les esprits à la conciliation. L'Angleterre, en particulier, arrivera aux conférences, avec des griefs de plus d'un genre et tous les autres gouvernements, excepté ceux d'Autriche et de Piémont, avec des griefs contre elles."

„Ce tableau est assez exact, Monseigneur, il faut y ajouter l'irritation profonde des démagogues et ne pas oublier qu'à l'égard de tous les trônes leur mot d'ordre est l'assassinat."

Bei allem Mißtrauen, welches gegen die französische Politik sich erhob, ist übrigens doch nicht zu leugnen, daß das Ansehen des Kaiserthums niemals mehr gewachsen war, als jetzt. Eine eigenthümliche Mischung von Convenienz und Furcht bestimmte die meisten regierenden Familien, keinen Augenblick länger mit den Ehrenbezeigungen zu zögern, welche der französische Imperialismus seit so langer Zeit und so sehnsüchtig gewünscht hatte. Das Erscheinen des Prinzen Friedrich Wilhelm, damals bereits Victorias Bräutigam, im December 1856 am Hofe des Kaisers gab das Signal zu einer förmlichen Pilgerfahrt von regierenden und prinzlichen Herren nach Paris. Es war mit einem Male ein förmlicher Wettlauf unter den alten Häusern Europas entstanden, Freundlichkeiten jeder Art in den Tuilerien an den Tag zu legen; ich müßte fürchten, die Geduld meiner Leser zu erschöpfen, wenn ich Alles erzählen wollte, was

während des Jahres 1857 hinter den Wänden der Tuilerien gehört oder belauscht worden ist und was in Briefen und vertraulichen Schreiben die Runde durch Europa gemacht zu haben scheint.

Seit Rußland und Frankreich Liebesblicke wechselten, wurden die Besuche der hohen Gesellschaft in Paris fast mit eifersüchtigen Augen beobachtet und registrirt. Das größte und schmerzlichste Aufsehen verursachte es aber in England, als man die Gewißheit erhielt, daß der Großfürst Constantin in Paris erscheinen werde, eine Thatsache, die im Cabinet und Volk fast aufregender als die Nachricht einer Revolution auf dem Continent wirkte.

Der Kaiser der Franzosen hatte das bevorstehende Ereigniß selbst der Königin angezeigt, und mein Bruder mußte mit Clarendon und Palmerston die Antwort berathen, welche auf eine so wichtige Mittheilung zu geben war. Sehr erbaut von dem Concepte des Prinzen Albert über die große Angelegenheit, erklärten die beiden Minister, daß der Brief geeignet sein werde, dem Kaiser über die Folgen seiner Schmeichelei gegen Rußland die Augen zu öffnen.

Aber der Kaiser von Frankreich war nicht gemeint, auf die Gloriole im mindesten zu verzichten, welche er durch den russischen Besuch in den Augen seiner Franzosen erhielt. Palmerston rächte sich, indem er so that, als ob er in den orientalischen Fragen zu dem uralten Verbündeten Oesterreich zurückkehren müsse. Der alte Sünder vermochte es über sich zu gewinnen, jetzt in Wien den Grafen Buol mit den rührendsten Schmeicheleien zu überhäufen.

Indessen war der Großfürst im Mai in Paris wirklich anwesend und beschäftigte durch 14 Tage die Neugierde und das Interesse des Publikums. Der Kaiser sagte ihm beim Abschied: qu'il était triste de se séparer quand on commençait à se connaître, à s'apprécier sans savoir si on se reverrait jamais. Der Großfürst, der während der ersten acht Tage seines Aufenthaltes wenig befriedigt gewesen war, schien bei seiner Abreise bessere Eindrücke mitgenommen zu haben.

Auch im französischen Publikum war man damals noch wenig geneigt, der alten von Moskau stammenden Abneigung gegen das russische Wesen zu entsagen. Und wenn man die Freundschaft Rußlands selbst im Volke mit instinctiver Ehrbegierde suchte, so war man doch sehr geneigt, gegen die einzelnen Personen mit voreilig harten Urtheilen hervorzutreten.

Als General Bosquet von Jemandem um seine Eindrücke von dem Großfürsten gefragt worden war, sagte er nach einer Mittheilung des Prinzen Chimay in der freimüthigen Weise, auf welche er selten verzichtete: „Il me produit l'effet d'un homme peint, comme la plupart des Russes. Beaucoup de

vernis sur du bois grossier; il m'aurait plu davantage s'il nous avait moins parlé de notre valeur. Il a été trop flagorneur, l'armée n'aime pas cela."

Der Besuch des Großfürsten machte kaum eine Ausnahme von der rein dekorativen Bedeutung, welche die meisten dieser Begegnungen von Seite des Kaisers erhalten hatten. Er wußte sich genau die Persönlichkeiten zu wählen, mit denen er die politische Lage erörterte, und wußte Andere geschickt in Umgebungen zu bringen, bei denen es ihnen nicht leicht möglich war, dem Kaiser in die Karten zu blicken. Höchst bezeichnend war in dieser Beziehung, was Prinz Chimay über den Besuch des Königs von Baiern bemerkte, welcher in derselben Zeit in Fontainebleau weilte: „Sa Majesté (es ist von Maximilian II. die Rede) est physiquement très raide; mais moralement très disposé à se montrer aimable. Je doute, que son esprit, éminemment litéraire et artistique, trouve à s'exercer (en égard à la société réunie pour lui faire honneur), autrement que sur les historiques et poétiques murailles de ce magnifique château. La cour va s'installer à St. Cloud la semaine prochaine, Sa Majesté Bavaroise restera à Paris."

„On ne peut s'imaginer combien au fond l'Empereur attache d'importance à toutes ces démonstrations de l'Europe monarchique. J'ai souvent eu l'occasion de signaler cette heureuse faiblesse que l'Europe n'a pas su apprécier assez tôt, mais qu'il est bon de ne pas oublier à l'occasion."

Während auf diese Weise für das Ansehen des Kaisers in Europa sowohl wie unter den Franzosen Sorge getragen wurde, zeigte sich in der Politik eine Art von Stillstand, welchen Napoleon selbst begünstigte. Alle Anläufe, die auf dem Pariser Congreß offen gebliebenen Fragen durch Conferenzen zu lösen, scheiterten, und keiner von denjenigen Punkten, welche England erledigt sehen wollte, war um einen Schritt vorwärts gekommen.

In den Donaufürstenthümern befehdeten sich Oesterreich, Rußland und die Türkei um die Wette und Napoleon beschränkte sich darauf, die Frage zu keinerlei Abschluß kommen zu lassen. Seine eigentliche Absicht war auf Italien gerichtet, aber er glaubte die Vorbereitungen der Action noch lange nicht vollendet zu haben und mäßigte und vertröstete seine sardinischen Verbündeten von Frühjahr zu Frühjahr.

In einem Augenblicke, in welchem die Donaufürstenthümerfrage in Constantinopel nahe daran war, zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen von Seite Rußlands, Frankreichs und Sardiniens zu führen, suchte Louis Napoleon eine persönliche Begegnung mit der Königin von England und meinem Bruder. Am 6. August erfolgte der Besuch des Kaisers und der Kaiserin bei den eng-

lischen Herrschaften in Osborne. Um keinerlei Anlaß zu Mißdeutungen zu geben, hielt es die Königin für nöthig die Minister Clarendon und Palmerston einzuladen, während der ganzen Anwesenheit der französischen Gäste am Hofe zu verweilen; dennoch aber fand das eingreifendste politische Gespräch, welches damals überhaupt stattgefunden haben mochte, zwischen Napoleon und meinem Bruder auf einem gemeinsamen Spaziergange in höchst vertraulicher Weise statt.

Der Inhalt dieser merkwürdigen Conversation ist bekanntlich von Prinz Albert auf das Genaueste aufgezeichnet worden und ist heute Jedermann zugänglich*).

Was aber damals am wenigsten zur Kenntniß der Politiker gekommen ist, war der Umstand, daß die englische Auffassung der Lage, mit welcher sich mein Bruder vollkommen identificirte, durch die Beredsamkeit Napoleons nicht nur nicht erschüttert wurde, sondern die schleichende Verstimmung zwischen den beiden Mächten vielmehr durch den Besuch des französischen Kaisers vermehrt und bestärkt worden ist.

Daß Louis Napoleon in Osborne persönlich die Gelegenheit fand und nahm, die englischen Herrschaften zu unterrichten, er werde demnächst mit Kaiser Alexander eine Zusammenkunft in Stuttgart haben, mochte meinen Bruder um so mehr gereizt haben, je weniger die Form der Mittheilung ihm eine Möglichkeit gab, seine Einwendungen zu machen. Der Kaiser hatte das Gespräch so geschickt zu wenden gewußt, daß Prinz Albert eingestandenermaßen nichts anderes thun konnte, als den angeblichen Höflichkeitsaustausch zwischen dem Freunde und dem Feinde Englands zu billigen.

In Deutschland waren die Stimmungen natürlich sehr gemischt, als die Kunde von der bevorstehenden Zusammenkunft der beiden Kaiser in Stuttgart erscholl.

Der Kaiser von Oesterreich suchte eine Begegnung mit Kaiser Alexander in Weimar herbeizuführen, wo jeder Schatten einer Entfremdung zwischen den beiden Mächten verschwinden und die Unerschütterlichkeit der alten europäischen Verbindungen gezeigt werden sollte.

Ich konnte mich des Gedankens nicht entschlagen, daß die Kaiserreisen überhaupt in diesem Augenblicke nicht allzuviel bedeuteten und am wenigsten vermochte ich zu glauben, daß sie zu irgend welchen Abmachungen über die schwebenden politischen Fragen geführt haben dürften. Da ich mich eben damals nach Tirol begab, so konnte ich mich nicht enthalten, meinem Bruder in scherzhaftem Tone zu schreiben: „Allen Plagen und Verdrießlichkeiten gehen wir nun aus dem Wege und eilen in die Alpen. Hoffentlich werden dort die Gletscher nicht schmelzen von all' den Liebesversicherungen der sich vereinigenden Kaiser."

*) Leben IV 101 ff.

Mein Bruder dagegen faßte die Sache mehr unter dem Gesichtspunkt seines in Osborne gesammelten Mißtrauens gegen Napoleon in sehr ernster und ärgerlicher Weise auf und schrieb am 9. October: „Die Kaiserentrevüen müssen einen gehörigen Wirrwarr in die deutschen Verhältnisse gebracht haben. Noch sind die Ereignisse zu neu, um ihre Wirkung und vielleicht ihren Zweck zu erkennen. In Paris sehe ich schon die unglückselige Täuschung auftauchen, als habe man im deutschen Volke einen großen Enthusiasmus für den Napoleonismus an den Tag gelegt. Daß viel verhandelt worden ist, glaube ich nicht. Der Besuch des zweiten Kaiserpaares wird den Französischen etwas stutzig gemacht und vielleicht an das erinnert haben, was ich ihm in Osborne sagte, daß seine Stärke in der Sprengung der alten nordischen Allianz gegen Frankreich liege, welche der orientalische Krieg hervorgebracht hat. Daß aber in dem Augenblicke, in dem er sich mit Rußland zu verbinden suchen würde, er Oesterreich zwingen werde, sich wieder mit Rußland auszusöhnen, ja unter seine Herrschaft zu stellen, und daß dies ein Leichtes sein werde, während er zu seiner Französisch-Russischen Allianz gar keine Materialien besäße, als höchstens den Frieden Europas zu stören, wozu Niemand Lust hat. Wird Graf Buol geopfert, so trifft meine Prophezeiung ein und L. N. hat dazu dienen müssen, Oesterreich wieder zurück in die Arme Rußlands zu werfen."

Es war leicht zu sehen, daß mein Bruder die beiden Kaiserbegegnungen überschätzte, denn im Innern der Politik änderten sie nirgends das Mindeste. Graf Buol wurde in Oesterreich nicht geopfert, und der Czar vermochte Napoleon von seinem alten englischen Alliirten nicht vollständig zu trennen. Der Letztere betonte immer mit gleichem Freimuth, daß die Verhältnisse Europas nicht haltbar wären, und an dem Punkte, wo er die Verträge am meisten bedrohte, konnte ihm, wie er wohl wußte, am wenigsten in England ein ernstlicher Vorwurf gemacht werden, da man eben hier selbst Jahre hindurch die „Freiheit Italiens" offen und heimlich begünstigt hatte. Sollten die Sympathien für die unterdrückte Nation nun plötzlich schlechter geworden sein, weil sie der Kaiser der Franzosen lauter und lauter bekannte?

Zwar hatte die vorwärts treibende, drängende Macht, das kleine Sardinien und sein großer Minister, im vorigen Jahre schlechte Erfahrungen in England gemacht, aber Cavour rechnete mit den Gefühlen der Engländer, deren Vorhandensein Clarendon in Paris selbst zugestanden hatte, mehr, als mit den officiellen Versicherungen des englischen Cabinets zu Gunsten der Erhaltung des europäischen Friedens. So durfte Victor Emanuel Schritt für Schritt die Erhebung Italiens vorbereiten, welche sein Minister mit einer bisher ungekannten Kühnheit diplomatisch und officiell in allen Cabineten Europas vertrat und recht-

fertigte, und von der er behauptete, daß man nur noch die Wahl habe, ob sie in völkerrechtlichen Formen, oder in der erschreckendsten Gestalt der Revolution und des Königsmordes einherschreiten werde.

Für die Richtigkeit der letzteren Behauptungen fehlte es nicht an mächtigen Beweisen. Wie eine für sich bestehende völkerrechtliche Macht agirten Mazzini und seine Genossen ungehindert von der englischen Regierung und machten ihre Anschläge in eben dem Lande mit ruhigster Sicherheit, in welchem es dem Kaiser der Franzosen schon als ein Bruch der Allianz ausgelegt wurde, daß er in der Donaufürstenthümerfrage oder in Piemont seine eigene Politik befolgte.

Die Emigration befand sich seit dem Ende des Krimkriegs in fieberhaftester Thätigkeit. Französische Anarchisten und Mazzinisten hatten sich mit einander verbunden, um die Revolution in Frankreich und Italien zum Ausbruch zu bringen; doch gingen ihre Wege nicht immer zusammen. Einige der radicalsten Secten wollten sich nicht dem Commando Mazzinis unbedingt unterwerfen. Bei dem scheußlichen Verbrechen, welches seit Ende des Jahres 1857 in London mit erschreckender Planmäßigkeit ausgedacht wurde, standen Franzosen und nicht Mazzinisten im Vordergrunde; es war nur ein Zufall, daß sich Orsini und seine Genossen eben damals mit dem „Alten vom Berge“ überworfen und demselben den Gehorsam aufgekündigt hatten. Ihre Verbindung mit Bernard gab zwar den Anstoß zu dem Plane des persönlichen Attentats auf den Kaiser, aber die französische Emigration hatte außerdem und unabhängig von dem Vorhaben Orsinis und seiner Genossen eine selbständige Action für die Mitte des Januar in ganz Frankreich in Scene gesetzt.

Existenz und Zusammenhang dieser Verschwörung des französischen Radicalismus gegen das Kaiserthum ist in tiefes Dunkel gehüllt und wird es wohl bleiben. Die unvollkommenen Mittheilungen über den Proceß gegen Orsini und seine Genossen absorbirten nach dem Attentate alles Interesse des Publikums. Den größern Zusammenhang der Verschwörung hatte die Regierung selbst guten Grund zu verschweigen, da es mehr als wahrscheinlich war, daß eine Menge von Personen compromittirt worden wäre, welche an die nächsten Kreise der kaiserlichen Familie heranreichten.

Mit Rücksicht auf diese inneren Verhältnisse Frankreichs, deren Fäulniß durch eine unparteiische Untersuchung mit gefährlicher Deutlichkeit an den Tag gekommen wäre, unterließ man es, der für den 12. Januar geplanten Revolution tiefer auf den Grund zu gehen und war ganz zufrieden, daß das Attentat in allen seinen Umständen äußerlich einen rein italienischen Charakter zur Schau stellte, welcher sogar noch Gelegenheit bot, das unglückselige Ereigniß in der auswärtigen Politik zu verwerthen.

Von den unheimlichen Umständen, welche das Attentat der Italiener be-

gleiteten, von der beabsichtigten französischen Umwälzung war nicht weiter die Rede, und wenn man sich an die geschichtlichen Darstellungen halten würde, welche meist den officiellen Berichten jener Tage nachgeschrieben sind, so könnte ich behaupten, daß die Welt eine Orsinilegende besitze, welche nur sehr wenig mit der Wirklichkeit jener Dinge übereinstimmt, die ich mitzuerleben, ja in unmittelbarster Nähe mitanzusehen durch einen Zufall bestimmt war.

Ich hatte mich schon Ende December entschlossen, meine schon früher erzählte Reise zur Hochzeit meiner Nichte Victoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen im Januar 1858 über Paris zu machen. Ich theilte daher am 27. December dem Prinzen Chimay meine Absicht mit, am 12. dort einzutreffen, und bis zum 15. zu verweilen. Am 8. Januar schrieb ich an den Kaiser und wurde von ihm sofort aufgefordert, in den Tuilerien zu wohnen, doch zog ich es vor, wie schon früher, bei dem Prinzen Chimay abzusteigen. Vor meiner Abreise theilte ich noch dem König Leopold mein Reiseprogramm mit und bemerkte, daß ich den Weg über Paris gewählt, weil ich es für meine Schuldigkeit gehalten hätte, dem Kaiser, der stets so viel Freundlichkeit gegen mich hatte, bei dieser passenden Gelegenheit meine Aufwartung zu machen.

Ich kam Dienstag den 12. des Morgens in Paris an und vernahm später auf Grund verläßlichster Mittheilungen, daß eben an diesem Tage in der Hauptstadt und in den Provinzen eine allgemeine Erhebung erwartet worden war. An demselben 12. Januar hatte Bernard in London eine öffentliche Rede gehalten, welche voll von Anspielungen auf die Ereignisse war, die sich soeben in Frankreich vollziehen sollten. Die französische Polizei nahm keine Notiz von diesen Enthüllungen des verwegenen Agitators. In Folge dessen gab man nachher in Frankreich dem Minister Billault Schuld, daß er sein Augenmerk so ausschließlich auf die legitimistischen und orleanistischen Conspirationen gerichtet hätte, daß er darüber den Anarchisten und Rothen die Zügel schießen gelassen.

Scheinbar herrschte in Paris die größte Ruhe und Zufriedenheit und der Kaiser befand sich in vortrefflichster Stimmung. Als ich ihn zuerst wiedersah, bedauerte er nur die ihm äußerst unangenehme Erregung, welche sich mehr und mehr zwischen den beiden westlichen Nationen bemerkbar machte, und von der er nicht begreifen wollte, wie es dazu gekommen wäre. Er sprach mit größter Anerkennung von dem englischen Cabinet und von jedem einzelnen Minister, erzählte mit sichtlicher Freude von seinem Besuche in Osborne und seinen eingehenden akademischen Erörterungen mit dem Prinzen Albert. Ich hatte ihn schon seit langer Zeit nicht so munter, geistig und körperlich frisch gesehen. Nicht der Schatten eines Mißvergnügens oder einer Sorge schien seine politische Lage oder seine häusliche Zufriedenheit zu stören.

Auf den nächstfolgenden Donnerstag den 14. hatte mich der Kaiser zu einer Jagd in den Gehegen von Fontainebleau eingeladen — schon früh um 9 Uhr sollte die Abfahrt vom Bahnhof erfolgen. Es war einer der heitersten und sonnenhellsten Wintertage — das Thermometer zeigte gegen 13 Grad über Null, und man durfte sich eine gute Jagd versprechen. Als ich am Bahnhof ankam, fand ich eine Anzahl von Herren, mit weißer Cravatte, welche bestimmt zu sein schienen, die Fahrt nach Fontainebleau mitzumachen, aber offenbar keine Jagdgäste waren. Als der Kaiser wenige Minuten nach mir am Bahnhofe erschien, stellte er mir die Herren vor, es waren höhere Beamte von Eisenbahnen und mancherlei Geldgrößen. Er habe dieselben, sagte er, hierher beschieden, um auf der Fahrt einige Fragen und Projecte in Eisenbahn- und Postangelegenheiten zu besprechen, welche von der größten Wichtigkeit wären und über welche er die Meinung dieser Herren wissen möchte.

Die Letzteren schienen jedoch nicht gerade über diese Eröffnung des Kaisers sehr erfreut zu sein. Nachdem man im Salonwagen Platz genommen hatte, begann der Kaiser mit einer jocosen Einleitung von der Nothwendigkeit zu sprechen, dem Publikum das Reisen zu erleichtern. Er bemerkte, daß die Eisenbahnen noch lange nicht genug ihren wahren Zweck erfüllten und daß der Verkehr der Menschen im Vergleiche zu Waaren und Briefen viel zu kostspielig wäre. Er wollte daher einen Vorschlag machen und die Frage aufwerfen, ob es nicht möglich sei, daß man ohne Unterschied der Entfernungen auf eine und dieselbe Marke jede Beförderung einer Person von irgend einem Centrum bis an die Peripherie eines gewissen Kreises hin bewirken könnte, so zwar, daß es gestattet sein müßte, von Paris auf allen Bahnen bis zur französischen Grenze zu gelangen, wobei es die Sache des Passagiers wäre, größeren oder kleineren Gebrauch von seinem Fahrbillet zu machen. Der Kaiser meinte, es sei dies eine natürliche Anwendung des Princips der Briefmarke auf den Personenverkehr. Er nahm dann Gelegenheit, die Einführung von internationalen Weltpostmarken zu vertheidigen, und erörterte noch lange Zeit hindurch die vielen künstlich geschaffenen Schwierigkeiten in unserm Post- und Eisenbahnwesen.

Wie in Allem, was der Kaiser in Ueberlegung zog, zeigte er auch hier einen unverkennbaren Fernblick, aber in den Mitteln, die er zur Erreichung seiner Ziele anzuführen pflegte, lag eine gewisse Unklarheit, die es den Fachmännern leicht machte, ihm zu opponiren und die Unausführbarkeit seiner Ideen nachzuweisen. Es wurde viel und heftig debattirt, ohne daß sich der Kaiser für geschlagen bekennen wollte, und ohne daß er irgend ermüdet oder verdrießlich erschienen wäre. Als die Discussion durch unsere Ankunft in Fontainebleau abgebrochen werden mußte, sagte der Kaiser beim Aussteigen in bester Laune

zu mir auf deutsch: „In Frankreich begegnet man dem Worte „unmöglich" viel öfters, als irgendwo anders, ich finde mich aber nicht widerlegt."

Die Jagd nahm ihren Verlauf, und um den schönen Wintertag zu ehren, wurde auch im Freien dejeunirt. Erst am Nachmittag kehrten wir nach Paris zurück, und es war dunkel geworden, als wir an der gare du midi anlangten. Der Kaiser bestand darauf, mich selbst in meine Wohnung zu fahren, welche am Quai Malaquais gelegen war. Zu diesem Ende mußten wir die Seine am Pont neuf überschreiten; als wir an dem Monumente Heinrichs IV. vorüberfuhren, machte der Kaiser nach einigem Schweigen, mit einem Hinblick auf die Statue des Königs, etwa folgende Bemerkung: „Von allen Attentaten ist nur das mit dem Dolch bedenklich, wo der Mörder mit der Ausführung schon sein Leben preisgegeben hat. Bei allen übrigen Angriffen auf das Leben der Souveraine hoffen die Verräther sich durch die Flucht noch retten zu können*)."

Man wird begreifen, daß diese Worte des Kaisers, wenige Stunden vor einem der schrecklichsten Mordversuche, die je geschehen sind, sich tief in mein Gedächtniß einprägten und mir nachher wie eine fast wunderbare Ahnung erscheinen konnten, welche doch in vollstem Gegensatze zu der Ruhe und Behaglichkeit stand, deren sich der Kaiser an diesem Tage in seltenem Maße erfreute. Nichts hatte mich daher mehr in Erstaunen gesetzt, als die später verbreitete Nachricht, der Kaiser wäre gerade an diesem Tage durch den Polizeidirektor Pietri vor einem zu erwartenden Mordversuche gewarnt worden.

Als wir bei der Wohnung Chimays angelangt waren, lud mich der Kaiser ein, nach dem Diner mit ihm die große Oper zu besuchen. Die Kaiserin, sagte er, wolle heute nach längerer Zeit mit ihm zum erstenmal wieder im Theater erscheinen. Er bot mir an, mich selbst abzuholen, was ich jedoch wegen des Umweges, den der Kaiser dadurch zu machen genöthigt gewesen wäre, ablehnte. Ich bat vielmehr um die Erlaubniß, ihn an der Oper erwarten zu dürfen.

*) Alles Voranstehende und Folgende war längst niedergeschrieben, als ich vor Kurzem in dem jüngst erschienenen Werke eines französischen Diplomaten bei Gelegenheit des Attentats von Pianori folgendes las: „L'empereur continua sa promenade au pas, sans manifester d'émotion; le pistolet ne l'effrayait pas, il ne redoutait que le poignard, car ceux qui s'en servent, disait-il, ne tremblent pas, ils ont, d'avance, fait le sacrifice de leur vie." Hieraus ist zu schließen, daß die gegen mich gemachte fast wörtlich übereinstimmende Aeußerung von Napoleon häufiger wiederholt worden ist. Da indessen der Autor jenes Werkes die Thatsache von Napoleons Furcht vor dem Dolche allgemein kennzeichnet, — mir gegenüber wurde die Bemerkung im Hinblick auf Heinrich IV. gemacht, — so könnte ich möglicherweise die Quelle jener Erzählung selbst gewesen sein.

In der mir zur Verfügung gestellten kaiserlichen Equipage fuhr ich nach halb neun Uhr nach der Oper.

Bekanntlich war kurze Zeit vorher, um die Gefahren eines Attentates besser zu vermeiden, bei dem alten Opernhause ein besonderer Eingang für den Kaiser gebaut worden. Man gelangte durch dieses Thor in ein kleines Vestibule und von da, auf einer nicht sehr geräumigen Treppe, unmittelbar in die kaiserliche Loge. Die Anfahrt war nur von der rue Pelletier aus möglich, von wo man in eine kleine Sackgasse einbog, an deren Ende sich der erwähnte Privateingang in das Theater befand.

An der rue Pelletier sperrte eine Compagnie Infanterie die kleine Gasse ab, so daß vom Publikum Niemand in die letztere gelangen konnte. An den gegenüber vom Theater befindlichen Häusern waren ungefähr 20—25 Polizisten aufgestellt, die durch ihre dreieckigen Hüte und kurzen blauen Mäntel leicht erkennbar waren. Die nach dem Gäßchen zu sich öffnenden Fenster in den Nachbarhäusern waren insgesammt, wie bei einer Illumination, mit Gasflammen beleuchtet und es zeigte sich an jedem Fenster ein Polizist.

Vor der Einfahrt in die erwähnte Sackgasse war mein Wagen, — als kaiserliche Galaequipage mit zwei Dienern auf dem Stehbrette leicht erkenntlich — in der rue Pelletier wegen der dichten Menschenmasse genöthigt im Schritt zu fahren. In dem Augenblicke, wo die aufgestellte Compagnie schwenkte, um mich einzulassen, bemerkte ich ein Individuum, welches den Pferden in die Zügel fiel; der Wagen kam für einige Secunden zum Stehen und ich hörte, daß mein Name von irgend Jemand gerufen wurde. Ohne darauf zu achten, stieg ich im nächsten Moment an der Treppe des Theaters ab, wo ich von General Fleury und drei anderen Personen von der k. Intendanz des Theaters empfangen wurde. Anstatt nun die Treppe hinauf und in die Loge zu gehen, blieb ich, in Folge des Anerbietens des Generals, noch eine Cigarre zu rauchen bis der Kaiser käme, im Freien.

Der Abend war so mild, als wäre man im Süden, und der wolkenlose, mondhelle Himmel schien uns einzuladen, noch eine Weile vor dem Theater zu promeniren. Unwillkürlich lenkte sich das Gespräch auf die Vorsichtsmaßregeln, welche in letzter Zeit hier getroffen worden waren, und General Fleury erklärte mit vieler Lebhaftigkeit, wie die Sicherheit des Kaisers durch die jetzt geschaffenen Einrichtungen eine so außerordentliche wäre, daß es nicht leicht möglich sei, ein Attentat bei diesem Hause auszuführen, wie es zuletzt bei der komischen Oper versucht worden wäre.

Und in der That, ich kann wahrheitsgetreu versichern, daß an jenem verhängnißvollen Abende auch keine einzige Person, die nicht ersichtlich einen Dienst hier zu versehen hatte, in dem Gäßchen zu bemerken war.

Inzwischen tönte von der rue Pelletier herüber der Ruf: Vive l'empereur! Das Commando des Offiziers, welcher die Compagnie am Eingange befehligte, und das Anschlagen der Trommeln ließen erwarten, daß der Kaiser im nächsten Augenblicke anfahren werde.

Wir warfen unsere Cigarren bei Seite und traten in das Vestibule. Da hörten wir eine Detonation, die mir zuerst den Eindruck machte, als habe die Compagnie Feuer gegeben. Wir wendeten uns nach der Thür, um zu sehen, was vorgegangen wäre. In diesem Augenblicke platzte unter dem anfahrenden Wagen des Kaisers eine zweite Bombe, durch welche Kutscher, Pferde, Diener und Ulanen der Escorte niedergestreckt wurden. Von der Straße her ertönte Geschrei; man hörte Wehklagen der Verwundeten und Hilferufe. Starr vor Entsetzen stand ich noch da, als der Kaiser und die Kaiserin hereinstürzten. Sie schienen zusammenzubrechen. Die Kaiserin ergriff mich gleichsam mechanisch am Arme und sagte ziemlich gefaßt: Sauvez — moi! Der Kaiser war wie betäubt, machte schwankende Bewegungen und ich glaubte ihn verwundet. Sein Hut war etwas eingetrieben und auf der einen Seite von einer Kugel zerfetzt. Bevor ich jedoch nur zur Besinnung gekommen war und die Lage überblicken konnte, erfolgte eine dritte noch furchtbarere Detonation in unserer nächsten Nähe. Die Bombe mußte unmittelbar an die Thüre des Vestibules geworfen worden sein, Sprengstücke und Kugeln zertrümmerten die Fenster und recochettirten an der Decke.

Unmittelbar nach dem Kaiser und der Kaiserin war merkwürdigerweise, wie durch einen Zauber eine Menge von Personen in den inneren Raum eingedrungen, darunter nicht wenig Verwundete. Ich riß die Kaiserin, die ich am Arme hatte, mit mir fort und erinnere mich eine mir den Weg vertretende Person niedergeworfen zu haben, da ich die Treppe zur Theaterloge zu erreichen suchte. Der Kaiser schien unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, dann folgte er uns die Treppe herauf nach. Endlich erreichten wir alle die Loge.

Im Theater hatten unterdessen Spiel und Gesang bereits ihren Anfang genommen; als wir eintraten, empfing uns gerade der Schwur in der Rütliscene des Wilhelm Tell, man gab eine Reihe von Scenen aus verschiedenen Opern und die Ristori sollte in der Sterbescene der Maria Stuart auftreten. In dem ersten Zwischenakt, während dessen das ganze Publikum von dem Attentat bereits Kenntniß erlangt haben mußte, da Verwundete in den Corridors des Theaters den ersten Verband erhielten, trat der Kaiser mit der Kaiserin an die Brüstung der Loge, es fand aber keine Begrüßung statt. Nicht eine Hand wurde gerührt, kein Laut erhob sich. Der Kaiser sagte deutsch zu mir, wie er in den folgenden Stunden fast nur deutsch mit mir sprach: „Da sehen Sie die Pariser — man ist nie hart genug mit ihnen verfahren.“

Die Kaiserin hatte, nachdem sie sich überzeugte, daß sie und der Kaiser völlig unverletzt waren, wieder die volle Fassung erlangt. Der Kaiser dagegen blieb furchtbar aufgeregt, war sehr blaß und zeigte ein mich beängstigendes nervöses Zittern. Die Situation war eine schreckliche, da Niemand zu ermessen wußte, was inzwischen in den Straßen von Paris sich zutragen mochte. Endlich trat der Marschall Vaillant ein — der Kaiser befahl ihm, sofort die Garnison zu alarmiren und nach dem für Emeuten vorgesehenen Reglement Aufstellung nehmen zu lassen.

Im Verlaufe des Abends wurden zwei nicht explodirte Bomben aufgefunden, zahlreiche Splitter und kleine Bleikugeln gebracht und vorgewiesen, auch waren Meldungen über Verwundete und Getödtete gemacht worden. Der erste von den Ministern und Würdenträgern, die nach und nach alle gekommen waren, um den Kaiser zu beglückwünschen und sich zu seiner Disposition zu stellen, war der Polizeiminister Pietri. Der Kaiser stürzte auf ihn zu. Der kleine Mann sah sehr blaß aus, seine Züge waren gänzlich verzerrt. „Eh bien“ — sagte der Kaiser. — „Nous ne savons rien du tout“ — antwortete der Polizeiminister dem Kaiser auf seine drängenden Fragen wiederholt; worauf sich Letzterer zu mir wendete und deutsch ausrief: „Da sehen Sie die berühmte Napoleonische Polizei!“

Der Kaiser entließ Pietri mit dem Befehl, ihm nach einer Stunde in der Loge wieder Rapport zu erstatten, was auch erfolgte. Bei diesem zweiten Erscheinen des Polizeiministers sagte derselbe die folgenden Worte, deren ich mich auf das Allergenaueste besinnen kann und die mir um so mehr im Gedächtniß blieben, weil sie so wenig mit dem übereinzustimmen schienen, was nachher officiell erzählt wurde:

Nous avons fait des arrestations, mais nous ne sommes pas plus avancés qu'auparavant. Hierauf der Kaiser: Pas de noms? Pietri: non!

In der Zwischenzeit waren noch eine Anzahl anderer Marschälle, nach und nach auch die Mitglieder der kaiserlichen Familie in der Loge erschienen. Der Marschall Canrobert weinte wie ein Kind. Eine leidenschaftlich erregte Scene war es, als die Prinzessin Mathilde ankam, welche fast alle Haltung verloren hatte. Ganz spät am Abend stellte sich auch der Prinz Napoleon ein. Als er sich den Majestäten näherte, drehte die Kaiserin ihm den Rücken, während der Kaiser kühl, ehe der Prinz noch Gelegenheit hatte, Redensarten zu machen, zu ihm sagte: C'est bien, c'est bien! Er verließ die Loge, ohne daß der Kaiser ihm die Hand gereicht hätte, wie er es allen Personen gethan, die sich eingefunden hatten. Der Prinz soll von einem Banket gekommen sein, bei welchem viele Kammermitglieder oppositioneller Richtung anwesend waren. So verstrich der Abend in einer fast ununterbrochenen Reihe von Aufregungen.

Die Vorstellung war längst zu Ende, als man die Meldung brachte, daß

die Straßen von der Oper bis zu den Tuilerien von Truppen besetzt seien. Die Herrschaften waren genöthigt gewesen, nicht nur der ganzen Vorstellung beizuwohnen, sondern darüber hinaus in der Loge auszuharren. Als wir das Theater verließen, war es in der Stadt völlig ruhig geworden. Nur die Blutspuren an der rue Pelletier gaben noch Zeugniß von dem gräßlichen Erlebnisse. Unter meinen näheren Bekannten, mit welchen ich noch an demselben Abende die merkwürdigen Umstände des Attentats besprach, befand sich auch General Roguet. Er hatte bei der Theaterfahrt des Kaisers eine unbedeutende Verwundung am Halse davongetragen. Er versicherte mich, daß ich vermöge meiner viel größeren Statur unfehlbar des Todes gewesen wäre, wenn ich nach dem Anerbieten des Kaisers mit den Majestäten im Wagen gesessen hätte, weil die Kugeln und Bombensplitter alle über den Köpfen hinweg gegen die Decke des Wagens schlugen.

Meine Betrachtungen an dem verhängnißvollen Abende stimmten mit denen des Generals Roguet auch in der Beziehung vollkommen überein, daß es uns Beiden unerklärlich geblieben ist, von wo eigentlich die Bomben geworfen sein konnten. Ganz dunkel und unverständlich waren die Rapporte, welche dem Kaiser in der Loge abgestattet wurden, in Bezug auf den Ursprung des Attentats, wenn man dieselben mit den gleich am Morgen des 15. erschienenen Polizeiberichten verglich. Die officielle Darstellung trug sofort eine legendenhafte Färbung, bei welcher die Absicht deutlich hervortrat, Frankreich und seine Parteien völlig unbetheiligt erscheinen zu lassen.

Ich muß nochmals betonen, daß den ganzen Abend hindurch, während dessen sich der Kaiser nicht einen Moment mit Jemandem abseits unterhalten hatte, in keinem Berichte der Name einer Person als der Urheberschaft des Attentats verdächtig genannt worden war.

Ueber viele Umstände schien mir ein tiefer Schleier gezogen zu sein. Bezeichnend war hierfür, daß bei einem wenige Wochen späteren Besuch in Paris, wo ich den kaiserlichen Herrschaften wieder aufwartete, der ganzen Angelegenheit nicht wieder Erwähnung geschah, was um so auffallender erschien, als ich sogleich nach dem Attentate nach London abgereist war, und den Kaiser, seitdem er die Oper verlassen, nicht wiedergesehen hatte. Auch in späteren Jahren erwähnte er nie mit einem Worte gegen mich des Attentats, so daß ich immer die Empfindung hatte, als wäre es ihm unangenehm, mir ein Ereigniß in das Gedächtniß zurückzurufen, welches mit den sonderbarsten Ungenauigkeiten der Welt mitgetheilt und erklärt worden war.

Zu den eigenthümlichen und traurigen Folgen des Attentats gehörte, wie Jedermann weiß, die tiefe Aufregung gegen England und die in nächste Nähe

gerückte Gefahr eines vollständigen Bruches der westmächtlichen Allianz. Was hiebei aber am meisten auffiel, war, daß die gegen England gerichtete Bewegung des öffentlichen Geistes in Frankreich sofort am ersten Tage nach dem Ereignisse sich in den unglaublichsten Formen geltend machte. Am 17. Januar schon schrieb mir Prinz Chimay: „Hier le maréchal Baraguay d'Hillier qui n'a qu'un bras s'écriait au club qu'il serait heureux de perdre l'autre en combattant un pays qui couvrait de son pavillon de semblables monstres".

Das kaiserliche Cabinet selbst war Anfangs sehr schwankend, wie es sich gegenüber den verschiedenen Stimmungen des Landes in Bezug auf England verhalten sollte: „Le gouvernement impérial a évidemment cédé depuis cet horrible crime à deux courants différents. Dans le premier moment, on semblait vouloir amoindrir toutes choses et le moniteur s'est montré d'un laconisme presque inconvenant. Quelques heures plus tard au contraire, soit à cause du nombre des victimes, soit écho du sentiment public violemment surexcité, l'attitude a totalement changé. Déjà ce matin on parlait de rupture, même d'hostilités avec l'Angleterre: la coupe était pleine, il fallait qu'elle débordât".

Auch gegen Belgien wurden Anklagen laut. Man wollte wissen, daß die Verschworenen sich in Brüssel aufgehalten hatten. „Ne négligez aucune précaution — warnte schon am 17. Januar Prinz Chimay den König Leopold — tout va vite dans ces pays"... „Je ne puis assez insister sur l'éxtrème gravité politique de l'horrible incident qui vient prendre une si funeste place dans les causes déjà trop nombreuses d'ébranlement Européen."

Zunächst hatte sich das französische Cabinet nach außen hin darauf beschränkt, gegen England mit bestimmten Forderungen aufzutreten, im Innern wurden Sicherheitsmaßregeln getroffen, welche mit der zur Schau getragenen Ruhe und Zuversicht des Kaisers und der Kaiserin nicht ganz übereinstimmten. Das Ministerium des Innern übernahm der General Espinasse, und Verhaftungen und Ausweisungen kamen an die Tagesordnung. Der Kaiser entschloß sich, dem Rathe seiner Umgebung zu folgen und während des Winters die Tuilerien Abends nicht mehr zu verlassen.

Mit Rücksicht auf die Anerkennungen, welche der Kaiser den am 14. Januar beschäftigten Polizeiorganen gewährte, war auch mir der Wunsch zur Kenntniß gebracht worden, daß ich einigen schon mit der Ehrenlegion ausgezeichneten Beamten eine Decoration verleihen sollte. Es wurden mir drei schwer verwundete Functionäre von der Umgebung des Kaisers bezeichnet, welchen ich gern meine Anerkennung zu Theil werden ließ. In Bezug auf ein viertes Mitglied der Polizei, welches mir gleichfalls zur Decorirung dringend empfohlen worden war, möchte ich nicht unterlassen zu bemerken, daß die Leistungen desselben,

an jenem Abend, unmittelbar mit meiner eigenen Person in Zusammenhang gebracht wurden.

Nach der polizeilichen Darstellung des Hergangs der Sache wäre es nämlich Niemand anders als Orsini's Genosse Pierri gewesen, der, als mein Wagen an das Theater heranfuhr, gerufen hätte, es sei nicht der Kaiser, sondern der Herzog von Coburg. Hierdurch wäre der eben genannte Polizeibeamte, ein gewisser Hebert, aufmerksam geworden und hätte Pierri in dem Augenblicke verhaftet, wo er seine Helfersgenossen augenscheinlich warnte, ihre Bomben nicht irrthümlicherweise gegen meinen Wagen zu werfen. Darnach hätte ich eigentlich mein Leben Pierri zu verdanken gehabt. Doch konnte Hebert den Namen des Verhafteten unmöglich selbst festgestellt haben, da der eifrige Polizeibeamte bis zur Ankunft des Kaisers am Platz geblieben und in dem Momente, als die Bomben wirklich geworfen wurden, jedenfalls anwesend war; er hatte nicht weniger als siebzehn Blessuren davongetragen*).

Es ist wohl nur zu erklärlich, daß bei der unerhörten Verwirrung, welche geherrscht hatte, eine objective Feststellung aller Details nachträglich auch bei sorgfältigerer Untersuchung kaum möglich gewesen wäre. Weder Orsini noch Pierri hatten ein Interesse, den Thatbestand in allen einzelnen Umständen gerichtlich aufzuklären, und so gestehe ich, daß nach der Lectüre von Allem, was über ihren Proceß bekannt geworden, mir es nie möglich erschienen ist, ein widerspruchsloses Bild von einem der entsetzlichsten Ereignisse zu gewinnen, welches doch vor meinen eigenen Augen sich zugetragen hatte.

Orsinis Verurtheilung und Hinrichtung am 13. März erfolgte bereits unter einem vollständigen Wechsel der Scenerie in Paris. Das Attentat war zu einem rein italienischen Unternehmen gestempelt, an welchem weder England noch Belgien, am wenigsten die Franzosen selbst Schuld haben sollten. Die Attitude eines Märtyrers für die Befreiung Italiens, welche man Orsini anzunehmen gestattete, gab der politischen Phantasie einen schwunghaften Stoff der Beschäftigung. Jules Favre stellte sich die Aufgabe, nicht das Leben, sondern nur die Ehre des Angeklagten zu vertheidigen, und der Moniteur selbst

*) Prinz Chimay berichtete mir, nachdem er mitgetheilt, daß drei von den Beamten in Gegenwart des Polizeiministers Pietri decorirt worden seien, ferner: „Le quatrième décoré, Hebert, celui qui a arrêté Pierri, à côté de la voiture de Votre Altesse et l'a sans doute sauvée, en disant, dans le groupe, où se trouvait le misérable prêt à lancer la bombe que ce n'était pas la voiture de l'Empereur, est encore alité à la suite de ses dixsept blessures. Je me suis fait conduire chez lui et je ne puis dire à V. A. tout ce que j'ai reçu de remerciments et de bénédictions pour Elle."

griff dem großen Advocaten durch die Publication der bekannten Briefe Orsinis an den Kaiser Napoleon unter die Arme.

Wenn man einer Mittheilung Kossuths Glauben schenken wollte, so hatte Niemand anders, als der Polizeichef Pietri sich selbst das Verdienst beigelegt, Orsini im Gefängniß zu der Abfassung des merkwürdigen Schreibens vom 11. Februar veranlaßt zu haben, während gegen die Echtheit des zweiten Briefes Orsinis vom 11. März bedeutende Zweifel erhoben worden sind und die Veröffentlichung desselben nach der Hinrichtung von manchen, nicht uneingeweihten Personen auf eine Verabredung Napoleons mit Cavour zurückgeführt worden ist. Mit Orsini zusammen starb bekanntlich auch Pierri auf dem Schaffot, während die beiden Verbrecher, welche die Bomben geworfen haben sollten, Rudio und Gomez, zur Deportation begnadigt worden waren.

Noch bevor das Attentatsdrama seinen Abschluß erhalten hatte, waren die drakonischen Gesetze Espinasse's im gesetzgebenden Körper und im Senate angenommen worden und die sogenannte innere Sicherheit durch die discretionären Gewalten gewährleistet, welche den Präfecten in Sachen politischer Agitationen eingeräumt wurden.

In Kurzem zählte man 2000 Opfer polizeilicher Willkür während der Verwaltungsepoche von Espinasse. Einige Versuche, den Kaiser zu einer Aenderung seiner Regierungsform im Sinne constitutioneller Einrichtungen zu bestimmen, waren vergeblich gemacht worden. Indem er sich von der Idee nicht zu trennen vermochte, daß er in Frankreich nie einen Menschen finden könne, dem er eine verfassungsmäßige Ministergewalt vertrauensvoll einräumen könnte, so gab es nur die eine Möglichkeit den Bonapartismus durch auswärtige Unternehmungen zu retten.

Die Bedrohung Europas durch Krieg wurde ein Auskunftsmittel der kaiserlichen Politik, um die inneren Schwierigkeiten zu heben oder vergessen zu machen. Niemand zweifelte an dem festen Entschlusse Napoleons, die italienische Frage durch die Gewalt der Waffen zu lösen.

Wenn sich der Kaiser, um diese seine Ideen zu realisiren, immer mehr und mehr der russischen Macht annäherte und sich von seinem alten Alliirten zurückzog, so gestehe ich, daß dieser Europa bedrohende Zug der Zeit für jeden denkenden Deutschen etwas Erschreckendes haben konnte. Ich antwortete dem Prinzen Chimay auf seine treuen Schilderungen der Lage Frankreichs rückhaltslos, daß ich ein System der inneren Vergewaltigung in Verbindung mit einer russischen Allianz für geeignet hielte, den größten Theil von Deutschland zum willenlosen Bundesgenossen Oesterreichs gegen den Bonapartismus zu machen. Frankreich habe nie einen vortheilhafteren Alliirten als England gehabt und werde in Rußland nie etwas Anderes, als einen abwartenden Rivalen finden können.

Erörterungen dieser Art waren zwischen mir und Chimay schon zu einer Zeit gewechselt worden, in welcher noch Niemand an Verabredungen glaubte, wie sie nachher zwischen Napoleon und Cavour in Plombières stattgefunden haben. Zunächst war alle Aufmerksamkeit ausschließlich auf den diplomatischen Streit zwischen Frankreich und England gerichtet, in welchem die schwache Haltung Palmerstons zu einer Ministerkrisis führte, die mit einer seit langem nicht mehr gekannten Heftigkeit in den Verhandlungen des Parlaments zum Ausbruch kam.

Am 19. Februar wurde ein Tadelsvotum gegen das Ministerium wegen seiner Correspondenz mit der französischen Regierung über das Asylrecht Englands im Hause der Gemeinen von Milner Gibson beantragt und mit Majorität angenommen; sofort räumte Lord Palmerston seinen Platz. Aberdeens zweites Ministerium, mit Malmesbury als Secretair des Auswärtigen, trat am 1. März in Thätigkeit. Nach Verlauf von 14 Tagen legte Lord Malmesbury eine Correspondenz mit der französischen Regierung vor, welche, wie er constatirte, den Zwist ehrenvoll und für beide Theile befriedigend abschloß.

Zwar hatte die hierauf erfolgte Freisprechung Bernards, welcher vor ein englisches Gericht gestellt worden war, noch einmal die ganze Erbitterung des bonapartistischen Frankreichs wachgerufen, aber von Seite des Kaisers, sowie von den englischen Ministern war alles Mögliche gethan worden, um der nationalen Gehässigkeit entgegenzusteuern. Die Königin von England und Prinz Albert waren in der Lage, den Besuch zurückzugeben, welchen die kaiserlichen Herrschaften im Jahre zuvor in Osborne abgestattet hatten.

Es war unter den obwaltenden Verhältnissen sehr erklärlich, daß der Kaiser großen Werth auf eine neue Zusammenkunft mit den englischen Herrschaften legte, und die englischen Minister betrieben ebenfalls sehr eifrig den Besuch der Königin in Cherbourg, wo man sich mit den ausgedehntesten Rüstungen und Befestigungen beschäftigte, als gälte es einer Invasion von England.

Mein Bruder war durch all' die Zerwürfnisse, welche so lange zwischen den Cabineten bestanden, in eine sehr schlechte Stimmung Napoleon gegenüber gerathen, und man konnte fürchten, daß die alten Antipathien wieder erwachen würden, welche eine Annäherung zwischen den beiden Höfen so viele Jahre hindurch verhindert hatten. Wenn es Momente gab, wo mein Bruder von den persönlichen Beziehungen zu dem Kaiser so erfüllt war, daß seine Briefe, insbesondere diejenigen, die er an den König Leopold, Stockmar u. a. richtete, zuweilen von einer gewissen Begeisterung für den Herrscher Frankreichs Zeugniß zu geben schienen, so legte er seit dem Ende des Krimkrieges, besonders aber seit dem Beginn des Jahres 1858 ein großes Mißtrauen gegen

ihn an den Tag. Gleich nach den ersten diplomatischen Scharmützeln der beiderseitigen Regierungen schrieb mir mein Bruder, nachdem ich im Februar von meiner Paris-Londoner Reise in die Heimath zurückgekehrt war:

„Unser häufiges Wiedersehen, wenn auch auf so kurze Zeit, hat sich wieder als höchst wünschenswerth und nützlich erwiesen. Es brauchen zwei Leute nur in zwei verschiedenen Zimmern zu sitzen und sich auf schriftlichen Umgang zu beschränken, um sich sogleich mißzuverstehen — vide Regierungs-Departements. — Deine Zusammenstellung des Resultates Deiner Pariser Beobachtungen war mir recht werthvoll und bestätigt genau, was wir erfahren haben. Der Unsinn Walewskis und die Unvorsichtigkeit des Kaisers haben nun auch unser Ministerium zertrümmert, alle seine alten Freunde degoutirt und das Volk hier im höchsten Grade aufgeregt. Man soll jetzt in Paris etwas erschrocken über das Resultat der eigenen Granaten sein."

„Das Volk hier ließe es augenblicklich auf einen Krieg ankommen und es wird der größte Takt von Seiten Lord Derbys erforderlich sein, um aus einer Stellung herauszukommen, in die er uns selbst auch mit nach Kräften gebracht hat."

„Wir sind in dem Augenblick, wie Du Dir denken kannst, ganz erdrückt von Geschäften. Die gänzliche Auflösung und der nothwendige gänzliche Neuaufbau der Regierungs- und Hofstaats-Maschine, bei denen natürlich alle möglichen persönlichen Interessen, Wünsche, Intriguen ꝛc. ꝛc. in volles Spiel kommen, geben furchtbar viel Mühe und verlangen die größte Aufmerksamkeit."

„Wir sind soweit fertig, daß der Uebergang der Siegel, Aemter und Geschäfte vom alten Gouvernement aufs neue heute stattfinden wird. Am Montag wird Lord Derby sein Statement im Oberhause machen und dann werden 14 Tage Vacanzen eintreten zur Neuwahl ins Unterhaus aller der Mitglieder, die Stellen von der Krone angenommen haben."

„Wir wollen uns die 14 Tage etwas in Osborne ausruhen, dessen wir sehr bedürftig sind. Das neue Ministerium mit einer Minorität von 123 Stimmen im Unterhause und 10 im Oberhause hat nun die Conspiracy Bill, die India Bill und versprochene Reformbill auf dem Halse. Wir werden es dazu anhalten, mit allen dreien fortzufahren, dem es auch nicht gut wird ausweichen können, so eigenthümlich sich dies auch gerade bei Leuten ausnehmen wird, die gegen alle drei heftig opponirt haben."

Als sich nachher das Verhältniß zu Frankreich eher verschlimmerte als verbesserte, machte mein Bruder am 22. April seinem Unmuthe in einem Briefe Luft, der seinem größeren Theile nach sich auf Familienverhältnisse bezog, aber außerdem folgende treffenden Bemerkungen enthielt:

„Von Paris hören wir nichts Gutes, die ganze Maschine ist unsicher und unstät geworden, der Chef sieht sich nach Italien gezogen, wo er daran ist eine Conflagration hervorzubringen, die wir zu verhindern suchen müssen, wenn ganz Europa nicht in Brand gerathen soll. Man spielt eben noch immer mit den heiligsten und gefährlichsten Dingen und beweint Orsini!"

„Das Gefühl gegen England ist in Paris im Steigen und die Freisprechung Bernards mit der heftigen Rede des vertheidigenden Advokaten Mr. James gegen Kaiser und Empire und der unanständige Jubel des Publikums bei Erklärung des Verdict of the Jury müssen auf's Aeußerste beleidigt haben. Die Regierung wagt nun nicht weiter mit den Processen zu gehen, weil eine Wiederholung des Resultates gewiß ist und nur weiteren Schaden bringen kann."

„Das Publikum hier ist determinirt, nicht den Schergen, Büttel oder Scharfrichter eines fremden Tyrannen zu machen und hat den Begriff, daß ihm diese Rolle angesonnen war und es mit Drohungen gezwungen werden sollte, sie anzunehmen. Hierin liegt die Ursache des Sturzes Palmerstons, des Falles der Refugie Bill und der Processe und es liegt im Grunde etwas Edles darunter. Nur raisonnirt ein Volk nicht, es fühlt nur."

„Der Duc de Malakoff, unser neuer Gesandter, gefällt uns sehr gut: Er ist einfach, offen und freundlich, ganz les usages du monde ungewohnt und unglücklich in Gesellschaft; doch schlau genug, seine Dispositionen zu finden — er ist sehr redselig und derb in seinen Ausdrücken, führt die Conversation, welche ein commandirender General an seinem Tische mit anderen Offizieren führen würde, und zwar ein französischer, mit mancher légèrté gemischt. Ueber die Maßregeln seines Herrn spricht er sehr freimüthig und gar nicht schmeichelhaft. Von Person ist er außerordentlich klein, dick; aber nicht so dick, als man gesagt hatte, langsam in seinen Bewegungen, schnell mit seinen funkelnden schwarzen Augen und für den Beifall der Damen sehr empfindlich."

Der Kaiser Napoleon, welcher besser als die meisten Staatsmänner auf dem Continente wußte, daß in England Stimmungen und Verhältnisse des Hofes einen sehr großen Einfluß auf Alles zu nehmen pflegen, was man unter der öffentlichen Meinung versteht, schien indessen durch den Herzog von Malakoff davon unterrichtet worden zu sein, daß mein Bruder allen seinen Handlungen, Maßnahmen und Absichten eine sehr scharfe Beurtheilung widerfahren ließ. Wenn Prinz Albert die Bemerkung machen konnte, daß der französische General nicht zum Besten von seinem Herrn sprach, so mag es dem Letzteren wohl nicht schwer gewesen sein, dasselbe von meinem Bruder an Napoleon zu berichten.

Dies veranlaßte den Kaiser zu doppelter Anstrengung, vor den Augen der Welt die inneren Gegensätze zu verhüllen, welche zwischen den Herrschaften be-

standen. Er bat daher schon Anfangs Juli auf das Dringendste um den Besuch der Königin und des Prinzen in Cherbourg bei den großen militairischen und Flottenfesten, die dort im August, bei Gelegenheit der Eröffnung der Arsenale, veranstaltet werden sollten. Das englische Ministerium rieth entschieden dazu, die Einladung anzunehmen, und so war mein Bruder zu seinem stillen Aerger genöthigt, wenn auch unter einer sehr großen Einschränkung des französischen Programmes, den großen Staatsbesuch in Scene setzen zu lassen.

Gleich als die erste Aufforderung dazu von Napoleon gekommen war, gestand mir mein Bruder am 10. Juli sein großes Mißvergnügen sowohl über das eigene Ministerium, wie über die Einladung des Kaisers:

„Wir sind nun drei Tage hier", schrieb er von Osborne, „aber von Geschäften der schwierigsten und unangenehmsten Art verfolgt, wie in London. Ein Toryministerium mit radicalen Programmen, das republikanische Maßregeln mit conservativer Majorität gegen eine geregelte liberale Opposition durchsetzt, ist eine unendliche Schwierigkeit für den constitutionellen Monarchen."

„Wir werden vom Kaiser und diesen Ministern gedrängt, nach Cherbourg zu gehen. Da die Feste dort eine Gloriole für die See- und Landrüstungen gegen England im innersten Kerne einschließen und wir nicht Lust haben, weder an den Triumphwagen der Franzosen angespannt zu werden, noch die Ruthe zu küssen, — so werden wir einen Privatbesuch machen und vor dem Feste wieder abreisen."

Die Absichten Alberts wurden indessen nur zum Theil erreicht; allerdings erschienen die englischen Herrschaften schon am 5. August in Cherbourg, während die großen Festlichkeiten erst am 6. begannen; aber die französischen Zeitungen sorgten dafür, die Entrevue als ein eminent politisches Ereigniß zu charakterisiren.

An äußeren Freundlichkeiten fehlte nichts, was das alte Verhältniß als völlig ungetrübt erscheinen lassen konnte; in sachlicher Beziehung war aber nichts Wesentliches besprochen worden. Selbst die offenkundigsten Thatsachen, — wie der augenblickliche Stand der Donaufürstenthümerfrage und vieles Andere, kamen nur ganz obenhin zur Erörterung. Keine der vorhergegangenen Begegnungen zwischen Napoleon und meinem Bruder war politisch so unergiebig. Am allerwenigsten war von Italien die Rede, während alle Welt schon von einem geheimnißvollen Empfange Cavours bei Napoleon in Plombières munkelte, welcher im Juli stattgefunden haben sollte.

Die große Schaar der Tagespolitiker mochte das in dem Vogesen-Badeort verdeckt gespielte Stück im Augenblick nicht hinreichend beachtet oder rasch vergessen haben, meinem Bruder war es kein Geheimniß, daß etwas Wichtiges dort vorgegangen war; aber es scheint, daß er von Napoleon nicht die mindeste

Eröffnung darüber erlangte, denn als ich ihn wenig Wochen darnach sah, hatte er ebenso wenig eine sichere Kenntniß von dem französisch-sardinischen Pakt, als alle übrige Welt.

So weit man über den Gang der Napoleonischen Politik in der italienischen Frage überhaupt Kunde erhalten konnte, durfte ich dies noch am sichersten vom Prinzen Chimay erwarten, welcher seine Aufmerksamkeit auf die Wendung sämmtlicher Verhältnisse in den Tuilerien sorgfältig gerichtet hielt. Die Berichte desselben setzten mich schon im April in die Lage, zu erkennen, daß das unfreundliche Verhältniß, welches ich am 14. Januar zwischen dem Kaiser und seinem Vetter Jerome beobachtete, einer Verständigung Platz gemacht hatte, die sich kaum anders, als im Hinblick auf italienische Eroberungspläne erklären ließ. Im Publikum waren die sonderbarsten Gerüchte über die Entzweiung des Kaisers mit dem Prinzen verbreitet. Prinz Chimay machte darüber dem Könige Leopold Mittheilungen, die er mir in Abschrift sendete.

„Une longue visite que m'a fait hier le Prince Jérôme, tout à fait remis de sa grave maladie, me permet de rectifier ce qui a pu être rapporté à Votre Majesté sur le prétendu refroidissement, survenu entre l'Empereur et son cousin. Ce dernier a conservé de sa maladie de Crimée un ébranlement intestinal, que le moindre refroidissement rend très pénible. Il avait dîné la veille de l'inauguration du boulevard chez l'Empereur; la température était excessive, et le courant d'air resultant de l'ouverture des fenêtres, força le Prince de rentrer malade chez lui. L'Empereur que le Prince Jérôme venait de quitter avant de se rendre chez moi, lui avait lui-même raconté en riant, les rumeurs auxquelles l'absence du Prince Napoléon avait donné lieu. Cela n'empêche pas, Sire! qu'il n'y ait entre les deux cousins des discussions fréquentes et des dissentiments sur la marche des choses et la direction de la politique impériale; mais rien n'est venu jusqu'ici porter une attaque sérieuse à une entente, peu rassurante au fond pour le parti avancé, dont le Prince semble se constituer le protecteur. Je ne puis, Sire, entrer dans tous les détails d'une conversation fort longue et très diversifiée, mais je puis dire à Votre Majesté, que je n'ai rien à modifier à tout ce que j'ai eu l'honneur de lui écrire précédemment sur l'extrême tension des liens qui momentanément unissent encore la France et l'Angleterre. . . .“

Die wieder angeknüpften Verbindungen zwischen dem Kaiser und dem Prinzen erhielten jedoch ihren deutlichsten Ausdruck in einem Schritte, den der

Kaiser in demselben Momente, in welchem der voranstehende Brief geschrieben wurde, in Turin gethan hatte. Denn um die Mitte April hatte sich eine jener dunkeln Persönlichkeiten, welche der Kaiser zu heimlichen Geschäften gebrauchte, Herr Bixio, zu Cavour begeben, um ihm zu hinterbringen, daß der Kaiser entschlossen sei, der Politik des Königs von Sardinien mit allen Consequenzen sich anzuschließen. Das Programm der Vereinbarung enthielt bereits alle Punkte, welche nachher im Vertrage von Plombières in formeller Weise festgestellt wurden, d. h. Verhandlungen mit den übrigen Mächten, um die sogenannten Rechte Italiens herzustellen, Krieg im Falle des Scheiterns derselben, Befreiung der Länder von der österreichischen Botmäßigkeit bis zum adriatischen Meer, Abtretung der Eroberungen an den König von Sardinien gegen die Cession von Nizza und Savoyen, endlich die Vermählung des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clotilde. Was in Plombières von wichtigen Bestimmungen noch hinzutrat, war nichts als der Vorbehalt des Kaisers, den geeigneten Zeitpunkt zur Ausführung der Verträge ausschließlich und allein wählen zu dürfen.

Das Geheimniß des Vertrags wurde auf das Sorgfältigste gewahrt, und ohne Zweifel wäre Oesterreich in noch größerem Maße überrascht worden, als nachher thatsächlich der Fall war, wenn die piemontesischen Rüstungen und Aufregungen nicht laut und lauter vor aller Welt sich kundgegeben hätten. In Frankreich selbst gährte es im Innern, ohne Rücksicht auf die kriegerischen Attitüden seines Kaisers, unausgesetzt. Alle Augenblicke schwirrten Gerüchte von neuen Verschwörungen und Attentaten durch die Luft, und in Paris wußte man stets die abenteuerlichsten Dinge vom kaiserlichen Hofe zu erzählen, derselbe mochte sich in Fontainebleau, in Plombières oder in Cherbourg befinden.

Während der Kaiser alle Anstrengungen machte, um den fortwährenden Gerüchten von der Bedrohung seines Lebens ein Ende zu bereiten, setzte sich in den politischen Kreisen Europas mehr und mehr die Ueberzeugung fest, daß seine ganze Politik von der Furcht vor den Dolchen und Kugeln der Revolutionäre und vor Allem der Italiener beherrscht werde. Auch mein Bruder sowie der Prinz-Regent von Preußen huldigten dieser Ansicht, ja man erklärte es sich als eine Art von bemitleidenswerthester Lage, daß der Herrscher Frankreichs die wichtigsten Fragen Europas, vielleicht gegen seine bessere Ueberzeugung unter dem Gesichtspunkte der Fernhaltung von Mordanschlägen auf seine Person zu betrachten gezwungen sei.

Wenn man alle die Anzeichen des Mißtrauens und der Abneigung ins Auge faßte, welche gegen Ende des Jahres 1858 fast unter allen Mächten gegen den Kaiser Napoleon sich erhoben hatten, so hätte man glauben dürfen, daß es Oesterreich unendlich leicht werden würde, sich gegen die immer mehr hervor-

tretenden Absichten Frankreichs zu waffnen. Niemals vorher bestand eine so gute Meinung für das unglückliche Opfer des Napoleonischen Angriffs und der sardinischen Feindschaft. Niemals vorher hätte der Gedanke einer österreichisch-preußisch-englischen Verbindung auch nur einen Augenblick Fuß fassen können, wie dies jetzt der Fall war.

Mein Oheim in Brüssel sprach besonders gern von dieser großen Allianz zwischen Preußen, Oesterreich und England, ja er meinte und versicherte, daß sich auch schließlich Rußland in Erinnerung an bessere Zeiten derselben anschmiegen würde. Napoleon selbst, der meinem Oheim solche ziemlich hoffnungslosen Coalitionsgedanken äußerst übelnahm, fürchtete dieselben doch ganz gewaltig, und in Preußen hatte der Umschwung der Dinge im October eine Regierung an das Ruder gebracht, welche sicherlich einer nationalen Erhebung günstig gesinnt gewesen wäre.

Und dennoch hatte Oesterreich keine Bundesgenossen! Um diese sonderbare Erscheinung, namentlich mit Bezug auf Deutschland verständlich zu machen, müßte man in eine Schilderung der inneren Zustände und Verhältnisse Oesterreichs eingehen. Kirchliche und politische Reaction hatte in diesen Jahren den höchsten Gipfel erreicht, und das österreichische Concordat, dessen zweifelhafte Segnungen durch den Einfluß des Wiener Cabinets auch anderen deutschen Staaten soeben aufgedrungen werden sollten, bildete eine leicht verständliche und unübersteigliche Scheidewand zwischen dem Staat an der Donau und den denkenden Politikern des deutschen Volkes.

An mancher guten Meinung, der österreichischen Regierung den richtigen Weg zu zeigen, fehlte es nicht. Seit Jahren wurde insbesondere darauf hingewiesen, daß die gesammte Stellung Oesterreichs am Bundestage nur dazu diene, um die Präsidialmacht verhaßt zu machen, während ein wirklicher Gewinn in Tagen der Gefahr aus derselben doch niemals zu ziehen sein dürfte. Allein alle solche Vorstellungen stießen in Wien auf täglich mehr sich verhärtende Ohren. Mir selbst war es schon seit vielen Monaten nicht mehr möglich, eine Fühlung in den höchsten und entscheidenden Kreisen zu erlangen. Man war ausschließlich auf den Verkehr mit dem Minister angewiesen und auch dieser nahm eine schwerfällige und büreaukratische Form an, welche mehr ermüdete als nützte. Doch habe ich es nicht unterlassen, bei meinen durch so viele Jahre hindurch gepflogenen Beziehungen zu dem Grafen Buol, auch noch im Angesichte der Gefahren, von denen Oesterreich durch Frankreich bedroht war, meine warnende Stimme zu erheben, und immer wieder glaubte ich auf das hinweisen zu sollen, was die deutsche Nation erwarte, wenn es nicht zu einem bleibenden unheilbaren Bruche zwischen Oesterreich und Deutschland kommen solle.

Ich darf daher die Behauptung aussprechen, daß wenigstens der leitende Minister nicht ohne Kenntniß der Gefahren geblieben ist, und daß es daher fast so aussah, als wollte man damals in der alten Kaiserstadt absichtlich ins Verderben rennen. Es wird mir gestattet sein, zum Beweise dessen in der Erzählung der Zeitverhältnisse etwas zurückzugreifen und auf eine Denkschrift hinzuweisen, welche ich dem österreichischen Cabinet im Mai 1856 übermittelte:

„Euer Excellenz werden mir sicher zu Gute halten, wenn ich nach längerem Stillschweigen wieder einmal zur Feder greife, um von der mir so schmeichelhaften Erlaubniß Gebrauch zu machen, mich mit Ew. Excellenz über die politische Lage schriftlich unterhalten zu dürfen."

„Ich thue dies im gegenwärtigen Augenblicke um so lieber, als ich sicher überzeugt bin, daß Ew. Excellenz, nachdem die allgemeinen europäischen Angelegenheiten eine Art temporärer Basis erlangt haben, nun selbst unwillkürlich Ihr Auge auf das Chaos der deutschen Verhältnisse werfen werden. Daß wir bei dieser Anschauung uns begegnen müssen und wohl mit gleicher Betrübniß uns erfüllt sehen, setze ich voraus. Um so mehr hege ich aber auch die Hoffnung, daß das k. k. Cabinet jetzt ernstlich daran denken werde, zu einer durchgreifenden Bundesreform die Hand zu bieten und in diesem Sinne vielleicht bald mit wirklichen Vorschlägen hervorzutreten."

„Die Nothwendigkeit solcher Reformen ist uns durch die Ereignisse seit 1847 und vor Allem durch die unglücklichen Verhandlungen seit 1854 hinlänglich gezeigt worden. Die deutschen Regierungen haben sich dem österreichischen Cabinet gegenüber ebenso schwankend und unwillfährig bewiesen, als sie für ihre eigenen Interessen und die ihres Gesammtvaterlandes eine Politik befolgten, welche bei einer unbedeutenden Wendung der allgemeinen Streitfrage ihnen selbst gefährlich, Deutschland aber unbedingt verderblich hätte werden müssen."

„Die deutsche Nation d. h. die große Masse der Intelligenz, welche in Deutschland zwar ungleich gesät, aber dennoch fest und compakt in ihren Wünschen und Berechnungen dasteht, trägt das Bewußtsein in sich, daß der jetzige Zustand ein unhaltbarer und ein für die Zukunft höchst bedenklicher ist."

„Der Bund ist die historische Basis, aber nur durch seine gänzliche *Reorganisation* kann dem Uebel gründlich abgeholfen werden. Sollte hiermit nicht sofort begonnen werden können, so müßte man wenigstens die Bahnen der Reform und der Abänderung der bisherigen Bundespolitik betreten."

„Von Oesterreich ist zu erwarten, daß es die Hauptanregung gebe. Oesterreich war bisher für Deutschland wenig, Deutschland für Oesterreich nichts. Der Bund versagte jedesmal, wenn seine Mitwirkung für mehr als Ehrensachen in Anspruch genommen wurde. Die Ursachen liegen theils an den

Formen, in welchen sich der Bund bewegt, theils aber auch darin, daß Oesterreich früher in Deutschland sich stets nur negirend vernehmen ließ und leider bei einem jeden positiven Handeln, welches im Gesammtinteresse vielleicht wünschenswerth gewesen wäre, Jedermann in den Weg getreten war." . . . . . .

„Oesterreich kann in Zeiten der Noth nur dann auf Deutschland rechnen, wenn es den Bund als die Form behandelt, in welcher ein Dritttheil der deutschen Nation, und zwar dasjenige Dritttheil, welches durch Bildung, Wohlstand und Thätigkeitstrieb hervorragt, einen Ersatz dafür zu finden hat, daß es nicht einem großen einigen Staate angehört."

„Zwischen Oesterreich und Deutschland wird stets in dem Maße ein wechselwirkendes Verhältniß stattfinden müssen, als die Wohlfahrt des Einen mehr oder minder von der Macht des Andern bedingt wird: Nimmt Oesterreich die allgemeinen deutschen Interessen in seine Hand, so kann es sich versichert halten, daß auch in Deutschland jede Scholle österreichischen Bodens als eigener betrachtet werden und daß es in der Gesammtnation, in dem Augenblicke der Gefahr, die Stütze finden wird, welche in den gegenwärtigen Verhältnissen ihm nicht nur mangeln dürfte, sondern sich sogar zu einer Aggression antiösterreichischer Maßnahmen umwandeln könnte."

„Schenken Ew. Excellenz meinen Worten Glauben, dieselben gehen aus genauer Kenntniß unserer inneren Verhältnisse hervor, mögen sie auch contrastiren mit den Ansichten so mancher mittleren und kleinen deutschen Regierungen, denen die große innere Bewegung in der Nation ebenso unbewußt geblieben ist, wie sie ein deutsches Volk selbst noch für ein Luftgebilde zu halten pflegen."

„Schließlich möchte ich schon jetzt Gelegenheit nehmen, Ew. Excellenz im Vertrauen mitzutheilen, daß ich, um die Schritte zu erleichtern, welche in Kürze beim Bunde wohl von Oesterreich geschehen dürften, im Begriffe stehe, mich an meine hohen Bundesvettern persönlich zu wenden, um sie darauf hinzuleiten, welche Vorschläge als Minimum alles dessen, was wünschenswerth ist, wohl schon jetzt zur besseren Gestaltung des deutschen Bundes rathsam sein dürften. Es soll dies, wie gesagt, eine rein persönliche Ansprache sein, um die Personen der hohen Herren selbst mit der Idee zu befreunden."

„Wenn dieselbe von einem der kleinsten und darum — was particulare Interessen anlangt — natürlich unparteiischesten ausgeht, so hat sie den großen Vortheil, den deutschen Bundesfürsten von ihrem eigenen Standpunkte aus und ohne Nebeninteresse vor Augen zu führen, was für das Allgemeine vorerst als das Nothwendige erscheint." ꝛc.

Wenn ich mich nicht irre, hat sich Graf Buol gegen seine sonstige Art und Gewohnheit in diesem Falle nicht veranlaßt gesehen, meinen Brief zu beantworten. Mögen die Fragen, die ihm von mir gestellt wurden, zu delicater

Natur gewesen sein, oder war man in Wien nicht geneigt, von einer Bundesreform überhaupt zu sprechen: ich kann hier nur daran erinnern, daß man in den Kreisen der Bundestagsgesandten in Frankfurt eine kurze Zeit hindurch sich allerdings mit allerlei Erwartungen trug, als wolle Oesterreich die deutsche Frage in Fluß bringen; daß aber nichts erfolgte, was nur den Namen einer ernsten Annäherung oder einer Ueberlegung dessen verdient hätte, was ich gewiß nicht grundlos als Wünsche und Bedürfnisse der Deutschen bezeichnet hatte.

Auch von Seite anderer deutscher Bundesregierungen waren Anstrengungen mannigfacher Art gemacht worden, um die deutschen Angelegenheiten wieder in Fluß zu bringen. Baden bemühte sich, die auf dem Wiener Congreß schon im Jahre 1815 und noch zuletzt bei den Dresdener Conferenzen in Anregung gekommene Frage über die Errichtung eines Bundesgerichts neuerdings in Gang zu bringen, und man hätte es sicherlich als ein Zeichen des guten Willens und als eine Art Abschlagszahlung betrachten dürfen, wenn die Großmächte am deutschen Bunde wenigstens diese bescheidensten Wünsche beachtet hätten.

Der badische Minister Herr von Meysenbug sendete im April 1857 eine sehr beachtenswerthe Denkschrift über diesen Gegenstand an eine Anzahl befreundeter Regierungen und sondirte in Wien, ob man bei der sichtlichen Bedürftigkeit Oesterreichs nach Bundesgenossen jetzt vielleicht Aussicht hätte, einen Erfolg in Frankfurt zu erzielen.

„Bei dem stets regen Interesse", schrieb mir Herr von Meysenbug am 2. April 1857, „welches Ew. Hoheit an der richtigen Entwickelung deutscher Bundesverhältnisse nehmen, darf ich mir wohl erlauben, Höchstdenselben eine kleine Denkschrift zu unterbreiten, welche ich in Betreff der Errichtung eines ständigen Bundesgerichts ausgearbeitet und auf Befehl meines gnädigsten Herrn an unsere befreundeten Höfe mitgetheilt habe."

„Ich bin mir vollkommen der Schwierigkeiten bewußt, welche der Erreichung des in das Auge gefaßten Zieles an sich entgegenstehen, und welche übler Wille zu vermehren nicht unterlassen wird. Grade deshalb habe ich aber unsere Vorschläge gleich von vornherein so gestellt, daß sie, ohne den hauptsächlichen Zweck der Gewährung größeren Rechtsschutzes zu gefährden, mit dem Bestehenden in Einklang gebracht sind. Ueber das Einzelne wird man streiten können, aber die Grundlagen, die Verträglichkeit meiner Propositionen mit den dermalen zu wahrenden Rücksichten wird man nicht anfechten können, wenigstens nicht, ohne vor Aller Augen darzuthun, daß man eben nicht will."

Ich antwortete dem badischen Minister sofort, daß ich mit größter Freude an den Zwecken des Memorandums mitzuarbeiten bereit sei.

„Euer Excellenz Vorschläge, bemerkte ich, haben in allem Wesentlichen meine volle Zustimmung; über Einzelnes, wie z. B. die Ausschließung der Be-

schwerden über Justizverweigerung, ließe sich vielleicht streiten. Die Hauptsache ist aber, daß Ihre Vorschläge nicht das gewöhnliche Schicksal aller deutschen patriotischen Bestrebungen haben, sondern auch wirklich praktisch werden."

„Es werden sich doch wohl ein paar Regierungen finden, welche Ihnen zustimmende Antworten geben. Sie sollten dann ohne Weiteres einen Antrag in Frankfurt stellen lassen. Selbst wenn sich nur eine Minorität für das Bundesgericht aussprechen sollte, würde ich rathen, unbeirrt vorzuschreiten. Bei einem erneuten Versuche wird sich dann später unter dem Drucke der öffentlichen Meinung eine Majorität gewinnen lassen."

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie auf mich stets werden rechnen können. Es wird mich sehr erfreuen, wenn Sie mir später eine Mittheilung über die Rückantworten, welche sie erhalten, machen wollen. Es würde dann auch die Zeit sein, einen detaillirten Feldzugsplan zu entwerfen."

Der Plan des Herrn v. Meysenbug scheiterte; es kam nie zu einem Antrag bei der Bundesversammlung, derselbe wurde im Keime erstickt. Es schien Alles vergeblich gegenüber den Einflüssen, welche in der deutschen Politik in jenen Jahren maßgebend geblieben waren. Das System der einfachen Negation gegen alle Fortschritte des deutschen Einheitsgedankens dominirte in Wien noch einmal wie im Jahre 1850, und selbst die offenkundigsten Gefahren der allgemeinen europäischen Lage bannten nicht den im Wesen wieder erstandenen Geist der österreichischen Staatskanzlei.

Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, während welcher immer wieder die Versuche einer Neugestaltung Deutschlands erneuert wurden, so staunt man fast, daß eine Anzahl treuer patriotischer Männer nicht endlich ermüdete.

Unter die letzteren zählte in hervorragender Weise auch der Großherzog von Oldenburg, der auch seinerseits das Programm aufgenommen hatte, welches wir seit dem Jahre 1850 verfochten. Als die schleswig-holsteinische Frage am Bundestage neues Leben zu erhalten schien, schrieb er mir am 15. Februar 1858 unter Anderem:

„Die holsteinische Frage ist durch den Beschluß vom vorigen Donnerstag in ein neues Stadium getreten. Ich hege die Hoffnung, daß die weitere Entwickelung eine befriedigende sein wird, und daß Deutschland seine Ehrenschuld abtragen wird. Wir sind zwar jetzt erst im Stadium eines schwachen Anfangs, aber der erste Schritt ist geschehen und wird die weiteren nach sich ziehen, und so auch diejenigen, welche nicht geneigt sind, mit voller Energie zu handeln, unwillkürlich so in die Sache verwickeln, daß sie nicht wieder zurück können.

Gebe Gott, daß ich mich darin nicht täusche. Wir müssen wenigstens stets treiben, daß die Sache vorwärts gehe."

Einige Monate später, im December 1858, schrieb der Großherzog von Oldenburg ein Memorandum, welches den Titel hatte: „Die Bedeutung des deutsch-dänischen Conflicts und seine Wirkungen auf Deutschlands äußere und innere Verhältnisse." Man darf die umfangreiche Arbeit, welche die Lage Europas aus der genauesten Kenntniß der Dinge schilderte, als eine der ausgezeichnetsten Staatsschriften jener Zeit bezeichnen. Da dieselbe in befreundeten Kreisen circulirte, fand sie bei patriotisch gesinnten Männern sofort die größte Beachtung.

Wahrhaft prophetisch hieß es in dieser Denkschrift: „Es gibt in der Geschichte Momente, welche als Wendepunkte zu bezeichnen sind, wo einem Staate, einem einzelnen Manne oder einer Gemeinschaft von Staaten Aufgaben zufallen, welche gelöst werden müssen. Verkennt man diese Aufgabe, oder ist man deren Lösung nicht gewachsen, so folgt die schwerste Strafe auf dem Fuße, wie auch im gewöhnlichen Leben solche Beispiele des verscherzten Glückes, der verfehlten Existenz sich täglich finden."

Allein Worte dieser Art sind in jenen harten Zeiten ungehört verklungen, selbst wenn sie von Männern ausgingen, welche weder ihrer Stellung, noch ihrem Alter nach zu den deutschen Ideologen gerechnet werden konnten. Anstatt die Kräfte Deutschlands heranzuziehen, taumelte die alte Staatskunst allerorten, theils im Gefühle lähmender Angst, theils in äußerster Selbstüberschätzung in das Jahr 1859 hinüber, welches den französischen Imperialismus auf die höchste Stufe seines Glanzes emporheben sollte.

Neuntes Buch.

Der Krieg von 1859.



Erstes Capitel.

Preußen und Deutschland angesichts der Kriegsvorbereitung.

Am ersten Januar 1859 versammelte sich das diplomatische Corps, wie alljährlich, in den Tuilerien, um dem Kaiser die üblichen Glückwünsche darzubringen. Nach Beendigung der officiellen Ansprachen näherte sich der Kaiser den einzelnen Botschaftern und äußerte zu Baron Hübner, dem österreichischen Gesandten, ohngefähr Folgendes: „Ich bedauere, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr so gut sind, wie in der Vergangenheit, indessen bitte ich Sie, den Kaiser Franz Joseph zu versichern, daß meine persönlichen Gefühle nicht im Mindesten verändert seien."

Da die Worte des Kaisers nicht sofort officiell festgestellt worden waren, so cursirten dieselben in den mannigfachsten Lesarten durch die Welt, und die Neujahrsbegrüßung erhielt alsbald eine übermäßige den Kaiser selbst nachträglich beängstigende Bedeutung.

Baron Hübner schien die Worte des Kaisers unter den Anzeichen peinlicher Verlegenheit aufgenommen zu haben, und es mangelte nicht an Personen im diplomatischen Corps, welche der Anrede die übelste Auslegung zu Theil werden ließen. In den Pariser Salons unterhielt man sich in den nächsten Tagen von nichts, als von dem kaiserlichen Worte, welchem auch am Wiener Hofe die Deutung einer Drohung beigelegt wurde. Während man sich hier verletzt und überrascht stellte, suchte Louis Napoleon die Wirkung seiner müßigen Phrase auf alle Weise abzuschwächen. Die Welt aber ließ sich den Glauben nicht mehr entreißen, daß nun auch das zweite Kaiserreich in die Phase seiner extemporirten Kriegsbedrohungen anderer Mächte getreten sei. Auch nüchterne Politiker wollten sich nicht verhehlen, daß die Lage denn doch eine sehr ernste sein müßte, da der französische Kaiser, wie Mérimée gleich damals treffend an Herrn Panizzi nach London schrieb, es für nothwendig gehalten habe, das Publikum auf diese Weise bei einer Gelegenheit zu avertiren, wo es so leicht und einfach gewesen wäre, nichts zu sagen.

In Wahrheit war der Kaiser gerade in der Zeit, wo man ihm allgemein nachsagte, er sei nunmehr ganz in die Fußtapfen seines Oheims getreten, in großer Sorge vor einer Coalition, die sich nach seiner Ansicht gegen ihn in gefährlicher Art zu bilden begann.

Nachdem mir Chimay am 3. Januar 1859 mitgetheilt hatte, daß er in entscheidenden Kreisen den Glauben verbreitet gefunden habe, zwischen Preußen und Oesterreich wäre eine volle Verständigung herbeigeführt worden, bei welcher man auch mir ein in den Augen des Kaisers zweifelhaftes Verdienst beigemessen hätte, schrieb er am 22. Januar, nachdem er Napoleon selbst gesprochen, die folgende bezeichnende Depesche, die ich ihrer Wichtigkeit wegen ganz beifügen muß:

„Rassuré hier par Mr. de Meyern sur la bonne arrivée de ma dernière communication je me hâte d'édifier Votre Altesse sur ce que j'ai constaté depuis. Lorsque j'ai vu l'Empereur, il y a environ dix jours, Sa Majesté m'a dit savoir de Londres, de Berlin, de Vienne même que notre Roi n'était pas étranger aux efforts qui se faisaient sur plusieurs points pour reconstituer une unité allemande dans un but hostile. Sa Majesté ajouta que sans ajouter foi à tout ce qui se disait, elle s'en préoccupait cependant et que je devais comprendre l'impossibilité pour la France d'accepter autour d'Elle rien qui ressembla ou put conduire à une nouvelle coalition. Je n'ai pas besoin de dire à Votre Altesse avec quelle énergie je combattis tout ce qui était personnel à mon auguste maître dans l'esprit de l'Empereur, mais vous savez autant que personne, Monseigneur, la tenacité des idées Impériales. J'ai rencontré dans cette conversation avec plus d'assurance et de netteté les principes énoncés par Mr. de Montessay et j'ai tout lieu de croire que les relations de la famille Royale d'Angleterre, comme les vôtres, Monseigneur, avec Berlin et les autres cours, sont largement exploitées par le zèle des agents Français, dans le sens compromettant qu'ils croient le mieux flatter l'opinion ou les préventions du cabinet des Tuileries. J'ai remis à l'Empereur une lettre du Roi et j'ai reçu la réponse Impériale que je viens de transmettre à Bruxelles. Cet échange intime de pensées ne peut être que favorable, mais je n'en crois pas moins à l'absolue nécessité d'une excessive réserve en toutes choses de notre part tant que dure la crise actuelle, l'une des plus ménaçantes qui depuis 1848 aient pesé sur la politique Européenne."

„On ne peut ou on ne veut pas comprendre aux Tuileries que l'union qu'on redoute et qu'on dit vouloir combattre est avant tout

provoquée et nécessitée par les inquiétudes que les Tuileries répandent elles-mêmes; quoiqu'il en soit, le fait existe, et moins il est acceptable ici, plus il devient compromettant pour la stabilité de la paix aussi longtemps qu'on aura l'espérance d'isoler les intérêts allemands, de les neutraliser les uns par les autres ou de les battre en détail. Je sais, Monseigneur, qu'on cherche à se rassurer, par l'absence d'un prétexte suffisant à une rupture directe entre Vienne et Paris, mais la question n'est pas là, elle est à Turin et à Milan. Sans doute la présence du Comte Buol et de Hubner contribuent à fausser et à aigrir les rapports, mais le véritable danger réside bien plus d'une part dans la position intolérable de Cavour, forcé de sortir d'embarras par un éclat quelconque et d'autre part, dans le principe de la puissance Autrichienne en Italie. Je ne pense pas que personne puisse espérer que Cavour propose de licencier l'armée qu'il ne peut plus payer et d'abandonner la fantasmagorie qu'on appelle l'unité et la patrie Italienne. L'Autriche de son côte, peut-elle désarmer et s'en rapporter pour la conservation du Milanais à Emanuel et au Comte Borromeo? Je crois toujours, Monseigneur, que rien n'est plus dangereux en politique, comme en beaucoup d'autres choses, que de substituer les hypothèses et les convenances à la réalité."

„Je suis autorisé à croire sans doute que la chute de Buol, le rappel de Hubner, une propositon de conférences prolongeraient la situation et en pareille matière, le temps gagné est chose immense pour tout le monde, mais ce n'est pas une conclusion et il ne faut pas se dissimuler que celle qu'on veut ici, c'est l'expulsion de l'Autriche du Milanais. Y a-t-il au monde un seul Autrichien qui consente à disconter cette question autrement qu'à coups de canon? Evidemment non; et c'est ce qui effraye, Monseigneur, tous les hommes sérieux et de bonne foi qui reconnaissent en même temps l'impossibilité d'un statu quo italien ruineux et agaçant pour tout le monde."

„Je recommande tout spécialement à Votre Altesse les correspondances du journal le Nord. Elles dépeignent très exactement la situation, depuis 15 jours surtout. L'armée de Lyon est sur le qui vive. Les armements et les préparatifs militaires de tous genres s'exécutent sur une large échelle, et cela explique le découragement et la prostration qu'on remarque ici chez tout le monde officiel, si largement compromis dans les oscillations financières."

„Ailleurs, on pourrait espérer une réaction sur la pensée gouvernementale de la part de tous ces intérêts menacés, mais ici, plus les circon-

stances sont graves plus on est près de ces grandes et subites résolutions qui étonnent et compromettent l'Europe, plus la pensée directe ici se concentre en elle-même et devient impénétrable même pour ses intimes."

„Walewski ignorait encore il y a quinze jours le mariage de Turin."

„En résumé, Monseigneur, la situation est des plus graves et mérite toute la sollicitude des hautes intelligences préposées par la Providence à la Sauve-garde des peuples et des intérêts sociaux."

„De Votre Altesse

le très humble et fidèle serviteur

Prince de Chimay."

Ich zögerte nicht, das interessante Schreiben Chimays in der Ueberzeugung zu beantworten, daß derselbe Gelegenheit finden werde, dem Kaiser Napoleon die Beobachtungen direct mitzutheilen, welche ich über den Stand der Angelegenheiten in Deutschland zu machen in der Lage war. Ich negirte vor Allem die officiellen Behauptungen der französischen Gesandten, wonach eine Coalition der östlichen Mächte gegen Frankreich zu entstehen im Begriffe gewesen wäre, sprach aber zugleich meine Ueberzeugung freimüthig aus, daß bei einem Kriege Frankreichs gegen Oesterreich sich ohne Zweifel alle Freunde des Friedens verbinden würden und daß dasjenige, was man in Frankreich jetzt als schon vorhanden zu fürchten scheine, vielmehr als eine Folge des Krieges in der Zukunft sich bilden könnte. „Vous sentez bien" bemerkte ich dem Prinzen Chimay „qu'on commence à se fatiguer de se trouver tous les ans vis-à-vis d'un bouleversement général ou d'une guerre destructive qui nous vient exclusivement de la France. . . C'est à Paris où il faut bien se garder de ne pas expérimenter avec la patience et le sentiment national des peuples étrangers."

So sehr ich dem Kaiser auch anhänglich wäre — fuhr ich in meinem ausführlichen Schreiben fort — und so sehr ich die guten Eigenschaften desselben zu schätzen wüßte, so bestimmt müßte ich denselben vor den falschen Berichten seiner Agenten warnen. Wie einst der Kaiser Nikolaus durch derlei Informationen über die Lage von Europa zu einer verhängnißvollen Täuschung getrieben worden, so wäre auch Louis Napoleon in Gefahr, die Stimmung Deutschlands im Falle eines Angriffs auf Oesterreich wesentlich zu unterschätzen. Ich bemerkte, daß sowohl in Wien wie in Berlin die französischen Gesandtschaften von einer Zahl von Personen umschwärmt würden, welche nichts als persönliche Zwecke verfolgten, indem sie glauben machten, eine Verständigung zwischen den deutschen Mächten sei niemals zu erwarten.

Meine Andeutungen schienen dem Kaiser, der den Brief an den Prinzen

Chimay las, von hinreichendem Gewicht, um den Wunsch zu hegen, mich persönlich zu sprechen. Am 11. Februar erhielt ich eine telegraphische Aufforderung vom Kaiser, nach Paris zu kommen. Daß ich dieser nicht gefolgt bin, war eine jener politischen Unterlassungssünden, die ich später sehr bereute. Wie aber die Dinge lagen, so glaubte ich den König Leopold ins Vertrauen ziehen zu sollen und dieser antwortete mit folgendem, für die Situation freilich sehr interessanten Schreiben:

„Laeken, den 14. Febr. 1859.

„Mein theurer Ernst!

„Ich danke Dir, daß Du, ehe Du eine Entschließung fassen willst, mich befragt hast und habe bereits mit einem „Non" telegraphisch geantwortet. Die Sache ist diese: Kaiser Napoleon ist vor der Hand, durch die allgemeine Stimmung gegen den Krieg, wenigstens momentan aufgehalten. Er wünscht Dich zu sehen, um herauszubringen, wie wohl die Stimmung in Deutschland sein möchte, nächstdem auch vielleicht, um auf das Pariser Publikum einen beruhigenden Einfluß auszuüben und in Frankreich glauben zu machen, daß man in Deutschland sehr unterwürfig gestimmt sei. Er würde also aus Deiner unmittelbaren Visite Vortheil zu erreichen suchen, während Du auf Deiner Seite nichts erreichst und noch Gefahr läufst, daß Du hinterdrein in allen Richtungen zu versichern haben würdest, dies und jenes, was man Dir in den Mund legt, hättest Du nicht gesagt."

„Mein Rath ist daher, recht höflich und freundlich die Sache aus Gründen, die sich leicht finden lassen, zu verschieben. Vielleicht in einem Monat oder etwas der Art kann man hoffen, daß man ihn von seinen Kriegsgedanken zurückbringt, und eine anständige Attitude von Preußen und Deutschland kann uns viel Uebel erspare ."

„Sieht er, und kann man ihm den Glauben geben, daß Deutschland die Segnungen von 1806—7 nicht aufs Neue zu genießen gedenkt, so unterläßt er die Sache; glaubt er sie leicht und Preußen geneigt Oesterreich zu Grunde gehen zu sehen, so macht er ganz bestimmt Krieg. Er glaubt nicht mit Unrecht, daß einiger Succeß in Frankreich die öffentliche Stimmung umdrehen würde und persönlich möchte er gar gern eine siegreiche Armee kommandiren. Cavour benimmt sich ruchlos und ist ganz mit seinen eigenen Interessen beschäftigt. Italien als so unglücklich zu schildern ist bekanntlich der reine Humbug. Die Sarden werden eine Collision versuchen, um den Krieg herbeizuzwingen; man muß ihnen deutlich machen, daß dies zu nichts führen wird. Wohl könnte es ein tüchtiger österreichischer Chef versuchen, die Sarden tüchtig durchzuklopfen, ehe noch Napoleon zur Stelle kommen könnte, es ist aber wegen der Folgen zu bedenklich. Ich resumire nun 1. in einem Monat oder etwas der Art kann

Deine Visite bei dem Empereur Napoleon recht nützlich wirken und Dir das Verdienst geben, die Verhältnisse wohlthätig influencirt zu haben. 2. Wenn es soweit ist, so wird es immer nöthig sein, Napoleon zu überzeugen, daß das Deutschland von 1806 durchaus nicht mehr existirt, sondern ein deutsches Volk, was entschlossen ist, jede Fremdherrschaft mit Muth zu bekämpfen."

„Kaiser Napoleon hat mir selbst kürzlich geschrieben, daß in Frankreich nichts solch einen unangenehmen Eindruck zurückgelassen habe, als die Coalition der Jahre 1813, 14, 15. Raison de plus, da von keiner Coalition des Krieges die Rede ist, sich für die Coalition des Friedens verständig zu einigen. Ich schicke diesen Brief nach Berlin, sage mir ein paar Worte, wie Du mit dem Benehmen Oesterreichs zufrieden bist und was man in Berlin will und glaubt.

Dein treuer alter Onkel
Leopold."

Die Andeutungen meines Oheims über die Abneigung der Franzosen gegen den Krieg waren nur zu richtig und bestätigten sich alle Tage mehr. Es ist, so sehr man dies nach der Folge der thatsächlichen Ereignisse fast vergessen hat, nichtsdestoweniger sicher, daß in dem damaligen Vorbereitungsstadium des Krieges ein einziges kräftiges Wort von Seite Preußens und Deutschlands hingereicht hätte, den furchtbaren Krieg von 1859 zu verhindern.

Die Franzosen dachten im Allgemeinen nur mit Schrecken an die Eventualität eines in ihrer Nähe auszufechtenden Kampfes; für die Angelegenheiten Italiens hatten sie nicht das mindeste Interesse. Die Schwankungen, welche der Geldmarkt seit dem Neujahrsgruß an Hübner erduldete, regten die besitzenden Classen auf und die Opposition behauptete, daß der Kaiser lediglich aus Furcht vor den italienischen Attentaten, deren zwei neue noch Ende Decembers geplant worden waren, das französische Blut opfern wolle.

Eine mir befreundete, in Finanzkreisen angesehene Persönlichkeit schrieb mir am 8. Februar aus Paris:

„Die allgemeine Meinung, insofern sie sich unter den bestehenden Verhältnissen äußern darf, hat sich energisch gegen das Unternehmen eines Krieges ausgesprochen, nicht in Paris allein, sondern auch in den Provinzen nach den Rapporten der Präfecten und der Commandanten der Gensdarmerie, die dem Kaiser direct vorgetragen werden."

Nach wenigen Tagen erläuterte derselbe Gewährsmann diese Behauptung durch weitere, auch heute noch gewiß sehr beachtenswerthe Details:

„Seit dem 8. d. hat sich in der politischen Situation keine namhafte Veränderung eingestellt. Die Commentare der Thronrede haben darin keine neuen Motive der Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung der bestehenden Differenzen

finden lassen und die Diplomatie ist mehr als je alarmirt. Das wirksamste Mittel, den Frieden zu erhalten, wäre nach deren Meinung ein energisches Vorgehen Englands mit der Absendung einer kräftigen Flotte nach dem Mittelmeer."

„Unter den umlaufenden bruits de salon dürften einige vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein und einiges Licht auf die Lage der Dinge werfen können: der Minister des Innern M. Delangle stellte S. M. vor, der Krieg sei unpopulär, was von höchster Seite nicht zugegeben wurde. Er schlug hierauf vor, für die entrée des Prinzen und der Prinzessin Napoleon keine ordres d'acclamation zu geben und somit der öffentlichen Meinung auf den Zahn zu fühlen. S. M. nahm den Vorschlag an und das Resultat war, daß ein completes fast unhöfliches Stillschweigen das hohe junge Ehepaar empfing. Die Prinzessin soll ebenso erstaunt als betrübt über diesen Empfang gewesen sein."

„Die Heftigkeit des Prinzen Napoleon führt indessen im Ministerrathe mitunter unangenehme Scenen herbei. Derselbe soll bei einer Discussion den Minister des Aeußern „mal appris" gescholten haben. Es ist nun vielseitig von einer Demission dieses Ministers, der sich durch die gegebenen Versicherungen einer friedlichen Politik in diesem Sinne zu weit engagirt habe, die Rede. Seine Demission wäre also ein schlimmes Zeichen, weshalb sie wohl bis heute auch nicht angenommen wurde."

„Der Papst soll sich sehr energisch gegen jedwede Verminderung seiner temporellen Macht aussprechen. Seine Heiligkeit soll sich gegen eine bedeutende jedoch nicht officielle Persönlichkeit ungefähr in folgender Weise geäußert haben: On veut me spolier, me dépouiller de mon indépendance, me priver de Domaine de St. Pierre, eh bien! Je préférerai plutôt que de consentir m'éloigner et faire un appel à toute la catholicité."

„Am 8. d. M. war großer Hofball, welchem der Kaiser wegen Unwohlseins nicht beiwohnte. Die Kaiserin empfing das diplomatische Corps und sagte dem Fürsten Reuß, erstem Secretair der königl. Preuß. Gesandtschaft, dermalen chargé d'affaires: Eh bien, Prince, comment avez-vous trouvé le discours de l'empereur? J'espère que la Prusse sera avec nous, elle ne pourra qu'y gagner."

Die letztere Aeußerung zeigte deutlich, daß man in den Tuilerien bereits entschieden Stellung genommen hatte und zum Kriege entschlossen war, während die französische Diplomatie das Gegentheil behauptete. In diesem Sinne schrieb mir auch Prinz Chimay, der um diese Zeit eine Unterredung mit dem Kaiser hatte. Er faßte das Resultat derselben in die Worte zusammen: „Cette attitude expectante de l'Empereur prouve surabondamment, selon moi, ce dont

je n'ai jamais douté, le parti pris sur le fond de la question. La discussion s'il y en a, ne portera que sur l'opportunité et la forme.

Walewski ließ an allen europäischen Höfen die Versicherung ertheilen, nichts läge dem kaiserlichen Cabinet ferner, als eine einseitige Veränderung der Verträge, aber gleichzeitig wurden umfassende Truppenconcentrationen im südlichen Frankreich bemerkt, und man erzählte, daß die Päſſe des Mont Cénis bereits für den Uebergang der Armee von Schnee befreit und gangbar gemacht würden.

Allmählich tauchte dazwischen der Gedanke eines Congresses auf, weil man die Verträge von 1815 doch ändern und sich den Schein geben wollte, daß dies nur mit allgemeiner Zustimmung der Mächte statthaft wäre; aber, wie sich von selbst verstand, sollten die streitenden Theile in Italien dadurch nicht gehindert werden, ihre Kriegsvorbereitungen fortzusetzen.

Cavour hatte bei diesen Propositionen besonders die üble Finanzlage Oesterreichs in Rechnung gezogen, welches eine lange Dauer von bewaffneten Unterhandlungen nicht zu ertragen vermochte und daher geneigt sein mußte, eine rasche Entscheidung der Kriegs- oder Friedensfrage herbeizuführen.

Ich war unter diesen Umständen schon im ersten Momente der Verwicklungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich abermals eine, für Preußen in Hinsicht auf die allgemeinen deutschen Angelegenheiten unvergleichlich günstige Situation ergeben und der Gang der Dinge noch einmal Gelegenheit bieten müsse, das von Friedrich Wilhelm IV. während des Krimkrieges Versäumte nachzuholen. Ich hielt den Krieg im Ganzen für ein großes Unglück, weil er Napoleon, wenn die Franzosen Sieger blieben, ein erdrückendes Uebergewicht verleihen mußte. Auch wenn der Kaiser auf seine Jugendideen einer Erweiterung der französischen Grenze Verzicht leistete, so war ihm dennoch, nach einer Niederlage Oesterreichs, eine so gewaltige Ueberlegenheit gesichert, daß die liberale und nationale Entwickelung Deutschlands einen schweren Stoß erleiden mußte.

Nun glaubte ich aber entschieden nicht an einen Sieg Oesterreichs, ohne eine allseitige Unterstützung Preußens und Deutschlands und es schien daher der Zeitpunkt nahe, wo die innere nationale Reorganisation als sicherer Preis einer Hilfe von dem alten Kaiserstaate gefordert und erwartet werden konnte. Auf alle Fälle machte die Schwere der Ereignisse, die bei einem Kampfe der beiden damals stärksten Militairmonarchien Europas eintreten mußten, es räthlich, die Stellungnahme Deutschlands nicht ängstlich zu verzögern. Je rascher es sein Gewicht in die Wagschaale warf, desto sicherer gewann es die Vortheile einer schiedsrichterlichen Macht.

Vor Allem durfte jetzt die Frage der Armeereorganisation von Deutschland, der Bundesfeldherrnschaft, der Kriegsleitung überhaupt nicht einen Augenblick

aufgeschoben werden; Preußen trat wie von selbst an die Spitze der Bewegung, und es war nur ein Gegenstand der Zeit und eines festen Willens, diese Umstände auch für die politische Vereinigung Deutschlands zu verwerthen.

Ich wollte nicht, daß man Oesterreich wehe thun sollte, aber Preußen und Deutschland durften ihre Hilfe sicherlich um den Preis ihrer selbständigen Consolidirung und Neugestaltung anbieten, man mußte mit einem Worte in klarer und bestimmter Weise auf das Unionsprogramm vom Jahre 1850 zurückkommen und Oesterreich in ein weiteres Bündniß aufnehmen, welches seinen Besitzstand und seine Machtstellung ein für allemal sicherte. Ich richtete alle meine Hoffnungen auf die Thatkraft des Prinzen von Preußen, der diesen Ideen geneigt war und jetzt es in seiner Hand hatte, den früher gebilligten Plan zu rascher Ausführung zu bringen.

Im Allgemeinen hielt ich die Lage und Stimmung in Berlin, nach der Pariser Neujahrsbegrüßung, nicht für ungünstig. Die preußische Regierung hatte an ihre Vertreter bei den übrigen Großmächten, wie mir mitgetheilt worden war, eine Instructivdepesche gerichtet, durch welche dieselben veranlaßt wurden, sich in Bezug auf die dermalige politische Verwickelung dahin zu äußern, daß Preußen streng auf dem Boden der Verträge bleiben und sich gegen jede Macht erklären wolle, welche das Princip der Nichtintervention verletze.

Uebereinstimmend mit dieser Aeußerung des auswärtigen Ministeriums war mir auch persönlich versichert worden, man wolle in Berlin keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß Preußen im Falle eines Angriffs auf Oesterreich sich zur Hilfeleistung verpflichtet fühle. Eine Schwierigkeit wurde nur darin gesehen, daß die geheimen Verträge, welche Oesterreich mit dem Papst, Neapel und den kleinen italienischen Fürstenthümern zum Zwecke der Aufrechthaltung der Ruhe geschlossen hatte, im Falle eines Aufstandes zu einer Besetzung dieser Länder führen mußten. Man glaubte für diesen Fall Frankreich nicht hindern zu können, die österreichische Intervention als einen casus belli zu behandeln. Das Schlimmste schien aber zu sein, daß man in Berlin sehr abgeneigt war, den deutschen Bund in die Angelegenheit hereinzuziehen und die gesammten Beziehungen Preußens zu den schwebenden Fragen lediglich vom Standpunkte der europäischen Stellung aus behandelt sehen wollte.

Wer dagegen aus der allgemeinen Verwickelung einen Vortheil für die nationalen Verhältnisse erwartete, hegte den Wunsch, daß der Bund als solcher zu einer Entscheidung aufgefordert und dadurch Anlaß gegeben werde, die deutsche Frage von Neuem in Fluß zu bringen.

Allenthalben war in der Presse und in patriotischen Cirkeln eine Bewegung ersichtlich, welche gegen die französische Bedrohung Deutschlands gerichtet war.

Ich suchte meinerseits die Stimmung in den regierenden Kreisen in diesem populären Sinne zu beeinflussen.

Am 28. Januar reiste ich über Leipzig, wo ich mit Freytag eine Unterredung in dem angedeuteten Sinne hatte, nach Dresden. Wie vorauszusehen war, zeigten sich im Kreise der königlichen Familie die aufrichtigsten Sympathien für Oesterreich und man war nicht abgeneigt, auf eine Kundgebung des deutschen Bundes gegen die Friedensbedrohung sich einzulassen. Selbst Herr von Beust entsagte allen Particularrücksichten für den Augenblick und erklärte es für wünschenswerth, daß Deutschland, und besonders Preußen, alle Eventualitäten ins Auge fasse und den einzuhaltenden Weg sich und den Bundesgenossen fest vorzeichne. Er zeigte allerdings große Besorgniß in Bezug auf Rußland, von welchem er wenige Tage später sogar die bestimmte Versicherung geben zu können meinte, es werde sich gegen Oesterreich wenden, mindestens um es zu einer Zersplitterung seiner Streitkräfte zu nöthigen. Auch wollte er in der deutschen Bewegung mehr die demokratischen Tendenzen gegen den französischen Imperialismus als das eigentlich nationale Interesse wahrgenommen haben; dennoch gewann ich im Ganzen in Dresden die Ueberzeugung, daß die dortige Regierung einem Vorgehen des deutschen Bundes in der großen europäischen Verwickelung nicht abgeneigt wäre.

Eine Vorbedingung war nur, daß zwischen Oesterreich und Preußen in der deutschen Frage selbst eine gewisse Verständigung herbeigeführt würde. Ich hielt den Fürsten Richard Metternich, der bei den sächsischen Höfen damals als österreichischer Gesandter beglaubigt war, für die geeignetste Persönlichkeit, in dieser Beziehung entsprechende Winke nach Seite der Hofburg fallen zu lassen. Ich wußte, daß man dort in letzter Zeit viel Werth auf Beziehungen, auch zu den kleineren deutschen Fürsten, gelegt hatte und Besuche oder sonstige Aufmerksamkeiten derselben, wie sie eben von Seite des Herzogs von Altenburg oder des Herzogs von Meiningen vorgekommen waren, mit einer gewissen Absichtlichkeit zur Geltung brachte.

Bei meiner mehrjährigen Bekanntschaft mit dem Grafen Buol durfte ich mich für berechtigt ansehen, auch in der jetzigen Krisis meine Ansicht auszusprechen, zumal sich dazu ein seiner amtlichen und persönlichen Stellung nach so sehr erwünschter und geeigneter Vermittler, wie Fürst Richard Metternich, darbot. Ich begab mich daher zu demselben am 30. Januar nach dem Diner, welches beim Kronprinzen stattgefunden hatte, und hatte Gelegenheit, mich in einer langen Conferenz unumwunden über die Lage auszusprechen. Merkwürdigerweise begegnete ich der Meinung, daß es Napoleon nicht wirklich zum Kriege kommen lassen wolle und werde. Ich besinne mich nicht

mehr genau, ob mir der Fürst dies mehr als seine eigene, oder als eine Ansicht mittheilte, die in Wien hie und da gehegt werde; wohl aber glaube ich, diese Thatsache hier nicht unterdrücken zu sollen, weil sie die mangelhaften Kriegsvorbereitungen Oesterreichs vielleicht erklären könnte. Man schien österreichischerseits noch immer nicht die feste Ueberzeugung zu hegen, daß Napoleon den Krieg wirklich wollte. Wenn Graf Buol officiell eben damals eine Aeußerung gethan hatte, die viel böses Blut machte, daß bei einem Kriege mit Frankreich der Kaiser von Oesterreich höchstens eine Provinz, der Kaiser der Franzosen aber seinen Thron einbüßen könne, so war ich durch die Mittheilungen des Fürsten Metternich zu meinem Erstaunen vergewissert worden, daß Anschauungen dieser Art einem unbesiegbaren Optimismus entsprangen, welchem man sich in der Kaiserstadt hinzugeben schien.

Ich versicherte dagegen dem Fürsten Metternich, vermöge meiner Kenntniß der Personen und aller meiner Nachrichten, auf das Bestimmteste, daß Napoleon den Krieg machen werde, wenn er irgend könne, und daß er es könne, wenn Oesterreich isolirt wäre. Es käme daher vor Allem auf eine Allianz zwischen Oesterreich und Deutschland an, welche über die dermaligen Bundesverbindlichkeiten hinausginge und daher nur durch Concessionen von Seite des bedrohten Kaiserstaates an Deutschland und Preußen erreicht werden könnte. Wolle man dies nicht, so bleibe alle Bundeshilfe unsicher und werde Preußen in eine zweideutige Rolle hineingetrieben werden. Auch die im westlichen und südlichen Deutschland vorhandene antifranzösische Stimmung dürfte Oesterreich nicht so verstehen, daß ihm dieselbe irgend einen Nutzen verschaffen werde, wenn nicht durch eine große Politik der Bundesreform der vorhandene gute Geist Gelegenheit bekäme, wirksam zu werden.

Ich erinnere mich des Ausdruckes, den ich warnend gebrauchte, man möge sich nicht einbilden, daß der deutsche Enthusiasmus pour les beaux yeux des Autrichiens zu reellen Opfern zu haben sein werde. Demgemäß bat ich den Fürsten Metternich, der mir in jeder Hinsicht als ein Mann von gewiegtester Einsicht und voll der besten Intentionen erschien, er möge all seinen Einfluß in der angedeuteten Richtung geltend machen.

Sechs Tage später schrieb Graf Buol eine Circulardepesche an die deutschen Bundesverwandten, von der ich mir, als ich von ihrem Erscheinen zuerst hörte, die Hoffnung machte, es möchte vielleicht meine Unterredung mit Metternich einen kleinen Beitrag zu ihrem Inhalt gegeben haben, aber nachdem ich den letzteren kennen gelernt, bemerkte ich mit Staunen, daß ich entweder in Dresden oder in Wien schwach verstanden worden sein muß.

In dieser Depesche vom 5. Februar 1859 anerkannte der österreichische

Minister die Einmüthigkeit und Entschiedenheit, mit welcher sich die öffentliche Meinung Deutschlands angesichts der nahe geglaubten kriegerischen Eventualitäten für ein thatkräftiges Zusammenwirken ausgesprochen hätte.

Die österreichische Regierung erblickte in den Aeußerungen der deutschen Staatsmänner, wie der Presse, eine „energische Protestation gegen die Wiederkehr der Zeiten des Rheinbundes." Wenn aber Graf Buol, wie er sich in seiner Depesche ausdrückte, „von verschiedenen Seiten aufgefordert wurde, die Anregung zu einem Ausspruche des verfassungsmäßigen Organes des deutschen Bundes zu geben, so war seine „den Bundesgenossen vertrauensvoll gemachte Mittheilung" darüber, wie und in welcher Art die österreichische Regierung „die Erfordernisse der augenblicklichen Lage" auffaßte, keineswegs sehr erfreulich. Man wollte keine Beschlüsse, weder am Bundestage, noch in den Unterhandlungen zwischen den einzelnen Regierungen herbeigeführt sehen. „Meinungsaustausch" sollte nach der Ansicht des Grafen Buol die Gefahren beschwören, welche sich täglich drohender zusammenzogen. Man schien in Wien nicht entfernt an eine Nothwendigkeit zu glauben, sich wirkliche und feste Freunde zu erwerben, jede Spur einer Initiative schien zu fehlen. Man war ganz und gar in dem traditionellen Irrthum befangen, daß Deutschland wie vor hundert Jahren mehr Oesterreich, als dieses den deutschen Bund gegenüber von Frankreich bedürfe.

Ich konnte mir unter diesen Umständen nicht verhehlen, daß die Entscheidung über die Rolle, welche Deutschland bei der bevorstehenden europäischen Verwickelung spielen würde, abermals naturgemäß von der preußischen Regierung abhing. Die Vergleichung mit der Lage der Dinge beim Ausbruch des Krimkrieges war so nahe liegend, daß ich nicht denken konnte, der Prinzregent mit einem Ministerium Hohenzollern könnte in diejenigen Fehler verfallen, wegen deren er fünf Jahre zuvor selbst mit seinem Bruder und dem Ministerium Manteuffel in so arge Conflicte gerathen war. Ging Preußen jetzt energisch voran, so mußte bei der hochgehenden nationalen Stimmung aller Particularismus der mittleren und kleineren Staaten sich beugen.

Um die Berliner Herrschaften und den mir so befreundeten Fürsten von Hohenzollern schärfer in diese populäre Richtung zu treiben, verfaßte ich eine Denkschrift, mit der ich alsbald selbst nach Berlin eilte, um sie in der Hoffnung, daß man mich anhören würde, in jedem einzelnen Punkte zu vertheidigen und zu interpretiren.

Für den Eindruck, den meine Denkschrift in entscheidenden Kreisen thatsächlich hervorbrachte, war charakteristisch, was mir der Großherzog von Weimar, dem ich dieselbe zu lesen gab, darüber schrieb. Indem er mich versicherte, wie sehr er seinerseits die Ansichten derselben theile, fügte er entschuldigend hinzu, man müsse nur „einen Umstand nicht aus den Augen schwinden lassen; es ist

der der eigenthümlichen Lage, in der mein Schwager sich befindet. Er ist Regent statt eines Herrn, von dem überdies nicht bewiesen werden kann, daß er nicht wieder selbst die Zügel ergreife."

Wiewohl nun in der That hie und da in Berlin noch solche Befürchtungen vorhanden waren, so hielten doch viel lebendigere Kräfte den Prinzregenten von der bezeichneten Bahn zurück. Nichts war charakteristischer, als ein Ausspruch des Prinzen Karl, welcher überall hin verbreitet wurde, „das wahre Unglück Preußens seien seine westlichen Provinzen." Um Einwendungen von solcher Art abzuschneiden, reiste ich am 10. Februar nach Berlin; doch möge zunächst meine Denkschrift selbst hier Raum finden.

Denkschrift über Preußen und Deutschland, dem Prinz-Regenten übergeben.

Ich habe mir erlaubt, in möglichster Kürze meine Ansichten über das Regierungsprincip zu Papier zu bringen, welches ich und mit mir wohl alle wahren deutschen Patrioten von dem Cabinet des preußischen Regenten befolgt zu sehen wünschen müssen.

Ich spreche nicht sowohl als deutscher Bundesfürst, sondern als einfacher deutscher Mann, der gesucht hat, die innersten Empfindungen seines Volkes zu begreifen, der ein langes Studium darauf verwandt hat, mit den Wünschen und Gedanken der Nation vertraut zu werden, und der genau bekannt ist mit dem Getriebe der verschiedenen sich gegenüberstehenden Parteien. Dem Umstand, daß die Führer und Auserlesensten jener Parteien sich mir häufig zu nähern gesucht haben, verdanke ich die Möglichkeit, im Stande gewesen zu sein, auf der einen Seite mir irrig scheinende Ansichten zu bekämpfen, auf der anderen unbestritten richtige zu unterstützen und zu befestigen.

Eifrig habe ich mich bemüht, jene Letzteren im weitesten Sinne des Wortes auszubreiten.

Möge es mir nun gestattet sein, meine Erfahrungen und den Inbegriff meiner Hoffnungen für die Zukunft hier darzulegen.

Ein jedes Volk zerfällt in durch die Natur desselben gegliederte Parteien. Ein jedes Volk hat seine Eigenthümlichkeiten, seine Vorzüge, seine Schwächen. Die Deutschen haben vor allen übrigen Bewohnern Europas sicher mit Recht die Prärogative der Intelligenz mit einer starken Beimischung von Gemüthlichkeit, die oft zu unpraktischer Schwärmerei ausarten kann.

Seit Jahrhunderten hat das deutsche Volk schwere Geschicke zu erdulden gehabt, die ein anderes Volk von weniger Lebenskraft wohl schwerlich ertragen hätte. Diese Geschicke waren von dem folgeschwersten Einfluß auf den Charakter der Deutschen.

Durch die staatliche Entwickelung in unserer Nation hat der Fortschritt in derselben keine gleichmäßige Entwickelung gefunden; und während andere Nationen durch ihre Geschichte und die oft verhängnißvollen Centralisationen ihrer inneren Kraft einer gewissen Ueberreife entgegengedrängt wurden, ist die Entfaltung der Lebenskraft in unserem Volke eine ebenso langsame als oft verkümmerte gewesen.

Erst in dem letzten Jahrzehent haben wir, durch innere und äußere Verhältnisse gedrängt, Fortschritte gemacht, welche ebensowenig abzuleugnen als wieder rückgängig zu machen sind. Durch die convulsivischen Bewegungen in den Jahren 1848 und 1849 ist in den verschiedenen Schichten unserer Gesellschaft zum ersten Male ein gewisses Selbstbewußtsein erwacht, zum ersten Male hat sich das Volk in wirkliche Parteien gegliedert. Die Jahre der Bewegung haben die ganze Masse einem Gährungsprocesse unterworfen. Die Jahre der äußeren Ruhe und jenes nur zu fühlbaren Druckes von Seiten mancher Regierung haben eine Scheidung bewirkt. Fanatismus, Träumerei, vage Gefühlspolitik und gelehrtes Doctriniren vermochten sich zu verflüchtigen; die Sucht zur Anarchie ist zu Boden gesunken. Hiernach ist uns das Product einer Zersetzung nach dreierlei Richtungen geblieben.

Während links die Basis der ruhigen geschichtlichen Entwickelung der gesellschaftlichen und politischen Zustände so gering als möglich geschätzt wird, glaubt man rechts längst hinter uns befindliche Zustände mit Opfern aller Art erhalten zu müssen und gestattet der unaufhaltsamen Entwickelung rein menschlicher Verhältnisse nur einen geringen Spielraum. In der Mitte dagegen strebt die große Mehrzahl des denkenden und besitzenden Volkes nach einer ruhigen und organischen Entwickelung sowohl menschlicher, als staatlicher und politischer Verhältnisse. Die Phantasten haben sich nach beiden Extremen gewendet. Eine Partei der Revolution ist bei uns nur dann vorhanden, wenn eine der beiden extremen Richtungen zur Herrschaft erhoben wird oder erhoben werden soll.

Ein jedes Cabinet und vor Allem ein deutsches muß sich auf die edleren Empfindungen des Volkes zu stützen suchen; möchte es nie das innere Leben im Volke getrennt von ihm sich denken, sondern so mit ihm verwachsen sein, daß es dem Volke selbst durch die Macht der Executive einen von Allen empfundenen und gewünschten Schutz verleiht.

Die wahre Staatsweisheit besteht darin, die Stärke und Lebensfähigkeit einer Regierung in dem Bewußtsein zu finden, daß sie im Kern der Nation Wurzel geschlagen. Welches Cabinet könnte sich auf die Länge dem Extrem zuwenden? Daher kann und wird nur die Partei der Mitte einem jeglichen Cabinet auf die Dauer die Möglichkeit verschaffen, segenbringend zu regieren.

Jene Partei, welche ich oben nur nach ihren Grundprincipien zu zeichnen mich bemüht habe, würde in Wirklichkeit aus folgenden Theilen der deutschen Nation zusammengesetzt sein.

Ihr innerer Kern bildete sich aus denjenigen Männern, welche in den Jahren der Bewegung aus Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe der Revolution einen dauernden Damm entgegenwarfen. Damals hatten die Doctrinäre die Oberhand, ein großer Theil des besitzenden urtheilsfähigen Publikums stand noch fremd, außerhalb des Kreises dieser Partei.

Die Gestaltung der deutschen Verhältnisse und so manches Schwere und Trübe, was wir seitdem zu tragen hatten, hat nun auch diesen Theil zum Nachdenken und zu größerer Theilnahme an den Geschicken der Nation gebracht. Wesentlich aber hat sich die Partei der Mitte verstärkt aus den besseren Elementen der beiden sich gegenüberstehenden Lager. Die gänzliche Niederlage der früheren demokratischen Partei hat jenen Männern der Mitte ein Gefühl von Selbstbewußtsein gegeben. Allzuschroffe vorgefaßte Meinungen und Verhältnisse haben sich geläutert. Und wenn es auch in Deutschland bei den bestehenden staatlichen Verschiedenheiten nicht hat gelingen wollen, nach mehrfach angestellten Versuchen in englischer Weise eine wirkliche organisirte Partei zu Stande zu bringen, so haben doch die Zeitumstände und die Möglichkeit, örtliche Schwierigkeiten verschwinden zu lassen, dahin geführt, die rein particularistischen Tendenzen mehr in den Hintergrund zu drängen und die große Masse der vereinzelt dastehenden Individuen zu einem Ganzen zu verbinden.

Ich glaube, daß an dem gesunden, gesetzlichen Sinn der Mittelpartei jetzt wohl nicht mehr gezweifelt werden kann. Sie verlangt ja nicht, wie man ihr so vielfach Schuld zu geben sich bemüht, ein in den äußeren Formen unmögliches deutsches Reich, und in dem Regierungsprincip fordert sie nicht den englisch-französisch-constitutionellen Formalismus, sie wünscht starke, monarchische Formen und erwartet, daß die einzelnen Regierungen, umgeben von zeitgemäßer Vertretung des Landes, ihre Kraft und Stärke schöpfen aus einer allgemeinen Uebereinstimmung mit den Wünschen der ganzen Nation und hofft, daß unter Beibehaltung der staatlichen Verschiedenheiten dem Nationalgefühl Rechnung getragen werde, sowie, daß durch die größeren rein deutschen Staaten die übrigen zu mehr fühlbarer Einigkeit und größerer Stärke nach Außen vereinigt werden.

Diesen Wunsch zu erfüllen, war und ist bis zu dieser Stunde die Aufgabe des preußischen Monarchen.

Ist es denn nicht Preußens dringendes Interesse, vielleicht auch die Bedingung seiner Erhaltung, daß es die in so viele Staaten zersplitterte Kraft Deutschlands in sich politisch, militairisch und geistig vereinige und dadurch die

eigene Kraft verdopple? Ist es nicht Nothwendigkeit für Preußen, daß es, wenn es nur 17 Millionen Einwohner zählt und jede andere Großmacht mehr als doppelt so stark ist, mit gleicher Kraft sich ihnen zur Seite stellen könne?

Friedrich der Große selbst hat seinen Nachfolgern dieses Ziel gesteckt und Friedrich Wilhelm III. hat Preußen demselben um Vieles genähert, indem er nicht nur durch den Zollverein für Preußen die Hegemonie der deutschen materiellen Verhältnisse sicherte, sondern auch, indem er durch eine vorurtheilsfreie Behandlung von Religion und Wissenschaft Preußen an die Spitze des deutschen Geisteslebens stellte. Und können wir denn nicht annehmen, daß schon durch die Befreiungskriege die moralische Stellung Preußens in Deutschland aufs Neue begründet wurde?

So war es möglich, daß aus der endlosen Verwirrung der Meinungen, die das Jahr 1848 hervorrief, sich doch eine Idee als die der großen Mehrheit erhob, die Idee, daß Preußen die übrigen deutschen Staaten mit einem gemeinsamen Bande umfassen müsse.

Die Versuche, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, scheiterten — aber scheiterten wahrlich nicht an dem Willen der Bevölkerung.

Ein furchtbarer Rückschlag drohte Preußen aus seiner Stellung und Deutschland auf einen Standpunkt zurückzuwerfen, den es schon seit einem Jahrhundert verlassen hatte.

Zum ersten Male erschienen wieder seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges österreichische Fahnen an den Ufern der Nordsee. Es waren Preußens Verbündete nahe daran, auf den Dresdener Conferenzen zu Gunsten der Mittelstaaten mediatisirt zu werden, ja selbst der Zollverein gerieth in Gefahr, sich aufzulösen.

Den Feinden Preußens gelang es endlich, an die Spitze der preußischen Verwaltung eine Partei zu bringen, welche das Interesse ihrer factiösen Herrschaft höher stellte, als das Interesse der Krone und des Landes.

Man ging in Preußen so weit, das Erscheinen der österreichischen Executionstruppen als einen Sieg Preußens zu begrüßen. Man entblödete sich nicht, öffentlich auszusprechen, daß Preußen kein wirklicher deutscher Staat, sondern, seinem wirklichen Charakter nach, mehr ein polnisches Lehn sei und Einzelne jener leider zur Macht gekommenen Partei scheuten sich sogar nicht vor der letzten Consequenz, Preußen erst dann glücklich zu finden, wenn es seine westlichen Provinzen verloren haben werde.

Nach den Beschlüssen dieser Partei mußte Preußen seinen Einfluß in Deutschland selbst vernichten, mußte es überall den Umsturz der Verfassungen begünstigen und zugleich durch die angeordnete Umkehr der Wissenschaft von seiner leitenden Stellung im geistigen Gebiet zurücktreten.

Es gehörte wahrlich ein felsenfestes Vertrauen und eine genaue Kenntniß der Persönlichkeit, die einst Preußen regieren werde, dazu, um in den letzten acht schweren Jahren Muth und Hoffnung nicht sinken zu lassen.

Mit Freuden spreche ich es hier aus, daß den engeren Kreis jener oben bezeichneten Mittelpartei, trotz aller gemachten Erfahrungen, das Vertrauen und die Hoffnung aufrecht erhielten, daß bald, unter kräftiger Leitung vom preußischen Thron herab, eine bessere Ordnung der Dinge Platz greifen werde und müsse.

Nur diesen Hoffnungen haben wir es zu verdanken, daß nicht hie und da die unverständige Menge von dem Gedanken an Selbsthilfe erfaßt wurde.

Leider müssen wir aber dennoch bekennen, daß in manchen Theilen Deutschlands bei der großen Masse, unter den von der früheren preußischen Regierung selbst geführten Schlägen, der Glaube an Preußen bereits wankend geworden ist. Der erlittene Verlust ist indeß kein unwiderruflicher geworden.

Die feindliche Partei, obgleich ihr, wie nie zuvor einer anderen, alle Macht zu Gebote stand, war dennoch zu ohnmächtig und hat noch zu kurz in Preußen regiert, um ihr Werk zu vollbringen. Die moralische Eroberung reicht aus, um das Verlorene zurückzugewinnen und das gesteckte Ziel zu erreichen; hierzu bedarf es wahrlich nicht der Gewalt der Waffen und der Kunst der Diplomatie.

Welches wären nun die Mittel, mit denen diese moralische Eroberung sich vollziehen ließe? Es sind die entgegengesetzten von denjenigen, welche die bisher herrschende Partei angewandt hat, um Preußen in Deutschland einflußlos zu machen.

Das Wesentlichste ist, die Reactionspartei überall in Deutschland entschieden zu verleugnen und dagegen, gestützt auf die große Partei der Intelligenz und des Wohlstandes, den religiösen, geistigen und politischen Fortschritt selbständig und kräftig zu fördern.

Diese Partei und hinter ihr die große Mehrzahl in der Nation wird in einem solchen Regierungsprincip nicht bloß den Anfang einer preußischen Hegemonie in Deutschland, sie wird in demselben zugleich die einzige Gewähr innerer Ruhe und einer ununterbrochenen Herrschaft der Ordnung begrüßen. Hat man doch das Gouvernement der letzten acht Jahre als die Einleitung zu neuen Erschütterungen betrachtet, weil ein Uebermaß des Druckes in seiner Andauer nothwendig einen Gegendruck hervorruft.

Die Folgen der neuen Richtung werden sich besonders bemerkbar machen, einmal darin, daß demokratische Elemente, soweit solche überhaupt noch in Deutschland vorhanden und politischer Natur sind, immermehr verschwinden werden; dann aber werden so manche der widerstrebenden Regierungen sich genöthigt sehen, einen engeren Anschluß an Preußen zu suchen.

Die Thatsache, daß in Preußen, während einiger Jahre, verfassungstreu und energisch regiert wurde, müßte ja durch Acclamation der deutschen Bevölkerungen und den friedlichen Druck der öffentlichen Meinung allein schon dazu beitragen, daß jene jetzt noch schwankenden Regierungen in denselben Weg einzulenken suchen. Ohne Erschütterung daher wird sich ein neuer Zustand der Dinge bilden. Die preußischen Regierungsprincipien werden bald die maßgebenden sein; im Bundestag, beim Zollverein wird man Gegenstände des gemeinsamen Besten nicht mehr auf das liberum veto einzelner Regierungen stoßen lassen und schließlich wird es möglich sein, im Interesse einheitlicher Entwickelung und der Verfassung des Bundes sowie des Zollvereins Veränderungen vorzunehmen, welche vielleicht nach und nach den Gedanken einer Union verwirklichen könnten.

Oesterreich vermag dem Gange einer volksthümlichen Entwickelung um so weniger zu folgen oder denselben zu hemmen, als dieser ein langsamer und gesetzlicher sein wird. Der österreichische Einfluß in Deutschland war nur so lange ein folgenschwerer, als deutsche Regierungen fremden Schutz gegen die besseren Empfindungen ihrer eigenen Bevölkerung suchen zu müssen glaubten.

Und wo wäre denn nun die Gefahr einer solchen Politik, wie sie mir vorschwebt? Zu Verwickelungen mit dem Auslande kann sie an und für sich nicht führen und wird nur dazu dienen, den inneren Zuständen unseres gemeinsamen Vaterlandes den lang entbehrten moralischen Halt zu geben. Wäre es aber denkbar, daß ein solches System auf factiöse Opposition stieße oder jemals extravagante Bestrebungen es zu verdrängen suchten, so würden dieselben nicht nur in der Macht einer starken Executive, sondern vor Allem in dem rein monarchischen und gesunden Sinne der großen Mittelpartei einen Damm finden.

Preußen steht noch einmal am Scheidewege. Wie, wenn in Preußen jemals ein System der Zurückhaltung Platz griffe, wenn die Feudalpartei je wieder zu einer gouvernementalen Geltung käme?!

Die Mittelpartei hatte bis jetzt an der Hoffnung festgehalten, daß eine gesetzliche Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands möglich sein werde, sie hat ihre Hoffnung ausschließlich auf den hellen Blick und die edlen Gesinnungen des Prinzen gesetzt.

Wird diese Hoffnung auch jetzt wieder zerstört, so ist damit die Partei selbst vernichtet. Die wesentlichen Bestandtheile derselben werden den beiden anderen Parteien zuwachsen. In ihrer Hoffnungslosigkeit werden die Einen, um voraussichtlichen Erschütterungen zu entgehen, sich der reactionären Partei anschließen, die Anderen werden, im Gegensatz zu jenen, auf ihre eigenen Kräfte vertrauend, zu einer Umsturzpartei sich zu bilden suchen. Es wird dann

nur noch zwei Hauptrichtungen, zwei Parteien geben, die bei jeder europäischen Krise in die größeren wie kleineren deutschen Staaten Kampf und Verwirrung tragen werden. Auf einer solchen Bahn wird sich dann im Verhältnisse Preußens zu Deutschland nur noch durch Waffengewalt eine Suprematie Preußens verwirklichen. Die Sympathien der Nationen werden nicht mehr auf Seiten Preußens sich befinden, und die meisten Regierungen werden in dem rein absolutistischen Oesterreich einen besseren Anhalt zu finden glauben, um den Kampf mit dem Zeitgeiste zu bestehen.

Der Weg der moralischen Eroberung ist dagegen der nächste, der ehrenvollste und auch der sicherste. Was die militairisch diplomatische Eroberung vielleicht gar nicht, jedenfalls aber nur mit großen, moralischen und materiellen Opfern vermöchte, das wird in wenig Jahren durch die still wirkende geistige und moralische Macht einer Regierung erreicht werden, die mit starker Hand Ordnung und Gesetz aufrecht erhält, die freie Entfaltung jeder guten Kraft fördert und im Vertrauen auf die innere Gesundheit einer edlen Nation sich auf diejenigen stützt, welche Fortschritt im Innern und Macht nach Außen zur Parole ihres Lebens gemacht haben. Und alledem gegenüber, was fordert denn die europäische Lage? Es scheint in Europa Cabinette zu geben, welche den Krieg als ein Regierungsmittel betrachten.

Da nun Preußen wohl nicht mehr wie bisher den müßigen Zuschauer zu machen gedenken wird, so wird es in den Krisen eines europäischen Krieges an das deutsche Volk Zumuthungen stellen, die nur von einem zufriedenen Volke genügend erfüllt zu werden pflegen. Dieselben Regierungsgrundsätze, welche Friedrich Wilhelm III., nach dem Tilsiter Frieden, zu den äußersten Anstrengungen befähigten, werden künftig nur noch größere Opferfreudigkeit hervorrufen. Die militairisch-politische Lage Preußens macht es aber zugleich nothwendig, daß Deutschland sich unter seinen Fahnen sammle.

Kann Preußen auf alle deutschen Regierungen, wie sie jetzt sind, rechnen? Kann es auf sie rechnen auch in den Tagen des Unglücks?

Preußen kann dies nur, wenn es in den unwiderstehlichen Sympathien der großen Mittelpartei jedes einzelnen deutschen Staates die Garantie gegen die Lauheit und den Abfall derselben besitzt.

Die Wahl zwischen beiden Wegen, welche Preußen einschlagen kann, konnte nicht zweifelhaft sein; die Bahn zu einer besseren Gestaltung der Dinge ist schon betreten.

Es wird indessen erforderlich werden, daß Preußen auch für die deutschen Verhältnisse im Allgemeinen als unverrückbares Princip ausspreche, daß es mit den Mitteln der Bundesverfassung überall Recht und Gesetz schütze und alle Handhaben derselben anwenden wolle, um die nationalen Interessen Deutschlands

zu fördern. Nach beiden Richtungen hin bietet die Lage Deutschlands Anhaltpunkte genug, um dieses Princip in Handlungen hervortreten zu lassen.

Dadurch wird zugleich in allen deutschen Staaten die Preußen befreundete Partei, deren Hoffnungen, wie ich schon erwähnte, ja ausschließlich auf den Prinzen gestellt sind, gekräftigt und ermuthigt werden.

Wenn sich dann aber Preußen eine neue Stellung in Deutschland gegründet hat, dann wird es auch möglich werden, mit Oesterreich ein definitives, zufriedenstellendes Abkommen zu treffen. Denn durch jene stille und friedliche Action Preußens wird das übrige Deutschland dann einer politischen Entwickelung zugeführt worden sein, an der das absolutistische Oesterreich nicht theilnehmen konnte und welche daher jeden wirklichen Einfluß Oesterreichs, wie er gegenwärtig besteht, in Deutschland ferner unmöglich machen muß.

Gegenüber der vollendeten Thatsache dieser Einflußlosigkeit wird und muß sich Oesterreich dann — aber auch erst dann — dazu verstehen, seine Ansprüche auf ein Maß zurückzuführen, mit welchem Preußen und ein mit Preußen verbundenes Deutschland bestehen kann.

Die Aufgabe, die jedem preußischen Monarchen gestellt ist, läßt sich unter den obwaltenden Verhältnissen sicher und leichter erreichen, als jemals früher. Ihre Durchführung bedarf festen Willens, hellen Auges und kräftiger Hand. Ich meinestheils sehe seit drei Monaten freudiger in die Zukunft, weil ich vertrauen darf, daß sich dasjenige, was schon vor einem Jahrzehnt erstrebt wurde, jetzt auf einem anderen Weg verwirklichen wird.

(Ende der Denkschrift.)

Der Inhalt des Memoires erfreute sich, in Bezug auf die Fragen der inneren Situation, in Berlin der allseitigsten Zustimmung; in Betreff der äußeren Lage waren aber die Gesinnungen der Politiker sehr getheilt und, ganz abgesehen von dem Prinz-Regenten und seinem Ministerium, trat mir bei meinem Aufenthalte in der Hauptstadt vom 11. bis zum 20. Februar eine starke Differenz selbst unter den mir nächststehenden Parteifreunden entgegen. Ein großer Theil der liberalen Mitglieder in der Kammer, wie Vincke, Bethmann-Hollweg, wollten Preußen von jeder Action zu Gunsten Oesterreichs fern gehalten wissen. Dieselben wünschten und erwarteten eine gründliche Schwächung der Präsidialmacht, um alsdann den Frieden dictiren zu können. Selbst unter den Diplomaten war der Gedanke rege geworden, daß nur mit einem gedemüthigten Oesterreich verhandelt werden könne, und mein Freund Usedom propagirte auf alle Weise die Idee der Neutralität Preußens, ja noch weitergehende scheuten sich nicht, die Möglichkeit zu ventiliren, in Verbindung mit Napoleon über Oesterreich herzufallen.

Der letztere Gedanke nahm nach dem Parteistandpunkte der betreffenden

Politiker eine verschiedene Färbung. Nur in dem Wunsche, daß Oesterreich so gründlich wie möglich zu Boden geworfen werde, begegneten sich in Berlin die verschiedensten Fractionen, ohne daß sie es gerathen fanden, ihrer Ansicht offen und deutlich Ausdruck zu geben.

Ich wäre meinerseits, auch wenn ich diese radicale Abneigung gegen Oesterreich zu theilen vermocht hätte, schon durch den Umstand von einer solchen Politik zurückgehalten worden, daß ich zu genau wußte, wie wenig am preußischen Hofe eine solche feindselige Haltung gegen eine befreundete und alte Dynastie erwünscht oder gebilligt sein könnte. Die Herren, welche einerseits einen specifisch preußischen, und andererseits wieder einen extremen nationalen Standpunkt einnahmen, konnten auf diese Weise wohl das Ministerium Hohenzollern wankend machen und zu der in Berlin so beliebten Unthätigkeit zwingen; aber daß sich der Prinz-Regent zu einer auch nur leisesten Feindseligkeit gegen Oesterreich bestimmen lassen werde, dies war unter allen Umständen ein Fehler politischer Berechnung, welcher um so seltsamer erschien, als so entgegengesetzte Parteien, wie die eben bezeichneten, gleichmäßig in denselben verfielen.

Später mag man sich in manchen Kreisen überzeugt haben, wie selbst unter ganz anderen Umständen es dem König Wilhelm unendliche Ueberwindung gekostet hat, in eine Oesterreich feindliche Richtung einzugehen, — dem Prinz-Regenten gegenüber erschien es mir als ein unbegreiflicher Mangel an Kenntniß, wenn Usedom, Pourtalès und Andere an dessen Actionsfähigkeit im Sinne Napoleons auch nur im Entferntesten glauben mochten.

Ich hatte mich meinerseits schon am 11. Februar der umfassendsten Mittheilungen von Seite des Prinz-Regenten in der vertraulichsten und freundschaftlichsten Weise zu erfreuen und faßte noch an demselben Abend die Eindrücke meiner Gespräche mit demselben, sowie mit dem Fürsten Hohenzollern in der folgenden Aufzeichnung zusammen:

„Man ist der Ansicht, daß der Kaiser der Franzosen den Krieg als solchen nicht wolle, ihn aber acceptiren werde, wenn er ihm durch die Uebergriffe Oesterreichs geboten würde. Man erkennt für diesen Augenblick hier weder einen Feind, noch irgend einen casus belli an. Man unterscheidet die Verträge, welche Oesterreich seine Besitzungen in Italien garantiren und diejenigen, welche es mit den italienischen Staaten in Betreff eines Schutzes gegen revolutionäre Bewegungen eingegangen ist. Sollte daher Oesterreich sich genöthigt finden, militairisch einzugreifen bei einem muthmaßlichen Ausbruch einer Revolution, und sollte Oesterreich dort auf piemontesische oder französische Truppen stoßen, so glaubt man sich diesseits nicht darein mischen zu müssen."

„Man hat in diesem Sinne Oesterreich gewarnt. Sollte jedoch Oesterreich von irgend einer Macht in seinen eigenen Grenzen angegriffen werden, so wolle

man besonders in dem Falle, daß Frankreich eine Aufstellung an den deutschen Grenzen versuche, nicht den Angriff abwarten, sondern vielmehr mit einem energischen Vorstoß beginnen."

„Darüber, welche Bedingungen an Oesterreich zu stellen wären, ist der Prinz-Regent und seine Regierung entweder nicht im Klaren, oder man will es noch nicht aussprechen. Man stimmt aber mit mir überein, daß man der deutschen Nation für die Opfer, welche man von ihr verlange, in jeder Weise Rechnung tragen müsse."

„Man ist im Augenblicke ebenso amical mit Oesterreich als mit Frankreich und hat bis jetzt noch keinen Grund, gegen Rußland mißtrauisch zu sein."

„Uebermäßige Hoffnungen baut man auf England, von welchem man sich grundlos eine Action verspricht, falls Frankreich den förmlichen Bruch der Verträge versuchen sollte."

„Einen wirklichen Allianzvertrag mit Oesterreich wird man nicht eingehen. Man sieht einen Krieg in diesem Augenblicke als unwahrscheinlich an, fürchtet ihn aber nicht, wenn er durch französische Uebergriffe hervorgerufen würde. Man glaubt durch dieses Benehmen sowohl Oesterreich als Frankreich von unvorsichtigen Operationen abzuhalten."

Wie man sieht, habe ich in der voranstehenden Aufzeichnung die Situation am 11. Februar ganz objectiv charakterisirt, und ich brauche heute nicht zu erinnern, daß Alles ganz anders verlief, als der Prinz-Regent in jenem Augenblicke anzunehmen geneigt schien. Er war indeß für seine Person entschlossen, zu laviren und zu temporisiren, und blieb diesem System auch nachher so lange wie möglich treu. In dieser Richtung wurde er insbesondere von Herrn von Schleinitz, seinem Minister der äußeren Angelegenheiten, wesentlich bestärkt.

Ich bemerkte in den häufigen Gesellschaften der nächsten Tage ein Bestreben, die verschiedenen Parteien nach Möglichkeit zu beruhigen. Zwischen dem Prinz-Regenten und seinem Bruder, dem Prinzen Karl, schien das schönste Einverständniß zu bestehen, und man konnte glauben, es hätte nie die leiseste Mißhelligkeit zwischen Beiden stattgefunden; dennoch aber war der Prinz-Regent auch bereit, die Bestrebungen im nationalen Sinne anzuerkennen, als deren Vertreter er mich gleichsam ansah.

Berlin im Allgemeinen machte der Annahme der höchsten Kreise, es werde doch zu keinem Kriege kommen, alle Ehre, man ließ sich dort in den gewöhnlichen Winterfreuden in keiner Weise stören, man tanzte fleißig und bewegte sich von Diner zu Diner in rastloser Geselligkeit.

Mitten in diesen unruhigen Tagen habe ich mit meinem Bruder mehrfach Briefe gewechselt und einen getreuen Bericht von der Lage gegeben, der zugleich eine Antwort auf die Frage desselben war, wie man sich in Deutschland, einem Angriffe Napoleons gegenüber, den Prinz Albert damals schon für sicher hielt, werde behaupten können:

„Die Zeiten sind schwer und dunkel," so schrieb mir derselbe am 10. Februar aus Windsor, „und Freunde thun wohl daran, sich noch mit einander friedlich zu unterhalten, ehe der Sturm hereinbricht. Kaiser Napoleon scheint ihn durchaus hervorrufen zu wollen und es wird viel Blut fließen, worunter viel edles deutsches! Wann und wie wir hier mit in den Wirbel gezogen werden sollen, kann ich nicht berechnen; daß wir uns ihm aber auf die Länge nicht entziehen können, ist mir gewiß! Gnade Gott dem, der so viel Unglück so leichtfertig zwischen Schlaf und Wachen über die Welt bringt! Wenn Du den Text zur Rede des Kaisers haben willst, so lies im ersten Bande der Memoiren des Prinz Eugen die Seiten 241—270 nach. Napoleon I. gibt darin seinem Sohne im Jahre 1805 Kunde von seinen Rüstungen für die Austerlitzer Campagne und Befehl über die Friedenssprache, die er führen soll. Auch später wiederholt er immer parlez paix, agissez guerre."

Ich antwortete sofort nach Empfang dieser Zeilen:

„Berlin, 15. Februar.

„Die Sorgen der Zeit und die durch dieselben hervorgerufene ungewöhnliche Thätigkeit hat mich seit den letzten Wochen ausschließlich in Anspruch genommen. Man möchte sich verdoppeln und verzehnfachen. . . . ."

„Die Winke in Deinem Briefe habe ich vollkommen verstanden, sie stimmen mit meiner Auffassung, wie es ja oft in kritischen Lagen zum Glück bei uns der Fall war, im engsten Sinne des Wortes überein. Ich wünschte von Dir Friedenshoffnungen zu hören, die mir längst fehlten, und habe das nur leider bestätigt gefunden, worin ich mich so gern getäuscht hätte."

„Kaiser Napoleon erfüllt bis auf den letzten Punkt Alles, was er mir im Jahre 1854 merkwürdigerweise voraussagte, und was ich schon damals in Wien und Berlin begreiflich zu machen umsonst mich bemühte. Das Mißglücken der gemeinsamen Operationen gegen Rußland mußte die Krise von 1859 hervorrufen. Ich war mir schon damals darob vollkommen klar. Bei einem so construirten Despoten, wie Louis Napoleon, ohne Freund, eine böse Vergangenheit hinter sich, eine dunkle, neblige Zukunft vor sich, mußte man das, was geschehen wird, erwarten."

„Die Situation in Berlin liegt folgendermaßen:

„Man wünscht den Frieden zu erhalten, man will und wird nicht provociren

Frankreich gegenüber; ebenso sieht man von einer Neutralität ab. Den unbesonnenen Schritten Oesterreichs gegenüber jedoch, welches mit Hilfe der kleinen und Mittelstaaten Preußen in den Krieg hinein votiren will, ist man hier noch schwankend."

„Ich lege eine Abschrift von der unglücklichen Note bei, welche von Wien aus an uns Alle, mit Ausschluß Preußens, ergangen ist. Wäre Oesterreich zu vermögen de bonne foi mit Preußen zu unterhandeln und sich mit ihm zu verständigen, wie weit es seine Prätensionen in der italienischen Frage zu stellen gesonnen ist, — (ich meine uns gegenüber, nicht Frankreich), — so wäre ein gemeinsames Handeln der beiden Großmächte möglich. In Deutschland hetzt Oesterreich die Presse auf und gibt dem bereitwilligen deutschen Michel die Brandfackel vor der Zeit in die Hand, einerseits, um Preußen zu einem unbedingten Mitgehen einen indirecten Zwang aufzulegen, andererseits, um, wenn man hier vorsichtig zögern sollte, die öffentliche Meinung gegen Preußen zu richten."

„Ein großer Theil der deutschen Regenten ist fanatisch für den Krieg. Der Herzog von Nassau hat uns eben hier verlassen. Er verlangt, wie leider so viele der Uebrigen, sofortige großartige, militairische Demonstrationen. Die Lage für uns Alle — Deutschland und Preußen gegenüber — ist eine ebenso peinliche, als kritische. Wir besprechen uns Tag und Nacht: die Ereignisse gehen aber bereits wieder schneller und ich kann versichern, daß, abgesehen von dem traurigen Gefühl, sich an dem Vorabend eines großen Krieges zu sehen, die Lage in diesem Augenblicke eine verzweifelte ist."

„So schlimm indessen die Sachen nach Außen stehen, so viel besser finde ich sie, in Bezug auf Preußen, nach Innen. Das Ministerium habe ich stärker gefunden, als ich erwartete. Meine Freunde und mit ihnen die zweite Kammer vernünftig und vorsichtig. . . . ."

Gleichzeitig schrieb ich an den König Leopold:

„Die hiesigen Verhältnisse habe ich im Ganzen befriedigend gefunden. Der Prinz-Regent und seine Minister begreifen sehr wohl, daß es nicht möglich ist, Frankreich zu gestatten, die Grundlage der europäischen Verhältnisse zu zerstören. Sie fassen indessen die jetzt sich vorbereitende europäische Krise mehr von einem europäischen, als von einem specifisch deutschen Gesichtspunkte auf. Sie stellen sich nicht schlechthin auf die Seite Oesterreichs. . . ."

„Auf dieser Basis wird man von hier aus, ungeachtet des Drängens vieler deutscher Regierungen und zum Theil auch der deutschen Bevölkerung, so lange es sich allem Anscheine nach nur um Mittelitalien handelt, die von Oesterreich gewünschte Betheiligung der deutschen Regierungen oder des Bundes

als durchaus unzeitig verwerfen und encouragirt Oesterreich keineswegs in der Aufrechthaltung seines Uebergewichts in den mittelitalienischen Ländern. Man hat vielmehr Oesterreich gerathen, falls in einem oder dem anderen dieser Länder ein Aufstand ausbreche, das Interventionsrecht nicht auszuüben."

„Bei etwaigen Verhandlungen über Italien wird man daher auch insofern nicht mit Oesterreich übereinstimmen, als Preußen sich geneigt zeigen wird, dem Aufbau einer andern politischen Ordnung in dem nicht österreichischen Italien das Wort zu reden."

„Diese Haltung ist zugleich dadurch bedingt, daß man noch keinen bestimmten und diplomatisch faßbaren Grund sieht, um Frankreich entgegenzutreten und daß man glaubt, es sei dem Kaiser Napoleon jeder Vorwand zu nehmen."

„Ferner aber habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn erst der Krieg in Italien ausgebrochen sein sollte, sich Preußen sehr bald in Bewegung setzen und an der Spitze der deutschen Bundesstaaten gegen Frankreich auftreten werde. Man begreift vollkommen, daß die Schwächung der außerdeutschen Machtstellung Oesterreichs eine Schwächung Deutschlands selbst ist, und daß Frankreich bei Oesterreich anfängt, um bei Preußen zu enden. Ich fürchte nicht die Wiederholung von 1805."

„Zu wünschen wäre, daß Oesterreich diese active Hilfsleistung erleichterte und beschleunigte. Man verfährt in Wien zum Theil mit großer Ungeschicklichkeit. Statt sich mit Preußen auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen und zu begreifen, daß das übrige Deutschland eine militairische Null ist, wenn Preußen sich nicht an die Spitze stellt, folgt man den von Eifersüchtelei dictirten Einflüsterungen, sucht die übrigen deutschen Regierungen aufzuregen, um schließlich Preußen in den Krieg hinein votiren zu lassen."

„Von einer solchen Absicht war die unglückliche österreichische Circulardepesche eingegeben, durch die man denn auch Nichts als eine Ermuthigung Frankreichs erreicht hat. Es wäre erfreulich, wenn Du in Wien dahin wirken wolltest, daß man wenigstens in so großer Gefahr den hohen Ton aufgäbe, an den man sich gegen Preußen gewöhnt hat. Derselbe hält hier nur das Mißtrauen wach und stärkt die gemeinschaftlichen Feinde."

Meine Berliner Nachrichten wurden von meinem Oheim sehr freundlich aufgenommen und er bezeichnete meine Ansichten als milde und fest. Dennoch wird er in Wien wenig Boden für seine Rathschläge gefunden haben, denn schon am 1. März schrieb er mir sehr bekümmert: „In Wien scheint man kriegerisch; isolirt gibt dies jedoch kein Resultat."

Im Uebrigen erregte die in Berlin vorbereitete Taufe des Sohnes des Kronprinzen bei den auswärtigen Mitgliedern unserer Familie den Wunsch, persönlich der Feierlichkeit beizuwohnen; aber bezeichnend für die Situation war es, daß mein Oheim mit Rücksicht auf den unruhigen Nachbar es in diesem Augenblicke für unzweckmäßig erachtete, an den preußischen Hof zu gehen. Denn während er mich ersuchte, bei der Taufe des kronprinzlichen Sohnes, „den der Himmel beschützen möge," sein Stellvertreter zu sein, erklärte er wenige Tage nachher, daß er bemerkt habe, „seine Reise nach Berlin würde in jenem Momente in Paris allzusehr agitirt haben."

In der That war Louis Napoleon ganz und gar von seinen Agenten in die Idee verstrickt worden, daß mein Onkel und unser ganzes Haus thätig wären, um eine Coalition gegen ihn hervorzurufen. Man findet Aeußerungen des Kaisers in diesem Sinne zahlreich genug in den Schreiben, welche in dem Leben des Prinzen Albert mitgetheilt worden sind. Mir selbst schrieb mein Bruder hierüber am 21. Februar das weitaus Bezeichnendste und es wird daher nicht überflüssig sein, wenn ich seinen ganzen, in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Brief den vielen Schriftstücken noch beifüge, die von seiner fleißigen Hand aus dieser Zeit bekannt geworden sind.

„Lieber Ernst!

„Kurz nach dem Abgange meines letzten Briefes erhielt ich den Deinigen vom 8. mit eingelegtem Memorandum. Dieser, der mir sicher in die Hände kommen sollte, — (durch Becker) ist dem Letzteren nach Paris durch die Post mit seinen anderen Briefen geschickt worden und kam mir durch die Gesandtschaft von dort zu. Da es nicht Deine Absicht gewesen, gerade der französischen Post diesen Brief anzuvertrauen, so war ich etwas bestürzt. Da aber Dein Brief vom 8. datirt war und schon am 12., trotz seines Umweges, in meinen Händen war, und Dein Memorandum lang und deutsch ist, so glaube ich nicht, daß er Gefahr gelaufen ist, besonders da Beckers Anwesenheit in Paris kaum bekannt gewesen sein wird."

„Ich kann mich mit den von Dir entwickelten Ansichten nur einverstanden erklären. Doch da Du vom Parteistandpunkte argumentirst, so glaube ich nicht, daß das Memorandum auf den Regenten viel Eindruck gemacht haben wird, der sich gerade davor scheut und fürchtet, zum Parteimanne oder Parteiwerkzeuge gemacht zu werden."

„Wir sind hier mit der Haltung Preußens in der Italienischen Sache sehr zufrieden. Sie ist fest, gemäßigt und die Interessen Deutschlands im Auge behaltend. Es ist mir lieb, daß das Nationalgefühl in Deutschland über die Linie hinausgeht, die Preußen gehalten hat, indem, wenn ein weiteres Fort-

schreiten nöthig werden sollte, dies den deutschen und nicht den preußischen Charakter tragen wird, und gerade das Deutsche das ist, was Europa imponirt, weil es patriotisch und uneigennützig sein muß. Dem Preußischen werden sogleich ambitiöse, interessirte, unehrliche Beweggründe unterschoben. Trotz der Moderation in Berlin ist man in Paris aber wüthend auf Deutschland, Preußen und namentlich den Regenten und droht die blutigste Rache!"

„Der Kaiser spricht sich heftig in dem Sinne aus, will noch immer Coalitionen sehen, wo der Volksinstinct gesprochen hat und spricht. Du giltst auch für einen Arbeiter an der Cabale, Onkel Leopold in erster, ich in zweiter Linie. Wie wir Beide zusammen conspirirt haben, beweist unsere thätige (!?) Correspondenz."

„Wenn der Friede erhalten wird, so dankt es Europa rein Deutschland und der Haltung von England. Der Kaiser sagt nun zwar, daß die Stellung, die Deutschland genommen, ihn für die Zukunft besorgt macht, daß kein Friede in Europa mehr zu erhalten sein wird, aber es dürfte auch gerade umgekehrt sein."

„Nun müssen wir hier aber doch suchen, den Italienischen Streit auf das Feld der diplomatischen Verständigung zurückzuführen, denn der Krieg wäre doch ein entsetzliches Unglück für die Welt, und Oesterreich steht nicht so rein und unschuldig da, daß man sein Blut für dasselbe verspritzen möchte. In der Lombardei und Venedig ist es wenigstens in seinem Rechte, wenn es auch hart regiert, aber die Besetzung Mittelitaliens von ihm und Frankreich nun schon über 10 Jahre und die schreckliche Bedrückung und Demoralisation in Folge davon, ist doch ein abnormer und völkerrechtswidriger Zustand und eine crasse Immoralität! Man besetzt doch nur zur Begründung eines neuen geregelten Zustandes, unter dem Schutze fremder Waffen und nicht in dummer Indifferenz, was daraus werden oder wie lange es dauern kann, und ohne allen Plan und Zweck, welche die Gewaltmaßregeln rechtfertigen könnten."

„Ich beneide Dich, Vicky gesehen zu haben; wie hast Du sie gefunden? Sie war sehr erfreut, Dich zu sehen und soll geweint haben, als sie Deine Stimme auf dem Gange gehört hatte, die Du hörbar zu machen verstehst und die der meinigen so sehr gleichen soll, was uns selbst wohl weniger bemerklich ist, als Anderen. Lebe wohl. Tausend Schönes an Alexandrinchen.

Dein
treuer Bruder Albert."

„Buckingham Palace, 21. Februar 1859.

Wenige Tage nach Empfang dieses Briefes eilte ich schon wieder nach Berlin, um den großen diplomatischen Actionen näher zu stehen, welche fast

jeden Augenblick eine veränderte Scenerie auf der politischen Bühne herbeiführten. Am 5. März fand die Taufe des kleinen Prinzen Wilhelm statt, welcher Ceremonie ich, da die englischen und belgischen Verwandten, wie schon bemerkt, zu ihrem Leidwesen ferne bleiben mußten, als einziger Vertreter der mütterlichen Familie des Hohenzollernkindes beiwohnte. Meine Frau war am Tage zuvor in Berlin eingetroffen, machte mit mir die großen und hocherfreulichen Festlichkeiten des Hauses mit, welches eben zu der Mittagshöhe seiner Stellung und Bedeutung zu steigen schien und kehrte schon am 7. März nach Gotha zurück.

Ich meinerseits dehnte noch meinen Aufenthalt vom 28. Februar bis zum 14. März aus und war während desselben Zeuge einer Reihe der wichtigsten Vorgänge auf dem Gebiete der weltbewegenden Kriegsfragen.

Mein häufiger Verkehr mit Personen aller Stände und insbesondere mit Mitgliedern beider Kammern schien dem Ministerium nicht unerwünscht zu sein. Der Fürst von Hohenzollern bemerkte mir mündlich und schriftlich oftmals, welchen Werth er auf meine Vermittlung lege, da es ihm gar schwer gemacht sei, unmittelbar mit vielen Personen zu verhandeln.

Trotzdem versicherte schon kurze Zeit nachher der Fürst von Hohenzollern einem gemeinschaftlichen Freunde, daß mein häufiger und langer Aufenthalt in Berlin ihm übel ausgelegt worden sei. Eines Tages habe die Prinzessin Karl den Fürsten zu sich bitten lassen und ihm mitgetheilt, sie hätte den Auftrag von der Königin in Sanssouci erhalten, den Fürsten zu fragen, was es denn mit den vielen Besuchen des Herzogs von Coburg in Berlin für eine Bewandtniß hätte.

Fürst Hohenzollern, so wurde mir geschrieben, habe sich gegen diese Bemerkungen verwahrt und erklärt, daß ich wie jeder andere deutsche Fürst in Berlin willkommen sei und dem Prinz-Regenten wichtige Dienste geleistet hätte, da ich in der günstigen Lage sei, die wirklichen Absichten des englischen und französischen Cabinets zu kennen.

Als ich von diesen Vorfällen aus bester Quelle Kenntniß erhalten hatte, waren die ehernen Würfel des Krieges bereits in Bewegung. Im Anfang März war an vielen Orten eine lebhafte Besorgniß entstanden, daß der Prinz-Regent im Begriffe sein möchte, das seit Kurzem gewonnene Ansehen leicht wieder zu verlieren. Mein Bruder war ganz in Verzweiflung darüber, daß in dem ungeheuern Lärm, welcher Europa erfüllte, Preußen noch immer schwieg, während das übrige Deutschland, führerlos, eine Sprache erhob, welche die politische Befähigung unseres Volkes fast zu bezweifeln gestattete.

Die englische Regierung hatte sich schon Ende Februar zu einer Vermittlungsmission des Lord Cowley entschlossen. In der Meinung, daß man dem

Kaiser Napoleon nur Brücken zu bauen habe, um ihn von dem Entschlusse des Krieges zurückzubringen, sandte das englische Cabinet seinen mit Friedenshoffnungen aus Paris gekommenen Gesandten nach Wien. Derselbe durfte jedoch Berlin nicht berühren. Prinz Albert hatte die Aufgabe, dem Prinz-Regenten die Gründe für diese Beiseitesetzung des preußischen Cabinets auseinanderzusetzen; es war aber nur zu natürlich, daß man in Berlin tief verstimmt war, als ich eben im Anfang März mich dort aufhielt. In Folge dieser Umstände spielten sich am Hofe manche erregte Scenen ab, und man lebte in der fortwährenden Besorgniß, von England getäuscht zu sein.

In dem Leben des Prinzen Albert von Martin sind diese Dinge dunkel angedeutet. Wie damals noch häufig in solchen Lagen zu geschehen pflegte, hatte die Prinzessin von Preußen die Avantgarde bilden müssen, um durch meinen Bruder Aufklärungen über die Tendenzen der britischen Regierung zu erlangen. Die hierauf gegebene Antwort theilte mir derselbe mit und bemerkt dazu:

„Ich habe eben einen langen politischen Brief an die Prinzessin geschrieben und habe darum die Zeit nicht mehr, mich zu wiederholen. Mir scheint Preußen in der Anwesenheit der Kammern alle Mittel zu besitzen, die Stellung dem Kaiser der Franzosen und diesen selbst zu erklären, Oesterreich zu antworten, Deutschland auf dem rechten Wege zu erhalten und sich die Sympathien Europas zu sichern. Man spreche sich nur aus. Es gibt eine parlamentarische Sprache, die sehr gehalten und vorsichtig sein und doch den Anschein der leichtesten Meinungsäußerung haben kann, die der Niederste versteht und die weder Oesterreich in Noten, noch Napoleon im Moniteur oder in Pamphleten gebrauchen kann. Auf diese habe ich mir erlaubt, aufmerksam zu machen und was ich sagen würde*)."

---

*) Das von Martin nicht mit der wirklichen Adresse angeführte Schreiben IV, 404 glaube ich heute ohne Scheu wohl vollständig mittheilen zu dürfen.

„Ich danke vielmals für Dein vertrauensvolles Schreiben v. 26. Ich habe seitdem dem lieben Vetter die Gründe auseinandergesetzt, welche unsere Regierung bewogen, Lord Cowley nicht über Berlin gehen zu lassen."

„Ich begreife und auch Lord Malmesbury begreift vollkommen das Schwierige und Peinliche der Stellung Preußens. Oesterreich sucht sich natürlich Schutz durch Deutschland, auf Preußen fällt das Odium, entweder Frankreich durch Kriegsdrohungen gereizt und auf Deutschland gezogen oder durch seine Zurückhaltung die patriotische Einstimmigkeit in Deutschland gegen Frankreich verhindert zu haben, von der gehofft wird, daß sie Frankreich in Schach halten würde. Und dennoch muß Preußen, meines Erachtens, diese abwartende Stellung sich erhalten, wenn es sich und Europa nicht großen Gefahren aussetzen soll. Denn man könnte in Wien auch sehr leicht zur ge-

Inzwischen waren bei den häufigen Zusammenkünften, die ich sowohl mit den Ministern wie auch mit dem Prinz-Regenten selbst hatte, ähnliche Programme, wie sie mein Bruder zu einer Erklärung in den Kammern anregte auch bereits vielfach in Erörterung gekommen. Eine ministerielle Mittheilung in beiden Häusern des Landtags schien eine Zeit lang dem Prinz-Regenten nicht ganz überflüssig, indessen war man unschlüssig darüber, was und

---

fährlichsten Starrköpfigkeit gerade dadurch verleitet werden, daß man sicher ist, Deutschland und Preußen würden die Schläge Frankreichs auf sich nehmen."

„Eure Lage ist aber nicht so schlimm, als sie aussieht, denn Ihr habt die kräftigsten Mittel zu Eurer Disposition. Wozu sind Eure Kammern da? Warum treten Hohenzollern oder Schleinitz nicht auf und erklären Preußen, Deutschland und Europa in wohlerwogener, aber muthiger öffentlicher Rede: „daß Preußen bereit ist, seine Bundespflichten zu erfüllen, bereit, sein Gewicht in die Wagschale zur Erhaltung des Friedens zu legen, bereit, ein ungerecht angegriffenes Oesterreich brüderlich zu schützen, aber nicht bereit, Frankreich zu provociren, ohne die allertriftigsten Gründe und das klarste Recht, den Krieg nach Deutschland zu ziehen, Oesterreich zu verbieten, auf deutsche Hilfe pochend, gerechten Forderungen in Italien zu widerstehen; bedacht darauf, die deutsche Wehrhaftigkeit herzustellen; genöthigt, Oesterreich daran zu erinnern, daß Deutschland keine Pflichten gegen Oesterreich wegen Italiens hat, wohl aber Oesterreich Bundespflichten gegen Deutschland; daß Oesterreichs Armeecorps bereit sein müßten, an den Rhein zu treten, ehe von einer Kriegserklärung Seitens Deutschlands an Frankreich die Rede sein kann; daß allen Rechten Pflichten gegenüberstehen und allen Pflichten Rechte; daß die Hilfe in Italien ein reiner Akt der Freundschaft und Großmuth Seitens Deutschlands sein würde, dem gegenüber auch Oesterreich Deutschland einen Einfluß auf seine italienische Politik einräumen müsse, indem Deutschland seine mögliche Existenz nicht verpfänden könne, Oesterreich freie Verfügung über das Pfand lassend. Wo ein gleiches Bestimmungsrecht beider Theile nicht existirt, sei eine Solidarität auch nicht möglich. Die Verträge von 1815 haben die Solidarität für Deutschland zu Recht bestehend anerkannt, für Italien aber nicht. Preußen stehe darum in der europäischen Frage Oesterreich brüderlich näher, auch geographisch und geschichtlich mehr berührt, aber im Uebrigen England nicht unähnlich da, dessen freie Haltung und Bemühungen um den Frieden lobend anzuerkennen wären.

So würde Preußen, was es auch zu thun genöthigt sein möge, sich die Unterstützung des übrigen Europas sichern und in Deutschland gar nicht angefeindet werden können, aber auch Frankreich gegenüber die Berechtigung erwerben, Vorsichtsmaßregeln auf den Fall des Krieges zu treffen. An der Wichtigkeit, welche in Paris einer Rede von Lord Palmerston, Derby oder Ld. John Russel beigemessen wird, kann ich das Gewicht erkennen, welches eine solche parlamentarische Erklärung haben müßte, denn sie spricht nicht zu den Cabineten, sondern zu jedem denkenden Individuum aller Nationen. Darf man annehmen, daß jene zur Erhaltung des Friedens

wie man es sagen könnte. Die von meinem Bruder gemachten Vorschläge erschienen völlig unvereinbar mit der den Kammern in Preußen eingeräumten Ingerenz in den äußeren Angelegenheiten. Ich schlug eine gemäßigtere Auseinandersetzung vor, in welcher nur unter der Form einer Beschwichtigung der Gemüther die äußersten Zielpunkte der preußischen Politik kurz bezeichnet werden sollten. Alles was an eine Kritik des Verhaltens der andern Mächte erinnern könnte, wurde sorgfältig vermieden. Man sollte das Bedürfniß des Friedens und diejenigen Schritte erklären, welche Preußen zur Aufrechthaltung des guten Einvernehmens zwischen den Mächten gethan hätte.

Schließlich wurde Alles fallen gelassen. „Anliegend überreiche ich ehrerbietigst das Schreiben des Prinzen Gemahls", schrieb mir der Fürst von Hohenzollern am 8. März; „der Mangel an Uebereinstimmung mit den hiesigen Auffassungen liegt nicht in dem Inhalt des ertheilten Rathschlags, sondern in der Inopportunität solcher Explicationen an die Landesvertretung. Bei dem herrschenden Geiste in Deutschland, gleichviel ob künstlich hervorgerufen oder als Ergebniß wirklicher Stimmungen und Gefühle betrachtet, läge in jedem einzelnen Worte einer solchen Darlegung eine Waffe gegen Uns und wir spielten ein offenes Spiel mit Oesterreich, welches solchen Eröffnungen gegenüber die Partie gewinnen müßte".

„Uebrigens wird mit Bezugnahme auf das Pferdeausfuhrverbot wahrscheinlich schon Mittwoch eine befriedigende und calmirende Erklärung vom Ministertische in den Kammern gegeben werden, um nach dieser Richtung hin das Recht der Initiative zu wahren.

Hohenzollern."

Die hier angekündigten Erklärungen des preußischen Ministeriums vor den Kammern wurden von den Ereignissen nur zu rasch überholt. Seit dem 10. März war in Paris das Gerücht verbreitet, der Kaiser der Franzosen hätte sich mit Rußland vollkommen verständigt, und die kriegerische Stimmung

---

beigetragen haben, so ist man berechtigt, von ähnlichen in Preußen dasselbe zu erwarten."

„Von hier kann ich nichts Neues berichten. Wir hoffen das Beste von der in Aussicht gestellten Räumung des Kirchenstaates, welcher einen commun accord zwischen Frankreich und Oesterreich sachlich bethätigt, die öffentliche Meinung darin bestärken würde, die Erhaltung des Friedens als Hauptobject zu verlangen und Sardiniens Mittel, den Krieg herbeizuführen, beträchtlich vermindern müßte.

rc. Albert."

„Buckingham Palace 2. März 1859."

wurde durch die Hoffnung auf eine russich-französische Allianz von Tag zu Tag gesteigert. Der Moniteur brachte immer drohendere Artikel gegen Deutschland.

Nach anderweitigen Meldungen dauerten die Kriegsrüstungen in Sardinien und im südlichen Frankreich fort, und Tausende von Arbeitern hielten die Passage über den Mont Cenis frei..

Der Antheil Rußlands entpuppte sich indessen zunächst nur in dem für Frankreich wohlgemeinten Vorschlage eines Congresses der fünf Mächte.

Ich theilte dem Fürsten von Hohenzollern die Nachrichten, welche ich aus Frankreich empfangen hatte, mit, und mein Schwager von Baden, welcher sich eben nach Berlin begab und ganz von den gleichen Gesinnungen beseelt war, stellte sich gleichfalls die Aufgabe, die preußische Regierung zu einem entscheidenden Schritte zu bringen. Schon am 19. März antwortete der Fürst von Hohenzollern auf mein Schreiben:

„Der Großherzog von Baden hat mir Deine freundlichen Zeilen übergeben und beeile ich mich, Dir meinen innigsten Dank für Inhalt und Erinnerungsbeweis gleichmäßig auszudrücken."

„Bis heute herrschte vollkommener Stillstand — vor ein paar Stunden sind aber sehr wichtige, leider nur telegraphische Depeschen von Pourtalès und Bernstorff eingelaufen, deren Inhalt ich im engsten Vertrauen mittheile."

„Rußland proponirt einen Congreß mit Ausschluß Sardiniens auf neutralem Gebiet — (Brüssel? Bern?) — Frankreich will darauf eingehen und eben, weil Rußland die Initiative wegen Nichtbetheiligung Sardiniens ergriffen, glaubt es, diese Ansicht in Turin vertreten zu können, während Oesterreich jeder Vorwand abgeschnitten wird, einem solchen Congreß inter pares nicht zuzustimmen. Ein Probirstein für den österreichischen guten Willen!"

„Sodann will Frankreich in ausgedehntestem Maße rüsten, wenn binnen vier Wochen der deutsche Kriegslärm nicht verstummt und die Maßregeln zur Kriegsbereitschaft nicht aufhören. Also eine versteckte Kriegsbedrohung, um nicht Erklärung sagen zu sollen. Ein deutlicher Commentar auf die höchst ungeschickte Moniteur-Note, wo unberechtigter Tadel und höchst unbequemes Lob in einem Athem ausgesprochen werden.

„Diese französische Auffassung dürfte also zu sehr schwierigen Explicationen führen, wobei die bis jetzt correcte Haltung Preußens, da wir in keiner Weise engagirt sind und unser specifisches Nationalgefühl hierdurch nicht berührt wird, abermals einen entschiedenen Ausschlag zu geben vermögend sein dürfte. Meiner Ansicht nach aber wird man das beleidigte Nationalgefühl Deutschlands energisch zu vertreten haben und nicht gestatten können, daß unseren Brüderstämmen die Demüthigung auferlegt werde, auf Geheiß des turbulenten Nachbars zu entwaffnen, während der Nachbar selber bis zu den Zähnen gerüstet einen unerträglichen

Druck auf die deutsche Selbstbestimmung ausübt. Es sind dies unerhörte Eingriffe in unser innerstes Hausrecht."

„Fritz von Baden behauptet fest, daß bei Straßburg die Franzosen in vollster Schlagfertigkeit dastehen — unser Generalstabsmajor Stein von Kamienski, eigens dahin entsendet, berichtet übrigens das Gegentheil von alledem. Wo liegt da die Wahrheit? Die badischen Nachrichten sind alarmirend, die unseren calmirend, das Richtige wird wohl in der Mitte liegen."

„Wenn man in Wien die Congreßideen von der Hand weist, so erweitert sich zu unserem Bedauern die Kluft zwischen hier und dort. In Deutschland wenigstens wird hierdurch die Situation klarer werden und das Vertrauen zu Preußens Haltung in dem Maße wachsen, als Oesterreichs Gebahren, auf seine Waffen pochend, einer mehr nüchternen Beurtheilung anheimfallen wird. Alles drängt in nicht zu weiter Ferne zu einer baldigen Entscheidung — und dies ist das Beste! Blut oder Tinte, der Orakelspruch von heute!"

„Verzeihe meine Eile. A. v. Hohenzollern."

Indessen war ich durch immer neue Mittheilungen aus Paris der Ueberzeugung geworden, daß auch die Congreßidee nur eine Etappe der Kriegsvorbereitungen Napoleons sein sollte, und die ganze Sache von Rußland aus Gefälligkeit in Scene gesetzt wurde, um Frankreich Zeit zu seinen Rüstungen zu geben und die finanziellen Kräfte Oesterreichs schon vor dem Ausbruche des Kampfes zu erschöpfen.

Die sonderbaren Sprünge, welche Cavour und Victor Emanuel machten, um den Schein zu erregen, als hätten sie Louis Napoleon mit magischer Gewalt in ihren Händen und stände ihnen frei, die Revolution jeden Augenblick zu entfesseln, waren zum guten Theil auch nur abgekartetes Spiel, um den Kaiser der Franzosen aller Verantwortung in den Augen seiner Unterthanen zu entheben. Mit unverhohlenem Humor, so wurde mir damals geschrieben, nannte Louis Napoleon im vertrauten Kreise Cavour bei seinen diplomatischen Attituden nicht anders als den „Jupiter tonnant transalpin."

Ich weiß, daß die große Litteratur, welche über das Leben Cavours angehäuft ist, auch die kleinsten Zwischenfälle der Action in das Licht einer Art von Heldenepopoe zu setzen wußte — und namentlich sind die Rücktrittsabsichten Cavours im Vereine mit den Abdankungsplänen Victor Emanuels von Außenstehenden überall viel ernsthafter genommen worden, als in den Tuilerien; ich habe aber guten Grund zu glauben, daß Ende März zwischen Turin und Paris das vollste Einverständniß herrschte. Chimay schrieb mir unter Anderm:

„Cavour qui a eu le mauvais goût de ne pas mettre même une carte chez Hübner, part très content de la famille Impériale, et très froissé

de l'accueil des Ministres. Le thème des Tuileries est de le représenter comme très modéré et de rejeter toutes les difficultés sur l'Autriche. L'empereur a dit à plusieurs personnes que le Congrès ne pouvait abouter qu'à la guerre ou à une éclatante satisfaction pour sa politique."

Der Kaiser hatte damals bereits den Gedanken gefaßt, der Krieg werde sich localisiren lassen; das große Wort, mit welchem er die Mächte nachher thatsächlich in Schach gehalten hat, war bereits gefunden, que la guerre sera localisée et ne peut en conséquence engager toute la confédération.

Gleichzeitig war mir auch noch von einem anderen Bekannten, welcher eben aus Paris gekommen war, bestätigt worden, daß der Kaiser fest an der Kriegsidee halten und den Krieg in Italien localisiren zu können meinte. Er hatte noch immer den geheimen Schrecken vor dem deutschen Nationalgefühl und vor jeder Entzweiung mit dem gesammten Deutschland, wie ich dies schon vor fünf Jahren bei ihm bemerken konnte; aber er hoffte zuverlässig auf Preußens und Englands Neutralität.

Es hat einen Moment gegeben, wo er sich absichtlich von Allem trennte, was sein Ministerium sprechen und schreiben ließ. Man kann behaupten, daß seit Mitte März alle Aeußerungen des französischen Cabinets: Noten, Artikel, Erklärungen und Zeitungsnachrichten, durchaus ferne standen den eigentlichen Plänen des Selbstherrschers, der sich vielmehr hinter denselben wohl geborgen und bestens verdeckt wußte.

Unter diesen Umständen glaubte ich meine früheren Beziehungen zu dem österreichischen Minister von Buol wieder aufnehmen und verwerthen zu sollen, um einerseits die Wiener Regierung vor falscher Sicherheit zu warnen und andererseits eine Verständigung Oesterreichs und Preußens anzubahnen. Ich hatte bei meinen beiden Aufenthalten in Berlin schon im Februar und März öfters mit dem österreichischen Gesandten Baron Koller conferirt und glaubte bemerkt zu haben, daß es an einer passenden Vermittlung zwischen den beiden Cabinetten gar sehr mangelte. Baron Koller war in Berlin so wenig beliebt, daß man sich fragen mußte, wie es denn möglich sei, in solcher Zeit die Geschäfte in den Händen eines Diplomaten zu belassen, welcher bei allen schätzenswerthesten Eigenschaften, die ihn auszeichnen mochten, doch thatsächlich kaum in die Lage kam, auf die entscheidenden Kreise irgend einen Einfluß zu nehmen. Wäre Baron Koller nicht schon seiner ganzen Natur nach der Mann des großen Schweigens gewesen, so hätte er es durch die wenig freundlichen Mienen werden müssen, denen er auf seinem harten Posten überall begegnete.

Unter diesen Umständen konnte eine freundliche Annäherung von meiner

Seite dem österreichischen Gesandten vielleicht nicht unwillkommen erscheinen, und ich durfte glauben, daß Baron Koller meine Besprechungen der politischen Lage gern aufgenommen und also wohl günstig darüber nach Wien berichtet habe. Ich berief mich daher, als ich am 22. März eine längere Denkschrift an den Grafen Buol richtete, auf meine Unterhaltungen mit Baron Koller und sprach die Hoffnung aus, daß es dem Minister nicht unangenehm sein werde, wenn ich meine unterbrochene Correspondenz mit ihm wieder anknüpfe.

Hiebei meinte ich, daß Graf Buol durch Baron Koller selbst von dem unterrichtet worden sein würde, was ich demselben in Berlin gesagt hatte. Ich sprach dem letztern gegenüber rundweg und ohne die geringsten Umschweife meine Ueberzeugung dahin aus, daß die Oesterreicher geschlagen werden würden, wenn sie allein gegen Frankreich, Piemont und die Revolution in Italien zu kämpfen hätten. Ich glaubte der österreichischen Regierung einen Dienst durch diese offene Sprache zu leisten und machte auch kein Geheimniß daraus, daß in Berlin die hervorragendsten militairischen Autoritäten die gleiche Ansicht hegten, und daß man daher hier in der Lage wäre, mit voller Gemüthsruhe die Nothlage Oesterreichs abwarten zu können.

In meinem Schreiben an Buol rechtfertigte ich die Haltung Preußens insbesondere dadurch, daß es ersichtlich nicht dessen Aufgabe sein könne, seinen nächsten und mächtigsten Nachbar zu provociren, das Verhältniß in dem Moment aber ein anderes sein würde, wenn es sich darum handelte, eine Bundesgenossenschaft gegen die aggressiven Tendenzen Frankreichs herzustellen.

„Wie die Verhältnisse nun liegen," so schloß ich dann meine Ausführungen, „würde es wohl an der Zeit sein, daß von Wien aus am besten auf einem höchstpersönlichen Wege gouvernementale Annäherungen vorbereitet würden. Ein enges Freundschaftsband mit dem Regenten und dem Fürsten Hohenzollern machte es mir möglich, bei öfterem und längerem Aufenthalte in Berlin die augenblickliche Anschauungsweise dort mehr als je kennen zu lernen, und ich bin dadurch im Stande, ganz unmaßgeblich auf Einiges aufmerksam zu machen."

„Die hohen Personen müßten vor Allem in jenem Entgegenkommen die Absicht erkennen, daß Euer Excellenz hoher Gebieter im Verein mit seinem Ministerium Vertrauen zu ihrer Persönlichkeit habe und umgekehrt gerne bereit sei, d'accord mit dem preußischen Ministerium die europäischen Angelegenheiten zu betreiben. Begreiflich ist dabei, daß gerade unter den gegenwärtigen Umständen Preußen sich nicht gerne zu Verhandlungen verstehen würde, welche durch Beimischung der Mittelstaaten getrübt würden."

„Gefördert würde dagegen ohne Zweifel die Bereitwilligkeit Preußens, die ja doch, wie ich voraussetze, in Wien gewünscht werden muß, wenn ihm von

österreichischer Seite, einmal in Betreff der Wahl der Person des Bundesfeldherrn, zum andern in Betreff der Disposition der Streitkräfte und des Operationsplanes, in billiger und freundschaftlicher Weise entgegengekommen würde."

„In Wien muß man die Persönlichkeit des Regenten und seines jetzigen Ministeriums wohl unterscheiden von dem noch vor wenig Monaten bestehenden Gouvernement! Wahrheit, Offenheit und gerader Sinn bilden jetzt den Gegensatz zu der Vergangenheit. Damit in Verbindung steht aber zugleich auch eine gewisse leicht erregbare Verletzbarkeit für den Fall, daß man sich nicht auch von der anderen Seite entschließen sollte, einen neuen Weg der Verhandlungen mit Preußen einzuschlagen."

„Ich darf Euer Excellenz zur einsichtsvollen eigenen Beurtheilung überlassen, welchen vortheilhaften Einfluß es schon auf dem bevorstehenden Congresse ausüben würde, wenn der österreichische und preußische Vertreter dort mit Instructionen und in einer Haltung auftreten, die ein solches freundschaftliches und vertrauenvolles Einvernehmen ihrer gegenseitigen Gouvernements documentiren. Jedenfalls scheint es mir dem Interesse der kaiserlichen wie der übrigen deutschen Regierungen zu entsprechen, wenn sie auf dem Congreß an der preußischen Regierung einen zuverlässigen und aufrichtigen Verbündeten gewonnen haben würden."

„Ew. Excellenz wollen mir diesen ganz persönlichen Wink verzeihen. Von wenigen Menschen werden Sie aber vielleicht so, wie von mir, die wirkliche und ungeschminkte Wahrheit erfahren, da ich mich mit einer genauen Kenntniß der Verhältnisse lediglich auf dem freien und jedwedem fremden Interesse fernen Standpunkte der deutschen Patrioten befinde."

Die Antwort des Grafen Buol auf mein Schreiben ließ länger warten, als ich geglaubt hatte; sie zeigte aber zugleich, daß in Wien eine Gereiztheit gegen alle Welt Platz gegriffen hatte.

„Wien, den 7. April 1859.

„Durchlauchtigster Herzog!

„Den ganzen Werth des gütigen Vertrauens Eurer Hoheit anerkennend, würde ich meinem Danke für höchst Ihr verehrtes Schreiben gerne schon früher Ausdruck geliehen haben. Wenn ich erst jetzt zur Feder greife, so hoffte ich in den praktischen Anforderungen der entscheidungsvollen Zeit, die wir durchleben, einige Entschuldigung zu finden. Einer Bevorwortung des offenen Freimuthes meiner Antwort bedarf es dagegen nicht. Euer Hoheit würden es mir verargen, wenn ich es daran fehlen ließ."

„Die Politik des Kaisers Napoleon erscheint Ihnen, gnädigster Herr, einer

doppelten Auffassung fähig, ich muß gestehen, daß wir sie seit dem Pariser Friedensschlusse zwar in trübem, aber nicht in zweifelhaftem Lichte erblickt haben. Von den beiden Erklärungsweisen, die Eure Hoheit aufstellen, trifft keine mit der unserigen zusammen. Wir sind nicht a priori davon ausgegangen, daß Kaiser Napoleon unter Umständen den Krieg wolle, und ebenso wenig konnten wir uns überreden, daß es ihm nur darum zu thun sei, durch eine idyllisch-humanitäre Besserung der Zustände Italiens sich mit gewissen aus seiner Vergangenheit datirenden Eindrücken abzufinden. Wir hielten uns an die Thatsache, daß Frankreich einen Chef hat, der die Glorie einer gebietenden Stellung nach Außen braucht, um seine Herrschaft im Innern zu erhalten, und die Schranken der Verträge von 1815 zu durchbrechen trachtet."

„Dieses Ziel würde er unzweifelhaft lieber im Frieden, als durch den Krieg erreichen, und zwar mittelst Einschüchterung und Isolirung Oesterreichs und in der Ausbeutung der Nachgiebigkeit anderer Mächte. Glaubt er jetzt den Krieg wählen zu müssen, um nicht seine Existenz durch einen Rückzug zu gefährden, so wird Europa von der Schuld nicht freizusprechen sein, daß es, statt sich an haltlosen Vermittlungsversuchen abzumühen, nicht zu dem einzigen, wirksamen Friedensmittel gegriffen hat, dem eines offenen, consequenten und gemeinsamen Einstehens für die rechtmäßige Ordnung der Dinge."

„Mein kaiserlicher Herr hat bewiesen, daß ihm der Frieden Europas eines Opfers werth ist; ungebührlichen Zumuthungen aber wird Oesterreich sich nicht fügen und ebenso wenig von der monströsen Allianz des Napoleonismus mit der Revolution aus Italien drängen lassen. Ein neuer — der letztmögliche — Beweis von Friedensliebe ist durch unsere Annahme des Vorschlags eines Congresses gegeben, sofern nur ehrliche Bürgschaft dafür geboten wird, daß Frankreich nicht mit dem Gedanken umgeht, seine Stunde für den beschlossenen Kampf zu wählen. Soll Piemont gerüstet bleiben und setzt Frankreich seine Rüstungen fort, so ist die Maske abgeworfen und es wird mir erlaubt sein, ein Wort zu wiederholen, das Eure Hoheit in Berlin vernahmen und dem Sie eventuell zustimmten, daß es sich nämlich für uns nicht um Vermittler, sondern um Bundesgenossen handelt."

„Ganz Deutschland aber ist freudigen und kräftigen Willens unser Alliirter, sobald nur der Prinz-Regent von Preußen sich mit klarem Entschlusse auf unsere Seite stellt. Ich bitte Eure Hoheit inständig, sich überzeugt halten zu wollen, daß das Gelingen der Einigung Deutschlands in dem gegenwärtig folgenreichen Augenblicke einzig und allein von diesem Entschlusse und nicht von irgend welchen Fragen der Form und der Methode abhängt. Bis auf das Eine, daß wir uns Preußen nicht als eine gänzlich außerhalb Deutschlands stehende Macht zu denken vermögen, ist von unserer Seite Alles geschehen und geschieht noch fort-

während, um zwischen uns und der Großmacht Preußen zuerst von Cabinet zu Cabinet eine Verständigung herbeizuführen, der sich dann das gesammte Deutschland anschließen könnte."

„Eure Hoheit werden Ihren Namen an einen erhebenden Moment der Geschichte Deutschlands knüpfen, wenn Sie Ihre Verbindungen in Berlin und die Autorität Ihres Rathes benutzen können, um dahin zu wirken, daß der richtige Zeitpunkt nicht versäumt werde, um Frankreich aus dem Traume zu wecken, allenfalls auch Oesterreich allein in einen Krieg verwickeln zu können."

„Der Oberbefehl des Bundesheeres scheint uns dem Prinzen von Preußen so natürlich zuzufallen, sobald er zur Uebernahme geneigt ist, daß wir nicht einmal glauben, uns in Berlin das Anerbieten unserer Stimme zum Verdienst anrechnen zu können. Ebenso wenig könnten wir an der allgemeinen Zustimmung am Bunde zweifeln."

„Genehmigen Eure Hoheit gnädigst die erneute Versicherung der vollkommenen Verehrung etc.

unterthänigst gehorsamer Diener
G. v. Buol."

So sehr man auch geneigt sein mochte, die Situation des österreichischen Cabinets als eine schwierige anzusehen, so wenig konnte nach der Lectüre des voranstehenden Briefes ein Zweifel darüber bestehen, daß man in entscheidenden Kreisen zu Wien an eine intimere Annäherung an den Prinz-Regenten nicht dachte, geschweige denn Concessionen für Preußen in den deutschen politischen Angelegenheiten überhaupt bereit hielt. Die einzige vom Grafen Buol bezeichnete Frage war die über den Oberbefehl des Heeres und auch da zeigte die Fassung seines Briefes, daß Oesterreich im Grunde nichts als das Anerbieten seiner Stimme am Bundestage in Aussicht nahm.

Durch einen Zufall erhielt aber gerade die betreffende Stelle des obigen Schreibens einen eigenthümlichen Commentar für mich, indem in denselben Tagen meinem Cabinetschef von Meyern ein Brief des Redacteurs der Augsburger Allgemeinen Zeitung zuging, worin der Wunsch ausgesprochen war, daß ich selber die Stelle des Bundesfeldherrn erhalten möchte! Herr Dr. Hermann Orges wünschte zu wissen, ob es mir angenehm wäre, wenn das Blatt, welches sich selbst das größte Verdienst um die deutsche Bewegung gegen Frankreich zuschrieb, für meine Wahl zum Bundesfeldherrn eine Agitation einleitete. Ja es war schon einige Tage vorher eine Correspondenz, angeblich aus Dresden, von der Allgemeinen Zeitung aufgenommen worden, welche meine Person mit der Oberbefehlshaberschaft in Verbindung gesetzt hatte!

Die Allgemeine Zeitung wurde als die stärkste Parteigängerin Oesterreichs

angesehen und man durfte die Vermuthung hegen, daß die Redaction Fragen so heikler Art kaum aufgeworfen haben würde, wenn sie nicht zuvor Fühlung mit den Anschauungen, die man in Wien hegte, genommen hätte.

Ich hatte später genauere Beziehungen zu Herrn Orges, sah ihn häufig und ließ durch meinen Cabinetschef mit demselben einen intimeren Briefwechsel führen; es widerstrebte mir jedoch jederzeit, mich nach dem Ursprung des sonderbaren Antrages zu erkundigen, welcher mit den völlig gleichzeitigen Worten des Grafen Buol über die selbstverständliche Bundesfeldherrnwahl des Prinz-Regenten in einem so harten Widerspruch stand.

Meine Antwort an die Augsburger Zeitung war einfach die, daß in Deutschland überhaupt niemals von einer anderen Bundesfeldherrnschaft die Rede sein könne und werde, als von der des Prinz-Regenten oder Königs von Preußen. Herr von Meyern bemerkte ferner in seinem Schreiben an Orges, daß alle Notizen dieser Art in den öffentlichen Blättern nur von meinen Feinden ausgesonnen seien, um die Uneigennützigkeit meiner Bestrebungen bezweifeln zu lassen.

Was die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen selbst betraf, so schienen dieselben endlich durch die Mission des Erzherzogs Albrecht nach Berlin in ein besseres Geleise zu gelangen. Da ich meinerseits für die zweite Hälfte des April eine Reise nach Brüssel und London projectirt hatte und man in Berlin mich noch vorher zu sprechen wünschte, so durfte ich hoffen, gleichzeitig mit dem österreichischen Erzherzog dort anwesend zu sein. Der Fürst von Hohenzollern kündigte mir den wichtigen Besuch am 11. April mit dem Bemerken an, daß dem Ministerium die Absichten desselben unbekannt wären:

„Morgen“, heißt es in dem Schreiben des Fürsten, „trifft der Erzherzog Albrecht von Oesterreich hier ein. Wir wissen lediglich die Thatsache seines Kommens, sind aber vollkommen im Dunkeln über den Zweck, sofern man über einen nicht formulirten Zweck im Dunkeln sein kann. Entweder zeigt er die Kriegsinitiative gegen Sardinien an (welche militairisch vollkommen gerechtfertigt, wenn auch als politischer Fehler zu bezeichnen wäre), oder er bringt die Bedingnisse für eine österreich-preußische Allianz unter Mitwirkung des Bundes mit, oder aber er erstrebt in der zwölften Stunde eine Vermittlung durch Preußen mit Frankreich. Letzteres ist das Unwahrscheinlichste.“

„Es ist jedenfalls dessen Hierherkommen ein Ereigniß von hoher Wichtigkeit, ein Beweis, daß Oesterreich die Gefahr für nahe und dringend ansieht, daß es unserer Hilfe und Mitwirkung entschieden bedarf, vielleicht selbst um den Preis der Anerkennung eines militairischen Dualismus in Deutschland. Ich schreibe Dir, wenn möglich morgen, ein paar Worte der Aufklärung. Für uns hat es das Gute, daß wir nunmehr bald zu entschiedenem Handeln genöthigt

werden. Militairische Vorbereitungen hoffe ich, trotz des unbegreiflichen Widerspruchs Bonins, dennoch in nächster Zeit durchzusetzen. Sie sind nicht so sehr um ihrer selbst willen nöthig, als vielmehr dringend geboten, um durch dieselben eine politische Handhabe auf Deutschland zu erringen. Wie könnte man sich denn sonst anders Einfluß und Vertrauen vindiciren!"

„Das specifische Preußenthum ist schwer zu behandeln, es ist eine ungeschlachte Macht. Ich stehe viel aus und leide tief im Herzen; doch stehen wir fest und sicher und Alles wird erst werden, nur langsam, schwerfällig und scheinbar schwankend, bis das richtige Gleichgewicht hergestellt ist. Im Innern geht es gut."

Ich reiste in Folge dieses Schreibens schon am 12. April Abends nach Berlin und fand daselbst den Erzherzog Albrecht ebenfalls bereits angekommen. Sein liebenswürdiges und vorsichtiges, dennoch aber Vertrauen erweckendes Auftreten hatte überall den besten Eindruck hervorgebracht, und im Allgemeinen durfte man sagen, daß durch seine Mission die Annäherung der beiden Mächte wesentlich gefördert worden war. In der Art und Weise jedoch, wie von Seite des österreichischen Gouvernements die Sache behandelt wurde, lag etwas Unbegreifliches, wodurch bei den persönlich besten Stimmungen jede Verhandlung geschäftlich unmöglich zu sein schien.

Als ich den Erzherzog gleich am 13. April traf, war meine erste Frage, ob er Concessionen mitbrächte? Allein die Antworten lauteten so unbestimmt, wie wenn man in Wien durchaus nicht daran gedacht hätte, daß dergleichen nothwendig sein könnte. Erzherzog Albrecht, dessen soldatische Befähigung, dessen gerades und schlichtes Wesen sicherlich am geeignetsten gewesen wäre, eine Verhandlung über die militairische Basis der Allianz zum Abschluß zu bringen, schien mir in politischer Beziehung nicht mit ausreichenden Instructionen ausgerüstet zu sein. Ich hatte mehrere Besprechungen mit ihm und glaubte zu bemerken, daß der kluge und allen Intriguen völlig fremde Prinz das Peinliche seiner Lage empfand. Er sah, daß man allerseits Erklärungen von ihm erwartete, wogegen er nur die größte Zurückhaltung an den Tag zu legen vermochte.

Um wenigstens einigermaßen den Mangel jeder Unterhandlungsbasis für die weitere Zukunft zu beseitigen, erachteten wir in intimeren Kreisen eine Niederschrift für nöthig, welche Grundzüge zu einem Allianzvertrag zwischen Preußen und Oesterreich enthielt. Wenn diesem Entwurfe auch kein officieller Werth beizulegen war, so konnte auf diese Weise doch das erreicht werden, daß man sich in Wien ein Bild davon zu machen wußte, was der patriotisch denkende Theil Deutschlands unter den von Oesterreich

zu gewährenden Concessionen augenblicklich verstand. Eben in dieser Richtung wird es für die Kenntniß der diplomatischen Lage bezeichnend sein, diese Punktationen hier mitzutheilen:

1. Zweck des Bündnisses: Die Abwehr eines ungerechten Angriffs und die Erlangung von Garantien gegen seine Erneuerung.

2. Oesterreich übernimmt allein das Kriegstheater in Italien und stellt 50—80,000 Mann für das Kriegstheater nördlich der Alpen.

3. Preußen übernimmt den Krieg nördlich der Alpen gegen Frankreich mit allen seinen militairischen Kräften und mit der gesammten Bundesarmee, zu welcher Oesterreich statt seiner matrikularmäßigen Truppenstärke nur 50—80,000 Mann stoßen zu lassen braucht. Der Prinz-Regent von Preußen commandirt als Bundesfeldherr alle nördlich der Alpen agirenden oder aufgestellten Truppen.

4. Es kann weder ein Frieden, noch ein politischer Waffenstillstand ohne von beiden Mächten zugleich abgeschlossen werden.

5. Beide Theile werden die Operationen ihrer Truppen, soviel wie möglich, nach einem gemeinsamen Plane bestimmen.

6. Um eine wirksame Action der Armeen nördlich der Alpen möglich zu machen, wird Oesterreich mit Preußen dahin wirken, daß die Bundestruppen in eine festere Verbindung untereinander und zu den preußischen Truppen treten, als dies nach der Bundeskriegsverfassung der Fall sein würde.

7. Gleichfalls verpflichtet sich Oesterreich solche politische Maßregeln, welche geeignet sind, eine kräftigere und einheitlichere Kriegsführung zu ermöglichen, am Bunde und sonst zu unterstützen.

8. Sollte es Preußen angemessen erscheinen, im Laufe des Krieges die wegen der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg obschwebenden Streitigkeiten zu einem endlichen Abschluß zu bringen, und sollte Dänemark den preußischen in dieser Hinsicht zu machenden Vorschlägen die Zustimmung versagen, und sollte Preußen deshalb Zwangsmaßregeln anzuwenden für nöthig erachten, so wird Oesterreich nicht nur die diplomatischen, sondern auch die eventuellen militairischen Maßregeln, welche von Preußen gewünscht werden sollten, unterstützen, eventuell gemeinsam mit Preußen in Krieg gegen Dänemark treten.

9. Preußen wird gegen diejenige Macht, von welcher Oesterreich angegriffen werden könnte, bevor es den Krieg erklärt, die Mittel der Unterhandlung versuchen, um dieselbe von ihrer Aggression zurückzubringen. Sollten diese Mittel indessen fehlschlagen, so wird Preußen — und zwar spätestens in einer Frist von .... Tagen — seinerseits der angreifenden Macht den Krieg erklären.

Von einer rückhaltlosen Annahme der voranstehenden Grundzüge eines Abkommens mit Oesterreich war man übrigens, um die Wahrheit zu gestehen, auch am preußischen Hofe noch weit entfernt.

Insbesondere hegte man damals in Berlin die Ansicht, daß die Küste Deutschlands nur durch eine Cooperation Englands gegen Unternehmungen der französischen Seemacht hätte geschützt werden können. Wiewohl man sich in Berlin völlig sicher glaubte, daß von Rußland keinerlei Gefahr drohe, so wollte man sich dennoch ohne Englands Hilfe auf nichts einlassen.

Um in dieser Beziehung Aufschlüsse über die Lage der Dinge in England zu erhalten, beauftragte mich der Prinz-Regent und das Ministerium mit der Mission, bei meiner bevorstehenden Reise nach England zu ergründen, ob die am dortigen Hofe vorhandene starke Strömung gegen den Kaiser Napoleon auf einen ernsten Rückhalt im Ministerium und im Parlamente schließen ließe.

Inzwischen hatten die Unterhandlungen des Erzherzogs Albrecht mit dem Prinz-Regenten ihren vorläufigen nicht eben erfolgreichen Abschluß gefunden. Man hatte bis zuletzt von österreichischer Seite an der Voraussetzung festgehalten, daß Preußen nur an der Energie und Bereitwilligkeit des Kaiserstaates zweifle, seine ganze Kraft für die Vertheidigung des Rheins einzusetzen, während man andererseits die politischen und militairischen Bedürfnisse Deutschlands nicht recht verstehen wollte. Erzherzog Albrecht proponirte die Aufstellung einer österreichischen Armee von 250,000 Mann am Rhein und glaubte andeuten zu dürfen, daß der Kaiser und der Prinz-Regent gemeinschaftlich die Operationen leiten sollten.

Da man endlich über diese Ansichten des österreichischen Gouvernements hinlängliche Klarheit erlangt hatte, stellte Preußen keine Gegenbedingungen auf. Offenbar verharrte Oesterreich noch immer in der Täuschung, Preußen werde endlich durch die öffentliche Meinung Deutschlands zur Theilnahme am Kriege gezwungen werden. Ich verließ fast gleichzeitig mit dem Erzherzoge Berlin.

Mein Bruder hatte den Wunsch, daß ich zur Confirmationsfeier der Prinzessin Alice, welche in der Charwoche stattfand, in London anwesend sein sollte. Ich reiste über Brüssel, wo ich eine mehrstündige Unterredung mit König Leopold hatte, so rasch wie möglich nach London, wo ich am 20. April eintraf und bis zum 3. Mai verblieb. Gleichzeitig mit meiner Ankunft war die Nachricht von der verhängnißvollen Sommation des 19. April eingetroffen, welche Oesterreich durch den Baron Kellersberg in Turin übergeben ließ und welche die Forderung enthielt, binnen drei Tagen zu entwaffnen.

Dieses Ereigniß führte einen ungemein großen Umschwung in der Stimmung und Auffassung von ganz England herbei. Ueberwog früher das Mißtrauen gegen die krummen Wege und gefährlichen Pläne Napoleons bei weitem die

Antipathien gegen die gewaltsame Herrschaft Oesterreichs in Italien, so fanden jetzt die italienisch gesinnten Parteien den Muth, offener mit ihrer Sprache herauszugehen, und Lord Palmerston scheute sich nicht mehr zu erklären, es gebe gegen die Brutalitäten Oesterreichs nur ein Mittel auf dem Continent und das wäre der französische Kaiser.

Im Allgemeinen faßte ich meine Londoner Eindrücke in folgende Sätze zusammen: „Es bekämpfen sich dreierlei Stimmungen, erstens der allgemeine Wunsch nach Frieden oder wenigstens Neutralität; zweitens die ausgesprochene Vorliebe für Piemont und die italienische Freiheit, und drittens die Abneigung gegen Frankreich und das Mißtrauen gegen Louis Napoleon."

Die Königin und der Prinz sahen besorgter in die Zukunft, als das englische Publikum, weil sie die weitverbreitete Hoffnung nicht theilten, daß England neutral bleiben könne. Allein schon in den ersten Stadien der kriegerischen Verwickelung trat mir die volle Abhängigkeit der Krone von den Ministern und dem Parlament in dieser Frage entgegen.

Ich nahm daher jede Gelegenheit wahr, um durch den Verkehr mit den Ministern insbesondere darüber ins Klare zu kommen, welcher Unterstützung sich Preußen im Falle der Antheilnahme an dem Kriege von Seite Englands zu versehen hätte. In diesem Bestreben wurde ich von dem preußischen Gesandten, Grafen Bernstorff, auf das Lebhafteste unterstützt, da er in seiner officiellen Stellung schon lange genug vergeblich bemüht war, Lord Malmesbury zu einer deutlicheren Mittheilung zu bestimmen. Ich meldete deshalb vor meiner Abreise dem letzteren meinen officiellen Besuch mit der ausdrücklichen Erklärung an, daß es mir sehr erwünscht wäre, eine Botschaft von seiner Seite in der großen Frage des Tages nach Berlin überbringen zu können, wohin ich mich demnächst zu begeben gedächte.

An demselben Tage, an welchem ich nun meine Besprechung mit Lord Malmesbury hatte, benachrichtigte mich Graf Bernstorff von einer ihm eben zugegangenen telegraphischen Depesche, wonach in Berlin der Beschluß gefaßt worden wäre, die ganze Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, „sowohl wegen der Gefahren von Außen, als um Herr der Bewegung in Deutschland zu bleiben."

Der Anlaß lag mithin deutlich genug für die englische Regierung vor, sich diesen Maßregeln gegenüber auszusprechen. Ich fand England in den großartigsten militairischen Rüstungen begriffen und durfte daher bei meinem Gespräche mit Lord Malmesbury davon ausgehen zu fragen, was denn diese militairischen Vorbereitungen, die ich seit 14 Tagen bewunderte, zu bedeuten hätten, wenn man sich mit Preußen nicht einmal über die Vorfragen verständigen wollte.

Von dem Prinz-Regenten hatte ich den Specialauftrag erhalten, dahin zu wirken, daß die englische Regierung für die Neutralität des baltischen Meeres eine Garantie übernehmen sollte, da man im Falle des Krieges am Rhein nicht ein Observationscorps im äußersten Osten stehen lassen konnte. Ich suchte daher das Augenmerk des englischen Ministers auf diese Neutralitätsfrage vor allen anderen Dingen zu lenken, mußte aber bald erkennen, daß man sich auf derartige principielle Feststellungen nie einlassen würde, und daß es höchstens die Absicht des Cabinets war, die französische Flotte an größeren Unternehmungen zu hindern.

Aus Allem war nur der Schluß zu ziehen, daß sich England zu einer directen Hilfe, oder zu einem entscheidenden Eingreifen zwischen den sich bekriegenden Mächten, in keiner Weise entschließen würde und im besten Falle seinen Zeitpunkt unabhängig wählen wollte, wo es dem Kaiser der Franzosen entgegenzutreten beabsichtige.

Uebrigens war es sehr ungewiß, ob sich das Ministerium in den nächsten Wochen noch behaupten konnte, so daß allen diesen Betrachtungen die Eventualität eines neuen Cabinets zur Seite stand, welches die italienische Sache nur noch directer unterstützte und daher auch dem Kaiser Napoleon gegenüber noch freundlicher gesinnt war.

Die Politik des englischen Cabinets schien mir somit klar vor Augen zu liegen, so daß ich nicht zögern zu dürfen glaubte, nach Berlin hin zu empfehlen, man möge keine weiter gehenden Hoffnungen auf England setzen.

Die Prinzessin von Preußen hatte noch am 25. April ein ganz vortreffliches Memoire an die englischen Herrschaften gesendet, welches dort am 3. Mai anlangte und die ohnehin günstige Stimmung am Hofe gewiß verbesserte, aber schwerlich an den Grundpfeilern der englischen Entschlüsse etwas geändert hätte, auch wenn das Ministerium nicht alsobald seinen Gegnern im Parlamente erlegen wäre; denn am 17. Juni bildete bekanntlich Lord Palmerston sein zweites und letztes Ministerium, welches er bis an seinen Tod im Jahre 1865 führte.

Die Denkschrift, welche die Gemahlin des Prinz-Regenten über die Lage Deutschlands und Preußens nach England sandte, enthielt einen warmen Appell an die Gefühle historisch begründeter Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Preußen und England in Hinsicht auf die Stellung zu Frankreich, verfiel jedoch etwas zu sehr in den Fehler, jetzt schon weitgehende Eventualitäten in Betracht zu ziehen. Sie faßte die „Erschütterung der jetzigen Dynastie in Frankreich", und die „Basis, durch welche die Tractate überhaupt neu befestigt werden könnten," so bestimmt ins Auge, daß es schwer möglich war, die Denkschrift zum Gegenstande von Erörterungen zu machen.

Wie die Dinge lagen, glaubte man augenblicklich, wenigstens auf dem ganzen Continente, an einen allgemeinen Krieg. Auch mein Oheim, den ich auf meiner Rückreise in Brüssel sprach, war während der letzten 14 Tage durch den faktischen Ausbruch des italienischen Krieges fast ganz aus seiner ihn sonst so auszeichnenden Ruhe geschreckt worden. Man hatte auch in Belgien in aller Stille den Befehl zu bedeutenden Rüstungen gegeben. Die Volksstimmung war gedrückt und voll Furcht vor dem französischen Nachbar.

Der König war der Ansicht, daß es nöthig sei, in Deutschland sich vollständig kriegsbereit zu halten und alle Kräfte aufzubieten, — wenn er auch zugestand, daß man mit dem Losschlagen noch so lange warten müsse, bis sich die französischen Heere in dem thatsächlichen Besitz von österreichischen Staaten oder mindestens der Lombardei befänden, woran er nicht den mindesten Zweifel hatte.

Was die Situation in Deutschland selbst betraf, so wurde dieselbe von dem Fürsten Hohenzollern in einem Briefe, den er mir nach London nachsendete, so trefflich geschildert, daß ich mich am besten seiner Worte bedienen zu sollen glaube.

„Berlin, den 30. April 1859.

„Gnädigster Herr!

„Bei dem Drange der unaufhaltsam vorschreitenden Thatsachen ist es allerdings kaum möglich, einzelne Momente zu fixiren und über Situation und Eventualitäten sich auszulassen, die von einem zum anderen Tage eine ganz neue Gestaltung annehmen."

„Unsere Politik der Gegenwart ist daher nicht mehr eine Frage des Kriegs oder des Friedens, sondern jene, ob Preußen oder Oesterreich die Initiative der Leitung der deutschen Angelegenheiten in die Hand bekommen soll."

„Wir erstreben das letztere mit dem Aufwand aller nur möglichen Mittel. Um den deutschen Staaten Vertrauen einzuflößen — denn das Vertrauen ist bei der gehobenen Stimmung Deutschlands die Hauptsache — ist heute der Befehl ergangen, die ganze Armee auf den Fuß der Kriegsbereitschaft zu stellen. Außerdem werden die Festungen armirt. Somit treten wir der Kriegsmöglichkeit näher und erwarten in ernster und kalter Ueberlegung die weitere Entwickelung. Oesterreich wird am 2. Mai dem Bundestage anzeigen, daß es den Krieg in Italien begonnen. Ob es mit dieser Anzeige weitergehende Anträge verbinden will, ist uns auch nicht klar, jedenfalls präsumiren wir, daß es mit Umgehung des Art. 46 der Bundesakte den Art. 47 als vorliegend deuten und annehmen werde. Geht die Majorität des Bundes auf Berathung des § 47 ein, so ist kein Zweifel mehr über den Ausfall des Beschlusses, welcher mit einer Kriegserklärung an Frankreich synonym sein wird. Unsere Aufgabe ist es nun, unsere

Bundesgenossen von einem übereilten Ausspruch in dieser Richtung abzuhalten und unserem Ermessen zu reserviren, wann die Zulässigkeit der Berathung des § 47 eintreten werde."

„Um nun unsere Stellung klar zu kennzeichnen, wollen wir heute noch jene Waffenrüstung ins Leben treten lassen, welche Deutschland beweisen soll, daß wir nicht mit wohlfeilen Worten allein, sondern auch mit Thaten unseren Einfluß geltend zu machen wissen."

„Wir werden diesen Vertrauensbeweis von Deutschland fordern dürfen, denn unsere Kriegsbereitschaft soll zeigen, daß wir jeden Augenblick, dessen Bezeichnung wir uns aber noch vorbehalten müssen, in der Vertheidigung der Integrität deutschen Bundesgebietes und eines unrechtmäßig angegriffenen Bundesgenossen mit dem Gewichte unserer ganzen Macht eingreifen können. Hoffentlich wird Oesterreich vernünftig sein und trotz des herausfordernden Manifestes an die kaiserlichen Völker (welches, unter uns gesagt, etwas nach deutschen Kaisergelüsten riecht) seinen preußischen Bundesgenossen aus Deutschland nicht herausdrängen wollen und auf diese Weise einen unhaltbaren Machtzustand einnehmen, welcher nur mit einem Riß ins deutsche Herz endigen könnte."

„Oesterreich darf, wird und soll uns brauchen, aber die Form und das Maß unserer Hilfeleistung kann kein Diktat, sondern muß das Ergebniß eigenster Selbstbestimmung sein. Der Montag wird für Deutschland entscheidend werden. Von England wollen wir weder ein Opfer noch eine präcise Erklärung. Wir verzichten auf Beides. Nur Eines hoffen wir und diese Zusage kann nicht ausbleiben, die Neutralitätsbezeichnung der Nord- und Ostsee, soweit diese Meere deutsche Küsten bespülen. Unsere Kammern werden Ende nächster Woche geschlossen. Wir verlangen noch einen Credit von 50—70 Millionen. Und damit Gott befohlen!"

„In größter Eile, denn der Courier kam einen Tag später, aber mit herzlichster Ergebenheit

Dein etc.
A. v. Hohenzollern."

Zweites Capitel.

Während des Krieges.

Anfangs April wurde in Paris zunächst in vertrauten Kreisen des Hofes und der Diplomatie ein Schreiben bekannt, welches der König von Sardinien an den Kaiser Napoleon gerichtet hatte, und worin es hieß:

„Si par des considérations de politique intérieure, dont il ne m'appartient pas de me faire juge, le gouvernement de Votre Majesté devait abandonner la cause de l'Italie, cette défection de la France serait mille fois plus sensible pour le Piémont que la perte de la bataille de Novare."

„En présence d'une pareille éventualité que je veux croire impossible, il ne me resterait plus qu'à suivre l'exemple de mon père, le Roi Charles-Albert, et à déposer une couronne que je ne pourrais désormais porter avec honneur pour moi, ni avec sécurité pour mon peuple. Forcé de renoncer au trône de mes Pères, ce que je me dois à moi-même, à la gloire de ma race, à l'intérêt de ma patrie, Je me verrais obligé de faire connaître au monde les causes qui m'auront mis dans la nécessité d'accomplir un si douloureux sacrifice!"

Prinz Chimay theilte meinem Oheim und mir diesen merkwürdigen Brief mit der Bemerkung mit, daß die theilweise, wenn auch noch sehr beschränkte Publicität desselben auf eine Indiscretion entweder des Grafen Cavour oder des Prinzen Napoleon zurückgeführt werde; unter allen Umständen blieb die Sache selbst von größter Wichtigkeit, und wenn noch ein Zweifel bei dem Kaiser vorhanden war, ob der Krieg unvermeidlich sei, so wurden seine Bedenken mehr und mehr durch die Rücksichtslosigkeit der sardinischen Politik gebrochen. Der Kaiser bemühte sich in diesen Tagen seinen Drängern auf alle Weise begreiflich zu machen, „que chaque jour de délai équivalait à une perte pour l'Autriche et à un gain pour la France."

Die Vorbereitungen, welche man für den Krieg thatsächlich traf, konnten desto stiller und unbemerkter vor sich gehen, je länger man zögerte und sich Zeit ließ. Dabei war Frankreich in dem ungeheuren Vortheil, daß es seine

Rüstungen — wie Chimay sich ausdrückte — „Dank dem bewunderungswürdigen Räderwerk seiner militairischen Verwaltung und seinem gefüllten Schatz, ohne alle Inanspruchnahme außerordentlicher Hilfsmittel“ — vollführen konnte.

Angesichts dieses entscheidenden Umstandes schien es mir schon damals eine ungemein große Härte der sogenannten vermittelnden Mächte, daß man Oesterreich bei allen seinen Schritten ängstlich bevormundete und von demselben unablässig verlangte, Alles zu unterlassen, was den Schein einer Aggression auf sich ziehen könnte. Es war kein Zweifel, daß dadurch die Lage des Kaisers von Oesterreich geradezu unerträglich werden mußte. Eben in dem Augenblicke, wo ich, wie oben bemerkt, nach England eilte, hatten die Verhandlungen über den Congreß den Charakter einer so aufregenden Langweiligkeit angenommen, daß man noch heute den Leser aller jener diplomatischen Depeschen bedauern dürfte, welche in den Geschichtsbüchern mit unbarmherziger Breite und in ihrer ganzen Werthlosigkeit mitgetheilt werden. Thatsächlich legte kein Eingeweihter damals mehr auf die Schriftstücke der Walewski, Cowley und Genossen in dieser Congreßfrage nur das mindeste Gewicht. Für die englische Politik aber fand ich es bezeichnend, daß man noch immer in der heftigsten Weise gegen den öffentlichen Friedensstörer an der Seine tobte, während man vielleicht unabsichtlich, aber der thatsächlichen Wirkung nach, den österreichischen Schützling knebelte.

Daß der letztere sich endlich loswand, aufraffte und auf seine eigenen Füße stellen wollte, war im Grunde vorauszusehen, und bei gerechter Beurtheilung nicht zu mißdeuten. Gerade diejenigen aber, welche überall in Europa über Louis Napoleons Falschheit und Hinterlist drei Monate lang gescholten hatten, waren nachher die ersten, welche erklärten, nun habe sich Oesterreich in das offenbare Unrecht gesetzt, da es den Krieg vom Zaune gebrochen, die Sommation an Sardinien gerichtet und den Tessin überschritten habe.

Die Umstände, unter welchen sich die österreichische Regierung zu diesem so getadelten und verhängnißvollen Schritte verleiten ließ, sind heute noch unaufgeklärt und werden es wahrscheinlich noch längere Zeit bleiben. Einiges finde ich in meinen Correspondenzen, was mir damals gestattete, wenigstens Vermuthungen zu haben, und man dürfte nicht allzu sehr irren, wenn man die Triebräder für das plötzliche und unvorsichtige Hervorbrechen Oesterreichs in Petersburg sucht. Von dorther waren wenigstens in den Tagen vor der Sommation die sonderbarsten Einflüsterungen nach Wien gegangen. Man wußte den Kaiser von Oesterreich in jeder Weise über Absichten und Pläne von Rußland zu beruhigen. Schließlich — so hieß es — sei ja über die Identität der Interessen der alten Dynastien denn doch kein Zweifel!

Wie wenig auch auf solche Betheuerungen Rußlands zu geben war, so sehr wurde ihr Werth von Personen in der Umgebung des Kaisers von Oesterreich überschätzt, welche seit zehn Jahren mit unverdrossener Mühe die russische Schleppe getragen hatten. Graf Buol hatte sich heftig über die Einmischung des unter der Leitung des Grafen Grünne stehenden Militair-Cabinets zu beklagen und soll, wie mir von Berlin später mitgetheilt worden ist, schon von dem Momente an so gut wie seines Postens enthoben gewesen sein, wo er sich mit den sogenannten energischen militairischen Maßnahmen gegen Sardinien nicht einverstanden erklärt hatte.

Auf diese Weise war der entscheidende Schritt, welchen Kaiser Franz Joseph am 23. April in Turin that, auch in der Richtung verhängnisvoll, daß eine Einheitlichkeit des Willens in der Wiener Regierung und in den gesammten diplomatischen und militairischen Vorgängen nicht vorhanden war. Man wurde in der diplomatischen Action immer drängender und ungestümer und blieb in den militairischen Vorbereitungen zurück, so daß die Sommation thatsächlich in einem Augenblicke übergeben wurde, wo man im auswärtigen Amte wissen mußte, daß die genügenden Streitkräfte noch keineswegs in Italien standen.

Von Rußland mindestens irre geführt, erhitzte sich die Partei, welche durch den Grafen Grünne ihren Einfluß geltend gemacht zu haben scheint, in Rachegedanken gegen Sardinien.

Es war in Wien alles Mögliche und Unmögliche geschehen, um sich aus der unzweifelhaft peinlichsten und ungerechtesten Lage der Welt zu befreien, nur das Einzige, was wirklich helfen konnte, eine runde, ehrliche, offene Verständigung mit Preußen und die Anerkennung der legitimen Stellung des deutschen Bundes unter der einheitlichen Leitung der einzigen deutschen Großmacht, — dieser Gedanke schien ausgeschlossen zu sein. Wenn man heute auf die leidensvolle Geschichte seit 1848 zurückblickt, so könnte man glauben, die so einfache Lösung des vorliegenden Räthsels wäre thatsächlich an den entscheidenden Stellen etwas Unbekanntes gewesen; leider hinderte mich speciell an dieser Meinung der Umstand, daß ich ja selbst zu wiederholten Malen schriftlich und mündlich in diesem Sinne die Lage der Dinge erörtert hatte und also wenigstens sicher sein mußte, daß Unkenntniß des von der deutschen Nation Geforderten weder in Wien noch in Berlin behauptet werden konnte.

Ohne Bundesgenossen griff der mit Recht auf's Tiefste erbitterte alte Kaiserstaat seinen italienischen Nachbar an, um nach den ersten zögernden Schritten sofort wieder Halt zu machen und alle mit großen Worten verkündigten Androhungen unausgeführt zu lassen.

Einer der unglücklichsten Kämpfe des Jahrhunderts begann, in welchem

der Zufall mehr als jemals den Feldherrnstab in die Hand genommen zu haben schien. In Deutschland rief es kein geringes Erstaunen hervor, als man die wahren Zahlen der verfügbaren Truppenmacht Oesterreichs erfuhr. Nach Aufstellung der vierten Bataillone war seine italienische Armee beim Ausbruch des Krieges nicht stärker als 154,000 Mann, wovon 33,000 für die Garnisonen in Lombardo-Venetien und 11,000 für die Besetzung der Romagna nöthig gewesen wären. Mit 112,000 Mann, welche am Tessin concentrirt wurden, war die Invasion des Königreichs Sardinien begonnen worden, obwohl der Feldzeugmeister Graf Gyulai diese Truppenzahl auf das Bestimmteste für ungenügend erklärt hatte, die ihm aufgetragene Unternehmung durchzuführen.

Der unbegreiflichste Widerspruch in den Maßregeln Oesterreichs war aber ohne Zweifel der, daß der Erzherzog Albrecht wenige Tage vor der Sommation in Berlin 250,000 Mann zu einer Aufstellung am Rhein angeboten hatte, während gleichzeitig der Stand der verfügbaren Truppen selbst für den Italienischen Feldzug nach der bestimmtesten Erklärung des dort commandirenden Generals völlig unzureichend war.

Die österreichische Armee hatte durch den Uebergang über den Tessin eine Erwartung erregt, welche die ganze Welt irre leitete, obwohl es heute als erwiesen angesehen werden kann, daß dem Feldzeugmeister der in Deutschland und England geträumte rasche Marsch auf Turin weder zugemuthet worden war, noch in den Sinn kommen konnte.

Im Hauptquartier war die Täuschung vorhanden, daß die Franzosen viel schneller in Oberitalien erscheinen würden, als thatsächlich der Fall war. Denn auch hier hatten Halbheit und Langsamkeit, Unfertigkeit der Rüstungen und Zwist der Generäle Hindernisse jeder Art aufgethürmt, so daß man nachträglich es ziemlich leicht hatte, zu sagen, bis zum 14. Mai, wo Kaiser Napoleon in Alessandrien sein Hauptquartier aufschlug, wäre den Oesterreichern reichlich Zeit geblieben, die sardinische Armee über den Haufen zu rennen.

Thatsächlich war der Feldzeugmeister an die Befehle, die man ihm von Wien aus zukommen ließ, so strenge gebunden, daß sich Tag um Tag im Hauptquartier die Fälle wiederholten, wo die eigenen Entschlüsse und Ordres durch die Weisungen der Militairkanzlei contremandirt werden mußten.

Ich war durch befreundete Hand aus dem österreichischen Hauptquartier mit so zuverlässigen Nachrichten versehen, daß ich den traurigen Gang der Ereignisse frühzeitig voraussehen konnte.

Mitte Mai standen die Franzosen in einer Zahl von 150,000 Mann mit 162 Geschützen auf dem italienischen Boden. Napoleon war am 10. Mai von Paris abgereist, um das Commando seiner Armee persönlich zu übernehmen.

Er befand sich im Beginn des Feldzuges in einer Art von kriegerischem Rausch und, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, zu raschen und energischen Unternehmungen aufgelegt. Mit einer ein wenig dilettantischen Unruhe begann er seine Vorbereitungen zu einem, womöglich entscheidenden Schlage, aber die Detailausführung seiner Pläne ermüdete ihn, er wurde unschlüssig und verzögerte endlich, so lange wie möglich, den Angriff. Während er anfänglich seine Generäle zu ermuntern pflegte: „Il nous faut arriver avec la rapidité de la foudre," wuchsen ihm nach seiner Ankunft in Italien die Sorgen um Proviant und Munition für seine Armee über den Kopf, so daß er nichts zu unternehmen wagte. „Si l'on ne fait pas des efforts héroiques," erklärte er jetzt, „pour créer une réserve de biscuits et de fourage qu'on ne peut former ici, où les administrations n'aboutissent qu'à peine à faire vivre l'armée au jour le jour, je me trouverai dans des grandes difficultés et je ne pourrai pas me porter en avant dans un pays dévasté par l'ennemi."

Bei weiterer persönlicher Beobachtung der Armee im Felde fand Napoleon die Ausrüstung derselben überhaupt sehr mangelhaft. Er schrieb langathmige Briefe an den Kriegsminister nach Paris, worin er sich bitter beschwerte und nur zu richtig hinzufügte: „ce n'est pas un reproche que je vous fais. Je ne l'adresse qu'au système général qui fait, qu'en France nous ne sommes jamais prêts pour la guerre."

Die vergebliche Erwartung des Angriffs von Seite der französischen Armee erregte bereits Beunruhigung im österreichischen Lager. Die Unthätigkeit der Einen vermochte nicht genug zu erstaunen über die Unthätigkeit der Anderen. So entschloß sich Gyulai am 20. Mai zu einer großen Recognoscirung, welche von General Stadion mit 25 Bataillonen von Stradella gegen Alessandria-Novi ausgeführt werden sollte. Es entspann sich das Gefecht von Montebello, dessen ungünstiger Ausgang sofort einen niederschlagenden Eindruck unter den Freunden Oesterreichs in Deutschland hervorbrachte. Man war bei der Schweigsamkeit Oesterreichs auf die Nachrichten der Franzosen beschränkt, welche unbegreifliche Verluste ihrer Gegner meldeten.

Wenige Tage darauf folgte das Gefecht bei Palestro, und gegen Ende Mai schrieb mir bezeichnend genug für die Lage der Dinge Prinz Chimay aus Paris: „Aujourd'hui on parle encore du Mincio; qui sait si un peu plus tard on ne parlera pas de Venise!"

Unter so ungünstigen Auspicien kam um dieselbe Zeit die Nachricht von Wien, daß der Kaiser Franz Joseph sich demnächst selbst auf den Kriegsschauplatz begeben würde, um den Muth seiner Truppen von Neuem anzuspornen und in die Führung der Armee mehr Ordnung zu bringen. Er hatte den General

Heß an seiner Seite, von welchem man, wie überall, so vor Allem in Deutschland die größten Erwartungen hegte. So günstig unter diesen Umständen die bevorstehende Abreise des Kaisers von Wien nach der einen Seite hin zu wirken vermochte, so bedauerlich war es, daß die politische und diplomatische Action durch die Entfernung des Kaisers eine Art von Abschluß finden und voraussichtlich einen neuen Stillstand in den Rüstungen und Actionen Preußens und Deutschlands nach sich ziehen mußte.

Ich glaube über die letzte Phase der Unterhandlungen, welche zu der Mission Willisens nach Wien führten, hier etwas Genaueres berichten zu sollen. Denn wenn auch die am Bundestage seit Mitte April eingetretene Bewegung offenkundig genug geworden war, so blieben doch die Motive ein Geheimniß, welche Preußen bestimmten, den Anträgen Oesterreichs und seiner wenigen unbedingten Anhänger in Frankfurt Einhalt zu thun.

Schon mehreremale hatte man österreichischerseits einen Anlauf genommen, um die deutschen Bundesgenossen in den Kampf gegen Frankreich zu verwickeln. Mit unpassender Rücksichtslosigkeit gegen Preußen verfolgte der Bundestagspräsident Graf Rechberg den Plan, durch Majoritätsbeschlüsse Kriegsrüstungen zu veranlassen. Man benutzte den Militairausschuß, um unter dem Scheine der Vorsorge für die Bundesfestungen den Conflict mit Frankreich aus Italien an den Rhein zu ziehen. Am 3. März 1859 war es in Folge dessen noch kurz vor dem Abgang des Herrn von Bismarck von Frankfurt zu einem gewaltigen Aergerniß gekommen, das eine ungemeine Aufregung unter den Gesandten des Bundestages nach sich zog. Man behauptete nämlich, die preußische Regierung betreibe Mainlinienpolitik, während von Berlin aus den süddeutschen Regierungen der Vorwurf gemacht wurde, man wolle den Oesterreich bedrohenden Sturm auf Preußen ablenken.

Nur mühsam wurde das Princip durchgekämpft, daß sich Preußen, als europäische Macht, in der Frage über Krieg und Frieden niemals in der Bundesversammlung majorisiren lassen könne. Ich hatte selbstverständlich, was an mir lag, Alles gethan, um die Bundesgenossen zur Anerkennung dieses Grundsatzes zu drängen. So sehr ich in Berlin für energisches Handeln mich einsetzte, so bestimmt suchte ich unter den Bundesgenossen dahin zu wirken, daß es nach Außen hin sichtbar werde, wie Deutschland, als solches, Preußen und nur Preußen in der großen Politik zu folgen vermöchte.

Aber im April wurde plötzlich von Seite Baierns Herr von der Pfordten zum Bundestagsgesandten ernannt; dies konnte nur bedeuten, daß die Mittelstaaten sich zur Action rüsteten, und wirklich erklärte der bairische Bevollmächtigte seine Aufträge dahin, daß er die Frage nach Gefährdung des Bundesgebietes nach Artikel 47 der Schlußacte in Anregung zu bringen habe. Indessen wagte er doch

mit dem Antrage über die Zusammenziehung eines Observationscorps am Rhein nicht hervorzutreten und bemerkte, daß er das hierzu nothwendige Einverständniß Preußens abwarten wolle.

In der 15. Sitzung am 2. Mai war von Frankreich der Ausbruch des Krieges officiell notificirt worden, und Preußen wünschte, daß man dem französischen Gesandten einfach die Empfangsbescheinigung dieser Mittheilung ertheile. Herr von der Pfordten sah sich dagegen veranlaßt, Mißtrauen und Abneigung gegen die Haltung Preußens in den Salons der Bundestagsgesandten nach Kräften zu steigern, während Herr von Usedom, der inzwischen an die Stelle von Bismarcks getreten war, officiell zwar auf die ernsten Rüstungen Preußens hinzuweisen in der Lage war, für seine Person aber kein Hehl machte, daß er mit der italienischen Bewegung herzlich sympathisirte.

Am 26. Mai berichtete mir Herr von Fritsch, in den Bundestagskreisen begänne man endlich doch sich in die preußische Auffassung, daß der deutsche Bund sich lediglich passiv zu verhalten hätte, zu fügen; aber freilich sei dies mehr der überwältigenden Wahrnehmung zuzuschreiben, daß bei Ausbruch des Krieges die preußische Führung unvermeidlich zu werden schien. Man fürchtete, daß dadurch die gerühmte Selbständigkeit der Bundesstaaten beeinträchtigt würde, ja man sah mit Schrecken, daß einzelne Tagesblätter schon wieder von Preußens Hegemonie zu sprechen begannen, ganz wie in dem unglücklichen Jahre 1850.

Zu meiner Freude war es doch so weit gekommen, daß die entscheidende Frage näher rückte; aber Alles kam darauf an, daß die Unterhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich vorerst zu einem günstigen Abschluß gebracht wurden.

Zur Erreichung dieses Endzweckes machte ich am 6. Mai der Berliner Regierung Vorschläge zu einem Abkommen mit Oesterreich, welche ich deshalb hier vollständig anführen muß, weil mir schon am 18. Mai Mittheilung über die Sendung Willisens nach Wien mit der ausdrücklichen Erklärung gemacht wurde, daß die Unterhandlungen eben auf der von mir bezeichneten Basis geführt werden sollten.

Nach sorgfältiger Berücksichtigung der Verhältnisse an den deutschen Höfen und in voller Kenntniß dessen, was das englische Gouvernement wünschte oder erwartete, schien es vor Allem darauf anzukommen, solche Bedingungen eines Bündnisses aufzufinden, die innerhalb der Möglichkeit und Ausführbarkeit lagen. Man mußte daher nach allen Seiten hin solche Punkte zu berühren vermeiden, welche entweder die Einheit und Einigkeit der eifersüchtigen Mächte in Deutschland stören, oder das englische Cabinet mißtrauisch machen konnten. Außerdem mußte man immer im Auge behalten, daß es der Prinz-Regent selbst war,

dem man im Augenblicke nicht zumuthen durfte, etwa große durchgreifende deutsche Reformpläne zu verfolgen.

Ich beschränkte mich daher auf die folgenden Artikel, welche eben den Anfang einer völkerrechtlichen Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich bilden sollten:

I. Preußen erklärt sich bereit, seine bisherige Auffassung des Artikels 47 der Wiener Schlußakte insoweit zu modificiren, daß es, ungeachtet Oesterreich der angreifende Theil ist, eine Gefahr für das Bundesgebiet anerkennt,

a) wenn bedeutende französische Armeecorps in der Nähe der deutschen Grenzen concentrirt werden sollten,

b) wenn die österreichische Operations-Armee in Italien über den Ticino zurückgeworfen werden sollte.

II. Oesterreich verpflichtet sich dagegen, die preußische Mediation bis dahin anzunehmen, daß der eine oder der andere der unter I a, b genannten Fälle eingetreten ist.

III. Oesterreich verpflichtet sich ferner, keinen Schritt für die Bewaffnung Deutschlands, die Mobilisirung des Bundesheeres, eine etwaige Kriegserklärung von Seite des Bundes direct zu thun oder indirect zu veranlassen, ohne vorher die förmliche Zustimmung Preußens erhalten zu haben.

IV. Oesterreich macht sich endlich verbindlich, auf jedes einseitige Vorgehen am Bunde zu verzichten, sowie gemeinschaftlich mit Preußen jedes Vorgehen anderer Bundesglieder zu verhindern.

V. Preußen und Oesterreich sind einverstanden, die Frage nach dem Oberfeldherrn des Bundes dahin zu erledigen, daß die preußischen Truppen unter preußischem, die österreichische Operationsarmee am Rhein unter österreichischem Commando bleiben; die Contingente der übrigen deutschen Bundesstaaten in zwei gleiche Hälften getheilt werden, deren eine dem preußischen, die andere dem österreichischen Truppentheil am Oberrhein (der Südarmee) angeschlossen wird.

VI. Der Operationsplan für beide Armeen wird durch Uebereinkommen von Preußen und Oesterreich festgestellt und von den beiden Feldherren der Nord- und Südarmee in Ausführung gebracht.

VII. Nach Beendigung der Rüstungen wird Preußen mehrere mobile Corps im Centrum Deutschlands aufstellen und dieselben an den Eisenbahnen dergestalt echelloniren, daß sie beim Eintreten des einen oder anderen der unter Ia, b genannten Fälle ihre strategische Aufstellung einnehmen können.

Ich hatte diese Vorschläge selbst nach Berlin gebracht und am 7. und 8. Mai mit dem Fürsten Hohenzollern und dem Prinz-Regenten mit Rücksicht auf die Lage der Dinge besprochen. Die große Mäßigung war es besonders, welche die Herrschaften in meinem Entwurfe lobend anerkannten. Im Wesent-

lichen wollte man jeden Schein vermeiden, Oesterreich zu drücken, aber ebenso wenig Etwas für dasselbe thun. Die Zeit der Erklärungen, behauptete man, sei noch nicht gekommen und man müsse abwarten, was die Ereignisse selbst mit sich bringen würden. Ich gestehe, daß ich diese Auffassung nicht ganz mit der Stellung vereinbar fand, welche ich der preußischen Großmacht in Deutschland so gerne zugewendet gesehen hätte. Denn so geringfügig die Concessionen waren, welche nach meinen Vorschlägen zunächst Preußen von Oesterreich in Bezug auf die Bundesangelegenheiten verlangen sollte, so sehr bewegte sich das Treiben in Frankfurt in einem diametralen Gegensatze dazu.

Graf Rechberg war von seinem Posten in Frankfurt abgerufen worden, um die Stelle des Grafen Buol in Wien einzunehmen. Dessen Rücktritt, seit vier Wochen schon erwartet, wurde von Niemandem, besonders auch in Berlin nicht, bedauert, aber daß der Staatsmann, welcher in Frankfurt so vielen Zwist mit der preußischen Gesandtschaft durchgefochten hatte, die äußeren Angelegenheiten Oesterreichs zu leiten berufen wurde, schien doch die Hoffnungen auf eine Verständigung der beiden Großmächte nicht sehr zu ermuntern.

„Nun ist Graf Rechberg fort," so schrieb Usedom aus Frankfurt, „um Buols Nachfolger zu werden, und ich muß der hohen Bundesversammlung noch präsidiren, auch mir selber opponiren, wenn Oesterreich und Preußen nicht zusammen stimmen, was jetzt natürlich weniger als je der Fall ist. Denn Oesterreich will mit dem übrigen Deutschland Frankreich angreifen, Preußen sich nur gegen dasselbe vertheidigen. Dieser Widerstreit ist gestern officiell zum ersten Male zu Tage gekommen. Hannover stellte, trotz allen Abrathens, den Antrag auf Aufstellung eines Observationscorps in Oberdeutschland und ich habe dagegen, auf ausdrücklichen Befehl von Berlin, einen entschiedenen Protest zu Protocoll gegeben."

Es schien mir unter diesen Umständen erwünscht, einen möglichst unumwundenen Ausdruck der im westlichen und südlichen Deutschland vorhandenen Mißstimmung gegen Preußen nach Berlin gelangen zu lassen, und ich schrieb daher an den Fürsten Hohenzollern:

„Es genügt nicht, wenn Ihr sagt: Habt Vertrauen zu uns! Verlaßt Euch auf unsere patriotischen Gesinnungen! Oder! Wir werden Euch schützen! Letzteres ist sehr leicht gesagt, indem Frankreich natürlich nicht daran denken kann, Deutschland schon jetzt anzugreifen."

„Alle diese Phrasen passen in eine andere Zeit; sogar die Schlußrede des Prinzen, wenn sie in Preußen auch befriedigt haben mag, hat im übrigen Deutschland gar keinen und eher noch einen deprimirenden Eindruck gemacht."

„Ich rede nicht von österreichisch gesinnten Blättern, auch nicht von Personen, die aus Servilismus für irgend einen Mittelstaat Franzosenblut verlangen, ich will auch die Kannegießerei des deutschen Michels nicht hoch anschlagen . . . aber das Vertrauen zu Preußen ist gänzlich geschwunden. Man glaubt fest an eine, wenn auch versteckte, Neutralitätspolitik und sieht die Kriegsbereitschaft der Armee nur als ein Mittel an, die übrigen Staaten und die öffentliche Meinung zu täuschen."

Am Schlusse meines Briefes bat ich den Fürsten von Hohenzollern, mir doch bald, entweder selbst oder durch unseren Freund Duncker, ein Zeichen des Lebens und der Action zu geben und vor Allem einige Aufklärung über Willisens Mission nach Wien zu Theil werden zu lassen, worauf ich die folgende Antwort am 18. Mai von M. Duncker erhielt:

„Gnädigster Herr!

„Euer Hoheit Schreiben vom 17. d. M. habe ich die Ehre im Auftrage des Fürsten vorläufig zu beantworten."

„Gewiß könnten die Dinge mit rascherer Entschlossenheit und einem größeren Maß von Selbstgefühl geführt werden, indeß ist doch, so weit ich zu sehen vermag, kein Grund vorhanden, an einem glücklichen Ausgang zu verzweifeln. Eurer Hoheit Bemerkungen über den Eindruck der letzten Debatten des Landtags und der Thronrede sind vollkommen zutreffend, insofern Worte nicht mehr vermögen die Situation zu beherrschen; indeß zeigen die Nachrichten aus dem Süden, daß kein Terrain weiter verloren, vielleicht einiges damit wiedergewonnen worden ist. Zudem ist die Regierung in Berlin selbst vor einem zu ausschließlichen Anschluß an Oesterreich besorgt geworden, der Antrag Hannovers am Bunde scheint nichts weiter zu sein, als ein Versuch, die Stellung der Regierung im eigenen Lande zu verbessern; Württemberg will das Beobachtungscorps ebenfalls nur aus Rücksichten für seine eigene Bevölkerung; nur Sachsen scheint durch und durch schwarzgelb."

„Die Aufstellung mobiler Corps an den Grenzen ist mehr vertagt, als aufgegeben. Der Gang der Mission des Generals Willisen soll nicht gestört werden. Auf dieser ruht gegenwärtig das Hauptgewicht. Die Anerbietungen, welche diese Sendung in Wien macht, sind so werthvoll, daß ihnen, wie ich annehmen darf, Euer Hoheit Billigung nicht fehlen würde. Die Gegenforderungen wurden von der äußersten Mäßigung dictirt. Das Ganze bewegte sich in einer bestimmten Analogie zu den Vorschlägen Eurer Hoheit vom 6. Mai. Leider nimmt man in Wien noch immer Anstand, einfach einzugehen, und man würde nach hiesiger Ansicht auch das Bescheidenste zu erreichen verzichten, wenn man sich vor der definitiven Erklärung Wiens in irgend einer Weise engagirte."

„Ueber die näheren Umstände des Rücktritts des Grafen Buol scheint man hier nicht näher unterrichtet. Derselbe ist wohl zumeist aus inneren Gründen und dem zwischen dem Minister und dem Militaircabinet bestehenden Zerwürfniß entsprungen und wahrscheinlich durch den Wunsch, dem russischen Cabinet einen Schritt entgegen zu kommen, befördert worden."

„Dem weiteren Vorschreiten unserer Mobilisirung stehen die Rücksichten entgegen, welche man der Landwehr schuldig zu sein glaubt. Indeß ist man seit Euer Hoheit Anwesenheit entscheidenden Beschlüssen um Vieles näher gekommen und man wird, trotz des Versagens Englands, sich durch keinerlei Drohung, keinerlei Maßnahme des Ostens abhalten lassen, in dem vorgezeichneten Moment einzutreten. Derselbe liegt nicht mehr fern."

„Berlin, 18. Mai 1859.

Eurer Hoheit
ehrerbietigst ergebener
M. Duncker."

Unzweifelhaft war die Sendung Willisen's der wichtigste Schritt, der geschehen konnte, und man horchte daher mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Nachrichten aus Wien. Der Ministerwechsel, der dort stattgefunden, mußte endlich in seiner wahren Natur und Bedeutung an den Tag kommen. Die verschiedentlichsten Gerüchte schwirrten durch die Luft. Während die Einen wissen wollten, die Verhandlungen verliefen günstig, wußten Andere zu berichten, daß Oesterreich im diametralen Gegensatz gegen die Wünsche Preußens bereits Truppen, ja ein ganzes Cavalleriecorps an den Rhein beordert habe.

In der Schweiz und in Süddeutschland sprach man davon, daß sich ein Sonderbund gebildet habe, an dessen Spitze Sachsen stände, und H. von Arnim, der mir diese sonderbare Nachricht ernstlich vermittelte, meinte bereits, Preußen werde wohl an dem Tage Sachsen besetzen, wo das sächsische Corps ausrücke, um Böhmen zu besetzen.

Das Sonderbarste und Unerklärlichste aber war, daß man versicherte, Oesterreich bedürfe zwei Armeecorps, um Ungarn zu sichern, wo Alles zu einem Aufstand reif sein sollte und Landungen von revolutionairen Truppen von der französischen Flotte aus zu befürchten ständen. Trotz alledem waren die Resultate, welche die preußische Mission in Wien erzielte, nur sehr dürftig zu nennen. Minister v. Beust bezeichnete mir dieselben in folgender Art: „Oesterreich hat zugesagt, die Aufstellung eines Observationscorps am Oberrhein bis auf Weiteres nicht zu beanspruchen und Preußen die Initiative für die zur Sicherheit Deutschlands zu ergreifenden militairischen Maßnahmen zu überlassen. Dagegen hat sich Preußen vollkommen damit einverstanden erklärt, daß von den einzelnen deutschen Staaten größere Truppenzusammenziehungen im Innern

d. h. in angemessener Entfernung von der französischen Grenze veranstaltet werden und man sagt, Preußen beabsichtigt selbst solche Concentrirungen bei Erfurt."

Inzwischen war es sehr schwierig, etwas Sicheres und Zuverlässiges über die Willisenschen Abmachungen zu erfahren und ich war daher genöthigt, einen Vertrauensmann nach Berlin zu senden, welchem der Fürst von Hohenzollern, nur gegen Garantie der strengsten Verschwiegenheit, die Lage der Dinge darlegte.

Willisen hatte vor der Abreise des Kaisers von Oesterreich nach Italien von diesem noch die Versicherung empfangen, daß er die Hoffnung einer festen Bundesgenossenschaft aufrecht halte und daher durch drei Wochen keinerlei selbständige Schritte am Bundestage machen lassen wolle. Man durfte also annehmen, daß binnen der kürzesten Frist diese Verabredungen und Präliminarien zu einem festen Vertrag führen müßten. Aber in räthselhaftester Weise verliefen auch diese Verhandlungen im Sande, und da über dieselben kaum etwas Sicheres bekannt wurde, so dürfte ein Bericht, der mir damals vorlag, nicht unerwünscht sein:

„Euer Hoheit werden sich freuen, zu erfahren, daß die Sachen doch nicht so schlimm stehen, als sie gemacht worden sind und ich beeile mich daher, eine vorläufige, kurze, aber durchaus sichere Nachricht über das Ergebniß der Willisen'schen Mission zu geben."

„Willisen hat allerdings keine Vollmacht gehabt, bindende Zusagen zu machen, indessen ist das Resultat seiner Unterhaltungen mit dem Kaiser und mit Rechberg doch in einem von Rechberg verfaßten Resumé niedergelegt, welches hier jetzt zur Berathung steht."

„In kurzen Zügen enthält dieses Resumé Folgendes: 1. Oesterreich überläßt Preußen nach seinem Gutdünken den Moment, wann und die Weise, wie es handelnd in den Krieg eingreifen will, zu bestimmen. 2. Es überläßt Preußen die Führung der deutschen Bundesarmee. 3. Es fordert dagegen von Preußen die Garantie seines italienischen Territorialbestandes."

„Man sagt mir, daß der Prinz-Regent und der Fürst für die einfache Annahme dieses Programms der künftigen deutschen Politik seien und daß die Gegner desselben nicht wagen, die einfache Verwerfung desselben zu beantragen, sondern die Annahme desselben unter Bedingungen befürworten, von denen sich erwarten läßt, daß Oesterreich sie nicht annehmen werde."

„Dies ist namentlich das Bestreben von Pourtalès, der unter Anderem verlangen soll, daß Oesterreich seine Gesandten von den deutschen Höfen abberufe."

„Zur Ergänzung füge ich noch hinzu, daß Oesterreich Preußen für diesen Krieg unter der angegebenen Bedingung nicht nur die militairische, sondern auch die politische Leitung Deutschlands überlassen will, und ferner, daß die

Garantie der Lombardei oder richtiger des italienischen Besitzstandes Oesterreichs nicht als eine dauernde, sondern als nur für diese Zeitläufe zu geben, verstanden wird. Letzteres ist von Bedeutung."

„Uebrigens ist diese Garantie von Anfang an von Willisen angeboten, Oesterreich hat aber stets weitergehende Forderungen gestellt, bis endlich der Kaiser vor seiner Abreise nach Italien Willisen hat kommen lassen und die Sache auf den jetzigen Standpunkt gestellt hat."

„Der Fürst sagt mir, es sei gestern Conseil gewesen, und wenn auch noch kein definitiver Entschluß gefaßt sei, so zweifle er doch nicht, daß die Entscheidung einfach für die Annahme des Resumés ausfallen werde. Der Prinz-Regent ist entschieden dafür und außer dem Fürsten auch Auerswald. Heute ist wieder Conseil. Der Fürst läßt Ew. Hoheit bitten, vor getroffener Entscheidung den Inhalt der Willisenschen Abmachungen sehr geheim halten zu wollen. Er freue sich auf den Augenblick, wenn die Bombe platzen werde. Gegenwärtig ahne Niemand etwas davon, da auch die Oesterreicher keine Mittheilung darüber gemacht hätten."

Inzwischen blieb die erwartete Meldung einer definitiven Annahme der Abmachungen zwischen Preußen und Oesterreich aus. Zunächst wollte man sich in Berlin nicht öffentlich erklären, weil man fürchtete, dadurch die Zeichnungen auf das ausgeschriebene Anlehen zu stören, nachher wurde die Situation wieder durch den rapiden Gang der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze mit jedem Tage verändert, so daß der militairische Theil der Vereinbarungen Willisens in Wien gleichsam von selbst zu Boden gefallen war. Oesterreich bedurfte seiner gesammten Streitkräfte in Italien, der Krieg am Rhein fiel voraussichtlich ganz zu Lasten Preußens, wenn es einmal zur Action kam.

Denn während man in Berlin rathschlagte, erwog und calculirte, war in Italien die Schlacht bei Magenta geschlagen worden. Ich will nicht in die Schilderung des militairischen Details dieses verzweifelten Ereignisses eingehen. Es ist bekannt genug, wie glücklich den Franzosen der verdeckte Marsch an den oberen Ticino gelang, und der ahnungslose Feldzeugmeister in der immerwährenden Erwartung, es müsse am Po zur Schlacht kommen, am 4. Juni den verhängnißvollen Kanonendonner von Turbigo und Buffalora zu hören bekam. Der Verlauf des Kampfes, der sich hierauf um Magenta concentrirte, ist für beide Theile dadurch charakteristisch geworden, daß noch zwei Tage nach der Schlacht in den feindlichen Lagern eine völlige Unsicherheit über die Situation herrschte und kein Theil recht eigentlich den Muth hatte, sich den Sieg beizumessen.

Dieser Umstand bewirkte denn auch, daß man in Deutschland erst spät von

den für Oesterreich ganz verderblichen Folgen der Schlacht Gewißheit erhielt. In Dresden, wo man sich im Besitze zahlreicher guter Quellen über die Kriegsereignisse befand, war noch am 8. Juni die Meinung verbreitet, die Kämpfe dauerten am Ticino ununterbrochen fort, und erst am 9. Juni war man über den verhängnißvollen, eiligen Rückzug der Oesterreicher an den Mincio genauer unterrichtet.

Napoleons Einzug in Mailand und der ungeheuere Effect, welchen dies Ereigniß in Paris hervorbrachte, ließ es nun schon wieder viel schwerer erscheinen, die viel besprochenen Willisenschen Abmachungen in Berlin zu ratificiren. Jeder Tag, welcher Oesterreich kampfunfähiger machte, steigerte, wie die Gefahr, so auch die Unlust, den Krieg auf Deutschlands Boden herüber zu ziehen.

Allerorten trat eine Ernüchterung unter den Freunden Oesterreichs ein. So wurde mir aus Dresden gemeldet: „Die verlorene Schlacht von Magenta und der Einzug des Kaisers Napoleon in Mailand hat hier einen sehr niederschlagenden Eindruck gemacht; mancher Franzosenhasser wird nun wohl einsehen, welchen formidabeln Feind wir uns durch das unkluge Benehmen Oesterreichs auf den Hals gehetzt haben, darum unklug, weil diese Macht bisher zeigt, daß sie weder Mittel noch Fähigkeit besitzt, ihrem Gegner Widerstand entgegen zu setzen. Deutschland mag daher wohl Recht haben, sich zu besinnen, in einen Kampf sich einzulassen, dessen Ausgang Keinem zweifelhaft ist."

Auch in England gab es, der Napoleonischen Strömung gegenüber, keinen Halt mehr. Es war tragisch zu sehen, wie aller, noch vor Kurzem so heftig lautgewordene Haß gegen Napoleon vor den vollendeten Thatsachen verstummte und die Rücksichten, die man auf die Verträge zu Gunsten Oesterreichs noch eben genommen, mit einemmale in das nackte Gegentheil umschlugen.

Gleich nach Empfang der ersten Nachrichten über den Gang der Dinge auf dem Kriegsschauplatze schrieb mir mein Bruder, schon vor Magenta, am 3. Juni:

„Gestern Abend erhielt ich Dein Telegramm in Ziffern. Ich wußte, daß die Dinge ohngefähr so standen, als Du beschreibst. Bei aller Anmaßung und allem Uebermuth haben sich die Oesterreicher aber nun auch noch bei jeder Gelegenheit, größerer oder kleinerer, schlagen lassen. Sie haben schon 10 Kanonen und 4000 Todte und Verwundete, viel Terrain und ihre Communicationslinien zwischen dem Centrum und Mailand verloren und die Seen und Alpen an Garibaldi! Hier ist der Neutralitätswunsch nun ganz zur Herrschaft gekommen. Palmerston hofft die Oesterreicher bald aus ganz Italien geworfen zu sehen, selbst auf die Adresse, das Ministerium zu stürzen. Die Minister

stehen seit den Wahlen 300 gegen 350. Wenn die Opposition wirklich zusammenhalten will, sind sie darum in der entschiedensten Minorität; sie war bis gestern uneinig, gestern aber sollen Lord John und Mr. Bright ihren Handel abgeschlossen haben, und Ld. John und Palmerston hatten sich schon früher verständigt."

„Die Allgemeine Zeitung hat durch einen dummen Artikel, in welchem sie insinuirt, die Deutschen müssen auf Paris marschiren, weil die Franzosen unvorbereitet seien, hier eine böse Stimmung hervorgebracht und selbst von der Times einen sehr antideutschen Artikel nach sich gezogen! Die große Verschwörung pour localiser la guerre gewinnt bei der gegenwärtigen Sachlage täglich Boden. . . . . ."

Wiewohl ich wußte, daß die Beobachtungen des Prinzen Albert über die englischen Verhältnisse nur allzu genau waren, und die angedeutete Richtung durch die späteren Ereignisse noch verstärkt worden sein mußte, so glaubte ich doch den Umstand, daß ich von der Königin Victoria ein persönliches Schreiben zufällig am 6. Juni erhalten hatte, benutzen zu sollen, um einen ausführlichen Bericht über die Situation und ihre Gefahren unmittelbar in die Hände der Königin gelangen lassen zu können. Ich stellte in demselben die Nothwendigkeit vor, daß die Zeit einer Verständigung mit Preußen über eine gemeinsame Haltung nunmehr da wäre, und bat in der Hoffnung, daß die Königin meinen Brief dem Cabinet mittheilen würde, eine solche Stellung zu nehmen, welche es den deutschen Mächten zum mindesten möglich machte, gegen Rußland hin gedeckt, das drohende Uebergewicht Frankreichs im letzten Augenblicke zu pariren.

Mein Bruder antwortete unmittelbar darauf am Waterlootage mit einem Schreiben, welches die ganze Veränderung der Lage mit unleugbarer Deutlichkeit, man könnte sagen, mit Keilschrift zu erkennen gab:

„Dein langer Brief an Victoria, dessen Argumentation vollkommen richtig und dessen Logik unwiderleglich, scheint mir dennoch nicht den ganzen Fall zu umfassen und veranlaßt mich zu folgenden Bemerkungen: Die englische Regierung ist eine volksthümliche, die Verfassung eine täglich mehr demokratisch werdende. Völker berechnen nicht, können als Massen nicht berechnen, sondern fühlen nur; werden darum nicht von ihren Interessen, noch weniger von staats- oder völkerrechtlichen Principien oder Deductionen geleitet, sondern nur von Gefühlen, Instincten. Zu diesen gehören das Rechtsgefühl, das Freiheitsgefühl und hauptsächlich der Trieb der Selbsterhaltung. Seit 1817 strebt das englische Volk nach weiterer Entwickelung der Freiheit und Selbstbestimmung zu Hause und ebenso in Europa. Oesterreich steht ebenso lange an der Spitze

der Angriffe gegen die Völker, ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Seit 1830 siegt die Demokratie in England und die französische schließt sich an sie an. Von da an bis an die spanischen Heirathen ist Oesterreich der ausgesprochene Widersacher auf dem Continente, im Völkersturm von 1848—49 ist es Oesterreichs Grausamkeit in Italien und Ungarn und Härte in Deutschland, die dem englischen Volke durch Palmerstonsche Diplomatie, Presse und Refügiés beständig vorgehalten worden. Das Concordat und der Jesuitismus mit der Verfolgung der Protestanten hat das Maß vollgemacht. Daß Sardinien als einziger constitutioneller und toleranter Staat in Italien, trotz seiner übeln Lage zwischen Oesterreich und Frankreich und dem Papste, die vollsten Sympathien Englands hatte, bedarf keiner Erwähnung."

„Es bedurfte nun der Immoralität der Napoleonisch-Sardinischen Verschwörung gegen Oesterreich, um alle diese Gefühle zu überwinden und das Rechtsgefühl in Thätigkeit treten zu lassen, um sie zu überbieten. Dies war eingetreten, als Du noch hier warst. Da nun hat Oesterreich den Einfall in Sardinien gemacht und mit einem Male das Rechtsgefühl verletzt und dem Feinde hinüber gegeben! Es blieb also nur noch der Trieb der Selbsterhaltung, dieser ist noch stark und treibt zum Hasse gegen Frankreich; aber die Oesterreicher haben die Lombardei geräumt, den Kirchenstaat, Parma, Modena etc. und das Freiheits- und Nationalgefühl der Italiener macht sich Luft und sein Jubel erfüllt die Ohren des englischen Volkes. Welcher Staatsmann könnte Schritte übernehmen, um den jubelnden, befreiten Italienern die österreichische ...... Botmäßigkeit wieder aufzudrängen? Und dafür die Sicherheit und den Frieden seines eigenen Landes opfern?" ....

„Alles was wir darum thun können, ist die strengste Neutralität aufrechtzuerhalten. Es bedarf neuer Thatsachen, um neue Gefühle zu erwecken."

„Ewig etc.

„Windsor Castle, 18. Jun. 59.

Albert."

Wenige Tage später wurde das Cabinet Derby gestürzt und die Freunde Italiens und des französischen Imperators machten den Einfluß Englands genau in der von meinem Bruder vorhergesagten Richtung geltend. Hand in Hand mit dieser Wendung der englischen Politik ging Rußland mit dem offen ausgesprochenen Zwecke, Preußen und Deutschland niederzuhalten und zu verhindern, sich in den nun von allen Seiten als „localisirt" anerkannten Krieg einzumischen.

In Berlin erinnerte man sich wohl, daß die Situation durch den letzteren Umstand eine verzweifelte Aehnlichkeit mit 1850 erhalten hatte, wo die Ein-

schüchterungen Rußlands Preußens Ansehen so nachhaltig untergruben. Der Prinz-Regent glaubte mit der größten Zuversicht, den damals gerade von ihm so schwer empfundenen Fehler Preußens nicht wiederholen zu dürfen, aber er konnte sich doch nicht entschließen, die Friedensfreunde in seinem Ministerium zu opfern. Von ihm persönlich wird es ganz richtig gewesen sein, was man mir von Berlin schrieb: „Der Sturz Derbys irrt den Prinzen so wenig auf seinem geraden Wege, wie die Drohungen Rußlands." Aber eben so sicher war, daß der Prinz-Regent so wenig wie der Fürst von Hohenzollern mit Männern wie Schleinitz, Usedom, Gruner etc. auf der von ihnen gewünschten Bahn vorwärts kommen konnte.

Ich schrieb daher am 10. Juni offen an den Fürsten nach Berlin, es wolle mir scheinen, daß halbe Maßregeln, wie sie jetzt in der theilweisen Mobilisirung beabsichtigt seien, uns in größere Gefahren stürzen würden, als wenn man die abwartende Stellung, die man bisher eingenommen, andauern ließe.

„Ist es Dir nicht gelungen, so argumentirte ich weiter, für Deine und des Prinzen Ansichten ein starkes Ministerium zu construiren, so werden alle getroffenen Maßregeln abgeschwächt werden und eine für Deutschland gefährliche Halbneutralität die unmittelbare Folge sein, oder Ihr tretet bei den sogenannten Friedensverhandlungen an die Seite der Mächte, deren Verhalten eine stillschweigende Action gegen Oesterreich ist."

„Unsere guten Freunde, Usedom, Gruner etc. hegen sammt und sonders italienisch-französische Sympathien. Deutschland ist ihnen fast fremd und für Preußen möchten sie nur die Politik machen, welche, ohne Opfer zu bringen, Oesterreich ruinirt. Es ist sehr traurig, von sonst klugen und rechtschaffenen Freunden sich im Augenblicke trennen zu müssen. Ich habe mit denselben gründlich gebrochen."

„Da Ihr Euere Schritte in tiefes Geheimniß hüllt, so darf ich wohl kaum zu hoffen wagen, daß für mich allein der Schleier gelüftet wird. Ich spreche daher nur den Wunsch aus, nicht zu den Letzten zu gehören, denen Ihr Mittheilung macht, wenn es an der Zeit erscheint. Ich komme soeben von Frankfurt zurück, wo ich mit meinem Schwager, dem Großherzog, eine Zusammenkunft hatte. Seine Ansichten sind vollkommen die meinen, und seine Stimme ernst und würdig. Der Zustand in Frankfurt ist aber entsetzlich."

Schon am 22. Juni antwortete mir Fürst Hohenzollern über die Situation in Berlin so eingehend, daß ich sein Schreiben hier statt aller eigener Schilderung einfügen kann:

„Aus Deinem letzten zutrauensvollen Schreiben entnehme ich eine Verstimmung über unsere nur partielle Mobilmachung, welche ich zu zerstreuen

suchen will. Das Gelingen unserer Anleihenegociation hing von dem Umstande ab, daß durch einen calmirenden Artikel officiös gesagt werden mußte, daß nicht das ganze Heer mobil gemacht werde. Würde man von diesem Beruhigungsmittel keinen Gebrauch gemacht haben, so hätten wir unfehlbar kein Geld bekommen und der preußische Credit wäre compromittirt gewesen. Dies die Hauptsache."

„In zweiter Linie muß geltend gemacht werden, daß es nicht politisch ist, Rußland zu irritiren. Durch Unterlassung einer Corpsaufstellung an seinen Grenzen hat man es vorerst moralisch verpflichtet, mit Mäßigung und Zurückhaltung in seinen Ansprüchen gegen Preußen aufzutreten."

„Beide Gesichtspunkte sind durch die Ergebnisse gerechtfertigt."

„Wenn ich heute die Zielpunkte unserer Politik Dir noch nicht zu enthüllen vermag, so liegt diese Unmöglichkeit in den bestehenden Verhältnissen, in einem gewissen Kleinmuthe in den Vollzugsorganen, in einer sich stets geltend machenden Angst und Scheu vor positiven Maßregeln, schließlich in einer nicht genug zu beklagenden Incorrectheit der Diplomaten, deren Namen Du errathen wirst. Trotz aller dieser Hindernisse sind wir dennoch auf einen besseren Standpunkt gekommen. Die Mobilmachung von 240 000 Mann ist jedenfalls ein guter Anfang."

„Vorerst wird eine Rhein- und Mainarmee gebildet, die Wirkung dieser Concentrirung ist eine Oesterreich günstige. Sie bedingt die Theilung der französischen Streitkräfte. Damit ist viel geschehen, d. h. im Hinblick auf unsere stets engherzigen und ängstlichen Standpunkte. Nach und nach erreichen wir Alles, sogar den für unsere inneren und äußeren Zustände nothwendigen Krieg, allein als ausschließlichen Zielpunkt dürfen wir ihn einstweilen stillschweigend hoffen, aber nicht voranstellen."

„Die Unentschlossenheit ist der Fluch Preußens, aber sie muß als Thatsache acceptirt werden und jede Discussion hierüber ist nutzlos. Wir kommen zum Ziel, aber mit Umwegen und zu unserem eigenen Schaden."

„Dieser Tage versammeln sich Abgeordnete der 4 deutschen Bundes-Armeecorps hier in Berlin zur Besprechung von militairischen Maßnahmen, Truppenaufstellungen u. s. w."

„Es nöthigt diese Zusammenkunft uns zum Sprechen und darin liegt ihr Hauptnutzen. Auch die factische Anerkennung unserer militairischen Leitung und Führerschaft liegt in dem Umstande, daß diese Militair-Repräsentanten hier zusammenkommen."

„Die Commandoverhältnisse sind hier nicht geordnet. Ich zweifle nicht daran, daß Du ein Corps erhältst. Bis jetzt fungiren die Alten noch und es kostet Mühe, ihnen den Hals zu brechen. Geduld in jeder Hinsicht."

„Sei überzeugt, lieber Freund, daß ich Dir sofort Nachricht geben werde, wenn Großes sich hier ereignen sollte. Bis jetzt ist es der bloße Kampf und das Ringen um Größeres, und mit solchen Details will ich Dich nicht ermüden. Sei überzeugt, daß das Gute und Wahre sich Bahn brechen wird. Ich zweifle nicht daran, wenn schon manche Hemmnisse in den Weg gelegt werden. Unsere Haugwitze können nicht anders. . . . .“

Das Schreiben des Fürsten von Hohenzollern berührte, mit den letzten Worten, einen Punkt, welcher eine nur zu berechtigte Klage über den Mangel großer Staatsmänner im Gebiete der äußeren Politik gleichsam in sich schloß. Diese Empfindung theilte der Prinz-Regent selbst. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit ihm und Hohenzollern aus dem Anfang des italienischen Krieges, wo die Unzulänglichkeit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten schon hervortrat. Man nannte mancherlei Namen, welche eine festere Stütze des Ministeriums Hohenzollern zu werden vermöchten, aber im Allgemeinen schien in diesem Fache Preußen hinter allen Großmächten damals zurückstehen zu müssen. Charakteristisch jedoch war, daß bei dieser Gelegenheit auch der Mann erwähnt wurde, welcher nachher berufen sein sollte, die Bedeutung der preußischen Staatskunst für alle Zeiten zu sichern. Wenn es auf Talent, Muth und Kenntniß ankäme, bemerkten Fürst Hohenzollern und ich gegenüber dem Prinz-Regenten, so wäre der Gesandte, der eben im Begriffe war, seinen Posten in Frankfurt zu verlassen, gewiß die geeignetste Persönlichkeit für den großen Moment; aber Herr von Bismarck, meinte der Prinz-Regent, müßte sich ganz verändern, wenn er zur Leitung der äußeren Politik berufen würde. „Denn das fehlte jetzt gerade noch,“ schloß Derselbe, „daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der Alles auf den Kopf stellen wird.“

Solcher Tendenzen konnte Herr von Schleinitz sicher nicht angeklagt werden. Mit einer fast erstaunlichen Ruhe und Selbstverleugnung erörterte er noch am 24. Juni in einer bekannten Circulardepesche den Standpunkt, von welchem die königliche Regierung die Mobilmachung des größeren Theiles ihres eigenen Heeres betrachtet wissen wollte und gab über die Motive Rechenschaft, welche ihn bestimmten, jetzt endlich auch mit einem Antrage in der Bundesversammlung hervorzutreten.

In der 23. Sitzung am 25. Juni hatte Herr von Usedom in Frankfurt die Erklärung abgegeben, daß die k. preuß. Regierung, Angesichts der Ausdehnung der kriegerischen Ereignisse in Italien, beschlossen habe, zur Unterstützung ihrer eigenen Politik sowie zur weiteren Sicherung Deutschlands und seiner Machtstellung, sechs Armeecorps in der Art zu mobilisiren, daß jeden Augenblick zu Armee-Aufstellungen geschritten werden könne. In Verbindung mit

dieser Maßregel wurden folgende Anträge gestellt: Hohe Bundesversammlung wolle beschließen:

1. Zum Zwecke der Sicherung Deutschlands und seiner Interessen ist die Zusammenziehung eines Observationscorps am Oberrhein aus Contingenten des 7. und 8. Bundesarmeecorps in der Weise zu bewirken, daß dieselben mit der von der preußischen Armee beabsichtigten Aufstellung, zu welcher, insoweit sie auch am Mittelrhein auf außerpreußischem Bundesgebiet erfolgen solle, die Bundesversammlung hiermit ihre Zustimmung ertheilt, in planmäßigem Zusammenhange stehe. Die Feststellung dieses Zusammenhanges bleibt besonderen näheren Verabredungen überlassen.

2. Den Befehl über das zu bildende Bundes-Observationscorps auf Grund des Art. 46 der Bundeskriegsverfassung der Krone Baiern zu übertragen.

Bei der Gründlichkeit, mit welcher auch in solchen Zeitläuften am Bundestage vorgegangen wurde, war der Antrag dem Militair-Ausschusse zugewiesen worden und, da die Instructionseinholung nicht zu umgehen war, so konnte vor 14 Tagen an eine Beschlußfassung nicht gedacht werden. Erst als diese Frist herum war und wieder ganz veränderte Zeitverhältnisse vorlagen, wurde von Seite Oesterreichs ein von Preußen kaum mehr gewünschter Antrag gestellt, die Bundesversammlung wolle beschließen, dem Prinz-Regenten von Preußen den Oberbefehl über das ganze Bundesheer zu übertragen.

Dies geschah in einem Augenblicke, da man in Paris und London schon an einen nahen Friedensschluß zu denken anfing. Denn nach den unglückseligen Kämpfen an der Ticinolinie hatte sich die österreichische Armeeleitung zu der „Rückwärtsconcentrirung" am Mincio entschlossen, wo die französisch-sardinische Macht an dem vielgenannten „unüberwindlichen Festungsviereck" gebrochen werden sollte. Der Kaiser von Oesterreich hatte selbst den Oberbefehl übernommen, und der unglückliche Feldzeugmeister legte seinen Feldherrnstab zurück. Dem Feldmarschall-Lieutenant Heß fiel die eigentliche Leitung der Operationen zu. Am 21. Juni waren die Oesterreicher, nachdem sie noch an der Adda den schweren Rückzugskampf von Melegnano bestanden hatten, unter dem Schutze ihrer Festungen vereinigt und hofften, durch eine Entscheidungsschlacht die Lombardei wiedergewinnen und den durch die französische Flotte vorbereiteten Angriff auf Venedig noch verhindern zu können.

Die verbündeten Heere waren so rasch gefolgt, daß man auf beiden Seiten kaum eine Ahnung davon hatte, wie nahe sich die Hauptarmeen standen, als am 24. Juni Morgens die Schlacht bei Solferino entbrannte. Der blutige Kampf ist vom militairischen Standpunkte so oft und gründlich erörtert worden, daß es mir überflüssig erscheint, der kleinen Details hier besonders zu gedenken, welche

mir von verschiedenen Seiten mitgetheilt wurden. Im österreichischen Heere, so schrieb mir mein Vetter Mensdorff einige Tage nach der Schlacht, war man der Ansicht, daß der vom Kaiser befohlene Rückzug nicht durchaus nöthig gewesen wäre. Mein Vetter berief sich besonders auf den später von vielen anderen österreichischen Offizieren gleichfalls hervorgehobenen Umstand, daß „unser rechter Flügel entschieden gesiegt, der linke zur Hälfte und nur das Centrum eigentlich geschlagen worden sei."

„Mit drei schwachen Cavallerieregimentern", so erzählte mir Mensdorff weiter, „hielt ich von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags die ganze feindliche Cavallerie und ihre im Centrum aufgestellte zahlreiche Artillerie im Schach, so daß sie nicht vorzurücken wagten. Hätte ich das Doppelte gehabt und nur einige Batterien schweren Kalibers, so würde ich diesen Theil durchbrochen haben. Nur anderthalb Wegstunden vom Schlachtfeld überschritt die ganze Armee auf wenig schmalen Brücken den Mincio, ohne daß ein Franzose es gewagt hätte, uns zu verfolgen. Die genommenen Kanonen sind meistens nur zerschossene Trümmer, die man liegen lassen mußte, mit Ausnahme einiger weniger Geschütze, die in Solferino standen und von denen die ganze Mannschaft und Bespannung todt neben den Geschützen lag. 17—18 000 Todte und Verwundete, worunter über 800 Offiziere, deckten unsererseits das Schlachtfeld, die Franko-Sarden gestehen selbst ein, daß sie 18000 Mann verloren haben. Dabei eine glühende Sonne, wie man sie nur in den Ebenen Italiens kennt, so daß Leute während des Gefechtes vom Sonnenstich wahnsinnig wurden. Ich selbst sah einen dergleichen Mann, der seinen Rock weggeworfen hatte, im Kanonenfeuer herumtanzen und die Cavallerie mit Erdschollen bewerfen. Nimmt man dazu, daß von den neuangekommenen Corps manche Leute kaum aus dem Waggon gestiegen waren, selbst aber erst unter die Fahnen berufen, im Waggon erst unterrichtet werden mußten, wie die neuartigen Gewehre zu laden sind, und daß weder Offizier noch Mann das sehr schwierige, einem Maulbeerbaumwald ähnliche Terrain Italiens kannten, so läßt sich Manches erklären. Manche Abtheilungen wichen, weil alle ihre Offiziere todt oder blessirt waren, sie selbst kaum ihre Compagnien noch kannten und in dem alle Uebersicht unmöglich machenden Terrain sich gar nicht zurecht zu finden wußten."

„Mögen die Manen der vielen Gefallenen", so schloß mein Vetter seine traurige Beschreibung, „denen, die inzwischen gemächlich am Schreibtisch sitzend, politische Windeier legen, manchmal als Traumgestalten die Ruhe der Nächte stören."

Die österreichische Armee befand sich am 25. Juni noch ziemlich genau in denselben Stellungen, die sie am 23. einnahm, und zog sich in den nächsten

Tagen, auf Verona gestützt, hinter die Etsch zurück, wo sie am 27. in gesicherter Lage an ihre Reorganisation gehen konnte. Die Franzosen und Italiener verharrten noch in ihren früheren Stellungen und schienen keine Anstalt zu machen, den Mincio zu überschreiten. Unschlüssigkeit auf beiden Seiten, sowohl in Betreff des Angriffs, wie der Vertheidigung, schien von den Anstrengungen und Leiden der Junitage allein zurückgeblieben zu sein, und die beiden kaiserlichen Führer sollen persönlich von den Eindrücken erschöpft gewesen sein, welche die letzte Schlacht und ihre Schrecken auf ihr menschlich fühlendes Gemüth nur zu natürlich hervorbringen mußten.

In Paris wollte man in gewissen Kreisen schon seit 14 Tagen sichere Nachricht haben, daß sich Louis Napoleon auf's Dringendste nach Frieden sehne. Man erzählte, er habe am Ticino mancherlei persönliche Gefahren bestanden und wäre nahe daran gewesen, dem Feinde in die Hand zu fallen. Solche Möglichkeiten, welche der Krieg unvermeidlich nahelegte, gaben dem Alleinherrscher nicht bloß selbst, sondern auch seinen Anhängern in Paris, viel Stoff zum Nachdenken. Man vermeide es, schrieb man mir aus Paris, dem Publikum zu erzählen, daß des Kaisers Epaulette bei Magenta von einer Kugel zerrissen wurde, weil man nicht gerne das Gefühl aufkommen lassen wolle, daß der Imperialismus in seinem Träger plötzlich von der Oberfläche des Bildes verschwinden könnte. „Sa réputation de bravoure est établie maintenant et les soldats n'aiment pas à le voir exposé."

So war selbst in der Armee davon die Rede, es wäre Zeit, daß der Kaiser die Früchte seines erworbenen Ruhmes in Paris zur Schau stellen und ruhig heimkehren möchte. Aber wäre es nicht sehr gefährlich gewesen, einem der unter einander so eifersüchtigen Marschälle das Commando zu übertragen, um sich vielleicht selbst einen Nebenbuhler an der Macht zu schaffen?

Für Napoleon schien es nach allen Seiten hin erwünscht, wenn der Krieg bald sein Ende nahm. Ein Jahr nach dem Kriege hatte ich Gelegenheit, den Kaiser über denselben sprechen zu hören. Er machte mir gegenüber in Baden-Baden, wo ich ihn wiedersah, kein Geheimniß daraus, daß er seine italienischen Siege für den reinsten Zufall ansehe. Bei dieser Gelegenheit erzählte er auch, daß man über die persönlichen Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen wäre, ungeheuerliche Lügen verbreitet hätte. Je n'ai jamais entendu siffler une balle. Dennoch sei ihm der Krieg als eine ganz verhaßte Sache erschienen: Le hazard joue un trop grand rôle. Seine Armee sei im schlechtesten Zustand gewesen und seine Generäle hätten keine Befähigung gezeigt, eine große Armee zu führen; die Oesterreicher hätten sich viel besser geschlagen, als die Franzosen und, fügte er hinzu, es sei kein Zweifel, daß sie Solferino genommen hätten, wenn der Kaiser die Reserven hätte vorrücken lassen. Der Kaiser von Oester-

reich, sagte er, sei ein Mann von großer Bedeutung, mais malheureusement il lui manque l'énergie de la volonté. Es wurde mir übrigens von anderen französischen Bekannten erzählt, daß Louis Napoleon während der Schlacht von Solferino in der unangenehmen Situation gewesen sei, an einer heftigen Diarrhöe zu leiden, die ihn fast den ganzen Tag in einer unfern gelegenen Villa festhielt. Es besteht nicht der mindeste Zweifel, daß Louis Napoleon entschlossen war, den unglückseligen Krieg so rasch wie möglich zu beendigen.

Prinz Chimay, der sich während des Krieges in London aufhielt, bekam aus intimsten Kreisen des Gouvernements einen Bericht, den er mir zusandte und in welchem bereits am 14. Juni unter Anderem die folgende Mittheilung enthalten war:

„Il est question que l'Empereur écrive à l'Empereur d'Autriche une lettre, taillée sur le modèle de celle, envoyée par le premier Consul aux Anglais afin d'offrir la paix, et surtout de faire preuve de modération.“ Und weiter heißt es in dem Bericht, daß sich die Welt überall beunruhigt über einen allgemeinen Krieg, der entzündet werden solle, während die Franzosen davon ganz anders dächten: „Les Français, et j'entends par là le monde officiel, s'attendent à une nouvelle victoire, à quelques sièges, à l'expulsion des Autrichiens des Alpes à l'Adriatique, puis à une paix immédiate à une extrême modération et en un mot à la clôture du duel de la France et de l'Autriche.“

Wenn solche Gesinnungen und Absichten schon nach Magenta laut werden konnten, so war es im Grunde auffallend, daß nach Solferino die Friedensansicht nicht rascher die Oberhand gewann. Zwar schienen die Börsen sofort eine ähnliche Lösung zu escomptiren, nachdem aber viele Tage vergangen waren, ohne daß die erwartete Friedensbotschaft erschien, so sanken die Course von Neuem.

Man wußte, daß Rußland und England zur Friedensvermittlung sich angeboten hatten und Napoleon nur auf die Gelegenheit warte, um mit Ehren den Krieg beenden zu können, aber Niemand vermuthete, daß man sich einer Wendung zu versehen habe, wie die, welche wenige Tage nachher in Villafranca eintrat. Durch das letztere Ereigniß gerieth man in Berlin in den denkbar tiefsten diplomatischen Sumpf, und nichts war hiefür bezeichnender als die Schleinitz'sche Note vom 6. Juli, in welcher, wenige Tage vor Villafranca, die Bundesangelegenheiten besprochen und die von Seite des preußischen Cabinets ergriffenen Maßregeln mit einer Gründlichkeit erörtert wurden, als ob der Frieden Europas demnächst durch den deutschen Bund diktirt werden würde. Im auswärtigen Amt zu Berlin hatte man keine Ahnung, was an entscheidender Stelle inzwischen vorging. An demselben Tage hatte Lord Palmerston an Russell geschrieben, man möchte sich von Seite Englands ja nicht auf die fran-

zösischen Bedingungen einlassen, die Persigny für die Basis einer Vermittlung vorgeschlagen hätte. Denn Palmerston fand, daß diese Bedingungen für Italien viel zu ungünstig wären und den Oesterreichern zu viele Concessionen machten. Die Diplomatie unterhielt sich zu jener Zeit über das Project einer italienischen Conföderation, in welcher Venedig und Modena unter einem österreichischen Erzherzog und der Papst an der Spitze dieser eigenartigen italienischen Einheit stehen sollte. Lord Palmerston verabscheute Beides. „Soyez bien sûr", schrieb er wenige Tage später an Persigny, „que, si l'Autriche n'est pas soigneusement exclue de toute ingérence de toute espèce dans les affaires de l'Italie, le sang français a été versé en vain et la gloire de l'Empereur ne sera que de courte durée."

Wiewohl Napoleon im oberitalienischen Feldlager wenig genaue Kenntniß von den ihm so günstigen Gesinnungen der vermittelnden Mächte besaß, so war es ihm unter diesen Umständen doch unendlich leicht gemacht worden, dem Kaiser von Oesterreich nachzuweisen, daß seine Vorschläge und Intentionen immer noch günstiger wären, als das, was Oesterreich von England und Rußland zu erwarten hätte. Die Stellung von Preußen scheint überhaupt nur in höchst geringem Maße ins Gewicht gefallen zu sein, obwohl nachträglich die Einen behaupteten, Napoleon hätte mit Rücksicht auf die Mobilisirung sich bestimmt gefunden, den Friedensschluß zu beschleunigen, während die Anderen erzählten, er hätte dem Kaiser von Oesterreich die Ueberzeugung zu geben gewußt, daß auch das preußische Gouvernement keine besseren Bedingungen als England und Rußland, im Falle der Mediation, aufstellen wolle.

So kam es zum Waffenstillstand und zur Unterredung der beiden Kaiser in Villafranca, über welche letztere die europäische Presse die widersprechendsten Nachrichten brachte. Für mich stand nur fest, was ich an meinen Bruder am 13. Juni schrieb, daß ein Zustand geschaffen wurde, „der in näherer oder fernerer Zeit Verwickelungen herbeiführen muß, welche weder Noten noch Parlamentsreden beseitigen können."

Was speciell die Lage der Dinge in Berlin anging, so war man hier überrascht und enttäuscht. Am 4. Juli hatte der Kaiser von Oesterreich den Fürsten Windischgrätz nach Berlin gesendet, um im letzten Augenblicke noch eine gemeinsame militairische Action in Gang zu bringen. Diese Mission schien in Berlin alle bis dahin eingeschlagenen Wege der preußischen Politik aufs beste zu rechtfertigen. Es verbreitete sich das Gerücht, drei weitere Armeecorps sollten mobilisirt werden und die langerwartete Ernennung der Commandanten werde nunmehr definitiv erfolgen.

Allerdings konnte es dem Fürsten Windischgrätz nicht schwer fallen, vom

militairischen Standpunkte aus klar zu machen, daß ein längeres Zaudern unter allen Umständen nicht möglich wäre. Seine beweglichen Schilderungen über die traurige Lage Oesterreichs schienen einen tiefen Eindruck auf den Prinz-Regenten zu äußern, welchen das Unglück des verwandten Hauses wahrhaft schmerzlich berührte.

In den politischen Fragen war nur leider Fürst Windischgrätz mit keinen anderen Instructionen versehen, als denjenigen, die aus der seit Monaten Deutschland gegenüber an den Tag gelegten Haltung bekannt waren. Er wußte in dieser Beziehung nichts zu erzählen, als daß jetzt Oesterreich am Bunde den schon früher erwähnten Antrag auf Uebertragung des ganzen Obercommandos an den Prinz-Regenten zu stellen beabsichtige. Mit dieser Eröffnung machte er wenig Eindruck, und Herr von Schleinitz sah sich in Folge davon veranlaßt, seiner schon früher erwähnten Circulardepesche vom 6. Juli noch eine hochdiplomatische Nachschrift beizufügen, in welcher er erklärte, daß er auch diesem Antrage Oesterreichs gegenüber „auf allen seinen vorstehend ausgeführten Ansichten und Motivirungen verharren müsse."

Aber an demselben Tage machte der französische Gesandte Moustier Herrn von Schleinitz die Mittheilung, daß die beiden Kaiser im Begriffe seien, sich über den Mincio hinüber die Hand zu reichen und, ohne Rücksicht auf Preußen und seine Mobilisirung, sowie ohne Vermittelung Englands und Rußlands den Frieden zu schließen. Bald darauf folgten die Nachrichten von den Zusammenkünften zu Villafranca und den Friedensaussichten. Eine leicht erklärliche Aufregung beherrschte die militairischen und politischen Kreise Berlins und wiewohl man sich das Ansehen gab, als wäre Alles im besten Zuge gewesen, und hätte allein schon die Furcht vor den mobilisirten sechs Armeecorps den Kaiser Napoleon bestimmt, um jeden Preis Frieden zu schließen, so konnte doch kaum verkannt werden, daß das Verhalten Oesterreichs eine sehr verschiedene Auslegung zuließ.

Diese Zweideutigkeit war um so ersichtlicher, als der Specialgesandte des Kaisers Franz Joseph selbst in Potsdam von den Friedensnachrichten so überrascht war, daß er nach Wien telegraphirte, um sich über die Wahrheit der Sache Sicherheit zu verschaffen. Ohne Zweifel war es wohl ein Fehler Oesterreichs, seine einzig möglichen Freunde in so bedenklicher Weise vor den Kopf zu stoßen; denn wenn Kaiser Franz Joseph in seiner Proclamation an die Völker Oesterreichs sagte, er habe den Frieden geschlossen, weil er von seinen natürlichen Bundesgenossen verlassen worden wäre, so war man in Berlin keineswegs unempfindlich für diesen Vorwurf und befand sich in einer sehr peinlichen Lage. Für diese Stimmung an höchster Stelle dürfte ein Brief als bezeichnend gelten dürfen, den mir der Prinz-Regent mit Beziehung auf die plötzliche Wendung der Dinge schrieb:

„Berlin, den 14. Juli 1859.

„ . . . . Aber wie anders hat sich nun Alles gestaltet!! Es ist Friede, aber was für einer! Und ich muß zuvörderst meine in Marsch gesetzten Truppen halten, dann in die Garnisonen zurückkehren lassen und zuletzt demobilisiren. Somit ist also auch das Corps, welches ich Dir zugedacht hatte, das fünfte, von dieser Maßregel betroffen. Da dasselbe am 10. seinen Vormarsch begann, sollte Deine Ernennung in diesen Tagen erfolgen, was nicht eher geschehen konnte, als bis Wrangel am 11. seinen Auftrag erhalten hatte, die fünf Armeecorps am Rhein zu concentriren, wodurch für Graf Waldersee eine interimistische Stellung in Berlin offen wurde. Da für jetzt das fünfte Corps das einzige war, was erledigt werden sollte, so wollte ich es Dir sofort anbieten, jedoch mit dem Anheimstellen, ob Du das Commando sogleich, oder erst beim Ausbruch des Krieges übernehmen wolltest. Ich darf hoffen, daß Du in diesen Anordnungen die Bereitwilligkeit erkennen wirst, auf Deine für die preußische Armee so schmeichelhaften Wünsche einzugehen, in deren Reihen Du schon so oft bewiesen hast, daß es Dir voller Ernst mit dem Kriegshandwerk ist, und wo Du Proben des Könnens abgelegt hast."

„Indessen nun ist Alles im Wasser zerronnen. Aber die Reihe wird nun bald an uns kommen und zwar auf eine viel ernstere Art, als wenn wir in 5—6 Wochen mit unseren 300000 Mann vom Rhein aus losgebrochen wären, denn meiner Ueberzeugung nach wären die eisernen Würfel für uns gefallen, wenn uns der Waffenstillstand keinen Frieden resultirte! Ich endige mit dem Proverbe: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Dein treuer Freund
Wilhelm."

Ich glaubte meiner Dankbarkeit für die gnädige Gesinnung, die mir der Prinz-Regent bewiesen hatte, nicht besseren Ausdruck geben zu können, als durch eine unbefangene Erörterung der Lage und der Aufgaben, welche sich darzubieten schienen. Indem ich einen Rückblick auf die eben erlebte Zeit warf, in welcher Preußen eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit versäumt zu haben schien, schrieb ich an den Prinz-Regenten:

„Hochverehrter Freund!
Gnädigster Herr!

„Ich kann nicht umhin, sofort nach Empfang Deines gnädigen Handschreibens, welches mir Herr von Treskow überbrachte, Dir meinen herzlichsten Dank auszusprechen für die ebenso gnädigen als freundschaftlichen Gesinnungen, welche

dasselbe enthielt und zugleich den Gefühlen des innigsten Bedauerns Ausdruck zu geben, durch die Ungunst der Zeitverhältnisse verhindert worden zu sein, die Stelle in Deinem Heere einzunehmen, welche mir Deine weise Fürsorge für den projectirten Feldzug zugedacht hatte." . . . . .

„Es ist wohl keine Frage, daß die Operationen des österreichischen Cabinets sowohl diplomatisch als militairisch mit ebenso geringer Voraussicht begonnen, als von dem entschiedensten Unglück begleitet gewesen sind. Oesterreich stand von Beginn an allein, und ich hatte mir schon in den Tagen des April die Freiheit genommen, darauf hinzuweisen, wie nothwendig es sowohl für Oesterreich, als für uns Alle sein müsse, uns in ein Verhältniß zu letzterem zu stellen, welches es uns ermöglicht hätte, einerseits entschieden auf dessen Operationen einzuwirken, andererseits dasselbe vor Gefahren zu schützen, in die es sich zu seinem und unserem Nachtheil unmittelbar begeben würde."

„Jene Nothwendigkeit wurde damals von Deinem Cabinet nicht anerkannt, sondern stets nur die Versicherung gegeben, daß man Oesterreich nie bedenklich schwächen lassen und ein wachsames Auge insoweit über den ganzen Lauf der Verhältnisse haben würde, daß Preußen und wir Alle nicht einst in eine gefährliche Lage selbst gerathen könnten."

„Durch Dein Wohlwollen im Allgemeinen gegen Deine deutschen Bundesgenossen und durch Deinen ruhigen und scharfen Blick war die Bahn klar vorgezeichnet, auf der Dein Cabinet hätte vorschreiten müssen. Auch hast Du nicht angestanden, bei jeder Gelegenheit diese Richtung auszusprechen, so daß man über Deine Willensmeinung ebenso wenig in Wien als im übrigen Deutschland in Zweifel sein konnte und ein Jeder, der das wirkliche Wohl Preußens und Deutschlands im Auge hatte, sich beruhigt fühlen mußte. Unser verehrter Freund Hohenzollern theilte umfassend Deine Willensmeinung, und wie ist es zu bedauern, daß es Deinen übrigen Rathgebern und so manchen anderen Persönlichkeiten von Einfluß gelang, zwar nicht geradezu Deinen Ansichten und Befehlen zu opponiren, aber durch eine stete gewisse Renitenz und durch ein unglückliches Abschwächen und Verzögern der nothwendigen Maßregeln gerade das Gegentheil von dem zu erlangen, was Du selbst gewünscht und was wir Alle erwarten mußten. Die Circulardepesche vom 6. Juni mußte bei einem Unbefangenen gerade die entgegengesetzte Wirkung von dem machen, was Du intentionirtest." . . . .

„Leider ist es so gekommen, wie ich seit vier Wochen voraussah und gegen die Freunde in Deinem Cabinet auszusprechen mich nicht enthalten konnte. Oesterreich ist materiell und moralisch auf das Empfindlichste geschwächt und auf das Tiefste erbittert. Im Gegensatze hierzu hat es aber, trotz seiner mangelhaften inneren Verwaltung, die Sympathie von drei Vierteln Deutschlands

jetzt auf seiner Seite und die Möglichkeit, mit unserem mächtigen und gefährlichen Nachbar sich soweit auszusöhnen, daß, wenn es einst sich darum handeln sollte, dessen ehrgeizige Pläne mit eigenen Vortheilen zu verbinden, es keinen Anstand nehmen dürfte, sich gegen Preußen und die wenigen diesem zugethanen deutschen Regierungen zu wenden."

„Wie ist denn die Situation? Preußen steht in Deutschland (mit Ausnahme weniger kleiner Staaten) isolirt. Durch die Bemühungen seines Cabinets, die Großmachtstellung, gegenüber der Stellung im Bund, hervortreten zu lassen, ist der Bund selbst auf das Empfindlichste erschüttert und die Existenz des letzteren mehr als je faktisch in Frage gestellt, ohne daß dabei Grundzüge angegeben wären zu einer neuen, besseren Organisation."

„Nach Außen hin mangelt es an einem jeglichen mächtigen und wohlwollenden Alliirten. Frankreich gegenüber ist gerade genug geschehen, um an ihm sicher keinen wohlwollenden Nachbar zu haben. Englands Freundschaft wird für Preußen immer nur einen relativen Werth haben können. Wie weit Ihr auf Rußland zählen könnt, wißt Ihr selbst am besten. Die Frage tritt nun in aller Schwere hervor: Welcher Weg ist einzuschlagen?"

„Ich glaube auch hier, wofern Du die Gnade haben willst, meinem Raisonnement ein willfähriges Ohr zu schenken, nur das ins Auge fassen zu sollen, was am Nächsten liegt, um Preußen in Deutschland wieder eine richtige Stellung zu verschaffen und endlich einen dauernden Zustand des Friedens herzustellen."

„Ich würde rathen, sofort eine Commission von Männern zu ernennen, deren Aufgabe es wäre, in der kürzesten Frist eine neue Organisation des Bundes auszuarbeiten und Dir zu unterbreiten, damit dieselbe so rasch wie möglich von Preußen an den Bund gebracht würde."

„In jener Organisation müßten ebensowohl die sämmtlichen Mängel in Betreff der Stellung der Regierungen zu einander beseitigt, als auch dem Volke gezeigt werden, daß es Preußen Ernst um Deutschland ist. Hiermit würden die Sympathien der Bevölkerungen mit einem Schlage wieder gewonnen sein; denn man täusche sich nicht: Die meisten der deutschen Regierungen haben den Boden verloren."

„Läßt Preußen auch hier den Augenblick vorübergehen, so liegt es nur zu nahe, daß Napoleon im Vereine mit der großen mißgestimmten Masse des Volkes einst eine Bedrohung gegen Preußen und Deutschland eintreten lassen könnte, selbst wenn ihm eine engere Verbindung mit Oesterreich eben so wenig wünschenswerth als nothwendig erschiene."

„In Oesterreich ist noch mehr Gährungsstoff als irgendwo anders, und

die mißliche Lage in den Kronländern dürfte einst Oesterreich genug mit sich selbst zu thun geben."

„Es bedarf einer energischen, aufrichtigen und wohlmeinenden Operation Preußens, um das durch Napoleon gänzlichst erschütterte Centraleuropa wieder zu reformiren und politisch wie militairisch vertheidigungsfähig zu machen."

„Will Preußen diesen Weg nicht gehen, so bleibt nur noch eine Wahl: den Bund zu lösen, Deutschland als solches aufzugeben und zur Sicherung Preußens in dem Auslande die Alliirten zu suchen, ohne die es bei der Lage Europas allein seine Selbständigkeit und vielleicht auch den Besitz seiner werthvollsten Besitzungen sich nicht wird erhalten können."

„Eine Politik des Abwartens, wie bisher, mit der Tendenz, allen Operationen der anderen europäischen Staaten zuzuschauen und vielleicht in einem günstigen Augenblicke, wie ja stets (von England) gerathen wird, sich auf die eine oder andere Seite zu begeben, würde die sichersten Gefahren im Gefolge haben und zu größeren Enttäuschungen führen, als der jetzige Separatfrieden war."

„Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Du mit Deinem hellen Geiste und mit Deinem, allen kleinlichen Antipathien abholden Gemüthe Alles aufbieten wirst, um den möglichen Folgen der Situation vorzubeugen. Zu diesem Ende kann ich aber nicht unterlassen, auch auf die Gefahr hin, daß Du meine offene Sprache mir augenblicklich verargen dürftest, Dich auf das Dringendste aufmerksam zu machen, daß, den Fürsten ausgenommen, Du mit den Männern, denen Du die Leitung Deiner äußeren Angelegenheiten übertragen und mit manchem Deiner diplomatischen Vertreter nie zur Erreichung eines großen Zieles gelangen wirst. Dieser harte Ausspruch entspringt aus keiner Empfindung, welche mich gegen jene Männer persönlich ungünstig stimmen könnte (ich zähle unter ihnen meine besten Freunde), sondern ebensowohl aus der genauen Kenntniß jener Persönlichkeiten, als aus der unausgesetzten, vorurtheilslosen Beobachtung ihrer jüngsten politischen Wirksamkeit."

„Wenn ich diesen längeren Brief wieder überlese, so befällt mich die Sorge, durch die Kürze der Fassung mißverstanden zu werden, oder durch den Wunsch, die Sachen beim richtigen Namen zu nennen, eine Ausdrucksweise gewählt zu haben, welche Dir nicht geziemend erscheinen könnte. Ich rechne daher, wie immer, auf Deine Nachsicht und Deine mir so unschätzbare Freundschaft und schließe mit der innigen Bitte, zu unser Aller Bestem die gefährliche Lage der Dinge auf das Ernsteste zu prüfen, einen festen Plan für die nächste Zukunft Dir zu entwerfen und Dir Männer an die Seite zu stellen, welche Dich zu verstehen vermögen und Deine Entschlüsse rückhaltlos und in Deinem Sinne zur Ausführung bringen." ꝛc.

Ernst."

Als ich mit dem Prinz-Regenten die voranstehende Correspondenz führte, waren wir Beide noch ebenso wenig wie die übrigen Bundesfürsten auf die außerordentlichen Schritte vorbereitet, welche das österreichische Cabinet gleich in den nächsten Tagen unternahm, um seinem ganzen Zorne gegen Preußen den diplomatisch unverhohlensten Ausdruck zu geben. Graf Rechberg wußte seinen Anklagen mit ausgesuchtem Raffinement in eine Form zu kleiden, nach welcher die größtmöglichste Vertraulichkeit ihn in die Lage setzen sollte, sich mit der unerhörtesten Rücksichtslosigkeit gegen Preußen auszusprechen.

Er beauftragte seine Gesandten in Specialnoten an jeden einzelnen Minister der Bundesstaaten die Motive auseinanderzusetzen, welche den Kaiser Franz Joseph bestimmen mußten, den Frieden von Villafranca zu schließen. Das Formular, welches zu diesem Zwecke versendet wurde, dürfte durch die Zeitungen bekannt geworden sein; um aber den Faden der Ereignisse hier nicht zu verlieren, will ich doch an die Hauptklagen erinnern, welche Graf Rechberg der preußischen Regierung entgegenschleudern durfte:

„Kämpfend für die Heiligkeit der Verträge," so hieß es in der Note des österreichischen Gesandten an meinen Minister von Seebach, „war der österreichische Kaiserhof sich bewußt, nicht nur für Seine eigenen Rechte, sondern auch für ein hohes allgemeines Interesse der europäischen Staatengesellschaft einzustehen. Er glaubte auf die Sympathie und Unterstützung der Großmächte Europas, der Mitunterzeichner und Wächter der Verträge, gegründeten Anspruch zu besitzen. Er gab sich zugleich dem Vertrauen hin, daß vor Allem Deutschland zur Vertheidigung der Machtstellung und des Besitzes der ersten deutschen Macht, eines Besitzes, einst durch dieselben gemeinsamen Kämpfe errungen, welchen Deutschland seine eigene Unabhängigkeit und seinen Territorialbestand verdankt, mit seiner ganzen Kraft an die Seite des Kaiserstaates treten werde. Die große Mehrzahl der Regierungen des Bundes, gestützt auf einen edlen und gerechten Aufschwung des deutschen Nationalgefühls, ist diesem Vertrauen mit einer Entschiedenheit, Wärme und Treue entgegengekommen, für die der kaiserliche Hof sich Seinen Bundesgenossen zu unauslöschlichem Danke verpflichtet fühlt und die bei Oesterreichs Regierung und Volk für immer unvergessen bleiben werden. Aber die Cabinette von London, Berlin und St. Petersburg haben anders geurtheilt. Seit dem Beginn der Verwicklung hat der Wiener Hof nichts unversucht gelassen, um diese Cabinette zur Unterstützung Seiner Sache zu bewegen. Alle Seine Bemühungen sind ohne die gewünschte Wirkung geblieben. Noch in den letzten Tagen vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes mußte die kaiserliche Regierung in Erfahrung bringen, daß England die Fortschritte der französischen Waffen noch nicht für vollständig genug erachte, um

schon jetzt mit Aussicht auf Erfolg zu Friedensvorschlägen übergehen zu können." *)

„Von einer anderen Macht, die durch die engsten Bande mit Oesterreich verbunden ist, hatte schon früher ein Prinz des Kaiserhauses, es hatte noch unmittelbar vor den Anträgen des Kaisers der Franzosen ein anderer hochstehender Vertrauensbote vergeblich die Zusage in Anspruch genommen, den Territorialbesitz Oesterreichs nicht antasten lassen zu wollen. In Villafranca erlangte endlich der Kaiser die Gewißheit, daß Friedensbedingungen, die das Cabinet der Tuilerien ursprünglich formulirt und nach London mitgetheilt hatte, — Bedingungen, die nicht nur von der österreichischen Krone schwere Opfer forderten, sondern Ihr auch zumutheten, verwandte und befreundete Souveraine Preis zu geben und die Rechte Dritter zu opfern, — daß diese Bedingungen, wie sie aus der Anlage ersichtlich sind, bei den drei genannten Cabinetten Billigung und die Zusage nachdrücklicher Unterstützung gefunden hatten." **)

„Es stand sonach fest, daß Oesterreich, wenn es den Kampf für die Integrität seines Gebietes fortsetzte, sich nicht nur keinen materiellen Beistand versprechen konnte, sondern selbst das moralische Gewicht des Einflusses Englands, Preußens und Rußlands auf der Seite seiner Gegner gefunden haben würde. Der Kaiser, des Unterzeichneten erhabener Souverain, sah es in seine Wahl gestellt, ob er ꝛc."

„Der Kaiser hat daher die Bedingungen angenommen, die in der zweiten Anlage verzeichnet sind." ***)

Zum Schlusse der Depesche wurde meiner Regierung der Dank des kaiserlichen Cabinets, für die Bereitwilligkeit im gemeinsamen Interresse Deutschlands Opfer zu bringen, ausgesprochen und zugleich angekündigt, daß die von Oesterreich gestellten Anträge vom 7. Juli in der Bundesversammlung zurückgenommen

---

*) Diese Anspielung auf das auch von mir oben erwähnte Schreiben Lord Palmerstons, vergl. Ashley II. 161, wird hier von der österreichischen Regierung anticipirt. Vor dem Abschluß des Waffenstillstandes kann es eben nur die allgemein bekannte Meinung des englischen Ministers gewesen sein, welche die kaiserliche Regierung „in Erfahrung" bringen mußte. Der entscheidende Brief an Persigny ist aber vom 6. Juli und daher sicher nicht Ursache des Waffenstillstandes gewesen.

**) Dieser Entwurf enthält die bekannten sieben Punkte mit der Idee des Congresses und dem Princip l'Italie rendre a elle-même. Napoleon konnte in Villafranca unmöglich die Stellung der drei Mächte zu diesen Punkten als eine gleiche bezeichnet haben. England hatte zum Nachtheil, Preußen zum Vortheil Oesterreichs Vieles an denselben auszusetzen.

***) Es sind die bekannten Bedingungen von Villafranca.

seien und die Herstellung des Friedensstandes der Contingente und Festungen des Bundes in Vorschlag gebracht würde.

Die in der voranstehenden Depesche ausgesprochenen Anschuldigungen Preußens zogen, wie sich erwarten ließ, ein ungemein großes Scharmützel von diplomatischen Relationen, Recriminationen und Remonstrationen nach sich, von denen ich versichern kann, daß sie mein Interesse in sehr geringem Maße erregten. Ich will daher auch nicht den Leser mit diesen Leistungen der auswärtigen Aemter ermüden, nur in Bezug auf die sieben Punkte möchte das hervorgehoben werden können, was Usedom am 23. Juli darüber mittheilte. Er hielt dieselben für „eine Freiarbeit des Lord John," die man sich österreichischerseits als Vereinbarung der drei Neutralen oder Vermittler hatte aufbinden lassen, ohne auch nur telegraphisch sich nach der Existenz dieser „Vereinbarung" in Berlin, London und Petersburg zu erkundigen.

Die schon früher so großen Gegensätze unter den leitenden Staatsmännern Preußens wuchsen selbstverständlich in's Unermeßliche. Während Usedom auf Schleinitz alle Schuld des kläglichen Ausganges der preußischen Operationen warf, jammerten in der anderen Ecke des hohen Cabinets Hohenzollern und Freund Duncker mit historischer Gelehrsamkeit über den abscheulichen, neuen „Thugut" von Oesterreich, welcher „einen Frieden von Campo=Formio schloß, ehe noch ein Friede von Basel verschuldet war." Ja selbst den Fürsten Windischgrätz, so versicherte mich Duncker am 18. Juli, habe man mit voller Absicht österreichischerseits unerfüllbare Forderungen stellen lassen, um einen Vorwand zum Abschluß zu gewinnen, welchen man, trotz der Depeschen des Fürsten Windischgrätz: „man möge nicht abschließen, er habe die beste Hoffnung —" in Villafranca unterzeichnete.

Den kräftigsten und schärfsten Ausdruck für die verzweifelte Lage wußte, wie gewöhnlich, mein Bruder zu finden, dessen Aeußerungen auch diesmal in dem Chor der staatsmännischen Klagelieder wie die Grundtöne des grollenden Basses sich vernehmbar machten:

„Cest une perfidie de l'Autriche" schrieen die Franzosen, als die Oesterreicher den Kirchenstaat räumten und Perugia aufstand. Dasselbe sind jetzt England und Preußen zu sagen verführt, daß Oesterreich nicht entweder gesiegt hat oder unterlegen ist. Nun hat es sich mit dem Feinde verständigt und sein venetianisches Gebiet gerettet. Deutschland sollte seelenfroh darüber sein und würde es sein, wenn es selbst Etwas dazu beigetragen hätte. Preußens Lage ist unendlich unangenehm und unehrenvoll. — Palmerston ist wüthend, daß ihm sein Schlachtopfer entronnen ist und sein Busenfreund ihn über den Löffel rasirt hat."

„Johnny was just going to settle stately und bleibt wie ein dummer Junge

mit offenem Maule stehen. — Die blinden ....! Sie hoffen noch auf einen Congreß, wo für italienische Freiheit gesprochen werden kann. Oesterreich ist nun gedeckt und geborgen, wie aber Napoleon aus seinem Netze von Inconsequenzen herauskommen will, weiß ich nicht. Rußland arbeitet daran, ihm die Knoten zu lösen. Für Oesterreich ist die verlorene Lombardei ein Gewinn, die verlorenen Schlachten bleiben aber ......"

„Ein Bund zwischen Oesterreich und Frankreich wäre eine entsetzliche Gefahr für Deutschland, würde den Rheinbund herstellen und Preußen vernichten, Napoleon allmächtig machen."

„Ich muß schließen und danke für das Pamphlet: Despoten als Revolutionäre. Er ist es nun schon wieder nicht mehr, sondern hält dem Pabst die Steigbügel und wird bald auf die Revolutionäre in Italien schießen lassen. Mazzinische Bomben sind soeben in Mailand bei seinem Durchzuge aufgefangen worden."

In eben jenen Tagen einer hochgradigen politischen Aufregung wurde unser eigenes und das Haus unseres Freundes Hohenzollern von einem gemeinsamen schweren Unglücksfall betroffen, welcher elegisch die allgemeine Stimmung noch persönlich zu verbittern geeignet war und daher am Schlusse dieses Capitels nicht unerwähnt bleiben soll.

Die geistvolle junge Frau des Königs von Portugal, Stephanie, welche wir vor kurzer Zeit mit soviel schönen Hoffnungen aus unseren Kreisen an den verwandten Hof hatten scheiden sehen, war am 17. Juli gestorben. Mit Rücksicht auf dieses traurige Ereigniß schloß mein Bruder den angeführten Brief:

„Der Tod der guten Stephanie, den uns gestern der Telegraph in seiner herzlosen, aber herzzerreißenden Kälte gemeldet hat, wird bestimmt auch Dir entsetzlich leid gethan haben. Der arme Pedro und der arme Hohenzollern kommen mir gar nicht aus dem Sinn und rücken die Gedanken einen Augenblick von der großen europäischen Katastrophe hinweg, die vor uns liegt.

Ewig dein treuer Bruder
A."

„Osborne, 18. Juli 1859.

Drittes Capitel.

Nach dem italienischen Kriege.

Die italienische Frage und der französische Krieg übten eine gewaltige Rückwirkung auf die litterarischen und publicistischen Kreise Deutschlands. Eine wahre Sturmflut von politischen Broschüren überschwemmte den Buchhandel. Seit dem Jahre 1848 hatte man keine ähnliche Productivität auf diesem Gebiete der Litteratur mehr erlebt. Für und gegen Italien wurde gestritten. In zwei große Heerlager schien Alles in Deutschland gespalten, was nur immer die Feder zu führen vermochte.

Bald jedoch hatte man den eigentlichen Gegenstand der politischen Verwickelungen fast ganz aus dem Auge verloren, und es handelte sich nur noch um Preußens und Oesterreichs Stellung gegenüber der französischen Bedrohung. Als hierauf der Krieg nur zu rasch seinem Ende sich näherte und der Friede von Villafranca geschlossen wurde, begann man in Deutschland den erbittertsten Streit über die preußische Politik während der abgelaufenen Periode, und die erstaunlichsten Recriminationen zwischen den deutschen Mächten füllten die Tagesblätter, wie den Büchermarkt.

Vor Ausbruch des Krieges zeigte sich noch eine starke Strömung zu Gunsten der Napoleonischen Ideen, und man versuchte insbesondere die demokratische Partei in Deutschland für die Ansicht zu gewinnen, daß eine Schwächung Oesterreichs, auch um den Preis eines zeitweiligen Uebergewichtes Napoleons, nicht zu theuer erkauft wäre. Karl Vogt verbreitete von Genf aus diese Meinung nicht ohne Erfolg, und in Berlin secundirte sowohl die fortgeschrittene Tagespresse, als auch der demokratische Buchhandel in den dem Kaiser Napoleon so angenehm klingenden „Studien zur gegenwärtigen Lage Europas". „Oesterreich keine deutsche Großmacht!" wurde in Berlin, wie es hieß, „auf Grund unumstößlicher Thatsachen erwiesen"; jede Hilfe, welche der deutsche Bund den Oesterreichern brächte, könnte nur dazu dienen, die Fremdherrschaft in Deutschland zu verewigen. Selbst in Baiern erhob sich eine Stimme, die den Beweis führte,

daß „das Heil nicht von Oesterreich kommt", und unter dem Motto: „Lieber baierisch sterben, als kaiserlich verderben", wurde der österreichischen Regierung ein langes Sündenregister ihrer Politik seit den Zeiten der Reformation vorgehalten.

Etwas zu spät hatte Graf Magnus von Moltke mit seinem Büchlein: „Nicht für Oesterreich, aber gegen Frankreich" geantwortet. Indem auch in den officiellen Kreisen Berlins bis zum Minister von Schleinitz hinauf ein geheimer Zug des Herzens mehr zu denjenigen zog, welche beschwichtigten und der deutschen Nation empfahlen, nur keine Uebereilung, nur kein Herbeiziehen des Krieges an den Rhein zu veranlassen, so wurde allmählich die Discussion auf die Frage hinübergeführt: „Was denn Preußen eigentlich wolle und welche Stelle es in Europa einnehmen sollte?"

Eine von sehr unterrichteter Seite ausgehende Antwort auf die letztere Frage ward noch vor den entscheidenden Schlachten Italiens in einer Broschüre gegeben, welche unter dem Titel: „Grade heraus! Eine Stimme aus den Reihen der Monarchie", erschienen war, einige sehr beachtenswerthe Beilagen aus der Zeit der orientalischen Verwickelungen enthielt, und den Nachweis zu liefern versuchte, daß eine Verständigung zwischen Preußen und Frankreich von Louis Napoleon viel leichter zu erlangen gewesen wäre, als der größte Theil der deutschen Politiker denken mochte.

In dieser Schrift wurde „gerade heraus" gesagt, daß es für Preußen im Grunde am Besten wäre, im Einverständniß mit Napoleon das große königliche Interesse wahrzunehmen und die Monarchie auf die Stufe einer wirklichen Großmacht Europas ebenbürtig den westlichen Staaten emporzuheben. Wenn Preußen diese Politik nicht befolgen konnte und sollte, so war es nach der Ansicht des „Grade heraus" die Rücksicht und das Wohlwollen für Deutschland, welche Preußens Königshaus hinderten, lediglich seinen eigentlich historisch vorgezeichneten Weg zu gehen.

Diese Enthaltsamkeit sollte den deutschen Fürsten und Stämmen nun aber auch die Pflicht auferlegen, sich unbedingt der preußischen Politik anzuvertrauen; toujours en vedette werde Preußen am Besten den Zeitpunkt wissen, wann es für sich d. h. also auch für Deutschland etwas gewinnen könne. Man wurde beiläufig auf die Elbherzogthümer verwiesen, wo die nationalen Recompensationen gesucht werden konnten. Aber freilich verrieth der Verfasser der Schrift durch die letztere Anspielung deutlich, daß er ganz außerhalb des Ideenkreises stand, welcher für den wirklichen Machthaber Preußens damals existirte, und daß er sicherlich nicht die leiseste Vorstellung davon hatte, was bei dem Prinz-Regenten durchzusetzen gewesen wäre oder nicht.

Inzwischen war eine andere Reihe von Schriften erschienen, welche die wirklich geheimen Gedanken des Cabinets des Herrn von Schleinitz in geschickter Weise zu vertreten wußten.

Die erste in dieser Richtung war „Preußen und die italienische Frage", welche Broschüre fälschlich Heinrich von Arnim zugeschrieben, von diesem aber schroff zurückgewiesen wurde. In derselben hatte man schon im Monat März die Zuschauerrolle gepriesen, welche Preußen spielte und die sich in der That so wenig mit den Vorstellungen preußischer Thatkräftigkeit vereinigen zu lassen schien, daß Arnim die Schrift deshalb als unstaatsmännisch und unpreußisch bezeichnete. In all' diesen Veröffentlichungen der preußischen Diplomatie jener Tage trat fortwährend der verhängnißvolle Irrthum hervor, daß eine jede active Politik immer nur dazu dienen würde, anderen Staaten zu nützen, wie Oesterreich, dessen Undank man nicht neuerdings auf sich ziehen wollte.

Als nachher der Friede von Villafranca geschlossen worden war, bemühte sich diese Art der Publicistik für die retrospective Begründung der preußischen Thatenschen in einer Weise, welche, wie sich erwarten ließ, die heftigsten Widersprüche hervorrief. Unter dem Titel: „Preußen und der Friede von Villafranca, ein Beitrag zur neuesten Geschichte", wurde eine, wie man allgemein annahm, officiöse Schrift verbreitet, in welcher die Schuld des Verhängnisses, welches Oesterreich betroffen hatte, von Preußens Schultern abgewälzt werden sollte. Die Stellung Preußens habe es unmöglich gemacht, der österreichischen Regierung einfach Heeresfolge zu leisten. Die letztere habe jede Transaction zu vermeiden gewußt, habe alle Unterhandlungen durch ihre einseitige Auffassung der Bundespflichten des preußischen Staates scheitern gemacht.

In Bezug auf die eigentlichen Tendenzen des Krieges beschuldigte man Oesterreich, es habe nicht etwa bloß seinen Territorialbestand behaupten wollen, sondern vielmehr die Absicht gehabt, seine Herrschaft in Italien zu erweitern und Napoleon III. zu stürzen.

Alle diese Dinge habe die österreichische Regierung aus der Bundesverfassung heraus erreichen zu können geglaubt und dadurch geradezu eine Mißachtung Preußens, als europäische Großmacht, an den Tag gelegt.

In dem Abschlusse des Friedens von Villafranca erblickte man eine Bedrohung der Monarchie Friedrichs des Großen von Seite Oesterreichs, welches geglaubt habe, Napoleon in einem Momente befriedigen zu müssen, wo sich Preußen zu Gunsten Oesterreichs hinreichend compromittirt zu haben schien, um der Rache des französischen Kaisers anheim zu fallen.

Die merkwürdige Denkschrift war ein Absagebrief an Oesterreich in des Wortes stärkster Bedentung und schien einen unheilbaren Riß in den Beziehungen

der beiden deutschen Großmächte zu verkündigen. Die Wirkung derselben auf die deutschen Bevölkerungen war aber deshalb eine viel geringere, als vielleicht verdient gewesen wäre, weil noch kurz vor dem Abschluß des Friedens aus dem preußischen Lager eine Anzahl von Schriften erschienen waren, die einen offenbar sehr ungünstigen Commentar zu den Behauptungen der officiösen Denkschrift lieferten. So hatte Wilh. Beseler schon Anfangs Juli verkündigt, daß es „im Lichte der deutschen Interessen kein Unglück wäre, wenn die Oesterreicher ihr italienisches Besitzthum ganz oder theilweise an Sardinien verlieren würden, und daß man aus einer solchen Territorialveränderung keinen Kriegsfall gegen Frankreich machen dürfe". So war auch in der Broschüre: „Die italienische Krisis" die Lösung der großen europäischen Verwickelung nur durch unbedingte Erfüllung der Wünsche des italienischen Volkes gefunden worden. Ja es wurde bereits vor dem Frieden von Villafranca den Oesterreichern deutlich zu erkennen gegeben, daß der nationale Haß der Italiener nur jene anginge, zwischen Deutschland und Italien aber Sympathien beständen, welche beide Völker zu Bundesgenossen gegen Oesterreich machten.

Indem man auch den officiellen Kreisen Berlins Gedanken dieser Art unterschob, war es natürlich, daß sich die Freunde Oesterreichs mit den wüthendsten Angriffen auf die angebliche Treulosigkeit Preußens hervorwagten. In der phrasenhaften „deutschen Antwort auf preußische Phrasen — Offener Brief an den Verfasser der Schrift: „Preußen und der Friede von Villafranca," hatte die österreichische officiöse Publicistik eine Flut von Vorwürfen erhoben, die kaum noch mit der Feder beantwortet werden konnten. Auch Julius Froebel, der aus Amerika zurückgekehrt war, eröffnete einen harten litterarischen Feldzug gegen das preußische Cabinet, und der anonyme Verfasser der leidenschaftlichen Schrift: „Preußens Machtentfaltung und der Friede" ging sogar soweit, den Herrn v. Schleinitz zu beschuldigen, daß er in der Presse gegen den Kaiser von Oesterreich Majestätsbeleidigungen hätte schleudern lassen. Ebenso heftig waren die Angriffe, welche aus den Mittelstaaten kamen, gegen Preußen, und insbesondere in Hannover wirbelte die Arbeit eines „Nicht-Gothaers," welcher der später als Partikularist sattsam bekannte Dr. Pernice war, viel Staub auf.

Was nur immer erfunden und gesagt werden konnte, um die beiden deutschen Großmächte vollends zu entzweien, war seit den heißen Tagen des Juli auf den deutschen Büchermarkt gebracht worden, als stände man beiderseits im Dienste des lauernden Kaisers am Seinestrande, dessen Triumpheinzug in Paris von dem widerwärtigen Geschrei seiner hadernden Feinde, von dem wilden Hasse der sich bekämpfenden deutschen Parteien umrahmt war. Louis Napoleon kehrte nicht bloß als Sieger über Oesterreich in seine Hauptstadt zurück; seine „kluge

und unwiderstehliche Politik" hatte seinem Frankreich eine weitere noch erwünschtere Sicherheit gebracht, indem an seinen Grenzen nur noch zerrissene, gespaltene, ohnmächtige Staaten zu liegen schienen, deren Stämme und Fürsten im hergebrachten Streite ihrer unfriedlichen Natur gleichsam nur von der Gnade der französischen Nation lebten.

Das Schauspiel, welches dieser innere Streit der deutschen Mächte den siegberauschten Franzosen in jenem Momente gewährte, gehört zu den beschämendsten Thatsachen, deren ich mich in meiner langen politischen Thätigkeit erinnere. Ich hatte daher schon während des Krieges meinen Einfluß auf litterarische Kreise besonders in dem Sinne geltend gemacht, daß es die Aufgabe wäre, das nationale Gefühl, ja selbst die nationale Leidenschaft, in diesem Kampfe mehr zu entflammen.

Deshalb vermochte ich mich nicht, wie die Berliner Kreise es thaten, von der im Beginne des Kampfes durchaus patriotischen Haltung der süddeutschen Presse und insbesondere der Augsburger Allgemeinen Zeitung völlig zu sondern. Ich ließ mit Hermann Orges, der als einer der talentvollsten Gegner des Napoleonismus immerhin nicht ohne Wirksamkeit dastand, durch mein Cabinet zuerst gewisse Beziehungen unterhalten, wie ich mich ebenso selber bemühte, den Aufschwung der nationalen Gefühle im nördlichen Deutschland zu fördern.

Unter den Druckschriften, die gleich im Beginne des Krieges durch volksthümlichen Ton und kriegerische Sprache meine Aufmerksamkeit erregt hatten, befand sich ein in Berlin erschienener „Mahnruf an das deutsche Volk von einem unabhängigen Liberalen" mit dem vielversprechenden Titel: „Brennuszug und Moskowiterthum". Der Mann, welcher die Broschüre geschrieben, schien eine glückliche Ader zu haben, sich rüstig und ohne Umschweife allem Volke verständlich zu machen.

Der Verfasser der Schrift war E. Fischel. Als sich derselbe in eine nähere Beziehung zu mir zu setzen wünschte, unterließ ich nicht ihn zu einer neuen Leistung aufzumuntern. Ich fand in ihm einen vertrauenswerthen Mann, der mir treu zugethan blieb, bis ihn in Paris ein frühes, äußerst unglückliches Ende ereilte, indem er 1862 von einem rasch dahinfahrenden Omnibus zermalmt wurde.

Im Mai 1859 legte mir Fischel ein Exposé zu einer Arbeit vor, welche ich dann auf der Rosenau mit ihm gemeinschaftlich redigirte. Es gelang uns etwas so Packendes und Zeitgemäßes zu Tage zu fördern, daß die Schrift, welche den Titel erhielt „Despoten als Revolutionäre", sofort in 25 000 Exemplaren verkauft wurde.

Sie machte auch in Frankreich und England ein ungewöhnliches Aufsehen

und wurde in London zu meinem nicht eben großen Vergnügen, und zum nicht geringen Schrecken mancher meiner Freunde unter dem Titel: The duke of Coburg's pamphlet übersetzt und verbreitet. Julius Fröbel charakterisirte in seiner Schrift: „Die Bestandtheile der deutschen Parteien" das Pamphlet mit folgenden Worten: „Auf wenigen Blättern enthält dasselbe in einer frischen und kraftvollen Sprache, dem Verständnisse des ganzen Volkes zugänglich, die Wahrheit über die große Politik, die uns drohenden Gefahren und über die Schulfuchsereien, mit denen unsere Doctrinärs den Uebergang vom Gerede zur That zu vereiteln gewußt haben. Noch heute (die Schrift Fröbels erschien Ende 1860) ist das Schriftchen Allen denen zu empfehlen, welche es noch nicht gelesen haben, denn nirgends ist ein so zusammengedrängter Unterricht in der Politik außerdem zu finden."*)

Ich will hier nicht von dem Erfolg sprechen, welchen vielleicht der lockende Titel des Büchleins am meisten hervorbrachte, indessen bewahre ich noch heute die Correspondenz Fischels, welche mittheilt, wie es fast unmöglich war, die steigende Masse der Bestellungen aus allen Theilen Deutschlands zu befriedigen. Ich hatte nach dem abermaligen Zusammenbrechen der deutschen Hoffnungen durch den Frieden von Villafranca keinen Augenblick mehr gezweifelt, daß es Noth thue, die größeren Massen in Deutschland für die nationale Frage zu interessiren, zu erwecken und überhaupt in Bewegung zu bringen, welches auch das Resultat dieser harten Arbeit sein mochte.

Es ist heute unendlich einfach und leicht, diese Tendenzen des nationalen Geistes der damaligen Zeit von oben herab zu behandeln und als eine gleichsam unnöthige Anstrengung gegenüber dem, was nach einem Decennium wirklich geschah und von Preußen geleistet wurde, zu betrachten; aber wer diese Dinge genau kannte, wird wissen, daß alle entscheidenden Kräfte eben nie in Bewegung gekommen wären, wenn nicht die unaufhörliche nationale Nöthigung, der Drang der Gebildeten, die Erregung der Massen, und, ich sage es hier ein für allemal, auch eine gewisse Furcht vor der Revolution den steifen bureaukratisch gezügelten deutschen Geist einigermaßen geschmeidig gemacht hätte.

Es kam nur darauf an, daß die nationalen Programme sich nicht ins

*) Die Broschüre hat in England eine umfangreiche Geschichte gehabt, welche ich hier nur in den äußersten Umrissen angebe. Es nannte sich ein Mr. Johnston schließlich als Uebersetzer des Schriftchens, welcher aber notorisch kein Deutsch verstand. Derselbe soll ein Agent Palmerstons gewesen sein. Hierauf erschien in London Reply to the duke of Coburg's Pamphlet on Russia and France by Ismael, eine klägliche Erwiderung, welche auch meinen Bruder berührte und sichtlich eine Agitation im Stile von 1853 gegen den letzteren war.

Bodenlose zersplitterten, daß die Parteien im nationalen Sinne wenigstens in der Hauptsache geeinigt blieben. Ich ließ von Fischel noch im Herbste eine neue Broschüre ausarbeiten und hatte nichts dawider, daß sie unter der Firma des Verfassers der „Despoten als Revolutionäre“ erschien.

In der Schrift „Preußens Aufgabe in Deutschland. Rechtsstaat wider Revolution,“ findet der Leser die Grundzüge aller jener staatlichen Verhältnisse entwickelt, welche heute faktisch bestehen. Auch der Beweis, daß ein auf liberalen und fortschrittlichen Grundlagen unter Preußens Führung geeinigter Bundesstaat allerdings mit Oesterreich auf's Engste und Friedlichste verwachsen sein könnte, wurde in der Broschüre mit aller Schärfe geführt. Ebenso wurde das Verhältniß Preußens zu den Mittel- und Kleinstaaten in einer Weise bezeichnet, wie es sich später thatsächlich entwickelt hat und heute zu Recht besteht. Fischel hat später noch eine Anzahl von kleinen Schriften veröffentlicht, unter denen „der entlarvte Palmerston“ wohl die bekannteste geworden ist; ich bin jedoch diesen späteren politischen Arbeiten des talentvollen Publicisten ganz fern geblieben.

Inzwischen waren preußische und nichtpreußische Deutsche an verschiedenen Orten Mitteldeutschlands in persönlichen Verkehr getreten, um sich über die Lage zu verständigen und die Bildung einer Partei anzustreben, welche die nationalen Aufgaben vertreten und Verbindungen mit Preußen suchen sollte.

Die ersten Regungen dieser Art standen noch ganz unter dem Eindrucke der allgemein vorausgesetzten förmlichen Allianz Oesterreichs und Frankreichs gegen Preußen. In vielen deutschen Zeitungen wurde recht geflissentlich und selbst wider besseres Wissen die Meinung verbreitet, Oesterreich führe wirklich etwas im Schilde, um die Machtentwickelung eines Feindes zu hemmen, „der weit fürchterlicher sei, als der Napoleonismus“.

Unbegreiflicher Weise gefiel sich Graf Rechberg in diesem Augenblicke in der sonderbaren Attitüde, den Deutschen, welche Oesterreich nicht Heeresfolge leisteten, Angst einjagen zu wollen. Er hat dadurch nur die Einigkeit der verschiedenen deutschen Parteien befördert. In letzterer Richtung waren schon im Mai Anknüpfungspunkte zu einer Coalition liberaler und conservativer Elemente gewonnen worden. In Nassau fanden Conferenzen zwischen Vertretern verschiedener politischer Richtungen in diesem Sinne statt, und man fragte bei mir an, ob der Versuch einer Verschmelzung der Gothaischen und Großdeutschen Richtung mit zu modificirendem Gagern'schen Programm auf meine Unterstützung zählen könnte. Die Gewalt der Ereignisse drängte diese schwachen Versuche zurück. Aber am 17. Juli versammelte sich eine namhafte Zahl von vorgeschrittenen Männern in Eisenach und zeigte eine starke Wendung ihrer Ansichten

zu Preußen, wodurch es möglich wurde, daran zu denken, die getheilten Parteien in nationalem Sinne zu vereinigen. Auch schon diese erste Eisenacher Versammlung „deutscher Demokraten", wie sie sich ausdrücklich noch nannten, verlangte Preußens Initiative, Preußens diplomatische und militairische Führung und eine deutsche Centralregierung unter Preußens Leitung.

Diesem Programme entsprach eine am 19. Juli von den Führern der liberalen Partei in Hannover ausgegangene Erklärung, welche es als den „natürlichsten Weg" bezeichnete, daß eine der beiden großen deutschen Regierungen die unaufschiebbare Reform des Bundes in die Hand nehme. „Oesterreich ist dazu außer Stande", hieß es in dem Schriftstück, „die Ziele der preußischen Politik fallen mit denen Deutschlands im Wesentlichen zusammen. Die letzten Monate haben bewiesen, daß es nicht gerathen ist, bis auf die Stunde der Gefahr zu warten, um erst beim ausbrechenden Kampf zu versuchen, ob gemeinsame Beschlüsse der deutschen Regierungen über ein rasches und energisches Handeln zu erreichen sind."

Den Erklärungen der Parteitage von Eisenach und Hannover wurde so vielfache Theilnahme geschenkt, daß man sich vereinigte, am 14. August eine größere zweite Versammlung nach Eisenach zu berufen. Bei dieser waren anwesend: Bennigsen, Frese, Schüler, Lammers, Jacobs, Streit, Plitt, Unruh, Habicht, Winter, Hering, Jäger, Franz Duncker, Albrecht, Breusing, Brockhaus, Siegel, Fries, Lucius, Reuß, Zabel, Katzenstein, Cretzschmar, Taschner, Rochau, Henneberg, Schulze-Delitzsch, Metz, Hoffmann (Eisfeld), Kreuznacher. Der größere Theil dieser Männer, darunter Schulze-Delitzsch, v. Bennigsen, v. Rochau, vereinigten sich dann zu einer Erklärung, welche, von Metz verfaßt, den eigentlichen und ersten Aufruf zur Bildung einer nationalen Fortschritts-Partei enthielt.

In Form einer Erläuterung des sogenannten Eisenacher Programms war hier „die Idee eines einigen Deutschlands mit nach Außen kräftigen und nach Innen freien Institutionen ohne Rücksicht auf die vorerstige Form der Regierung und Einigung" als Ziel aller Bestrebungen ins Auge gefaßt.

Die Versammlung selbst vereinigte sich schließlich auf folgende Punkte:

1. Die Bildung einer deutschen Nationalpartei aus den verschiedenen Fractionen der liberalen Partei schon jetzt in die Hand zu nehmen.

2. Sie hat sich, in Erwägung, daß ihre Zusammensetzung diesen Punkt begünstigt, sofort als gemeinschaftlicher Ausschuß für die Vorbereitung dieser Parteibildung constituirt.

3. Sie hat ferner in dieser Eigenschaft zugleich eine anderweitige Ausschußsitzung für die Zeit des nächsten in Frankfurt tagenden volkswirthschaftlichen Congresses (15. und 16. September) anberaumt und die Mitglieder der Versamm

lung ermächtigt, hierzu geneigte und geeignete namhafte Patrioten Nord- und Süddeutschlands aller Fractionen der liberalen Partei einzuladen.

4. Gleichzeitig hat dieselbe einen engeren Ausschuß zur Besorgung der laufenden Geschäfte in den Personen der Herren: R. v. Bennigsen, Gutsbesitzer in Hannover, Hugo Fries, Advokat in Weimar, A. Metz, Advokat in Darmstadt, A. Reuß, Mitredacteur beim fränkischen Courier in Nürnberg, A. L. von Rochau in Heidelberg und H. v. Unruh, Regierungsrath in Berlin erwählt.

Im Namen dieses engeren Ausschusses verschickte H. Fries die Einladungen zum Beitritt in den neuen Verein, welcher bekanntlich in kurzer Zeit zu einer ungeahnten Bedeutung emporstieg.

Bevor ich jedoch die Geschichte des Nationalvereins und meine eigene Betheiligung an demselben weiter verfolge, habe ich hier noch einiger besonderer Ereignisse zu gedenken, in Folge deren meine Person selbst zum Gegenstande eines diplomatischen Intermezzos gemacht wurde, welches eine kleine Abwechselung in den sonst auch blühenden Notenkrieg zwischen dem Grafen Rechberg und Herrn von Schleinitz brachte.

Die Eisenacher Resolutionen hatten an vielen Orten, wo man von den Regierungen nicht undeutsche Gesinnung voraussetzte, einen lebhaften Wiederhall erweckt. In Dessau, Köthen, Gera, Braunschweig wurden Adressen im Sinne des Nationalvereins von den Bürgerschaften oder den Landesvertretungen verfaßt. In Gotha, wo die Wogen der Bewegung in Erinnerung an die gleichsam angestammte deutsche Stellung sehr hoch gingen, beschloß man, mir eine Deputation zu senden, welche den nationalen Ideen und Wünschen sehr energisch Ausdruck geben sollte:

„Gestern Sonnabend Abend ist in einer Versammlung“, so schrieb mir G. Freytag, „beschlossen worden, an Ew. Hoheit in Angelegenheiten Deutschlands eine ehrfurchtsvolle Adresse zu richten, in welcher hohes Vertrauen zu der bewährten deutschen Gesinnung meines gnädigen Herrn und die Bitte ausgedrückt werden soll, Ew. Hoheit möge den Bestrebungen für bessere Einigung Deutschlands allerhöchste Protection zuwenden.“

„Diese Adresse soll heut Abend 7 Uhr bei mir berathen werden, Montag Abend aber von dem versammelten ehrbaren Volke angenommen und sodann Ew. Hoheit unterthänigst gebeten werden, einen Tag für Annahme zu bestimmen.“

„Da die Antwort, welche Eure Hoheit zu geben geruhen, gleichviel ob mündlich oder schriftliches Wort, laut durch Deutschland schallt, so scheint mir dieselbe bei solcher Gelegenheit eine ernste Sache. Sammer hat mir einmal erzählt, daß Sie ein großes Fürstenwort zu ihm gesprochen haben; der Sinn war, wenn ich ihn recht gefaßt, wohl der, daß Sie immer einen Theil Ihrer

Souverainetätsrechte, der Ihnen durch die Katastrophe von 1806 geworden sei, als ein Eigenthum der deutschen Nation und sich nur als Verwalter derselben angesehen haben. Ein solches Wort würde, bei solcher Gelegenheit gesprochen, eine elektrische Wirkung durch ganz Deutschland ausüben."

„Siebleben, den 21. August 1859.

„Mit Ehrfurcht und Anhänglichkeit
Eurer Hoheit
treugehorsamster
Freytag."

In der Adresse, welche mir von einer großen Zahl angesehener Gothaer überreicht wurde, war mit Hinblick auf die Lage Deutschlands der Wunsch ausgedrückt, „die Bildung einer großen nationalen Partei zu befördern, deren Ziel ein Bundesstaat mit Volksvertretung sei, unter der militairischen und diplomatischen Führung Preußens".

„Eure Hoheit wolle geruhen", so schloß die Adresse, „mit Huld die gegenwärtigen patriotischen Bestrebungen des deutschen Volkes zu beurtheilen, denselben schützende Fürsorge zu gewähren, und in den Kreisen Höchster Fürstlicher Macht gnädige Förderung und Unterstützung angedeihen zu lassen. Wir wagen hier nicht auf die Wege einzugehen, in denen Ew. Hoheit, als Mitglied des deutschen Bundes, der größten Angelegenheit des deutschen Volkes hilfreich sein wollen. Aber wir haben die Ueberzeugung, daß jede politische Frage, welche jetzt zwischen deutschen Regierungen und beim Bunde schwebt oder angeregt werden kann, durch ihre gedeihliche Lösung auch die deutschen Einheitsbestrebungen fördern muß."

Meine Antwort ertheilte ich mündlich nach der folgenden von mir damals gemachten Aufzeichnung:

„Meine Herren! Mit aufrichtiger Genugthuung vernahm ich aus der mir überreichten Adresse, daß auch in meinem kleinen Heimathlande die schwer auf uns lastenden Verhältnisse der letzten Monate tief empfunden worden sind."

„So ist denn endlich, nach einer Reihe von Jahren tiefster Apathie, der Wunsch nach nationaler Stärke und Größe, nach Macht gegen Außen und Einheit nach Innen im Volke wieder erwacht, und mit froher Hoffnung heißt jeder Patriot diese neue Regung willkommen."

„Mögen die Wege sein, welche sie wollen, auf denen wir zu jenem ersehnten Ziele gelangen und mag die einstige Constituirung Deutschlands eine Form haben, welche sie will: so viel steht fest, daß nur dann Ersprießliches erreicht werden kann, wenn Fürsten wie Staaten bereit sind, dem großen Ganzen Opfer zu bringen."

„Was meine Person betrifft, so habe ich mich bereits bei der Gründung

der Centralgewalt im Jahre 1848, sowie bei der Constituirung der Union im Jahre 1850 aus freiem Antrieb und freudigen Herzens erboten, meine Opfergabe auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen."

„Daß meine patriotischen Bemühungen bei dem deutschen Volke und auch bei Ihnen, meine Herren, eine freundliche Anerkennung gefunden, ist mir ebenso wohlthuend gewesen, als es mich stets ermuthigt hat, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. Und so nehmen Sie denn meine Versicherung hin, daß ich nicht nur jetzt das Streben nach Bildung einer großen nationalen Partei mit Freuden begrüße, sondern auch stets mit Rath und That zur Hand sein werde, wo es sich darum handelt, unserem Vaterlande das Ansehen und die Macht zu verschaffen, auf welche die deutsche Nation vor Allem so gerechten Anspruch hat."

Diese kleinen Staatsereignisse hatten sich am 28. August in Gotha zugetragen, ohne daß ich erwartet hätte, schon nach wenigen Tagen der Gegenstand heftiger diplomatischer Erörterungen von Seite des Wiener Cabinets deshalb werden zu können. Ein vernichtendes Verdict wurde über Ansichten gefällt, „welche", wie es in der Note des Grafen Rechberg hieß, „im Munde eines souverainen Fürsten ganz besonders tadelnswerth wären"; und um dem diplomatischen Federkrieg die Krone aufzusetzen, wandte sich das österreichische Cabinet auch noch beschwerdeführend an die Berliner Regierung, daß sie in ihrer nächsten Nähe die bedenklichsten Umtriebe zum Umsturz des ehrwürdigen deutschen Staatenbundes dulden könne.

So wenig freundschaftlich gerade in jenem Augenblicke die Beziehungen genannt werden mochten, welche Herr von Schleinitz zu mir unterhielt, so durfte sich der preußische Minister jetzt doch keineswegs besinnen, die von Oesterreich angegriffene deutsche Bewegung in Schutz zu nehmen. Herr von Usedom meldete mir schon am 20. September, daß der Schreckschuß des Grafen Rechberg gegen mich auch in Berlin durch den österreichischen Geschäftsträger vorgelesen wurde und der Prinz=Regent selbst die Angelegenheit in seine Hand genommen habe. Die von Herrn von Schleinitz gezeichnete Antwortsnote an den Grafen Rechberg enthielt die Mittheilung, daß die Beschwerden des österreichischen Cabinets dem Prinz=Regenten selbst zur Kenntniß gebracht worden seien, worauf es weiter hieß:

„Allerhöchstderselbe hat Sich dahin zu äußern geruht, daß das volle und begründete Vertrauen, welches Er zu Seinem fürstlichen Vetter und Freunde hege, der Voraussetzung, daß zu einer Verwahrung der Rechte anderer deutscher Fürsten, der Einzelnen oder der Gesammtheit, Veranlassung gegeben sein könne, nicht Raum lasse und daß den Worten des Herzogs, welche ein von den meisten deutschen Regierungen zu verschiedenen Zeiten anerkanntes Bedürfniß auf Verbesserungen der deutschen Bundesverfassung aussprächen, jede Ermuthigung von

Tendenzen, welche ein ähnliches Ziel auf ungesetzlichen Wegen verfolgten, fern liege.“

„Was die in Deutschland jetzt lauter hervorgetretenen Bestrebungen nach einem solchen Ziele betrifft, so hat die königliche Regierung in der letzten Zeit sich in der Lage gefunden, in der Antwort, welche der Minister des Innern auf Allerhöchsten Befehl auf eine Adresse aus Stettin ertheilt hat, sich darüber in einer Art und Weise auszusprechen, welche ohne Zweifel bereits durch die öffentlichen Blätter wie zu Ihrer, so auch zu der Kenntniß des Herrn Grafen von Rechberg gekommen ist. — Eine authentische Abschrift dieser Antwort füge ich indeß zu etwaigem Gebrauche bei.“

„Der Loyalität ihrer Gesinnung sich bewußt, kann die königliche Regierung auch in dem von ihrem Willen unabhängigen Umstande, daß der Name Preußen bei den jetzigen Bewegungen von vielen Seiten vorangestellt wird, keine Veranlassung zu anderen Erklärungen ihren Bundesgenossen gegenüber finden, als diejenigen sind, welche sie soeben dem eigenen Lande gegeben hat. Indem ich daher hierauf lediglich Bezug nehme, kann ich gleichwohl eine Bemerkung über die nach Dresden gerichtete Depesche des kaiserlichen Herrn Ministers nicht zurückhalten.“

„Sie betrifft die Stelle am Schluß, in welcher der Herr Graf von Rechberg sagt, daß in nicht ferner Vergangenheit die edle Gesinnung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich und die Friedensliebe der beiden deutschen Großmächte Deutschland vor den Gefahren eines inneren Krieges bewahrt habe.“

„Die hier berührte Thatsache gehört der Geschichte an. Ich muß aber darauf aufmerksam machen, daß die damals gefundene Ausgleichung große schwebende Fragen ungelöst gelassen hat, welche es weder klug noch gerecht sein würde, auf Irrthümer oder Bestrebungen von Parteien zurückführen zu wollen. Ich erinnere daran, daß zu der Lösung dieser Fragen Oesterreich selbst in unzweifelhaften und bestimmten Erklärungen vor wie nach dem angedeuteten Zeitpunkte sich berufen gefühlt hat mitzuwirken. Und wenn die Lösung dieser Fragen auch jetzt noch der Zukunft vorbehalten bleiben muß, so wird es sich dabei für die Preußische Regierung jederzeit nicht um selbstsüchtige Tendenzen oder einseitige Ansichten, sondern um ihre Pflichten gegen Preußen und Deutschland handeln.“

Ich habe fast den ganzen Wortlaut dieser merkwürdigen Depesche ohne Rücksicht darauf, ob derselbe schon publicirt worden ist oder nicht, in diesen Erinnerungen, aufbewahren zu sollen gemeint, da das Schriftstück zu jenen erfreulichen und ehrenvollen Denkmalen energischer Gesinnung gehört, welche den Glauben an Preußens Beruf und seine endliche Thatkraft niemals untergehen ließen. Noch werthvoller als diese officielle Aeußerung des auswärtigen Amtes war

mir aber ein sehr freundliches Schreiben des Prinz-Regenten selbst, das jedenfalls bisher gänzlich unbekannt geblieben und in mehr als einer Beziehung von größtem Interesse ist, da es sich über die ganze Situation verbreitet, in welcher sich Preußen und Deutschland befanden.

Man erinnert sich, daß ich schon im Juli, bald nach dem Abschluß des Friedens von Villafranca, an den Prinz-Regenten ein Schreiben gerichtet habe, worin ich neuerdings Mittel und Wege angab, um Preußens damalige Stellung in Deutschland zu verbessern, und in welchem ich den Prinz-Regenten beschwor, eine entschieden deutsche Politik zu verfolgen*). Die Antwort auf meinen Brief wurde jedoch ungewöhnlich lange vertagt. Erst unter den Eindrücken, welche die starke nationale Bewegung auf ihn hervorbrachte, entschloß sich der Prinz-Regent zu einer Recapitulation seines ganzen Verhaltens während des italienischen Krieges und zu einer eingehenden und trefflichen Erörterung, welche, wie ich wohl sagen darf, alle Hoffnungen auf's Neue zu erwecken und den persönlichen Glauben an den guten Willen des Prinz-Regenten neu zu beleben vermochte.

Sein Schreiben war, wie man nicht unbemerkt lassen wird, von Baden-Baden datirt. In der wärmeren südwestlichen deutschen Luft wurde, wie sich Herr von Usedom einmal ausgedrückt hatte, Manches „gekocht", was in den nordöstlichen Gegenden von Deutschland schwerer zu erreichen war.

„Baden 27. Septbr. 1859.

„Schon fast seit zwei Monaten bin ich Dir meine Antwort schuldig, was höchst wunderbar und undankbar klingt. Aber es hat auch seine Entschuldigung und Bedeutung. Dein Brief war inhaltschwer, er betraf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aus Preußens Verhalten in der jüngsten Vergangenheit folgerst Du mit Recht dessen jetzige Isolirtheit, und deshalb willst Du eine Handlung in der Gegenwart, die diese Isolirtheit zu einer Prädominenz für die Zukunft steigert: Eine solche Anschauung verdient die höchste Anerkennung und den aufrichtigsten Dank."

„Was nun die Vergangenheit betrifft, so würde ich, wenn ich dieselbe noch Einmal zu durchleben hätte, ganz genau ebenso, wie geschehen, durchleben und durchhandeln. Denn ich werde mich niemals davon überzeugen, daß ich weise, zum Besten Deutschlands, Preußens und Europas gehandelt hätte, wenn ich durch Kriegsdrohungen gegen Frankreich im März den Krieg auf Deutschland gezogen hätte, um Oesterreichs Politik in Italien zu souteniren!! Ich habe es

*) Siehe oben S. 504 ff.

vom Thron herab gesagt: Ich würde für das europäische Gleichgewicht, für Deutschlands Sicherheit und Preußens Ehre einstehen."

„Als am 20. April mir die Nachricht des abgegangenen Ultimatums zukam, habe ich in derselben Minute (factum, denn die Ordre lag seit dem Vormittage ununterzeichnet auf meinem Tische) die Kriegsbereitschaft unterzeichnet und Deutschland zur Nachfolge aufgefordert. Als der Ticino und Magenta verlassen war und Napoleon nicht Halt machte, obgleich der status quo ante durch Räumung Piemonts hergestellt war, also die Niederwerfung Oesterreichs bis zur Adria wahr werden konnte, somit also das Gleichgewicht Europas bedroht war, ebenso Deutschlands Grenze, — machte ich die Armee mobil — (Beschluß vom 6., Vollziehung am 14. Juni) und forderte Deutschland auf, die Armee am Rhein zu concentriren, zu welchem Behufe sich die preußische Armee am 2. Juli in Marsch setzte. Der Waffenstillstand machte hierin keinen Aufenthalt, bis am 13. Juli die Friedenspost uns erreichte."

„Nach dieser Tagebuchs-Aufzählung frage ich jeden Unparteiischen, wer kann Preußen einen Vorwurf machen, Deutschlands und Oesterreichs Interessen vernachlässigt zu haben? Liegt eine Vernachlässigung darin, daß ich Oesterreichs unüberlegte Handlung nicht durch Provocirung Frankreichs unterstützte und somit den Krieg nach dem Rhein zog? Liegt eine Vernachlässigung darin, daß 400 000 Mann vom 1. Juli ab in ganz Deutschland und Preußen im Marsch nach dem Rhein waren, um, wenn am 16. August der Waffenstillstand keinen Frieden, trotz der Vermittelung der Neutralen, brachte, in den Krieg einzutreten? Ist es Preußens Schuld, daß der übereilte Frieden geschlossen wurde, da man in Villafranca den Marsch jener Armee kannte? Trotz dem Allen ist Preußen nun einmal der Sündenbock, auf den Alles gewälzt wird. Daß aber die deutschen Cabinette den Haß gegen Preußen so weit treiben würden, daß sie gesonnen waren die Veronaer Perfidie d. h. die Commandofrage über die **Preußische** deutsche Armee **mir** nach den §§ des Militairbundes-Reglements zu übertragen, also im Moment eines sehr ernsten Krieges das Commando in einer Art zu bestellen, daß niemals eine Einheit der Operationen möglich gewesen wäre — — dies, sage ich, geht über meinen Begriffs-Horizont! Denn es heißt auf gut deutsch: Lieber einen Krieg schlecht führen, als gut unter Preußens Führung! Wäre ich in dieser Commandofrage majorisirt worden, so hätte ich wahr und wahrhaftig die preußische Armee demobilisirt und hätte den Deutschen überlassen, den Krieg zu führen, den sie so sehnlichst wünschten."

„Ich trage die mir nach allen Richtungen gewordenen Schmähungen sehr ruhig, weil mein Gewissen mich völlig frei von allen Vorwürfen spricht, die man mir macht."

„Du wünschest nun, daß Preußen durch ein energisches Auftreten die Ini-

tiative in der sogenannten deutschen Bundes-Reformfrage (d. i. die Gegenwart) nehme, um das verlorene Terrain wieder zu gewinnen (d. i. die Zukunft), räthst mir dieserhalb eine Commission zu ernennen, die eine dergleichen Reform auszuarbeiten hätte. Der Rath zeugt von Deinem Interesse und Deiner Vorliebe für uns und deshalb habe ich ihn, wie gesagt, mit Dankbarkeit vernommen."

„Aber ich hätte wohl gewünscht, daß Du mir die Basis angegeben hättest, auf welcher Du Dir eine solche Reform denkst und für ausführbar hältst! Denn ich gestehe Dir offen, daß ich eine solche Basis nicht finden kann, namentlich eine solche, die Oesterreich annehmen könnte oder vielmehr annehmen würde. Aus meiner Antwort nach Stettin hast Du ersehen, wie ich die Frage auffasse, sie ignoriren, zurückdrängen, verdächtigen zu wollen, fällt mir nicht ein. Aber momentan sehe ich keine Möglichkeit Etwas zu proponiren, was zum Ziele führte und was angenommen werden würde, weil es von Preußen kommt. Dagegen will ich mit praktischen Propositionen auftreten, z. B. Besserung der Wehrverfassung. Dann dem Rechtszustande in Deutschland das Wort reden, wie er in Preußen geübt wird, also Churhessen und Hannover zeigen, wo das Recht bei ihnen liegt."

„Indessen nehme ich Dein Schlußanerbieten an, mir Deinen Rath zu leihen, wenn ich es wünsche, und somit bitte ich Dich also, mir Deine Pläne und Ansichten mitzutheilen, die Du Dir zur Bundesreform denkst."

„Wie wenig Oesterreich gesonnen ist, irgend Etwas in dieser Richtung zuzulassen, hast Du soeben persönlich erfahren, da es nicht einmal gestattet sein soll, seine Ansicht auszusprechen, geschweige denn zu handeln. Also welche Vorsicht, Umsicht und Weisheit ist nöthig, wenn man schaffen will. Vielleicht interessirt es Dich, die Antwort zu kennen, welche ich nach Wien auf die Mittheilung der Dir gewordenen Lection geben ließ: hoffe, daß Du zufrieden sein wirst, sie liegt bei."

„Nun Adieu! Verzeihe diese verspätete Antwort und die flüchtige Schrift, aber selbst hier verfolgt mich die Mußelosigkeit."

„Dein treuer Freund
30. 9. 59. Wilhelm."

Zu den von dem Prinz-Regenten gewünschten Aufklärungen über die Reform des Bundes ergab sich im Laufe des Herbstes und folgenden Winters mancherlei Gelegenheit im Wege mündlicher Conferenzen, zumal ich im November die Jagden in Letzlingen mitmachen sollte. Bevor ich jedoch zur Darstellung dieser Verhandlungen übergehe, will ich nicht versäumen, das Urtheil beizufügen, welches mein Bruder gleichsam aus der Vogelperspective über die österreichische Note aussprach.

„Sie gilt hier", schrieb er am 4. Octbr., „für ein äußerst schwaches Machwerk: very much open to an answer. Der Sprung in der Logik: weil Du der Ansicht bist, der Bund sollte reformirt werden, so hast Du den Bund gebrochen, würde in Secunda auf einer bürgerlichen Realschule einige Plätzer für den unglücklichen Schüler nach sich ziehen; und die Idee, auf ein Meinungsbekenntniß mit einem Rechtsprotest zu antworten, ist auch eine ebenso neue, als kühne. Etwas Dummes zu sagen, zu schreiben oder zu thun, ist immer mißlich; aber Oesterreich ist gerade in einer so schlimmen Lage, daß es sich besonders davor hätte in Acht nehmen müssen."

Was die in dem Schreiben des Prinz-Regenten übrigens angedeutete Absicht betraf, beim deutschen Bunde zunächst nur mit „praktischen Propositionen" aufzutreten, so wurde dort in Bezug auf Kurhessen und Hannover allerdings Verschiedenes angeregt, was die Aufmerksamkeit der deutschen Politiker, wenn auch nicht zu befriedigen, so doch wenigstens zu fesseln geeignet war. Vorstellungen oder Anträge in Bezug auf organisatorische Fragen, wie etwa die vom Prinz-Regenten selbst betonte Verbesserung der Wehrverfassung, unterblieben aber und sind vermuthlich auf dem Wege von Baden über Berlin nach Frankfurt verloren gegangen.

Die Anträge der badischen Regierung in Bezug auf die Bildung eines Reichsgerichts verliefen im Sande, und die Regierungen der Mittelstaaten fingen wieder von vorne an, durch Separatverständigungen und Conferenzen ein Gegengewicht gegen die preußischen Absichten am Bunde zu schaffen. Die ehemaligen Bundesgenossen von Bamberg traten am 21. Septbr. in München und hierauf am 23. November, noch verstärkt durch Meiningen und Altenburg, in Würzburg zusammen, wo sie über die Veröffentlichung der Verhandlungen der Bundesversammlung, über Errichtung eines Bundesgerichts, über Maßregeln zur Benutzung der Presse im Sinne der Coalition, über Einheit von Maß und Gewicht und vieles Andere, sowie über die kurhessische Angelegenheit Berathungen hielten, während gleichzeitig ein Programm zur Bildung eines ständigen „Reichsbundes" ausgedacht wurde, welcher im Wesentlichen auf den alten Grundlagen der Trias ruhen, aber mit dem Mäntelchen der Bundestreue seiner Mitglieder bedeckt werden sollte.

Was von dieser Seite her als Verbesserung der Bundeskriegsverfassung aus der Bundestagssitzung vom 17. December an die Oeffentlichkeit kam, erregte wahrhaft das Staunen und Schaudern eingeweihter Kreise. Das Elend eines von 17 Stimmen gegängelten Oberfeldherrn mit Bairischen, Würtembergischen, Hannöverschen, Sächsischen Corps-Commandanten sollte der Nation für alle Zukunft gesichert werden.

Nicht ohne Interesse war das Eingeständniß, welches mir der preußische Bundestagsgesandte Herr von Usedom in diesen Momenten wiederholt zu machen genöthigt war, daß es mit den preußischen Mittelchen und halben Maßregeln leider auch nicht vorwärts ginge.

„Gegenwärtig sind es“, so schrieb mir Herr von Usedom am 5. December, „die zum großen Theil muthwillig aufgerührten Bundesreformfragen und Würzburger Quästionen, die mir jetzt und künftig zu thun geben. So wird morgen z. B. die erste Ausschußsitzung wegen des Badischen Bundesgerichts gehalten und am Ende der übel berüchtigte Linde zum Referenten ernannt. Geschieht es nicht, so ist es nur darum, weil man der schlimmen, sehr zweischneidigen Sache nicht noch eine unpopuläre Schelle anhängen will.“

„In der kurhessischen Sache kennen Ew. Hoheit die neueste Phase ..... Die Verstärkung des kurhessischen durch den s. g. Reactionsausschuß von 1851 scheint eine Würzburg-Beustsche Intrigue zu sein. Auch sieht man, wie Oesterreich sich zu den Würzburgern stellt und wie sehr es noch immer die alte Dupirungspolitik gegen Preußen fortsetzt.“

„In der Holsteinischen Sache werde ich wohl noch vor dem Congresse nach Berlin gehen müssen, um Instructionen zu holen resp. zu machen. Und habe ich eher einige Hoffnung, das Richtige in Berlin durchzusetzen, weil die Dispositionen dafür in Berlin gut sind. Albert Pourtalès hatte eine Zeitlang die Idee, die Frage auf dem bevorstehenden Congreß in Anregung zu bringen, um auf eine Theilung Schleswigs hinzuwirken. Aber Oesterreich hat in seiner Circulardepesche vom 1. December sich alle Congreßdiscussionen verbeten, die nicht auf den Züricher Frieden und die Pacification Italiens Bezug haben, denn on sentira facilement tous les graves inconvéniens qui pourraient resulter d'une extension indéfinie des attributions du Congrès.“

„Aus Berlin werden Ew. Hoheit vielleicht in Letzlingen etwas Zuverlässiges gehört haben. Was ich von dort vernehme, macht mir den Eindruck von Schwäche und Halbheit in fast allen Departements. Die Kreuzzeitungspartei rast ärger wie je und wird sich nicht ralliiren, so lange sie die Hoffnung noch nicht aufgeben darf, wieder ans Ruder zu kommen. Sie hofft durch untergeordnete Werkzeuge, wie die s. g. Geheimrathsverschwörung, die Minister zu Maßregeln zu verleiten, welche sie mit ihrer eigenen freisinnigen Kammermajorität überwerfen, so daß sie endlich weder die erste noch die zweite Kammer für sich haben und dann wieder den echten Conservativen Platz machen müßten, welche doch im Grunde die Einzigen sind, welche regieren können.“

„Nach einer vor einigen Tagen abgehaltenen Consultation ist das Befinden des Königs geistig schlechter als jemals. Man fürchtet die Kälte für ihn, läßt man ihn aber nicht ins Freie, so folgen Wuthanfälle, die ebenso schrecklich als gefährlich sind.“

Man erhält aus den voranstehenden Mittheilungen das Bild einer gewissen Rathlosigkeit in den Frankfurter Bundestagskreisen, welches sich mir ebenso in Berlin aufdrängte. Ich machte daher Herrn von Usedom kein Geheimniß daraus, daß mir nach wie vor die Lage Preußens als eine solche erschien, auf welche der Alp einer abermals versäumten Gelegenheit drückte, und konnte mich nicht enthalten über die von Herrn von Usedom erwähnten Bundesmaßregeln ein wenig zu scherzen: „Um der Welt", so antwortete ich demselben am 10. Dezember, „ein kleines Schauspiel zu liefern, wird in Frankfurt über die hessische Frage ein diplomatisches Notentournier gehalten mit hölzernen Schwertern und stumpfen Speeren, auch ist dafür gesorgt, daß, wenn Einer aus dem Sattel fällt, er sich ja nicht wehe thut. Man macht die Faust in der Tasche, thut sehr grimmig und ist fromm wie ein Lamm."

Zwar erhielt ich noch mancherlei weitere Nachrichten über den beim Bundestage jetzt vorhandenen guten Willen, aber es erregte mir wenig Eindruck, wenn man am 12. Dezember schrieb: „Nach meiner Ansicht sollte der Reactionsausschuß von 1851 zuerst über Bord geworfen werden, sodann aber eine Reihe ähnlicher preußischer Anträge in Betreff der übrigen reactionären Bundesmaßregeln und Beschlüsse folgen, die seit 1851 gefaßt sind (Presse, Vereine ꝛc.). Dem Würzburger Freiheitsgebahren kann man nur durch solche wirkliche Fortschritte wirksam entgegentreten. Und es ist vor der Hand leichter, das Reactionäre wieder abzuthun, als Neues, Besseres zu schaffen, was nur unter Umständen geschehen könnte, die soeben fehlen."

Daß auch in Berlin gegen Ende des verhängnißvollen Jahres keine Möglichkeit gesehen wurde, angesichts der auswärtigen Gefahren Entscheidenderes in Deutschland zu thun, konnte ich aus einem Briefe Max Dunckers ersehen, der mir am 2. Dezember schrieb:

„Die Aussichten für das neue Jahr sind weder für die inneren, noch für die auswärtigen Dinge sehr glänzend. Die Stimmung für das Ministerium ist hier, seit der Schillerfeier, seit dem Erlasse des Herrn von Bethmann über die Regulative, seit dem Rücktritt Bonins sichtlich erkaltet."

„In den auswärtigen Dingen ist nichts sicher, als die antisardinischen Absichten, welche man in Paris hegt, die eifrige Tendenz, England zu isoliren und Preußen durch Rußland, nach den Umständen, halten oder fahren zu lassen. Ob schwere Ereignisse schon im nächsten Jahre zu erwarten sind, wird jedenfalls davon abhängen, welcher Grad des Einverständnisses zwischen Paris und Petersburg erreicht werden kann."

„Was meine persönliche Situation betrifft, nach welcher fragen zu lassen Ew. Hoheit die Gnade haben, so ist dieselbe, soweit sie den Intentionen entspricht, in welchen Ew Hoheit meine Berufung herbeizuführen geruht haben, interessant

und vielleicht hier und da nicht ganz ohne Erfolg für diejenige Politik, welcher zu dienen ich stets meine Privatinteressen hintanzusetzen bereit war. Soweit sie die Presse ausschließlich angeht, ist sie leer, aufreibend und entweder vernichtend, oder in hohem Grade deprimirend."

Glücklicherweise gewährte es bei dem Jahreswechsel mehr Beruhigung über Deutschlands Zukunft, wenn man seinen Blick von den politischen Verhältnissen hinweg zu den militairischen Fortschritten der preußischen Armee hinlenkte und von den Absichten Kenntniß nahm, welche der Prinz-Regent in Bezug auf die Reorganisation derselben hegte. Ich war von dem Prinz-Regenten selbst genugsam über die trefflichen Ideen unterrichtet, die ihn seit lange in Betreff der nothwendig gewordenen Heeresreform beschäftigten. Jetzt erschien die Nachricht, daß derselbe ans Werk zu gehen entschlossen sei, wie eine zukunftsreiche Oase in der Wüste politischen und gesetzgeberischen Stillstandes. In ganz Deutschland verkannte Niemand, der irgend mit den militairischen Verhältnissen vertraut war, die Bedeutung dieses Schrittes, zu welchem ich den Prinz-Regenten aus ganzem Herzen beglückwünscht habe.

Wiewohl diese einschneidendste Angelegenheit unserer Zeitgeschichte im Zusammenhange mit der gleich damals von mir ins Auge gefaßten Militairconvention für meine Herzogthümer in späteren Capiteln noch zu besprechen sein wird, so kann ich doch nicht unterlassen schon hier zu bemerken, daß die Maßregel an und für sich kaum einen namhaften Feind, und unter den wirklichen Freunden Preußens immer nur Bewunderer und Beförderer hatte, und daß das ganze Unglück der eben geschilderten deutschen Zerfahrenheit und politischen Irreführung dazu gehörte, um aus dem großen Gedanken und Werke des Prinz-Regenten schließlich eine parlamentarische Pandorabüchse zu machen.

Viertes Capitel.

Gründung des Nationalvereins.

Wenige Tage nach der zweiten Eisenacher Versammlung deutscher Patrioten, die am 14. August stattgefunden hatte, schrieb mir Gustav Freytag, er hätte sich mit Schulze-Delitzsch, welcher bis jetzt die Seele der Bewegung sei und in Kösen weile, in Verbindung gesetzt und derselbe wäre geneigt, wenn ich es wünschte, bei mir zu erscheinen. Ich befand mich eben in Reinhardsbrunn und nahm keinen Augenblick Anstand, mit dem Führer der vorgeschrittensten jener Fractionen, die in so vielversprechender Weise endlich in Eisenach zu einem allgemeinen deutschen Programm sich verbunden hatten, eine Begegnung ins Werk zu setzen. Was mir Freytag von den inneren Vorgängen bei jener Versammlung mittheilte, überzeugte mich, daß ich der Sache in mancher Richtung vermittelnd nützlich sein könne, da bei der Eigenart des politischen Lebens nach rechts und links hin Widersprüche zu beseitigen waren, welche der vollen patriotischen Einigung hinderlich schienen.

So hatte, recht bezeichnend, Mathy für Gotha einen Aufruf zur Betheiligung an einer nationalen Erklärung im Sinne des Eisenacher Programms verfaßt, selbst aber, wie Freytag schrieb, nicht unterzeichnen zu können gemeint. „Da sein Name unter der deutschen Reichsverfassung von 1849 steht,“ berichtete Freytag, „zieme es ihm nicht, denselben unter ein Schriftstück zu setzen, welches weniger und minder Großes fordert.“

Bei solcher Art von Bedenklichkeiten konnte man versichert sein, daß die ganze Bewegung bald wieder im Sande verlaufen werde. Da ich selbst als Fürst und Landesherr die deutsche Reichsverfassung seinerzeit nicht nur unterzeichnet, sondern sogar gesetzlich anerkannt hatte, so durfte ich vielleicht hoffen, daß es auf Patrioten, wie Mathy, doch einigen Eindruck machen müßte, wenn ich meinerseits jetzt für die so gemäßigte deutsche Agitation mein vollstes Interesse offen bekannte. Freytag wollte mich in dieser Beziehung lieber zurückgehalten wissen.

„So lange die Agitation", schrieb er mir, „vorzugsweise in den Händen der besonnenen Demokraten ist, hat sie keinen weitreichenden Umfang zu erwarten; denn diese Partei ist kleiner, als man denkt. Und ich bin ehrfurchtsvoll der Ansicht, daß Ew. Hoheit erst eine stärkere Betheiligung der bedeutenderen Namen abwarten dürften, bevor Sie Höchst Ihr Interesse an der Bewegung öffentlich aussprechen."

Letzterer Schlußfolgerung vermochte ich nicht zu folgen, da ich wohl voraussetzen durfte, daß meine Betheiligung an der Agitation, wenn irgend etwas, die von Freytag gewünschten bedeutenderen Personen doch nur ermuthigen konnte. Ich war daher entschlossen, meinen Einfluß auf die für Mitte September nach Frankfurt berufene Zusammenkunft nach besten Kräften auszuüben und es erschien mir im hohen Grade wichtig, den Führern eine Directive zu geben, welche sich durch die Erfahrungen empfahl, die ich mit dem im Jahre 1853 gegründeten „Verein" gemacht hatte. Ich brachte am 18. August meine Ansichten über den neu zu gründenden Verein zu Papier und erklärte mich, wie schon sechs Jahre vorher, rückhaltlos für die Nothwendigkeit einer wirklichen Parteiorganisation.

In einem Promemoria, von welchem ich hoffte, daß es auf die patriotisch gesinnten Männer aller Parteien Eindruck machen würde, konnte ich mich auf jene Grundsätze stützen, welche ich schon früher aussprach und die dem Leser bekannt sind*). Im Wesentlichen hatte ich der Aufforderung zur Gründung einer festen nationalen Partei jetzt eine aus den neuesten Ereignissen und Erfahrungen gewonnene Motivirung zu geben vermocht und die veränderten Verhältnisse gestatteten doch mit mehr Wahrscheinlichkeit als vor dem Krimkrieg, auf eine große nationale Theilnahme an einem patriotischen Verein zu rechnen. Ich begrüßte die Vereinigung der verschiedenen Parteifractionen der einzelnen deutschen Staaten als ein gutes Vorzeichen für den zu erreichenden allgemeinen deutschen Zweck: „Keine Gothaer, keine Demokraten muß unser Losungswort sein", sagte ich, und wendete mich hauptsächlich gegen den Eigensinn, mit welchem man sich jahrelang über die Formen der künftigen Einheit stritt und entzweite, während thatsächlich der blindeste Partikularismus zur Herrschaft gekommen war.

„Ist nur einmal Deutschland", hieß es ferner in meiner Denkschrift, „geistig einig, so wird der unendliche Druck, der durch die Centralisation des Volkswillens auf sämmtliche Gouvernements ausgeübt wird, Wunder thun und es wird nicht mehr davon die Rede sein, ob dieser oder jener große oder kleine deutsche Staat partikulär dynastisch denkt oder nicht. Die Fürsten werden mit dem Volke gehen müssen."

---

*) S. oben Seite 306.

„Mit der bloßen öffentlichen Discussion und mit bloßen Adressen werden wir jedoch nicht viel erreichen."

„Wir bedürfen nicht nur jener idealen Bande, welche eine übereinstimmende Ueberzeugung leiht, sondern wir bedürfen einer straffen äußeren Organisation. Wollen wir wirklich die widerstrebenden Regierungen in unsere Bahnen hineinzwingen, so müssen wir als festgeschlossene Phalanx auf den Kampfplatz treten. Nur auf diese Weise können wir alles Hin- und Herschwanken vermeiden, nur auf diese Weise können wir einen wirkungsvollen Druck auf die verschiedenen Gouvernements ausüben."

„Ueberblicken wir die Geschichte aller Parteien, die bei einem klar vorschwebenden Ziele dasselbe, selbstbewußt darauf hinsteuernd, erreicht haben, so werden wir finden, daß dies nur durch eine straffe Disciplin möglich war. Und ihrer bedürfen wir vor Allem. Bleiben wir ohne dieselbe, so verfallen wir allmählich wieder der ganzen Misere elendester Kannegießerei."

„Es kann sein, ja ich möchte sagen, es ist wahrscheinlich, daß wir bei der Forderung einer strengen Disciplin weniger zahlreich auf den Kampfplatz treten werden. Aber was schadet das? Was wir an Zahl verlieren, gewinnen wir an Energie und Nachdruck."

Auch in Bezug auf die Form des zu gründenden Vereins glaubte ich ganz ähnliche Einrichtungen empfehlen zu sollen, wie ich sie dem kleineren litterarischen Kreise vorgeschlagen hatte, der sich im Jahre 1853 um mich versammelte. So wenig man eine solche Organisation heute in irgend einem regen Vereinsleben als entbehrlich erachten würde, so ungewöhnlich waren doch Vorschläge dieser Art in damaliger Zeit, und der Nationalverein, der im Ganzen und Großen sich auf ähnlichen Grundlagen erhob, erregte eben dadurch schon in manchen Kreisen Bedenken. Es bedurfte noch eindringlicher Vorstellungen, um die Mehrzahl von der Nothwendigkeit eines disciplinirten Partei-Vereins zu überzeugen. Wenn ein solcher trotz alledem endlich ins Leben trat, so dürfte es immerhin als etwas Ernstes und für das langsam erwachende politische Leben unserer Nation nicht zu Unterschätzendes angesehen werden, daß sich zum erstenmale ein weites Netz politischer Gesinnungsverwandtschaft über eine große Zahl in der Hauptrichtung gleichwirkender Genossen in ganz Deutschland ausbreitete.

Am 21. August hatte sich Schulze-Delitzsch verabredetermaßen bei mir eingefunden. Es liegt mir ferne, in eine Würdigung der allgemeinen Stellung und Wirksamkeit desselben an diesem Orte einzugehen. Was ihn jedoch, wie eine nicht unerhebliche Zahl seiner Gesinnungsgenossen, die man als Demokraten bezeichnete und welche nachher im preußischen Landtag als Fortschritts-Partei sich constituirten, auszeichnete, war ein großer patriotischer Zug, der seine Wege veredelte. Die innige Ueberzeugung, daß aller wahre Fortschritt, wie sehr man

auch über seine Ziele streiten mag, in der Tiefe der Volksseele, des Volkslebens und des Volkswohls seinen Ursprung nehmen muß, gab ihm und manchem seiner damaligen Genossen, an deren Bekanntschaft meine Erinnerungen gerne haften, einen edlen Schwung, der jeden Gedanken streberhaften Wesens ausschloß.

Auf dem gleichsam jungfräulichen politischen Boden jener Tage, vor der sogenannten Conflictszeit, begegneten sich noch verschiedene Geister in Hoffnungen und Bestrebungen, die heute, weil dieselben erreicht sind, einem oft inhaltsleeren parteipolitischen Treiben gewichen sind. Man blickt auf diese Vereinigungen, auf dieses Herüber- und Hinüberweben jener ersten Tage eines erwachenden größeren politischen Lebens in unserem Vaterlande wie auf die Erzählungen der Bibel vor der großen Völkerscheidung zurück.

Ich theilte Schulze-Delitzsch meine Ansichten über den Verein mit und er versprach mir, sein Möglichstes zu thun, damit die Sache in demselben Geiste in's Werk gesetzt werde. Namentlich schien ihm mein Rath, der eigentlichen Frage über die einstige Construction Deutschlands um jeden Preis aus dem Wege zu gehen, sehr einzuleuchten. Er hatte die richtige Empfindung, daß jede starke Betonung einer Verfassungsform, in welcher sich Deutschland entwickeln müßte, die hinter ihm stehenden Demokraten der nationalen Richtung allzusehr entfremden würde. Meine Anschauungen begegneten sich mit den seinigen auch in dem Punkte, daß ein nationaler Verein wenig zu bedeuten hätte, wenn man nicht bei demselben auf eine Armee von Anhängern zu verweisen im Stande wäre. Was ich am meisten fürchtete, war eine abermalige Täuschung unserer gebildetsten Kreise, in welchen jeder für sich einen politischen General ohne Truppen vorzustellen schien.

Im Uebrigen eröffnete ich Schulze-Delitzsch meine Bereitwilligkeit, dem zu gründenden Vereine in meinem Lande Schutz zu gewähren, falls sich der Constituirung desselben in Frankfurt Hindernisse entgegenstellen sollten. In allen wesentlichen Punkten zu voller Uebereinstimmung unserer Ansichten über die Angelegenheit gekommen, verabschiedeten wir uns zunächst mit dem Wunsche, daß von unserer Vorverhandlung kein weiterer Gebrauch gemacht werden sollte, und erst als später die Frage über den Sitz des Vereins wirklich zu rascher Entscheidung gebracht werden mußte, trat mein Name in unmittelbarere Beziehung zu dem deutschen Nationalverein. Für seine Entstehung aber war das Datum des 21. August viel bedeutungsvoller, als man damals und nachher gewußt hat.

Für den 9. September kündigte mir hierauf Schulze-Delitzsch den Besuch meines spätern Freundes von Bennigsen, ferner von Unruh's und des Advocaten Fries aus Weimar in Coburg an. Dieselben fanden sich mit noch Anderen und mit Schulze selbst hier ein, um die letzten Verabredungen vor der nach Frankfurt

berufenen entscheidenden Versammlung mit mir zu treffen. Ernstlich sprachen mir diese Herren ihre Ueberzeugung aus, daß die Gründung eines allgemeinen nationalen Vereins unter allen Umständen eines sicheren letzten Rückhalts in meiner Theilnahme bedürfe. Man einigte sich, im Wesentlichen durchaus nach den Grundsätzen verfahren zu wollen, welche ich in meinen wiederholt erwähnten Denkschriften niedergelegt hatte. Ich selbst begab mich nach dem Schluß unserer Berathungen nach Schlesien, wo ich bis zum 21. auf einem Jagdausflug verweilte. Es schien mir in diesen Tagen schon deshalb erwünscht, dem Schauplatz der Thätigkeit jener Herren fern zu bleiben, da mir dieselben versichert hatten, daß, wie die Dinge in Deutschland lägen, der zu stark hervortretende Antheil einer fürstlichen Person geeignet wäre, dem Unternehmen mehr zu schaden, als zu nützen.

In der Zwischenzeit hatte die constituirende Versammlung des deutschen Nationalvereins am 16. September stattgefunden. Ich ließ von Coburg den Staatsrath Francke an derselben ohne officiellen Auftrag persönlich theilnehmen und erhielt, außer von ihm, auch noch von anderen Seiten freundliche Mittheilungen über die Besprechungen und Versammlungen.

Das äußere Relief der ansehnlichen und von den gewiegtesten Männern besuchten Versammlung ist genugsam bekannt geworden. Die Schwierigkeit, eine Brücke zu finden, von den Anschauungen des Nordens zu denen des Südens, konnte in den öffentlichen Acten und in der Zeitungspresse ebenfalls nicht verheimlicht werden und ist mit Vorliebe von den Gegnern des Nationalvereins betont und ausgebeutet worden. Der Erfolg aber war thatsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß das Statut des Vereins nicht die mindeste bestimmte Erklärung über Art und Weise der angestrebten Vereinigung Deutschlands enthielt. Selbst die Erwähnung der unter dem Namen des Eisenacher Programms bekannten Resolutionen wurde vermieden, und man begnügte sich bei der Anführung des Zweckes des Vereins auf die in Eisenach und Hannover angebahnte nationale Einigung hinzuweisen. Durch die letztere schien die Nothwendigkeit der formellen Gründung eines politischen Vereins hinreichend motivirt zu sein.

Die Leitung der Angelegenheiten wurde einem Ausschusse von 12 Personen mit dem Rechte der Cooptation übertragen. Demselben war zugleich vorbehalten, den Sitz des Vereins nöthigen Falles von Frankfurt nach einem anderen Orte zu verlegen. Es war bezeichnend, wie die alte aus 1848 stammende Frankfurter Tradition auch noch in dieser Versammlung so stark war, daß man fürchtete, allen Anhang, insbesondere in Süddeutschland, zu verlieren, wenn der neue Verein nicht mit dem Namen der alten Kaiserstadt in Verbindung gebracht würde.

Man mußte geradezu seine Hoffnung darauf setzen, daß der Verein in Frankfurt polizeilich nicht würde gestattet werden, um ihn aus Beziehungen herauszureißen, welche unvermeidlich das wüsteste Treiben zur Folge gehabt hätten. Auf diese Weise sorgte wirklich Niemand besser für die Zukunft desselben, als die Bundespolizei selbst, welche dem Frankfurter Magistrat die Aufnahme des einer sorgfältigen Pflege gar sehr bedürftigen Pflänzleins abgerathen hatte.

Am 15. September Abends 8 Uhr waren etwa 150 Personen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands zu einer Versammlung zusammengetreten, die anfänglich das Bild sehr großer und bedenklichster Meinungsverschiedenheiten dargeboten haben soll. Schon vorher war in den Verhandlungen des vorbereitenden Comité's eine Einigung darüber nicht erzielt worden, welche Stellung der Verein in seinen Bestrebungen Preußen gegenüber einzunehmen hätte. Insbesondere die Schwaben hatten die Erklärungen des preußischen Cabinets auf die dem Prinz-Regenten überreichte Stettiner Adresse als ganz ungenügend erklärt, um zu der Führung Preußens irgend ein Vertrauen fassen zu können. Reyscher ging so weit, den eben bekannt gewordenen Wortlaut des Schwerin'schen Programms als hohle Phrase zu bezeichnen, weil es darinnen hieß: „Preußen nehme für sich das Vertrauen in Anspruch, daß es zu rechter Zeit die Wege zu finden wissen werde, auf denen die Interessen Deutschlands und Preußens sich mit den Geboten der Pflicht und der Gewissenhaftigkeit vereinen lassen würden."

In der Hauptversammlung des 16. traten die erwähnten Gegensätze noch viel schärfer hervor. Es entwickelte sich eine Debatte, die den Dualismus in der deutschen Nation so stark als nur denkbar kennzeichnete. Die heftigsten Aeußerungen der Demokratie ließen sich vernehmen, das bekannte Recept von 1848 ward vorgebracht und erklärt, wenn es Noth thäte, sei man bereit, Gewalt zu gebrauchen, um die Nation aus den Händen der Reaction und der Fürsten zu retten. Zugleich traten die Partisane für Oesterreich lauter, als die für Preußen hervor, das Mißtrauen und die Geringschätzung gegen Preußen war überwiegend. Die Süddeutschen warfen Preußen die Ablehnung der Kaiserkrone mit dem Bemerken vor, daß man sich im Süden nicht einen zweiten Korb holen wolle.

In diesem Sinne sprach besonders Reyscher; Welcker aus Heidelberg klagte die deutschen Fürsten als Urheber der Calamität an und wollte dem Verein vor Allem eine Spitze gegen die Fürsten gegeben haben. Auch wurden Vermittelungsversuche gemacht, von denen manche den barsten Unsinn enthielten. So war beispielsweise die Uebertragung der diplomatischen Geschäfte an Oesterreich vorgeschlagen worden, während die militairischen Angelegenheiten der Führung Preußens zugewiesen werden sollten.

Nationalvertretung wurde von allen Seiten verlangt, während man noch den Bundestag in seiner bisherigen Form nicht beseitigen zu können meinte. Nur darin durfte ein Fortschritt erblickt werden, daß die von den mittelstaatlichen Politikern noch immer gepflegte Idee der Trias keinen einzigen Anhänger in dieser Versammlung fand. Indessen war man doch nahe daran, unverrichteter Sache auseinanderzugehen, und es war das wesentliche Verdienst von Schulze-Delitzsch, daß schließlich über den Vorschlag abgestimmt wurde, gar kein Programm aufzustellen, sondern sich mit einer allgemeinen Ansprache an das deutsche Volk zu begnügen, dagegen aber das Statüt des Vereins in der bekannten kurzen Form anzunehmen. Die Worte Schulze's: „Das Volk muß zunächst den Muth haben, sich seines gesetzlichen Rechtes zu bedienen," bewogen auch die Verzagteren das Statut zu billigen. Eine beabsichtigte Proklamation aber wurde mit fünf Sechsteln der Stimmen verworfen.

„Eine große Action", so schloß Francke seinen an mich gerichteten Bericht über die Versammlung, „ist augenblicklich von dem Eisenach-Frankfurter Verein nicht zu erwarten, man wird sich auf ein Wirken in der Presse — (dazu namentlich sind die Geldbeiträge bestimmt) — und in den Einzelkammern, sowie in neuen allgemeinen Versammlungen beschränken. Versuche, den Verein zu unterdrücken und seine Theilnehmer zu verfolgen, die nicht ausbleiben mögen, werden den Verein befestigen und demselben neues Wachsthum verleihen, zumal wenn Zeiten der politischen Noth und Gefahr kommen. Es ist Werth darauf gelegt, gerade am Sitze des Bundestags offen vor den Augen des Volkes sich zu constituiren, und die Genehmigung des Senats in Frankfurt ist bereits nachgesucht. Der Ausschuß rechnet mit Sicherheit auf abschlägigen Bescheid, aber eben so sicher auf den Schutz Ew. Hoheit. Höchst Ihre Theilnahme an den nationalen Bestrebungen ist auf's Freudigste begrüßt worden, und es kann sein, daß bei einer Vertreibung aus Frankfurt der Ausschuß wünschen wird, seinen Sitz in Coburg nehmen zu dürfen. Herr von Bennigsen und Andere begehrten meinen Zutritt zu dem leitenden Ausschuß. Vorläufig habe ich meine nähere Verbindung mit dem Ausschuß in Aussicht gestellt und erwarte von Bennigsen und Schulze-Delitzsch specielle Mittheilungen, die ich Ew. Hoheit vorzulegen nicht verfehlen werde."

Nachdem in Frankfurt dem Vereine wirklich die behördliche Genehmigung verweigert worden war, beschloß der Ausschuß am 16. October, den Sitz desselben nach Coburg zu verlegen, wo der Advokat Streit die äußere Geschäftsführung übernahm. Am 17. October versammelte sich der Ausschuß unter dem Präsidium von Bennigsen's zum erstenmale in Coburg und suchte — was seine öffentliche Wirksamkeit anbelangte — vor Allem die Bedenken und Einwendungen zu zerstreuen, welche von Seite der Süddeutschen insbesondere wegen des Ausschlusses von Oesterreich erhoben worden waren.

In den inneren Verhältnissen der Vereinsleitung trat aber sofort ein gewisser Gegensatz zwischen mehr preußischen und mehr süddeutschen Bestrebungen hervor. Die, welche der ersteren Richtung folgten, gaben sich das Ansehen größerer Staatsklugheit und Berechnung, die letzteren litten zuweilen unter einem Uebermaaß von Enthusiasmus. Die preußisch gesinnten Mitglieder vermochten sich in tiefstem Herzensgrunde nicht von der Idee zu trennen, daß sie das preußische Gouvernement und den preußischen Hof auf ihrer Seite haben müßten, die nationalen und demokratischen Elemente dagegen hofften auf geheime Kräfte und Wirkungen, welche sie den Regierungen überhaupt entfremdeten.

Ich suchte von meinem Standpunkte insbesondere in der ersteren Richtung dem Vereine nach Möglichkeit die Wege zu ebnen, ohne mich darüber zu täuschen, daß man in Berlin nicht allzu viel Vergnügen über den unberufenen und aufdringlichen nationalen Bundesgenossen empfinden werde.

Mitte November war ich zu den Jagden in Letzlingen geladen und benutzte die günstige Gelegenheit, dem Prinz-Regenten die Vereinsangelegenheiten näherzubringen. Er hatte schon Mancherlei von den Versammlungen in Eisenach und Frankfurt gehört, und es erregte sein Interesse, daß der Sitz des neuen Vereins in Coburg aufgeschlagen worden war. „Dies," meinte er, „ist doch besser, als wenn sie in Frankfurt geblieben wären, wo die Sachen sogleich auf Abwege geriethen." Als ich hierauf den Wunsch aussprach, es möchte dem Nationalverein in Preußen gelingen, festen Fuß zu fassen, damit von da aus auf das übrige Deutschland eine günstige Wirkung geübt werden könnte, erwiederte der Prinz-Regent, er würde uns in keiner Weise hindern, doch sei er der Ueberzeugung, daß das, was Deutschland noththue, nicht von unten her gemacht werden sollte. Er kam dann, wie so oft bei ähnlichen Gesprächen, auf seine Erfahrungen aus der Zeit der badischen Revolution — da habe es sich ja gezeigt, wohin alle dergleichen Bewegungen führen. „Deine Tendenz", fügte er hinzu, „die Leute auf dem gesetzlichen Boden zu erhalten, ist ja sehr schön, aber es werden mir eine Reihe von Personen genannt, welche zu dieser Absicht wenig passen."

Er nannte eine Anzahl von Namen und sagte dann: „Wenn solche Leute dabei sind, kann nichts Gutes daraus werden." Ich bemerkte sogleich, daß man die Bedenken des Prinz-Regenten gegen manche Personen bereits benutzt hatte, um ihn überhaupt gegen die Sache einzunehmen; denn so völlig vorurtheilslos der Prinz-Regent sich in sachlichen Fragen zeigte, so wenig geneigt war er, besondere Nachsicht im Urtheile über Personen zuzulassen, deren Gesinnungen nicht als ganz zuverlässig gelten konnten.

Unter diesen Umständen wäre zunächst nichts unrichtiger gewesen, als dem Prinz-Regenten eine starke Neigung für den Verein zuzumuthen. Aber man

mochte es immerhin für eine glückliche Täuschung betrachten, wenn ein großer Theil der dem Nationalverein beitretenden Mitglieder meinte: die Sache erfreue sich der Billigung Preußens. Auch ich war nicht der Ansicht, daß man diesen frommen Wunsch mit rauher Hand zerstören dürfe; wohl aber schien es mir durchaus nothwendig, daß wenigstens der Ausschuß und die leitenden Kreise über die wirkliche Lage der Dinge klar und deutlich sähen und dächten, um grobe Irrthümer vermeiden zu können.

Als sich der Vereins-Ausschuß am 11. und 12. December wieder in Coburg versammelte, glaubte ich demselben kein Geheimniß daraus machen zu sollen, daß die stete Rücksicht, welche man auf die Wege der preußischen Regierung in jedem einzelnen Falle nehmen zu müssen meinte, gar kein Resultat ergeben werde. Die Stellung der preußischen Regierung zu den Bestrebungen des Vereins konnte zwar eine im Allgemeinen duldsame werden, aber der Ausschuß mußte sich bewußt sein, daß er nur getrennt marschiren könne. Ich rieth daher dem Nationalverein eine mehr unabhängige Politik an und empfahl demselben, eine Verstärkung nach unten zu suchen. Schon damals wies ich auf die deutschen Turn- und Gesangvereine, zu denen sich alsbald Schützen- und Wehrvereine gesellten, hin, mit denen der Nationalverein Fühlung nehmen und bei welchen er Unterstützung suchen sollte.

Hier zeigte sich aber, daß einigen Mitgliedern des Ausschusses eine solche Abschwenkung von den rein doctrinären Bahnen nicht zuzumuthen war. Umgekehrt aber wurde mir von manchen Seiten der Vorwurf gemacht, daß ich besonderen Zwecken nachginge, zumal meine eigenen Beziehungen zu den Turn- und Gesangvereinen, sowie zu den Schützen zu dem idealeren Programm des Nationalvereins nicht zu passen schienen.

Ich erinnere mich noch lebhaft einer Conferenz mit den Ausschußmitgliedern des Nationalvereins, welche in meiner eigenen Arbeitsstube in Coburg stattfand und bei der es fast den Anschein gewann, als wäre in sämmtlichen deutschen Landen nichts als Loyalität und Zufriedenheit und nur ein einziger Mißvergnügter vorhanden, der zufällig ein regierender Fürst war.

Man besprach alle möglichen Wege der nationalen Agitation, man verschloß sich keiner Eventualität, keiner Gefahr, die dem Leben des Vereins ein rasches Ende bereiten konnte, dennoch aber wollte Niemand ein Mittel wissen, wie man bestehen könnte, wenn man sich nicht der preußischen Regierung rückhaltlos in die Arme würfe. Ich wendete vergebens ein, daß man von dort in diesem Momente und in der Richtung, welche ein volksthümlicher Verein naturgemäß verfolgen müßte, keine Förderung zu erwarten hätte, und daß, wenn Preußen durch besondere Umstände in eine analoge Bahn gedrängt werden sollte, die Methode seines Fortschreitens in Deutschland nach der Ansicht des Prinz-Regenten, die ich

noch kürzlich kennen gelernt hätte, jedenfalls eine total andere sein, und besten Falles über unsere Köpfe hinweggehen werde. Nach der Conferenz bemerkte einer meiner Bekannten nicht ohne einen Anflug gutmüthiger Bosheit, unter den Ausschußmitgliedern dürften sich ihrer Meinung nach doch wohl eine schöne Anzahl preußischer Ministercandidaten befinden.

Selbstverständlich glaubte ich, trotz dieser kleinen Differenzen, dem Nationalverein niemals meine Unterstützung entziehen zu dürfen, wenngleich der Ausschuß die Bahn einer so lebhaften und durchgreifenden Agitation keineswegs betrat, wie sie nach Jahresfrist durch die Turn- und Schützenfeste in die weitesten Kreise getragen wurde. In Bezug auf geistige und litterarische Leistungen wäre es dagegen sehr ungerecht gewesen, die Thätigkeit des Nationalvereins zu unterschätzen. Was den Deutschen vor anderen Nationen nur immer auszeichnen mag, vereinigten die leitenden Mitglieder des Vereins in feiner Bildung, in Charakter und hervorragendem Wissen, sowie in schriftstellerischem Können in vollstem Maße in sich.

Durch die beträchtlichen Beiträge, welche in die Kasse des Vereins flossen, war es möglich, eine große Zahl gewandter Federn für die nationale Sache in Bewegung zu bringen. Im December wurden die Preßangelegenheiten von dem Ausschuß in ziemlich großem Stile organisirt. Man bildete verschiedene Preßbüreaus. Für Frankfurt wurde Herr von Rochau cooptirt und Dr. Müller zum Mitdirektor der dortigen Büreau's bestimmt. Die Einflußnahme auf die Berliner Presse wurde dem Dr. Fischel zugewiesen. In Coburg blieb die Leitung dieser Angelegenheiten dem Geschäftsführer des Vereins überlassen, welchem ein Secretair beigesellt wurde. Wenn ich nicht irre, dachte man hierbei an Dr. Nagel in Wiesbaden, später führte, soviel ich weiß, Herr Schweigert diese Geschäfte.

Die ersten vom Vereine ausgegangenen litterarischen Sturmvögel waren von Schulze-Delitzsch selbst meisterhaft verfaßt. Er charakterisirte in einer populären Broschüre, welche man in 10 000 Exemplaren drucken ließ, die Tendenzen und die Wirksamkeit des Nationalvereins in so glücklicher und gewinnender Weise, daß selbst die ausgesprochensten Gegner Preußens, wie die Augsburger Allgemeine Zeitung, zunächst nicht wagten, Front gegen die nationale Bewegung zu machen und Hermann Orges sich eifrig bemühte, mit unseren Bestrebungen in Fühlung zu stehen, ja nicht versäumte, mir persönlich die Spalten des in Süddeutschland so einflußreichen Blattes unbedingt zur Verfügung zu stellen.

Als ein Curiosum in der Geschichte des Nationalvereins in diesen seinen Jugendtagen will ich hier nicht unerwähnt lassen, daß der Herzog Karl von Braunschweig, welcher in einer Zuschrift an Herrn von Bennigsen versicherte, daß er niemals abdicirt und auch künftig auf seine Rechte nicht verzichten werde,

die Absicht zu erkennen gab, dem Vereine ebenfalls beizutreten. Der Ausschuß beschloß indessen mit altrömischer Tugend und Zurückweisung aller Vortheile, dem verfehmten Diamantenherzog keine Beziehungen zu dem nationalen Bunde zu eröffnen.

Ebenso wenig fanden die Liebeswerbungen der società nazionale italiana Gehör, deren Secretair Vegezzi-Ruscallo in einem merkwürdigen Schreiben an Herrn von Bennigsen für eine Allianz der deutschen und italienischen Einheitsbestrebungen plaidirt hatte. „Unser Verein", hieß es darin, „wendet sich also mit voller Zuversicht an Ihren Verein, mit dem Vorschlag, gemeinsam zu unternehmender Schritte, um ein deutsches Vaterland und um ein italienisches Vaterland zu begründen. Wenn wir unsere Anstrengungen vereinigen wollen, werden wir den Sieg über die dynastischen Oppositionen davontragen."

In der That war in Bezug auf die italienische Frage die Zeit nicht gekommen, wo man in Deutschland eine Allianz anzunehmen sich entschließen und, so lange Louis Napoleon als der eigentliche Protector Italiens galt, Verbündeter der italienischen Einheitsbestrebungen werden mochte. Der Nationalverein hielt sich überhaupt von den auswärtigen Fragen der Politik meist mit peinlicher Aengstlichkeit fern. Außer Herrn von Bennigsen war auch Niemand recht geneigt und vielleicht auch nicht so vollkommen befähigt, die Fragen der äußeren Politik gewissenhaft zu verfolgen und zu studiren.

Im Beginn des Jahres 1860 zeigten sich die ersten Spuren von Concurrenzvereinen, welche eine neue Spaltung in der nationalen Bewegung befürchten ließen. Die würtembergische Fortschrittspartei hatte schon im December zu Göppingen eine große Versammlung abgehalten, welche zwar ein Zusammengehen mit dem Nationalverein in einigen Punkten constatirte, aber im Ganzen und Großen doch ihre besonderen Zwecke verfolgte und sich im Wesentlichen von den engeren Aufgaben des Nationalvereins trennte. Später zweigten sich unter dem Einflusse der bairischen und österreichischen Regierungen und der ultramontanen Partei noch andere Vereine ab, die gleichfalls unter der Fahne der nationalen Einheitsbestrebungen gegründet wurden.

Daß die Verständigung über den Hauptzweck auf diese Weise nicht wesentlich gefördert wurde, lag auf der Hand, und der Nationalverein stand vor der Alternative, sich entweder mehr nach links zu wenden, oder nach rechts hin eine noch ausgesprochenere preußische Tendenz zu verfolgen. Im Ausschuß des Nationalvereins suchte man zwar die Gegensätze, welche sich hieraus ergaben, so gut wie möglich zu überbrücken, aber die bei der Gründung des Vereins so sehr angestrebte strengere Parteidisciplin war bei solchen inneren Gegensätzen schwer zu erreichen. Um äußerlich die in Süddeutschland augenblicklich unpopulären preußischen Tendenzen des Vereins mehr zu verhüllen, wurde die

Redaction der eigentlichen Schriften des Nationalvereins den liberaleren Elementen überlassen, während intimere Vorgänge mehr in das Dunkel diplomatischer Beziehungen zurückzutreten genötigt waren.

Im März 1860 veröffentlichte der Ausschuß in Coburg eine starke Erklärung gegen Louis Napoleon und speciell gegen die Annexion von Savoyen, während manche andere Kreise des Nationalvereins bereits der Ansicht huldigten, es sei lediglich dessen Aufgabe, die äußere Politik des Berliner Cabinets sorgfältig zu belauschen und unbedingt zu unterstützen. So vermochten auch die „Flugblätter des deutschen Nationalvereins" nur in sehr geringem Maße ein getreues Bild der Thätigkeit und der Ziele des Vereins zu geben, denn das Stück spielte vor und hinter der Scene des politischen Theaters.

Seit dem ersten Mai erschien unter der Redaction von Rochau's in Heidelberg die „Wochenschrift des Nationalvereins" unter Verantwortlichkeit von Feodor Streit in Coburg und debütirte sehr glücklich mit einer Erklärung des Ausschusses gegen den Minister von Borries in Hannover, dessen unglückliche Aeußerungen in der hannöverschen Kammer einen ausgezeichneten Anlaß darboten, um die Agitation des Nationalvereins in einem größeren Stil erscheinen zu lassen. Eine in Folge davon gegen Herrn von Bennigsen gerichtete officielle hannöversche Broschüre brachte etwas dramatisches Leben in die Ausschußverhandlungen und gab dem nur zu lange in den Wolken geführten politischen Kampfe um die deutsche Einheit wieder einmal eine concrete greifbare Gestalt. So darf man sagen, daß Herr von Borries zu glücklicher Stunde erschienen war, um den Nationalverein vor der Gefahr der Langweiligkeit zu retten. Die moralische Bekämpfung des hannöverschen Goliath blieb denn auch einer der vorzüglichsten Erfolge und eine der besten Erinnerungen des deutschen Nationalvereins.

Aber schon diese leise Regung ernsthafterer Opposition war genügend, um auch außerhalb Hannovers einige Regierungen der Mittel- und kleinen Staaten in größte Aufregung zu setzen. Dieselben thaten der deutschen Einheitssache wirklich den Gefallen, sogleich mit allerhand Maßregeln gegen einzelne Mitglieder des Vereins vorzugehen und Vielen ein wenn auch nicht allzu schweres Martyrium zu verschaffen.

Welche gewaltige Erregung selbst an einzelnen Höfen dieser im Allgemeinen wahrlich gemäßigten Bewegung für die deutsche Einheit gegenüber sich zeigte, davon hatten die meisten Mitglieder des Vereins kaum eine Vorstellung. Erst im Sommer des Jahres 1860 mochten sich die Eingeweihteren über die wirkliche Lage klar geworden sein, nachdem ich in Baden-Baden von den dort versammelten hohen Herren zum Gegenstande eines strengen Angriffs wegen des verpönten Nationalvereins gemacht und, wie ich noch zu erzählen haben werde,

recht eigentlich als Sündenbock dieser ganzen Bewegung gekennzeichnet worden war. Doch davon in einem der nächsten Capitel.

Hier will ich nur eine Art von Brief mittheilen, welcher das eben Bemerkte mehr nach der humoristischen Seite beleuchten mochte; denn ein mir befreundeter Fürst schrieb mir damals gleichsam im ersten Schreck über die alarmirenden Nachrichten:

„Aber wie hat sich das alte, von mir so geliebte Coburg verändert! Dort herrscht jetzt die Demokratie! Dort wird Revolution für Deutschland vorbereitet durch den verrätherischen Nationalverein!"

Verbesserungen.

Seite 306 Zeile 17 „heute" zu streichen.
= 333 = 9 statt außer lies außerhalb.
= 412 = 2 = fielen = fiel.
= 417. In der Ueberschrift ist die Ziffer 1 zu streichen

